

Herausgegeben

von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

„Suchet in der Schrift; denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen; und sie ist's, die von mir zeuget."
Joh. 5, 39.

 **Neunzehnter Jahrgang 1891.** 

St. Louis, Mo.
Aug. Wiebusch & Son Printing Company.
1891.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Seite

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

19. Jahrg. Januar 1891. Nro. 1.

Vorwort.

Phil. 2, 14.

Was man zu thun hat ist einem jeden Menschen, der einen Lebensberuf hat, meist so bestimmt vorgezeichnet, daß er, nachdem er einmal in einem solchen Berufe steht, keine Wahl mehr hat, sondern daß ihm seine jedesmalige Arbeit als Pflicht auferlegt ist. So ist es auch mit dem Vorwort zu einem jeden Jahrgang der Theologischen Zeitschrift. Der Redakteur hat es hergebrachtem Brauch gemäß zu schreiben und die Leser haben es zu lesen; selbst wenn sie der Meinung wären, daß der Raum, den das jedesmalige Vorwort in Anspruch nimmt, besser für anderes verwendet werden könnte. Es bildet indes das keine Ausnahme von der Regel, sondern es zeigt sich nur, daß es auf dem Gebiete der theologischen Tageslitteratur ebenso bestellt ist, wie auf allen andern Lebensgebieten. Was wir zu thun haben wird uns zugewiesen. Wodurch? Durch unsere Zwecke, sagt der Selbstsüchtige, durch die Umstände, der Vorsichtige, durch den feinen Ton, der Weltmann. Von den Zeitströmungen läßt sich die Menge, von der Wissenschaft der Gelehrte, von dem Zeitgeist der Gebildete, von dem Drang nach Freiheit der Geknechtete, von der Not der Gedrückte, von seinem Haß der Verbitterte, von seiner Begierde der Versunkene, von seinen Idealen der Schwärmer vorschreiben, was er zu thun hat. Das wird auch gethan und muß gethan werden, und jeder Mensch erfährt es in seinem Leben, daß es wahr ist: Wem ihr euch zu Knechten begebet, des Knechte seid ihr. Ebenso erfährt auch jeder mehr oder weniger, daß er, so lange und soweit ihm sein Thun von solchen Mächten wie die obengenannten zugewiesen ist, gebunden und belastet ist, und es regt sich in ihm nicht ohne Grund der Zweifel, ob denn ein Leben, das im Dienste einer oder mancher dieser Mächte zugebracht wird, nicht ein verlorenes sein möchte. Unzufriedenheit und Ungewißheit sind denn auch daher die deutlichsten Kennzeichen des Weltlebens, und zwar so sehr, daß man behaupten könnte und heute noch behaupten kann: Zufriedenheit und Gewißheit würden die ganze Weltentwickelung zum Stillstand bringen, das ganze Streben der Menschheit lahm legen. Nur dürfen wir nicht meinen, daß dieser Geist der Unzufriedenheit und Ungewißheit an den Kirchenwänden eine unübersteigliche Schranke und auf dem theologischen Gebiete eine ihm unzugängliche Stelle finde. So lange die Kirche in der Welt existiert, dringt der Weltgeist und Weltsinn, der

sich in Unwille und Unglaube ausprägt, ein. Es ist der Unwille über die Lasten, die man zu tragen hat, und der Zweifel an Verwirklichung des Reiches Gottes, der bald stärker, bald schwächer innerhalb der Christenheit einzudringen und sich festzusetzen sucht. Manche Zeitläufte leisten solcher Stimmung besondern Vorschub. Es sind die Zeiten des innern Niederganges, die noch eine zeitlang mit äußerem Glanze und äußerem Wachstum verbunden sein mögen, aber dennoch zuletzt sich — wenn auch nicht deutlich erkennbar — wenigstens bestimmt fühlbar machen. Eine solche Stimmung ist aber weder aus dem Geist Christi erzeugt, noch steht sie im Einklang mit dem Bewußtsein des Christen, daß es nicht die Umstände und Dinge dieser Welt sind, sondern daß der Wille Gottes es ist, der ihm seine Lebensaufgabe zuweist, zuallermeist aber im Trachten nach dem Reiche Gottes Wollen und Vollbringen schafft. Darum soll und muß uns in unserem Christenleben Zufriedenheit, die nicht murrt, und Gewißheit, die nicht wankt und schwankt, kenntlich machen. Das soll um so mehr der Fall sein, je mehr sich in der Welt Murren und Zweifel zeigt. Gerade diese innere Lebensklarheit und Lebenswärme macht den Christen zu einem Lichtpunkt und Lichtträger in der Welt, verleiht allem seinem Thun Aufrichtigkeit und Geradheit, die ihn von der Welt mit weltlichem Anstrich und von der Welt mit christlichem Anstrich unterscheidet. Es giebt ja auch eine Zufriedenheit und Gewißheit des Leichtsinnes, deren Wahlspruch ist: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot." Sie nimmt, wie der reiche Mann im Gleichnis, ihr Gutes in diesem Leben hin, wenn sie kann. Wo es dagegen nicht, oder nicht in der gewünschten Weise möglich ist — und das ist bei der großen Mehrzahl der Menschen der Fall — da zeigt sich derselbe Weltsinn im Murren und im Zweifel.

Nur muß man auch wiederum nicht meinen, daß die Zufriedenheit und Gewißheit des Christenlebens eine stumme Ergebung und ein schweigendes Abwarten ist. Sie mag es wohl manchmal sein, aber nicht immer und nicht unter allen Umständen. Ich muß wirken so lange es Tag ist, sagt der Herr selbst. Diese Wirksamkeit, diese unverdrossene Thätigkeit ist aber nicht leicht in Zeiten des nahenden Gerichtes, wo man es klar einsieht, daß man das, was kommen soll und kommen muß, nicht aufhalten und nicht hindern kann, weil man sich sagen muß: die Menschen wollen nicht. So traten die Dinge schon dem Apostel und seiner Gemeinde entgegen: die Menschen wollten ihrer großen Mehrzahl nach das Evangelium nicht, sie wandelten als Feinde des Kreuzes Christi, als offene Feinde innerhalb des Heiden- und Judentums als vorgebliche Christen, aber geheime Feinde des Kreuzes Christi, selbst innerhalb der christlichen Kirche. Wenn nun auch heutzutage die Menge, der von außen her dem Christentum Widerstrebenden im Verhältnis eine viel kleinere ist, so hat dagegen auf der andern Seite, der irdische Sinn innerhalb der Christenheit soviel mehr zugenommen, ist das Murren ganzer Volksklassen und das Gefühl der Ungewißheit ganzer Schichten der Menschheit ein so allgemeines geworden, daß von manchen jedes Streben und Trachten, das höhere Zwecke, als die Befriedigung des augenblicklichen Bedürfnisses und edlere Motive, als

die der Selbsterhaltung und Selbstbefriedigung hat, als unvermögend der allgemeinen Auflösung entgegenzuwirken, als hoffnungslos und aussichtslos bezeichnet wird. Gerade weil etwas Wahres an dieser Art der Betrachtung der Dinge ist, darum wird sie für den Christen versuchlich. Es ist wahr, daß das schließliche Ende aller Bestrebungen, die aus irdischer Gesinnung hervorgehen, der Untergang ist, und es ist ebenso wahr, daß alle Bemühungen diesen Untergang abzuwenden oder aufzuhalten ebenso vergeblich sind, als es sein würde, wenn man sich bemühen wollte den Wechsel von Sommer und Winter, Tag und Nacht aufzuheben. Ebenso wahr ist es, daß der irdische Sinn dem Untergang entgegenführt, auch da, wo er sich in feinern Formen kund giebt, denn schließlich führt die Verfeinerung zu Formen ohne Inhalt, zu einem Schein, der nicht mehr bloßer Schliff und bloße Politur ist, die das innere Gefüge der Sache noch hervortreten läßt, sondern zu einem Schein, der Übertünchung ist, welche die Haltlosigkeit und Gehaltlosigkeit der Sache eine Zeitlang verdecken und verbergen soll. Am schlagendsten aber bewährt sich diese Wahrheit da, wo man der irdischen Gesinnung den Anstrich des Ewigen, den Bestrebungen für diese Welt das Aussehen des Eifers um Gott, und den Dingen dieser Welt den Schein der himmlischen Güter geben will. Je dreister man dabei verfährt, je dicker man die verdeckende Farbe aufträgt, je glänzender man den täuschenden Firniß zu machen versteht, desto größer ist die augenblickliche Wirkung, desto mehr kann man von Erfolgen reden. Aber es ist und bleibt wahr und ist und bleibt göttliche Ordnung: das Ende ist der Untergang. Diese Wahrheit tritt immer und immer wieder so bestimmt und wirksam auf, daß auch die Blindheit sie fühlt und nur die Verblendung sie leugnen kann. Hätten wir als Christen nur diese eine Wahrheit, so hätten wir vor der Welt nichts voraus, ja wir wären die elendesten unter allen Menschen und ohne Murren und Zweifeln alles zu thun, was uns als Lebensaufgabe zugewiesen wird, wäre uns noch viel weniger möglich als den meisten Weltmenschen.

Aber wir wissen, daß es auch wahr ist, daß der Tag Christi kommt, an welchem es offenbar wird, daß das Festhalten am Worte des Lebens nicht vergeblich ist, an welchem es sich zeigt, daß unser himmlisches Bürgerrecht unser höchstes und bestes Gut auf Erden ist. Haben wir diese Wahrheit nicht bloß als Überlieferungswahrheit, die wir mitführem, weil man sie uns mitgegeben hat, oder als Lehrwahrheit, die wir für richtig halten, weil man sie uns bewiesen hat, oder als Postulat, das wir stehen lassen müssen, weil wir es nicht beseitigen können, oder als Hypothese, die wir gelten lassen müssen, weil wir sie durch nichts besseres ersetzen können, sondern haben wir sie als Lebenswahrheit, die sich in unserem Thun und Lassen, in unserm Handeln und Leiden an uns bewährt hat, dann ist es uns möglich, der Versuchung zum Murren und Zweifel kräftig entgegenzutreten. Nur so sind wir im Stande, auch des Tages Last und Hitze in rechter Weise zu tragen. Mancher trägt sie auch, indem er diese Last zu seinem Götzen und diese Hitze zum Altarfeuer der Selbstgenügsamkeit und Selbstherrlichkeit macht. Ein solcher

kann und will auch keine Ruhe finden. Wer aber des Tages Last im Hinblick auf die Ruhe, die Schmach Christi im Hinblick auf die Belohnung trägt, der wird sie ohne Murren, ohne Furcht und Zweifel tragen können, er wird ohne Murren und Zweifel zusehen können, wie das Irdische wieder zur Erde wird, wie die Toten ihre Toten begraben, wie Menschen und Menschenwerk geniedrigt wird und in den Staub sinkt vor dem Kommen des Herrn. Aber nicht bloß bei andern wird der Christ das ohne Murren und Zweifel sehen können, er erlebt auch an sich selbst, daß das, was an seinem eigenen Wesen und Werk irdisch ist, dem Untergang anheimfällt. Das macht ihn aber nicht mürrisch in seiner zeitlichen Arbeit noch zweifelhaft an seiner himmlischen Berufung. Er weiß und erfährt es, daß auch bei ihm selbst der durch das ewige Lebenswort erzeugte und unter der zeitlichen Lebensführung seines Herrn gereifte Kern des ewigen Lebens von der Spreu seines eigenen vergänglichen Wesens und Thuns gesondert werden muß, wenn sein durch Christum entstandenes Geisteswesen in Herrlichkeit sich entfalten soll. Darum bleibt es immer wieder bei der alten Botschaft: Alles Fleisch ist wie Gras, aber das Wort unseres Gottes bleibet ewiglich und immer wieder bei dem alten Bekenntnis, das auf die Frage des Herrn: Wollt ihr auch weggehen? als Antwort die Gegenfrage hat: Herr, zu wem sollten wir gehen? Worte des ewigen Lebens hast nur du!

Ist die Taufe die Wiedergeburt?

Eine kurze Betrachtung der fünf Thesen über die christliche Taufe im Oktoberheft der Theol. Zeitschrift. 1890.

Von **P. J. Grunert.**

Es ist dem Leser dieser Zeilen wohl nicht unbekannt, daß uns von seiten derer, welche die Erweckung und Bekehrung mit besonderer Vorliebe betreiben, der Vorwurf gemacht wird, wir Evangelischen lehrten, die Taufe sei die Wiedergeburt, und durch diese Lehre würden viele gehindert, zur Erweckung und zur Bekehrung und zu einem wahren, lebendigem Christentum zu gelangen, während ihr Leben klar und unwiderleglich beweist, daß, obwohl sie getauft, dennoch nicht wiedergeboren sind, nach den Worten des Herrn: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Matth. 7. 20, 21. Es ist ja nun gewiß, daß solche Anklagen meist nur aus der Trägheit hervorgehen, kraft deren solche Leute sich nicht aufraffen können, um die Unterschiede evangelischer Lehre und alt- lutherischer Orthodoxie kennen zu lernen, auch haben solche Anklagen an und für sich nicht viel auf sich; dennoch können und sollen sie uns immer eine Veranlassung sein, unsere Glaubens-Anschauungen immer von neuem an der Norm des Gottes-Wortes zu prüfen.

In diesem Sinne möchte ich die fünf Thesen jenes Referates einer kurzen Besprechung unterziehen.

Th e s e 1. „Die Taufe in den Namen d. i. in das Wesen des dreieinigen Gottes ist ein Sakrament, in welchem eine innige Hingebung des

dreieinigen Gottes an den Menschen stattfindet, oder Grund zu einem neuen geistigen Wesen gelegt wird."

Wenn wir nun auch dem Wortlaute dieser These beistimmen können, so müssen wir doch sagen, daß die Definition der Taufe in unserem Katechismus besser und vollständiger ist. Was aber die Schlußfolgerung anlangt, welche der geehrte Verfasser des Referates aus seiner Erklärung der These zieht, so müssen wir dieselbe abweisen. Offenbar will der Verfasser durch alle die verschiedenen Wendungen: „es wird der Grund zu einem neuen, geistigen Wesen gelegt," „er ist dem Anfange nach wiedergeboren, von neuem geboren, aus Gott geboren, Geist vom Geiste geboren" — sich zu dem Schlusse hinarbeiten: die Taufe ist die Wiedergeburt.

Es ist ja unzweifelhaft richtig: „alles Leben, das leibliche und das geistliche, giebt Gott allein, ohne alles eigne Zuthun," aber wenn Gott den Grund legt zu einem neuen, geistigen Wesen, so ist damit dieses Wesen selbst doch noch nicht geboren. Damit, daß das Samenkorn in die Erde gelegt wird, ist doch nicht auch zugleich die Pflanze da? Wie der Apostel Paulus in der gottgeschaffenen Natur das Aufgehen und Auferstehen des Samenkornes als Hinweis gebraucht auf die Auferstehung des Menschen, so dürfen wir gewiß auch die gottgeordnete Zeugung des natürlichen Menschen als einen Hinweis gebrauchen auf die Zeugung und Geburt des geistlichen Menschen. Nach der Empfängnis ist der Grund gelegt zu einem neuen, menschlichen Leben, zu einem neuen Ich, das wie jeder Mensch eine Individualität, eine individuelle Gottesoffenbarung ist. Dieses neue Ich, wozu bei der Empfängnis der Grund gelegt wird, ist von Gott geschaffen, sein Leben ist Gottes Gabe, aber darum ist dieses Leben doch noch nicht zur Welt geboren, ist noch kein eigenes, selbständiges, viel weniger selbstbewußtes Leben. — So auch bei dem geistlichen Menschen. In der Taufe empfängt der Täufling den heiligen Geist, weil er vom heiligen Geist empfangen und in die Gemeinschaft mit Gott und der gesamten Kirche aufgenommen oder versetzt wird. Bei dieser Empfängnis wird der Grund gelegt zu einem neuen geistigen Wesen, zu einem Leben voll ewiger Herrlichkeit und Seligkeit, der Mensch ist, wie die zweite These sagt, „damit in die Geschlechtslinie des zweiten Adam gebracht und hat so mit Anteil an dem ganzen und vollen Segen der Erlösung." Es ist durch die Empfängnis des heiligen Geistes in der Taufe berufen zu der ewigen Herrlichkeit und steht unter den Segensströmen des Dreieinigen Gottes, aber darum ist das neue geistige Wesen, womit der Anfang gemacht, wozu der Grund gelegt ist, doch noch nicht geboren, noch nicht zur Welt geboren, des Lichtes und ewiger Freude voll, es ist doch noch kein selbstbewußtes, persönliches Leben, wie das der Wiedergebornen, welche durch Leid und Kampf hindurchgedrungen, sich hindurchgerungen haben zu der seligen Gewißheit der Kindschaft Gottes?

Empfängnis und Wiedergeburt sind eben zwei sehr verschiedene Dinge. Alles, was von der Taufgnade oder von der Empfängnis des heiligen Geistes gesagt werden kann, gilt auch von dem Wiedergebornen, aber nicht umgekehrt,

nicht alles, was bei dem Wiedergebornen Wahrheit und Wirklichkeit geworden ist, kann man von dem in der Entstehung begriffenen neuen Wesen sagen. So wie im Samenkorn die ganze Pflanze mit ihren Blättern und Blüten enthalten ist, man aber nicht sagen wird und sagen kann das Samenkorn hat Blätter.

Taufe und Wiedergeburt können vielleicht bei einem Erwachsenen zusammen fallen, wiewohl unter uns nur die Kindertaufe in Betracht kommt, aber sie ohne weiteres zu identifizieren ruft vollständige Begriffsverwirrung hervor und führt zu offenbaren Unrichtigkeiten. Eine solche ist sicherlich enthalten in der dritten These: „das Mittel, durch welches der Segen der Erlösung und die Gnade, die uns Gott in der Taufe schenkt, ergriffen und unser freies persönliches Eigentum wird, ist der Glaube und zwar der Glaube an die Taufe," also kurz gesagt: das Mittel, wodurch wir selig werden, ist der Glaube an die Taufe!

Wir wollen hier nicht die Frage aufwerfen, was dann mit denen wird, welche zum Glauben gelangen aber nicht die Möglichkeit finden, getauft zu werden, auch nicht, wie es denn um die Apostel steht. die ja auch nicht getauft wurden, wir wollen auch nicht urgieren, daß die These wider den alten Lehrsatz streitet: „nicht die Entbehrung, sondern die Verachtung des Sakramentes verdammt." Wir wollen nur auf die Thatsache hinweisen, daß nach dieser These der ganze Trost meines Lebens und die Aneignung des Heils nicht allein in der Taufe als in einem Sakrament liegen soll, sondern besonders darin, daß dieses Sacrament an mir vollzogen ist, also in einem gethanen Werk. „Ich glaube, daß ich durch die Taufe...... ein Erlöster Jesu Christi bin, — ein Tempel des heiligen Geistes wurde."

Also nicht durch die Lebensquelle und durch den Lebens-Fürsten Jesum Christum, und durch die Kraft seines Geistes, der von dem Seinen nimmt und uns giebt, nicht durch die Hingabe meines ganzen Wesens an ihn und eine heiligende Macht werde ich selig, nicht dies soll mein Trost in Not und Tod sein,*) sondern die Exekution des Tauf-Sakraments an mir, denn durch den Glauben an meine Taufe gelange ich erst zu jenem allem. Wie kann ein evangelischer Prediger einen solchen Satz aufstellen! Was thut der Referent mit all den Aussprüchen des Herrn. „Es kommt niemand zum Vater, denn durch mich Joh. 14. 6 und wer an mich glaubet, der hat das ewige Leben Joh. 6. 47 und mit all den Gottesworten, da Christus redet von dem Glauben an Ihn? Will da der Referent überall hineininterpretieren: vermittelst der Taufe??

---

*) Wir glauben nicht, daß der Thesensteller alle diese Dinge ausgeschlossen wissen will, wenn er von Glauben an die Taufe redet. Denn die bloße Tatsache der Vollziehung der Sakramentshandlung ist überhaupt nur soweit Gegenstand des Glaubens, als eben die äußern Zeugnisse dafür als glaubwürdig hingenommen werden. Der Glaube „an die Taufe" im Sinne des Thesenstellers ist unseres Erachtens auch Glaube an Christum nur daß er sich speciell auf die durch die Taufe vermittelte Gemeinschaft mit Christo bezieht. D. R.

In Widersprüche aber verwickelt sich der Referent durch die Behauptung, daß die Taufe die Wiedergeburt sei und durch These 3, nach welcher der Glaube an die Taufe d. i. an die an mir vollzogene Taufe das Mittel ist, den Segen der Erlösung sich persönlich anzueignen. Unter These 1 wird gesagt: „der in den Namen des dreieinigen Gottes getaufte Mensch ist ein Kind und Erbe Gottes des Vaters, ein Erlöster Jesu Christi und ein Tempel des heiligen Geistes.“ Dies soll doch keine bloße Redensart sein, sondern wenn ich mich dessen getrösten soll in Not und Tod, so muß es volle Wahrheit und Wirklichkeit sein; wenn ich aber das in Wahrheit und Wirklichkeit bin, wozu brauche ich mir die Erlösung denn dann noch anzueignen?

Ferner p. 295. Wer nicht durch den Glauben (an die Taufe) die Taufgnade zu seinem persönlichen Eigentum macht, der wird verdammt — also trotzdem, daß er durch die Taufe ein Kind und Erbe Gottes, des Vaters geworden ist? p. 296. „Bei solcher theoretischen und praktischen Erziehungsweise (der Tauferziehung) kann das Kind zum Bewußtsein seines himmlischen Adels gelangen“ und doch war das Kind nach These 1 schon längst durch die Taufe ein Tempel des heiligen Geistes? und was wird mit denen, die als Kindlein sterben und die Taufgnade nicht mehr persönlich ergreifen können?

Ferner: Der Wiedergeborne wandelt doch sicherlich im neuen Leben, ist bekehrt zu seinem Herrn, die Wiedergeburt schließt doch also die Bekehrung, den höchsten sittlichen Akt des Selbstbewußtseins, in sich, und doch soll das Kind schon vor der Erziehung zum Bewußtsein durch die Taufe im bewußtlosen Zustande zu Gott dem Herrn bekehrt sein? Doch genug. Der Referent hat offenbar ein Gefühl von der richtigen Auffassung der Taufe gehabt, das beweisen die Ausdrücke: das geistliche Leben dem Anfange nach, — die Legung des Grundes zu einem neuen geistigen Wesen, hat sich aber dann verleiten lassen, die betreffenden Lehren der Schrift der hergebrachten Strömung einer theologischen Anschauung gemäß zusammenzustellen, anstatt sich zu gründen auf die tiefere Einheit des Gottes-Wortes und der naturwüchsigen Entfaltung des gottgeschaffnen Lebens. Alle jene Wiedersprüche werden vermieden, wenn man nicht mehr aus der Taufe macht, als was die heilige Schrift sagt.

Das Wort βαπτίζω heißt bekanntlich (Hebr. 9, 10 konf. 4 Mose. 19 18 — Mark. 7. 4) waschen, reinigen, erneuern; demgemäß ist die Taufe eben nicht die Wiedergeburt sondern das Bad der Wiedergeburt, das Bad, welches die Wiedergeburt wirken kann und soll, indem durch die Empfängnis des heiligen Geistes der alte Mensch erneuert wird, und zwar so, daß der alte Mensch, wie in der 5ten These ausgeführt wird, sterben muß, wie die Hülle des Weizenkornes, der heilige Geist aber aus dem Tode des alten Menschen heraus, den inwendigen verborgenen Menschen erneuert, so daß nun der neue Mensch, welcher mit Christo verborgen ist in Gott, Leben und Wachstum gewinnt, bis er durch die Wirksamkeit und Erleuchtung des heiligen Geistes von seinem sündlichen Verderben überzeugt, sich Christo ganz zu eigen giebt, sich ganz von der Welt abwendet und Jesum Christum als sein eigenes persönliches Leben

weiß; nun erst ist er wiedergeboren als eignes selbständiges Leben, als Wirklichkeit dessen, was in der Taufe in der Gabe des heiligen Geistes, gleichsam in nuce, keimartig, als Kraft und Potenz ihm gegeben war. In der Taufe war er zur ewigen Herrlichkeit berufen durch die Gabe des heiligen Geistes, die zugleich auch seine Aufgabe der Heiligung in sich schloß, nun aber, da er, dem Zuge des heiligen Geistes folgend, das Heil in Christo und das Verdienst seines Leidens und Sterbens als sein Leben und seine Gerechtigkeit, in der Kraft des Auferstandenen sein persönliches, ewiges Leben ergreift, nun erst ist er wiedergeboren, ein Kind und Erbe Gottes des Vaters.

Wie ist unser Bekenntnis entstanden?

Von P. J. B. Jud.

Nichts scheint vielen Lutheranern mehr Kopfzerbrechen zu machen, als die obige Frage. Wenigstens beschäftigen sie sich immer wieder mit unserm Bekenntnis und wenden all' ihren Witz daran, seine Unhaltbarkeit nachzuweisen. Aber die graue Theorie will nach und nach der Praxis nicht mehr standhalten, denn unser Kirchenkörper hat unter Gottes Gnade fünfzig Jahre lang bestanden und ist groß geworden. So kann man denn dem Bekenntnis das kirchenbildende Princip doch wohl nicht absprechen. Wir fühlen uns heute noch so recht wohl an der frischen Quelle des Wortes Gottes, aus der jeder nach Herzenslust schöpfen darf, und das Wasser des Lebens schmeckt uns so frisch aus der Quelle selbst, wie es dem Dr. Luther schmeckte, als er noch kein geschriebenes Bekenntnis hatte, daß wir gar kein Verlangen haben nach einem Sonderbekenntnis, das uns dieses Wasser erst zurecht doktern will. So ein Soldatenrock, der dem Leib ganz genau angepaßt ist und den Kopf steif hält, mag ja schön sein und wir mißgönnen ihn denen nicht, die an einer schönen Uniform Freude haben; aber unser Hausrock sitzt uns so gut und wir können so bequem darin arbeiten, daß wir sagen: Bleibt uns mit eurer Uniform vom Leibe. Wir erkennen euch in eurer Grenadiersuniform gerne als hübsche Soldaten unseres Königs an und lieb wäre es uns, wenn ihr uns in unserm Kleide auch als Diener desselben anerkennen würdet. Aber wenn ihr nicht wollt, so wird uns das auch nicht abhalten unsern Herrn eben so treu zu dienen als sonst.

Doch ich wollte nicht vom Bekenntnis selbst, sondern über die Entstehung desselben sprechen. Da muß ich denn zunächst die Behauptung zurückweisen, daß wir eine preußische Union seien. Zwar wäre das kein Verbrechen. Es steht doch wohl nirgends geschrieben, daß aller kirchliche Segen nur von Doktoren, Professoren, Pastoren und andern „oren" ausgehen müsse. So weiß ich von David, Salomo und Hiskia und noch andern, die, trotzdem sie Könige waren und den Priesterstand neben sich hatten, zum großen Segen ihres Volkes in das kirchliche Leben eingriffen und den Priestern sagten, was sie zu thun hatten. Wenn nun ein König von Preußen sah, daß seine Doktoren und Pastoren anstatt ihre Leute auf Buße und Glauben hinzuweisen und zum

Herrn zu führen, auf allerlei theologischen Spitzfindigkeiten herumritten und anstatt die reine Lehre zu lehren über die reine Lehre stritten, und die Gemeinden wie Schafe ohne Hirten waren, so wundert es mich nicht, wenn ihm das Herz blutete über seinem Volke und er that, was in seiner Macht war, um dem Übel abzuhelfen. Mancher Bauer hat dasselbe gethan, indem er, wenn sein Pastor nicht Gottes Wort predigte, selber den Schafen nachging, sie um sich sammelte und mit Gottes Wort speiste. Ist es denn so ein Schimpf, wenn etwas eine Kabinetsorder ist? Ich wenigstens habe das bis jetzt noch nicht begreifen können. Salomo und Hiskia haben auch solche Kabinetsorders gegeben wie zu lesen steht 2. Chron. 5, 2. 3 und 29, 1—11. Wenn ein Schimpf irgendwohin fällt, so fällt er auf die Priester, denen der König erst sagen mußte, was sie zu thun haben. Ich würde mich nicht schämen, wenn unser Bekenntnis eine königliche Kabinetsorder wäre, trotzdem ich ein geborener Republikaner bin.

Aber es ist dies nicht der Fall. Weder unsre Kirche noch unser Bekenntnis stammt aus Preußen. Es enthält auch in der That keine Kabinetsorder. Wie ist es aber entstanden? Es ist merkwürdig, daß keiner unserer Gegner die sich für dasselbe so zu interessieren scheinen, die Ursache unserer Bekenntnisformel in den Persönlichkeiten der Gründer unserer Synode sucht.

Schreiber dieses war mit vieren derselben noch wohl bekannt, so daß er über ihre Gesinnung und Anschauungen ein Urteil hat und haben kann. Drei von den sieben Gründern unserer Synode stammten aus dem Missionshaus in Basel und waren sämtlich Süddeutsche; zwei Württemberger und ein Bayer und einer war aus dem Missionshaus zu Barmen. Diese vier bildeten nicht eine bloße Majorität, sondern es waren Persönlichkeiten, welche jener Konferenz in Gravois ihr eigentümliches Gepräge gaben.

Während ja in Norddeutschland die Reformation eine fast gänzlich lutherische war und darum das lutherische Bekenntnis fast die Alleinherrschaft gewann, so war das in Süddeutschland anders. Hier begegneten sich lutherische und schweizerische Reformation und beeinflußten sich gegenseitig. Die persönliche Wirkung der beiden Hauptreformatoren Luther und Zwingli war hier eine geringere als in den Ländern, die näher an den Wohnsitzen dieser beiden Gottesmänner gelegen waren. Man schwur weniger auf die Worte des Meisters, und die Reformation wurde mehr selbständig und unabhängig. So konnte es vorkommen, daß Württemberg bei lutherischem Namen *) und Bekenntnis von jeher einen fast reformierten Kultus hat. Der gegenseitige Verkehr zwischen Reformierten und Lutheranern, auf den man in Süddeutschland angewiesen war, wirkte auch ausgleichend und ließ manches Phantasiebild verschwinden, das sich da leicht erhält, wo man von einander nur aus der Ferne hört. Zu allem dem kommt noch die größere Beweglichkeit und Selbständigkeit des Laienelementes in Süddeutschland und dessen

*) Das ist doch nicht ganz genau. Der offizielle Name der württembergischen Landeskirche heißt nicht „lutherisch" und nicht „evangelisch-lutherisch," sondern schlecht und recht „evangelisch." D. R.

dadurch bedingte größere Einwirkung auf die Ausprägung des religiösen Lebens. Ich erinnere nur an den weitgreifenden Einfluß des Bauern Michael Hahn, eines Spittler in Basel. So bestand auch die Missionskomite in Basel von jeher zum großen Teil aus Fabrikbesitzern und Kaufleuten, während andere Missionskomiteen sich aus Pastoren und Professoren zusammensetzen. Nun ist naturgemäß der Laie mehr auf das praktisch religiöse Leben gerichtet und hat für Feinheiten, die dem Theologen vielfach so unentbehrlich sind, daß er seinen ganzen Bau gefährdet sieht, wenn das eine so oder anders gefaßt wird, kein Verständnis. Wo nun der Laie nicht nur Objekt des religiösen Handelns, sondern vielfach auch das Subjekt des religiösen Wirkens ist, da muß sich die Theorie viel mehr mit der Praxis berühren, als wo das nicht der Fall ist. Dazu kommt der weitgreifende und tiefgehende Einfluß, einer in Bezug auf das Bekenntnis sich frei bewegenden Schrifttheologie eines Bengel und Oetinger u. s. w. Der Rationalismus bewegte sich freilich auch unabhängig, aber war mehr unabhängig von der Schrift als vom luth. Bekenntnis, er stellte nicht eine Schrift-, sondern eine Vernunfttheologie auf. Von dem Rationalismus eines Semler war eine Umkehr nötig und darum lenkte man — und man konnte nicht wohl anders — wieder in die Bahnen des formulierten Bekenntnisses zurück, denn man mußte dahin zurückkehren, wovon das religiöse Leben früher ausgegangen war und worin es sich ergangen hatte. Anderes war in Norddeutschland fremd und lag fern. Das in den Befreiungskriegen neu erwachte religiöse Leben konnte nach Ansicht eines Claus Harms nur dann gewahrt bleiben, wenn man auf den Boden des lutherischen Bekenntnisses mit Ausnahme der Vermittlungstheologie und des reformierten Einflusses zurückkehrte. Merkwürdigerweise hatte man übersehen, daß die rechtliche Haltung des lutherischen Bekenntnisses die Rationalisten durchaus nicht von ihrem Rationalismus abgehalten hatte, und daß die meisten Rationalisten den Namen Luthers nicht hergeben wollten und weit eher auf Christum als auf Luther verzichtet hätten. In Süddeutschland war das anders. Zwar hatte der Rationalismus auch dort seinen Einzug gehalten, aber er konnte die gläubige Theologie nicht ganz verdrängen. Es gab eine Schrifttheologie, zu der man sich vom Rationalismus bekehren konnte, ohne ins 16. Jahrhundert zurückgreifen zu müssen. Das Bekenntnis blieb zwar stehen, man fand es aber nicht notwendig, dasselbe als Schranke des selbständigen Forschens in der Schrift aufzustellen. Man fand sich auch durchaus nicht genötigt, die Schrift durch eine Mauer von Bekenntnisformeln zu schützen, weil man sah, daß, wenn man nur zu ihr zurückkehrt und sie unbefangen erforscht, so entfaltet sie selbst eine unwiderstehliche Macht. In Norddeutschland fürchtete man nicht nur die Wiederkehr des Rationalismus, sondern namentlich auch die Sekten und darum meinte man notwendig feste Schranken haben zu müssen, um dieselben abzuweisen. Bei dem freien Verkehr des Laienelementes war diese Furcht vor den Sekten in Süddeutschland viel weniger vorhanden. Der freie Meinungsaustausch machte eine Beeinflussung des Laienelementes durch den Pastor leichter, wobei freilich der

Pastor auch oft beeinflußt wurde; aber die Sekte trat viel weniger in Gegensatz zu der Kirche, sondern blieb wie z. B. die Michelianer und Pregizerianer in der Kirche, sich von ihr befruchten lassend und sie befruchtend.

Dieses war der Boden, auf dem zwei der Gründer unserer Synode aufgewachsen waren. Ihr religiöses Leben war nicht auf dem Grunde des Konfessionalismus und des Streites über die Bekenntnisse erwacht und großgewachsen, sondern auf dem Felde freier Schriftforschung, wie sie in Württemberg nicht nur der Pastor, sondern auch der Laie sich erlaubt. In der Kirche und in Privatversammlungen (Stunden) hatten sie ihr religiöses Leben genährt. Der dritte, Joseph Rieger war katholisch geboren und erzogen worden war, war auch in solchen Kreisen erweckt worden und dann aus freier Überzeugung übergetreten. So waren alle drei schon durch ihr Jugendleben auf eine freie Stellung dem formulierten Bekenntnis gegenüber hingewiesen. Allerdings wird die theologische Richtung erst in der Studienzeit begründet, aber alle drei hatten im Missionshause in Basel ihre Ausbildung erhalten und so lag ihre theologische Bildung wesentlich in derselben Linie, wie ihr innerer Lebensgang. Jene Anstalt hatte von Anfang an kein konfessionelles Gepräge gehabt. Man stritt nicht gegen die Bekenntnisformeln, ließ sich aber auch von ihnen nicht beherrschen. Das Missionshaus entstand in einer Zeit, wo das Wort Gottes teuer war und die Kirche sich unter die Stillen im Lande zurückgezogen hatte. Die Stillen, denen nicht etwa eine besondere Kirchenlehre, sondern der Glaube überhaupt gefährdet erschien, hatten weder Zeit noch Lust sich über die Sonderlehren zu streiten. Wenn die Hauptfestung angegriffen und der größte Teil der Armee geschlagen ist, dann müssen die Eifersüchteleien zwischen den Waffengattungen aufhören und alle sich zu einem einigen Heer sammeln, wenn nicht alles verloren gehen soll. So machten es jene Stillen, die sich im Jahre 1780 als „Die deutsche Christentumsgesellschaft zu Beförderung reiner Lehre und gottseligen Lebens" zusammenthaten. Sie verbanden sich aus der lutherischen und reformierten, ja sogar aus der katholischen Kirche. Nicht große Pläne waren es, die sie im Sinne hatten; nur die zerstreuten Reste der Armee wollten sie sammeln und warten bis der Herr ihnen neue Hilfstruppen sandte. Von dieser Gesellschaft ging 1816 die Gründung des Missionshauses aus. Die Lehrer waren und sind bis auf den heutigen Tag württembergische Theologen; und wenn sie auch, wie seinerzeit Stier, anderswoher kamen, so gehörten sie doch dieser pietistischen Richtung an. Keine Bekenntnisformel, sondern Gottes Wort war bei der Errichtung der Missionsanstalt das Treibende gewesen, warum hätte man dieselbe durch eine solche Formel einengen lassen sollen. Obwohl man es niemals für nötig fand, das religiöse Leben dieser Anstalt durch eine besondere Bekenntnisformel zu beschützen, so hat sie dennoch schon über 75 Jahre bestanden und sich auf der ganzen Erde als ein Segen wirksam erwiesen. In diese Anstalt traten jene drei von den Gründern unserer Synode, getrieben von heiliger Liebe, um sich dem Missionsberufe unter den Heiden zu widmen. Wie hätten sie da für eine besondere Bekenntnisformel begeistert werden

sollen? Ebenso wollten die Missionsfreunde, welche diese Anstalt gegründet hatten und unterhielten, nicht die Kirche des 16. Jahrhunderts, sondern die apostolische Kirche zu den Heiden bringen.

Die Mission war ja keiner der beiden Konfessionskirchen eigentümlich; keine hat vorher als Kirche etwas nennenswertes geleistet. Um Vorbilder für die Mission zu haben, mußte man in die Apostelzeit zurückgehen. Ja wir dürfen es getrost sagen: Keine der Konfessionskirchen würde heute in dem Maßstabe Mission treiben, wie wirklich geschieht, wenn sie nicht anderswoher dazu angeregt worden wären. Als man überhaupt einmal Mission hatte, gab es dann auch bald lutherische und reformierte Missionen. So trieb auch die Mission wieder in die Schrift hinein; die Bekenntnisse halfen ihr nicht und, so hat auch die Mission die Bekenntnisse unberührt gelassen.

Der vierte Gründer unserer Synode stammte aus Sachsen und war im Barmener Missionshaus ausgebildet worden. Unter welchen Einflüssen er vor seiner Studienzeit gestanden hat, ist uns unbekannt. Aber die Wirkung seines Studienganges ist uns klar. Eine solche natürliche Union, wie sie in Württemberg, Baden, der Schweiz trotz der konfessionellen Bekenntnisse besteht, fand sich in Barmen allerdings nicht. Man war sich dort des konfessionellen Standpunktes wohl bewußt. Die Gemeinden im Wupperthal waren schon seit dem dreißigjährigen Kriege vom Staate unabhängige Gemeinden mit eigener Synodal- und Presbyterialverfassung. Dieselben konnten sich daher der rationalistischen Prediger viel leichter erwehren als andere. So erhielt sich ein christliches Leben dort in dunkler und trüber Zeit. Zugleich hatte dort eben infolge dieser kirchlichen Verfassungszustände der Laie viel mehr Verständnis und Interesse für kirchliche Fragen und viel mehr Einfluß auf das kirchliche Leben. Bei allem konfessionellen Bewußtsein herrschte darum doch das praktisch religiöse Leben vor. Und diesem verdankt es das Barmener Missionshaus, daß Lutheraner und Reformierte sich über die konfessionellen Grenzen hinaus zum gemeinschaftlichen Wirken die Hände reichten. Es versteht sich von selbst, daß eine solche Vereinigung von vornherein den Konfessionalismus aus dem Missionshause ausschloß. So mußte auch dort die Theologie vielfach von den Bekenntnissen absehen und sich zur biblischen gestalten. Es war der Konsensus und nicht der Dissensus, auf dem das Missionshaus gegründet und auf dem es geführt werden mußte. In beiden Missionshäusern lag auch in dem künftigen Berufe der Zöglinge keine Nötigung näher auf die Unterschiede einzugehen. Der Wirkungskreis der Missionare war ja nicht eine der Konfessionskirchen, sondern die Heidenwelt. Und das konnte selbst ein so streng lutherischer Mann wie Dr. Graul, der Inspektor der Leipziger Mission war, nicht verkennen, daß man den Heiden das Evangelium ohne Streittheologie bringen müsse. So kamen denn jene vier ohne besondere Bekenntnisformeln hierher; dem Namen nach waren sie zum Teil lutherisch, — stammte doch der eine aus dem streng lutherischen Sachsen — dem Herzen und der ganzen Anschauung nach waren sie aber uniert, oder besser gesagt evangelisch. Wie hätten sie es auch übers Herz

bringen können, über Christen, die sie als rechte Gotteskinder in Basel oder Barmen hatten kennen lernen, ein damnamus auszusprechen. In den Landeskirchen Deutschlands ist ja eine solche echt evangelische Gesinnung auch unter konfessionellem Namen und Bekenntnis möglich. Hier aber waren nun jene vier vor eine Entscheidung gestellt; die beiden Konfessionen Deutschlands waren auch hier schon kirchlich eingerichtet. Konnten sie sich nun denselben anschließen? Sie hätten es nicht thun können ohne die Wahrheit ihrer eigenen Lebenserfahrung — wenigstens teilweise — zu verleugnen! Schlossen sie sich der lutherischen Kirche an, so waren sie genötigt, ein Bild der reformierten Kirche sich vorzustellen, wie sie es selbst in Wirklichkeit nie gesehen hatten und dann auf Grund dieser Fiktion gegen die reformierte Kirche zu streiten. Wären sie als stramme Lutheraner nicht eo ipso verpflichtet gewesen zu glauben, die reformierte Kirche sei die Ursache alles Unglaubens und Rationalismus? Mußten sie nicht die Reformierten als Sakramentierer und Schwärmer darstellen, die an Gottes Wort herummäkelten? Und doch hatten sie mit ihren eigenen Augen gesehen, daß der reformierte Glaube ebensoviel Liebe erzeugt und ebenso selige Gotteskinder macht, wie der lutherische.

Hätten sie sich der reformierten Kirche angeschlossen, so hätten sie annehmen müssen, daß die lutherische Kirche auf halbem Wege stehen geblieben und beständig in Gefahr sei wieder in die Arme Roms zu fallen.

Eine der beiden Stellungen hätten sie beim Anschluß an eine der beiden Kirchen einnehmen müssen. Und diese Ansichten hätten sie nicht bloß gelten und stehen lassen müssen; nein, sie wären auch verpflichtet gewesen, es zu lehren und im Leben darnach zu handeln. Hätten sie das mit gutem Gewissen und ehrlicher Überzeugung thun können? Gewiß nicht. Sie waren mit evangelischer oder unierter Gesinnung hierher gekommen. Sie haben in der That durch ihr Bekenntnis nur das zur Darstellung gebracht, was sie vorher schon waren. Da war keine Berechnung, kein Anlehnen an eine deutsche Staatskirche noch viel weniger eine preußische Union. Unter jenen vieren befand sich kein Preuße. Nollau war aus Sachsen, Wall und Rieß aus Württemberg, Rieger aus Bayern. Dauber stammte meines Wissens aus der freien Reichsstadt Frankfurt. Wo Garlichs und Heyer her waren, ist mir unbekannt. Beide blieben ohnehin nicht lange im synodalen Verbande.

Was hätte nun die Gründer unserer Synode bewegen sollen, sich an die preußische Union anzuschließen? In Preußen selbst wußte man von diesen armen Missionspredigern nichts. Daß unsere Synode später von Preußen aus unterstützt wurde, verdankt sie dem Umstande, daß der frühere Missionsinspektor, W. Hoffmann, Generalsuperintendent und Hofprediger in Berlin wurde. Dies geschah aber erst zehn Jahre nach der Gründung unserer Synode. Daß unser Bekenntnis mit den Absichten Friedrich Wilhelms III. stimmte, wollen wir nicht zufällig heißen. Diese Übereinstimmung beruht auf einem tiefer liegenden Grunde, nämlich dem Zug der Gemeinschaft, wie

er in allen wahren Christen auch unter Lutheranern und Reformierten besteht, wie er sich kund giebt im gemeinsamen Dulden der Not und in gemeinsamen Werken der Liebe. Sobald die Liebe erwacht und ihr freier Raum gestattet wird, regt sich die Union. Dieser Zug liegt so stark im Herzen, daß man ihn immer wieder mit Gewalt unterdrücken muß, wenn er nicht zur Herrschaft gelangen soll. Ich schreibe es diesem Zuge zu, daß die Missourier immer wieder von Zeit zu Zeit ohne alle Veranlassung einen Artikel gegen uns loslassen, in dem sie zu beweisen suchen, es sei eine Sünde sich mit uns zu vereinigen. Der Zug darnach muß sehr stark sein, sonst würden sie nicht einen Strohmann aus uns zu machen suchen, auf den sie dann schießen. Es scheint, daß sie sich getrieben fühlen, sich mit uns zu vereinigen, aber ihre Dogmatik will es ihnen nicht zulassen; darum machen sie sich immer wieder eine Vogelscheuche, von der sie sich vorreden, daß es unser Bild sei, um sich solchergestalt die Lust zur Vereinigung mit uns wieder auf eine Zeitlang zu vertreiben. Aber allzulange hält das auch nicht an. So oft ich mit einem solchen Lutheraner zusammen komme, so kommt es mir immer vor, als habe er nur mir zulieb den Panzer angelegt; im Grunde sitzt er ihm auch selbst recht unbequem und mancher hat ihn schon in meinem Beisein wieder abgelegt und sahe dann wieder aus wie ein gewöhnlicher Mensch, mit einer gewöhnlichen Logik und einem gewöhnlichen, gesunden Menschenverstand. Bei dem Könige von Preußen hatte nun jener Zug zur Vereinigung die Oberhand gewonnen, und wenn er uns hätte besuchen können, so wäre es ihm am Ende gegangen wie Pestalozzi, als er die Rettungsanstalt in Beuggen besuchte und ausrief: Das ist es, was ich gewollt habe.

Was ist denn nun der Unterschied unseres Bekenntnisses von dem der andern Kirchen? Wohl nichts anderes, als daß wir über der Eingangsthür unserer Kirche die Worte haben: Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig, und daß auf diese Worte nicht noch etwa folgt: Nun glaube aber auch an Luther und seine Abendmahlslehre, oder an die Zwinglis, oder an die Prädestinationslehre Calvins. Wir wollen den Weg ins Reich Gottes nicht weiter und nicht enger machen als ihn Christus und die Apostel gemacht haben. Darum freuen wir uns nicht nur über den ersten Satz unseres Bekenntnisses, sondern auch über den letzten: „und bedienen uns dabei der in der evangelischen Kirche obwaltenden Gewissensfreiheit." Und was darunter zu verstehen ist, hat niemand besser ausgesprochen als Luther in Worms: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit klaren, hellen Gründen überwiesen werde, so kann und will ich nicht widerrufen, da es weder sicher noch geraten ist etwas wider das Gewissen zu thun. Das heißt doch nichts anderes als: So lange uns nicht aus Gottes Wort Fehler und Irrtümer nachgewiesen werden, so werden und wollen wir uns durch kein Menschenwort binden und knechten lassen.

Die deutsche Frage vom kirchlichen Standpunkte.

(Aus dem luth. Hausfreund.)

Für die diesjährige Konferenz-Sitzung der evangelisch-lutherischen Wartburg-Synode in Burlington war das Thema zur Besprechung aufgeworfen worden: „Welche Bedeutung hat die sogenannte deutsche Frage für unser Kirchenwerk?" Der dazu ernannte Redner, die Besprechung mit einem Referat einzuleiten, mußte sich wegen überhäufter Arbeit entschuldigen und gab bloß etliche Erklärungen zum besten. Es folgten dann freiwillige Ansprachen, deren Hauptgedanken im Nachfolgenden wohl annähernd wiedergegeben sind.

P. Brodmann: Ich habe mir darüber keine Klarheit verschaffen können, was die deutschen Interessen der General-Synode bedeuten sollen. Ist es doch, als ob wir nur für die Amerikaner arbeiteten und unserem Volke Brücken zu bauen hätten, daß es sich um so viel leichter ins englische Lager begeben kann.

P. Freyschmidt: Ich habe meine Ansichten in der kurzen Zeit meines Hierseins (bald zwei Jahre) sehr geändert und die feste Überzeugung gewonnen, daß sich hier ein unaufhaltsamer Wechsel vom Deutschen zum Englischen vollzieht. Unser deutsches Volk verliert seine deutsche Anschauung; seine Vorliebe für deutsches Wesen, deutsche Sprache verschwindet, sowie es hier zur Ruhe kommt und zufriedenstellende Einrichtungen gewinnt. In der ersten Generation bleibt es allerdings deutsch, besonders wenn es sich in größeren deutschen Ansiedlungen befindet; die Kinder aber lernen das Englische schon besser als das Deutsche, und mit der dritten Generation pflegt das Deutsche ganz aus der Familie verdrängt zu werden. Ist das nun einmal Thatsache, so thun wir wohl, unserer Jugend den Übergang ins Englische zu erleichtern und ihr in der Wahl ihrer Sprache Freiheit zu geben. In meiner Gemeinde ist es trotz meines deutschen Wesens dahin gekommen, daß die Kinder den Katechismus schon lieber englisch als deutsch lernten.

P. Neve: Seien wir nicht zu voreilig mit der Einführung des Englischen. Die deutsche Einwanderung hat noch nicht aufgehört; so lange uns frische Kräfte von draußen her in solchen Scharen zugeführt werden, müssen wir auch rein deutsche Gemeinden aufrecht halten. Auch in hiesigen Gemeinden ließe sich wohl mehr für die Erhaltung der deutschen Sprache thun, als meistens geschieht. Dringen wir doch auf deutsche Schulen! Auch hier geborene Kinder können deutsch lesen und sprechen lernen, wenn wir ihnen nur Schulen sichern.

P. Klatt: Es ist dies eine Tagesfrage geworden. Welche Stellung nehmen denn wir Deutsche von der General-Synode eigentlich der gegenwärtig brennenden Schulfrage gegenüber ein? Die deutsche Sprache ist der Ausdruck deutschen Wesens, deutscher Sitten. Wir Deutsche haben auch eine Kulturaufgabe in Amerika. Warum wollen wir alles, was wir sonst so hoch anschlagen, hier möglichst schnell über Bord werfen? Könnten wir nicht auf-

das amerikanische Wesen etwas einwirken mit unserer deutschen Sprache? Es braucht doch hier nicht alles so zu sein, wie es der Yankee oder der Irländer gerade haben will? Amerika ist ein neues Land und sein Volk ist noch im Werden begriffen.

P. Dahlmann: Man täuscht sich sehr, wenn man meint, das Deutsche stände in Amerika auf dem Aussterbe-Etat. Sagt nicht der neue Census, daß die Verein. Staaten 16 Millionen Deutsche und Abkömmlinge von Deutschen haben? Was sollen denn die 9000 und etliche Zeitschriften deutscher Zunge in den Verein. Staaten? Diese werden doch auch gelesen, sonst beständen sie nicht. Auch in unserer Mitte ist ein zunehmendes Deutschtum bemerkbar. Wir haben deutsche Schriftsteller, Redakteure, Dichter und Verleger hier auf dieser Synode anwesend. Amerika eignet sich ebensowohl für die deutsche, als für die englische Sprache. Man sage ja nicht, das Deutsche habe keine Zukunft in diesem Lande! Kommt einmal nach Chicago und sehet euch unsere 300 000köpfige deutsche Bevölkerung an!

P. Schülzke: Wer das Deutsche wegwirft, ist in der Regel ein unzuverlässiger Mensch. Kinder deutscher Eltern sollten in die deutsche Kirche gehen und wenn ihnen das Deutsche auch sonst nicht geläufig ist. Die mit den Englischen laufen wollen und sich für die Deutschen zu gut halten, sind nicht die edelsten Sprossen des deutschen Volkes. Man geht aber auf der andern Seite auch gerne zu weit. Wir können in Amerika nun einmal kein Neu-Deutschland haben. Dafür ist Pennsylvania ein Beweis. Obgleich ursprünglich und sehr lange deutsch, geht es doch im letzten Vierteljahrhundert mit Siebenmeilenstiefeln ins englische Lager über. Die Hoffnung des Deutschen ist nur die Einwanderung. Die deutsche Presse ist gar nichts, richtet nur Unheil an. Sie wäre besser gar nicht da. Auch die hier bestehenden deutschen Synoden sind sehr einseitig gewesen in ihrer Beurteilung der Kirchenfragen. Unsere Aufgabe ist es, das Christentum, das Bekenntnis unserer Kirche dem Volke zu erhalten, einerlei, in welcher Sprache. Kann die deutsche Sprache die Probe bestehen, dann gut, wenn nicht, dann auch gut. Lieber das Bekenntnis als die Sprache. Wir von der General-Synode haben die Zukunft. Ich stehe seit 11 Jahren in der General-Synode und freue mich ihrer. Wir haben eine wichtige Aufgabe. Alle sagen zwar: „Sehet, was die Missouri-Synode thut." Das ist Mode geworden, auch bei einigen Amerikanern. Uns bewundert man nicht, die wir doch die größten Opfer gebracht haben. Wir sind das versöhnende Element der Kirche. Andere Synoden mögen Politik treiben; ihnen bringt das etwas ein, ich aber kümmere mich darum nicht, habe dazu nicht Zeit. Die Zeit wird noch kommen, da man unsere Überzeugungstreue bewundern wird.

P. Grommisch: Ich fand in Berks County, Pa., noch eine große Anhänglichkeit an das Deutsche. Man forderte mich auf, deutsch zu beten und zu sprechen. Deutsche Leute öffnen dem deutschen Wort ein geneigtes Ohr. Sie freuen sich, wenn sie die Mutterlaute hören. Luther sagt: Deutsch sind wir und deutsch bleiben wir, was wir auch sonst für eine Sprache reden.

In die Landesverhältnisse müssen wir uns hineinleben, und gewiß werden wir auch Englisch lernen wollen, aber deutsch wollen wir bleiben. Die General-Synode ist uns gut genug. Sie erlaubt uns alle mögliche Freiheit, so lange wir in der Hauptsache übereinstimmen. Wir haben eine deutsche Synode, ein deutsches Prediger-Seminar, deutsche Kirchen und Jugendschriften. Seien wir nur recht deutsch, so wie die hiesigen Verhältnisse es erlauben — deutsch-amerikanisch.

P. Steffens: Das wollte ich auch sagen. Wir müssen ernster auftreten in dieser Frage. Andere Synoden kommen uns zuvor mit ihrem deutschen Schulwesen. Meine Leute wollen deutsche Schule haben und erwarten auch, daß die Synode ihr darin behülflich sei. Die gegenwärtige Schulfrage ist für meine Gemeinden eine Lebensfrage.

P. Lenker: Die Sprache macht es eigentlich nicht. Ich dringe auf Deutschtum, deutschen Glauben, deutsche Ehrlichkeit, deutsche Treue gegen den lieben Heiland. Wer im Herzen deutsch ist, der ist „alle recht".

P. Linker: Ich hörte in Dixon ein Wort Spurgeons angeführt, das sich auch auf diese Frage anwenden läßt. Es kam darauf hinaus, man solle nicht zu viel meistern wollen an dem, was sich nicht ändern läßt. Die deutsche Sprache wird sich schon halten. Wir haben nicht die Aufgabe, Sprache zu treiben, sondern das Evangelium.

P. Rumpf: Ich bin in großen und in kleinen Städten Pastor gewesen und habe gefunden, daß alle Stadtgemeinden rasch ins Englische übergehen. Etliche Amerikaner mögen deutsch lernen, aber daß sie deutsch werden sollten und in ihren Familien die deutsche Sprache gebrauchen, das ist unerhört. Es kommt die Zeit, daß wir unsere Jugend englisch unterrichten müssen, oder gar nicht. Allerdings sind wir stolz auf unser Deutschtum, aber wir sind Bürger Amerikas geworden und es ist unsere Christenpflicht, auch gute Bürger hier zu werden. Lassen wir die englische Sprache nur kommen wenn sie will.

P. Ortlepp: Die Amtsthätigkeit unserer deutschen Pastoren verdient doch noch ihre Anerkennung. Amerika ist subjektiv, Deutschland objektiv. Deutsches Wesen erfreut sich zunehmender Beliebtheit in Amerika. Englischredende machen sich gerne mit uns bekannt; sie senden ihre Söhne behufs Ausbildung nach Deutschland, sie übersetzen unsere wissenschaftlichen Bücher ins Englische, sie lauschen unsern Liedern, verwerten unsern Liturgiereichtum und adoptieren manches, das sie früher verachteten, wie unsern Weihnachtsbaum, unsere Altargeräte, unsere Amtstracht, unsere Musik. Wir Deutsche haben gewiß eine Aufgabe in Amerika und diese zu erfüllen, das thut uns not. Die lutherische Kirche ist vorwiegend deutsch. Hier wird sie amerikanisch werden. Aber was ist amerikanisch? Dazu wollen wir unsern Einfluß geltend machen, daß das amerikanische Luthertum rechter Art werde.

P. Öhler: Die Sache hat aber doch auch ihre Schwierigkeit. In meiner Gemeinde ist es mit der deutschen Sprache nun einmal zu spät. Unsere Leute haben keine deutsche Schule gehabt und die Jugend ist gänzlich englisch aufgewachsen. Die wenigsten können deutsch lesen. Was läßt sich da

machen? Von deutschem Konfirmanden-Unterricht kann da kaum noch die Rede sein. Die Eltern sind allerdings deutsch und um ihretwillen muß der Pastor auch deutsch predigen können; aber sie sagen oft: Wir müssen an unsere Kinder denken. Mit einem Prediger, der nicht auch englisch versteht und englische Sonntagsschule halten kann, ist uns gar nicht mehr gedient. Deutsch muß er sein — ja, aber er muß auch des Englischen mächtig sein.

P. Severinghaus: Die heutige Besprechung ist gewiß interessant und auch zeitgemäß. Daß wir Deutsche in der General-Synode eine wachsende Macht sind, zeugt schon von der Bedeutung der deutschen Sprache in Amerika. Wie ist denn die General-Synode dazu gekommen — sie, die in den sechziger Jahren fast ausschließlich englischredend geworden war, ein „deutsches Werk" ins Leben zu rufen? Wohl doch nur deshalb, weil sie es mußte. Die Amerikaner haben im ganzen genommen eine Abneigung gegen das Deutsche, auch unsere General-Synode hat keine Liebe für die deutsche Sprache, für deutsches Wesen, sie duldet uns nur, soweit wir uns selbst Achtung und Beachtung verschaffen. Wir Deutsche haben für die deutschen Interessen der General-Synode selbst zu sorgen und müssen uns so selbständig einrichten, wie möglich. Wir dürfen es den Amerikanern nicht zumuten, daß sie für deutsche Gemeinden und deutsche Hülfsmittel zum Kirchenwerke Sorge tragen sollten. Dazu haben sie selbst zu viel zu thun. Man denke sich einmal das große und großartige Missions- und Erziehungswerk, welches die General-Synode unter Händen hat! Sie übersehen dabei gerne, daß es außerdem noch etwas von Wichtigkeit giebt. Wollen die Deutschen Kirchen-, Sonntagsschulschriften, ein Predigerseminar und andere deutsche Einrichtungen haben, sagen die Amerikaner, so sollen sie nur Hand ans Werk legen. Das lieben die Amerikaner überhaupt nicht, daß wir so viel räsonnieren, und immer Unzufriedenheit laut werden lassen. Sie sagen gerne: Rührt euch doch! Gründet deutsche Schulen, deutsche Gemeinden, deutsche Lehranstalten und seid deutsch nach Herzenslust.

Die Schicksale des Jakobusbriefes im 16. Jahrhundert.

Von Prof. Dr. Gustav Kawerau in Kiel.

(Aus der Zeitschrift für Kirchliche Wissenschaft.)

Luthers Wort, daß der Jakobusbrief eine „stroherne Epistel" sei, gehört heutigentages wohl zu den am weitest bekannt gewordenen Worten des Reformators. Wenn wir es einmal vergessen wollten, so würde schon die ultramontane Presse dafür sorgen, daß es in unserer Erinnerung wieder aufgefrischt würde; sie liebt es ja, dasselbe zu citieren, wenn sie sittliche Entrüstung gegen Luther an den Tag legen will. Aber auch von ganz anderer Seite her legt man besonderes Gewicht auf dieses Urteil Luthers; wie oft haben schon kritisch gestimmte Theologen es denen entgegengehalten, die den Jakobusbrief für ein echtes Dokument aus apostolischer Zeit halten! Hat doch noch Holtzmann unlängst sich veranlaßt gefühlt, allen denjenigen, denen

dieser Brief aus geschichtlichen Gründen in die frühapostolische Zeit gehört, zu ihrer Beschämung es vorzurücken, daß sie weit hinter demjenigen „Maße von Einsichten" zurückgeblieben seien, welches die Reformatoren hier bekundet hätten. Gewißlich ist die Stellung der altlutherischen Kirche zum Jakobusbrief ein höchst interessantes Kapitel, ebenso wenn wir auf den Anlaß achten, der zu dieser Verwerfung geführt, wie auf die Wellenbewegung, mit der das Urteil über den Brief so lange hin- und hergeschwankt hat, nicht zum wenigsten aber auch, wenn wir auf den Ton achten, in welchem einige der Eifrigsten ihr verwerfendes Urteil abgegeben haben. Wenn man sich freilich aus unseren Einleitungen, es sei aus den allgemeinen zum N. T. oder aus den speciellen zum Jakobusbrief, über diese Episode in der Geschichte der lutherischen Theologie informieren möchte, so sieht man sich auf eine sehr schmale Kost gesetzt. Ein paar Namen werden genannt, zum Teil in merkwürdiger Aufeinanderfolge; einen Einblick in die Geschichte dieser Frage bekommt man nicht. „Die Zweifel der Kirchenväter," so berichtet Holtzmann, „haben Erasmus und Cajetan wieder aufgenommen, worauf Luther, die Centuriatoren und älteren Lutheraner wie Hunnius den Brief für unecht erklärten." Ich notiere hier zunächst die Angabe, daß Cajetan vor Luther über den Jakobusbrief geschrieben haben soll, während wir doch nur wissen, daß derselbe, veranlaßt durch die Schriftstudien der Reformatoren, auch seinerseits der Exegese sich zuwendete, wie denn auch seine Kommentare den Einfluß der Reformationslitteratur genugsam bekunden. Bei Bernhard Weiß finde ich neben Luther „die Magdeburger Centurien, Hunnius, Althamer" genannt; es wäre doch gut, wenn diese verwirrende Reihenfolge geändert würde, da Althamer's Kommentar zum Jakobusbrief bereits 1527 erschien und daher mehrere Jahrzehnte vor die Centurien, geschweige denn vor Hunnius fällt. Besonders aber fällt mir auf, daß in den isagogischen Arbeiten zu Jakobus des gelehrten Aufsatzes nicht gedacht wird, den Döllinger 1848 in seinem Werke über „Die Reformation" Bd. 3, S. 356—363 dieser Stellungnahme der alten lutherischen Theologen zu Jakobus gewidmet hat. Da sich in meinen Händen manches Material über unsere Frage befindet, das Döllinger unbekannt geblieben war, und ich auch über die innere Entwickelung der Frage mehr und Richtigeres glaube bieten zu können, als dem Döllinger'schen Aufsatze zu entnehmen ist, so möge es gestattet sein, hier folgende Zusammenstellung zu geben.

Luther hatte durch die Leipziger Disputation Anlaß erhalten, zum Jakobusbrief Stellung zu nehmen. Eck hatte ihm das Wort „der Glaube ohne Werke ist tot" als Trumpf entgegengehalten, und als er nun darauf in den "Resolutiones super propositionibus suis Lipsiae disputatis" antwortete, da schrieb er: „Dazu, daß man mir den Brief des Apostels Jakobus entgegenhält, bemerke ich: der Stil dieses Briefes steht tief unter apostolischer Hoheit und läßt sich mit dem Paulinischen in keiner Weise vergleichen.*) Aber er ging der Sache hier nicht weiter nach, es war nur ein

*) Weimarer Ausgabe II, 425.

flüchtig hingeworfenes Wort. Doch muß in persönlicher Aussprache im Kreise der Wittenberger sein Urteil über diesen Brief in der nächstfolgenden Zeit immer schärfer und absprechender geworden sein und auch den Studenten gegenüber muß er manche geringschätzende Äußerung gethan haben. So nur erklärt es sich, daß Karlstadt im Sommer 1520 in seinem "Libellus de canonicis scripturis" in so erregter Polemik auf Luther losfahren konnte.*) Freilich, Karlstadt las gerade ein Kolleg über diesen Brief, und in seinem kleinlichen Ehrgeize redete er sich ein, daß jener eben aus diesem Grunde so schlecht auf diesen Brief zu sprechen sei: "propter Carolstadium male Jacobus audit!" Er fürchtete, die Zuhörer sollten ihm abwendig gemacht werden. Er machte hier Luther gar den Vorwurf, er habe Hieronymus für den Verfasser des Briefes erklärt: auf alle Fälle ein Mißverständnis, mag man es nun daraus erklären, daß Luther sich nachdrücklich auf das Zeugnis des Hieronymus berufen haben wird, oder daraus, daß Luther wohl gesagt haben mag, der Brief könne seinem dogmatischen Gehalte nach eher einen Hieronymus als einen Apostel zum Verfasser haben. Wir erfahren aus Karlstadts Polemik, daß Luther damals für sein Urteil sich nicht alleine auf Ton und Stil des ganzen Briefes berief, sondern daß er besonders die kirchliche Tradition, daß der Verfasser ein Apostel sei, bekämpfte. Hierbei berief er sich vor allem auf die Aufschrift, die den Apostelnamen nicht trage. Karlstadt bemühte sich dies Argument durch Hinweis auf den Philemonbrief und den ersten Johannesbrief zu widerlegen. Auch die Erkundigungen des Papias nach dem, was Thomas, Jakobus, Johannes 2c. geschrieben haben, werden kühn zum Zeugnis gepreßt, daß der Apostel Jakobus etwas Schriftliches hinterlassen habe. Übrigens könne man wohl de auctore (an dem Verfasser) zweifeln, aber damit noch nicht de auctoritate canonica (am kanonischen Ansehen); diese aber stehe durch das Zeugnis der alten Kirche fest. Freilich bezeuge dieselbe alte Kirche dem Briefe nur eine Autorität zweiten Ranges, und mehr will auch dieser Verteidiger für ihn nicht erreichen. Beachtenswert ist jedenfalls, daß Karlstadt materiellen Bedenken betreffs der Lehre des Briefes mit dem Hinweis darauf begegnet, daß sich bei näherem Zusehen ähnliche Aussagen über Glauben und Werke auch in den Evangelien, im A. T. und selbst bei Paulus fänden. So erneuert also Karlstadt im Interesse der Verteidigung des Jakobusbriefes die alte Unterscheidung von kanonischen Schriften ersten und zweiten Grades. Als dieselbe später von der lutherischen Dogmatik aufgenommen wurde, verblaßte sie bekanntlich zu der rein geschichtlichen Notiz darüber, daß einst in der Kirche über den einen Brief gezweifelt worden sei und über den anderen nicht, eine praktisch-kirchliche Bedeutung hatte diese Unterscheidung nicht. Dagegen scheint mir Ökolompad Karlstadts Unterscheidung höchst ernsthaft aufgenommen zu haben, da er 1530 den Waldensern schrieb, man stelle bei ihnen die Offenbarung, Jakobus,

*) Vergl. außer Credner's fehlerhaftem Neudruck in seiner Schrift: „Zur Geschichte des Kanons" (Halle 1847) besonders Jäger, „Andreas Bodenstein von Carlstadt" (Stuttgart 1856), S. 92 ff. und Kolde, „M. Luther" II, 14.

Judas, zweiten Petri, zweiten und dritten Johannis in die zweite Linie und achte sie nicht den übrigen Briefen gleich.

Luther hatte keine Lust auf die Provokation des streitsüchtigen Kollegen einzugehen. Noch weniger freilich änderte er sein Urteil. Im Herbst 1520 führte ihn seine Arbeit über die römischen sieben Sakramente (in de capivitate babylonica) auf die Beweisstelle, die man aus Jak. 5 für das Sakrament der letzten Ölung zu nehmen pflegte. Aber auch diesmal lehnte er es ab näher auf die Verfasser- und Echtheitsfrage einzugehen. Er verweist nur darauf, daß viele mit großer Wahrscheinlichkeit die Behauptung verträten, der Brief stamme von keinem Apostel, sei auch eines solchen nicht würdig. Erst zwei Jahre später giebt ihm seine Ausgabe des N. T. Veranlassung, seine Stellung näher zu kennzeichnen. Hier lesen wir das berühmte Wort von der „recht strohernen Epistel, die keine evangelische Art an sich habe," aber daneben steht das Lob, sie sei ein guter Brief, weil sie gar keine Menschenlehre setze und Gottes Gesetz hart treibe; freilich ein Apostel könne sie nicht geschrieben haben. Denn ein solcher hätte nicht stracks wider St. Paulum und alle andere Schrift den Werken die Gerechtigkeit beilegen können. Und eines Apostels Schrift hätte sicher Christi, seines Leidens, seiner Auferstehung, seines Geistes gedacht. An einen untergeschobenen Brief denkt Luther nicht. Ein Jakobus ist auch nach ihm der Verfasser desselben. Aber dieser ist ein Mann der zweiten oder dritten Generation, ein guter frommer Mann, ein Schüler von Jüngern der Apostel, der die ihm gegebene Lehre nicht völlig gefaßt hat. Bemerkenswert ist dabei, daß Luther, wo er gegen die apostolische Verfasserschaft kämpft, immer nur an Jakobus Zebedai Sohn dabei denkt. Auch meint Luther bereits Abhängigkeit des Briefes von anderen neutestamentlichen Schriften zu beobachten. Nicht allein, daß er eine Benutzung des ersten Petribriefes annimmt, er hält auch das viel umstrittene Citat 4, 5 (er übersetzt: „den Geist gelüstet wider den Haß") für ein Citat von Gal. 5, 17.*) Die Vorreden Luthers, in welchen er diese Meinungen vorträgt, sind längst aus unseren Bibeln verschwunden. Aber geblieben ist uns die Umstellung, die er mit kühner Hand an der Reihenfolge der neutestamentlichen Schriften vorgenommen hat. Denn er reißt die sieben katholischen Briefe auseinander, schiebt die Petrus- und Johannisbriefe an die Paulinischen heran und läßt dann am Schlusse die nachfolgen, die ihm verdächtig sind: Hebräer, Jakobus, Judas, Offenbarung. Dieses Erinnerungszeichen an Luthers Kritik trägt die Lutherbibel noch heute. Wie wenig er sich scheute, seine Kritik auch vor die Gemeinde zu bringen, beweisen seine Predigten aus dieser Zeit, indem er seine abfälligen Urteile über unseren Brief ebenso in der Kirchenpostille wie in den Predigten über den ersten Petrusbrief mehrfach wiederholte.

Es darf uns nicht wundernehmen, daß Luthers Urteil im Kreise seiner

*) Erlanger Ausgabe Bd. 63, S. 115. 156 f. 1521 hatte er inzwischen gelegentlich den Brief als eine apostolische Schrift citiert, doch wird auf solche gelegentliche Bemerkung schwerlich eine Veränderung seiner Stellung zu gründen sein; Erlanger Ausgabe Bd. 27, S. 341.

Anhänger vielfach nachgesprochen und zunächst zu einem Gemeingut der lutherischen Theologen wurde. Das früheste mir bekannte Dokument dafür haben wir in dem „Rathschlag,“ den die Geistlichen der Markgrafschaft Brandenburg 1525 veröffentlichten. Sie berufen sich hier auf „etliche treffliche alte und neue Lehrer, die dafür gehalten, daß St. Jakob die angezogene Epistel nit geschrieben habe.“ Sie wollen über diesen Punkt hier nicht disputieren, wollen vielmehr dem Gegner einräumen, der Brief sei apostolisch, doch „unter Vorbehalt der Wahrheit.“ Zwei Jahre darauf hören wir Bugenhagen in seinem Kommentar zum Römerbrief aufs schärfste die Unvereinbarkeit der Lehre Jakobi mit der des Paulus behaupten und daraufhin den Jakobusbrief verwerfen. In demselben Jahre aber erscheint auch der Kommentar des Andreas Althamer zu unserem Briefe, meines Wissens auch der erste Kommentar, der lutherischerseits zu diesem Briefe veröffentlicht ist, und dieser versucht nun in aller Schroffheit und in einer erstaunlichen Ungeniertheit der Sprache Luthers Verwerfungsurteil im einzelnen zu begründen und an dem Briefe durchzuführen. (Schluß folgt.)

Eingang zum pädagogischen Teil.

Weide meine Lämmer!
Ist auch in diesem Jahr
Der Lehrer Amt und Pflicht;
Dazu reich reichlich dar,
O Herr, uns Kraft und Licht.

Weide meine Lämmer!
Wie schön ist der Beruf;
Doch auch wie hoch und hehr.
Für Seelen, die Gott schuf,
Ist Rechenschaft ja schwer.

Weide meine Lämmer!
In Christi Lieb und Kraft.
Die Liebe macht dir's leicht;
Die Freudigkeit erschlafft,
Wenn Liebe von dir weicht.

Weide meine Lämmer!
Auf Gottes grüner Au
Mit Wort und mit Gebet.
O, sei darin nicht lau,
Sorg, daß es vorwärts geht.

Weide meine Lämmer!
Führ sie zum Brunnquell hin;
Sie trinken Glück und Heil
In ihrem muntren Sinn,
Wenn Christus wird ihr Teil.

Weide meine Lämmer!
Was Pädagogik schreibt,
Muß haben dieses Ziel.
Auch dazu sei bereit,
Sei's Wenig oder Viel.

Weide meine Lämmer!
Wer dieses Ziel nicht meint,
Wenn groß auch vor der Welt
Der Pädagog erscheint,
Sein Werk bleibt doch entstellt.

Weide meine Lämmer!
Ach Herr, vergieb die Schuld,
Da wir versäumt so viel,
Und führ uns in Geduld
Zum vorgesteckten Ziel.

Weide meine Lämmer!
Nähmst Du in diesem Jahr
Dies Amt von meiner Hand,
Herr führ mich ohn' Gefahr
Ins obre Vaterland.

Friedrich Adolf Wilhelm Diesterweg.

Von Lehrer C. Held.

„1890 waren 100 Jahre vergangen, seit Dr. Friedrich Adolf Diesterweg das Licht der Welt erblickte. Die deutsche Lehrerschaft hat es sich nicht nehmen lassen, das Ereignis zu feiern. Ist doch der Name Diesterweg aufs engste verknüpft mit der Entwicklung, welche das deutsche Volksschulwesen im 19. Jahrhundert genommen hat." Mit diesem ehrenden Zeugnis leitete die Verwaltung des deutschen Schulmuseums ihre Aufforderung ein, die Gründung eines Diesterweg-Museums zu unterstützen. Die deutsche Lehrerschaft hat das Ereignis gefeiert und möchten diese Zeilen dazu beitragen, sein Andenken zu erneuern.

In demselben Jahre also, in welchem Basedow, der deutsche Dolmetscher Rousseau's, starb, ward Diesterweg, der Dolmetscher Pestalozzi's, geboren. War es Basedow's Arbeit, die Schäden und Verirrungen des Erziehungswesens seiner Zeit aufzudecken, so ist es Diesterweg's Verdienst, die Fehler und Irrwege der pestalozianischen Schule bloß gelegt zu haben. Gemeinsam ist beiden eine ungewöhnliche agitatorische Kraft. Während Basedow aber die verschiedenen Gebiete des Unterrichts kaum bearbeitete, hat Diesterweg die meisten Zweige durchgearbeitet. Nicht immer zwar ist er genialer Neuschöpfer oder Pfadfinder, aber doch immer ein würdiger Nachfolger des Altmeisters, von wissenschaftlicher Tüchtigkeit und sittlichem Ernste durchdrungen.

Friedrich Adolf Diesterweg ist geboren am 29. Oktober 1790 zu Siegen, im damaligen Herzogtum Nassau, als Sohn eines Justizbeamten. Der frühe Tod seiner Mutter war für den Knaben ein um so schwererer Verlust, als dieselbe eine Frau von tiefem und reichem Gemüt war und sein Vater wohl kaum das Niveau eines Juristen der damaligen Zeit überschritt. Daher kommt es wohl auch, daß Diesterweg in seinem späteren Leben oft einseitig, heftig und leidenschaftlich seinem eignen Kopf folgte. Denn der Knabe begleitete seinen Vater auf dessen Reisen und erhielt für den Verstand reichliche Nahrung, während Herz und Gemüt wenig Pflege erfuhren. Zu Herborn und Tübingen studierte er Philosophie, Theologie, Mathematik, Geschichte und Naturwissenschaften. Seine erste Anstellung erhielt er in Mannheim. Bald nachher wandte er sich nach Worms. In Frankfurt a. Main lernte er De Aspeé kennen. Durch diesen begeisterten Schüler Pestalozzi's wurde Diesterweg eingeführt in das Werk und die Methode des Meisters. Er ist dieser Richtung sein ganzes Leben lang mit Liebe und Treue ergeben geblieben. Sein näherer Wirkungskreis war Elberfeld, wo er in Wilberg einen Verehrer E. v. Rochow's fand. (Siehe darüber Schütze's Pädagogik.)

Während dieser Zeit hatte eine Ernüchterung auf dem Gebiete des Volksschulwesens Platz gegriffen. Dem begeisterungsvollen Aufschwung in den Befreiungskriegen und Pestalozzi's Auftreten war eine Abkühlung analog der auf dem politischen Felde gefolgt. Die pestalozzische Schule artete aus. Der Meister war gegen den Unterrichtsstoff gleichgültig gewesen und die Jünger

fanden über dem „methodischen und lückenlosen Unterricht" weder Raum, noch Zeit, noch Bedürfnis für die Ansprüche des praktischen Lebens. Form, Zahl und Sprache war alles, worauf sie glaubten Rücksicht nehmen zu können. Wohl hatte Graser den Grundsatz ausgesprochen, daß aller Unterricht vom Leben ausgehen und auf dasselbe zurück führen müsse. Allein es fehlte ihm an der Kraft, diesem Prinzip Achtung zu verschaffen. Um dieselbe Zeit nun aber, da Pestalozzi's Stern zu neigen drohte, wuchs der heran, welcher nicht nur den Verirrungen der Pestalozzianer ein Ziel setzte, sondern auch des Altmeisters Lehre von Neuem erfaßte, verbreitete und erweiterte. Durch seine Berufung als Direktor an das Schullehrerseminar zu Mörs 1820 fand er Gelegenheit, seinen Ansichten Geltung zu verschaffen. (Siehe Schütze's Pädagogik.)

Im Jahre 1824 erschien ein „Lese- u. Sprachbuch" und 1831 ein „Schullesebuch in sachgemäßer Anordnung nach den Regeln des Lesens," sowie eine „Anleitung" zum Gebrauche desselben. Beide Bücher hatten den Zweck, das Lesebuch, welches damals teils moralisierende, teils realisierende Ziele verfolgte, als das darzustellen, was der Titel besagt. Der Stoff des Lesebuchs sollte weder „alles in allem, noch nichts in nichts" bieten, sondern klar und bestimmt, nach den Regeln der Kunst, das Lesen lehren. Das Lesebuch sollte ein Sprachbuch sein. „Schule getanzt!" — „Schule geritten!"— „Schule gelesen!"

Im Jahre 1827 folgte eine Schrift über den „Unterricht in der Kleinkinderschule oder Anfänge der Unterweisung und Bildung in der Volksschule."

In diesem Buche giebt er zunächst Graßmann's Ideen über den Anschauungsunterricht vollständig wieder, aber er sucht ihn etwas einfacher zu gestalten. Seine Ansicht über den Anschauungsunterricht als Disciplin oder gar „Stammunterricht" begründet er so: „Wenn das fünf- oder sechsjährige Kind den Boden der Schule betritt, so befindet es sich in der Regel in einem solchen Geisteszustand, daß es für den eigentlichen Unterricht erst reif gemacht werden muß. Seine Aufmerksamkeit soll geweckt, seine Sprachkraft entfaltet werden und diese Ziele verfolgen Anschauungs- und Sprachübungen." — Die Anordnnng der Übungen ist eine sachliche, übereinstimmend mit dem materialen Prinzip. Doch hat er das formale Prinzip nicht aus dem Auge gelassen, wie er überhaupt formale und materiale Bildung vereinigt wissen will. Er sagt: „Der formale Unterricht hat für sich keine Realität, alles Unterrichten geschieht an einem Stoff und dieser Stoff soll tüchtig erlernt werden, was mehr ist, als: mit dem Gedächtnis äußerlich aufgefaßt wird."— Er hat in seinen Plan manches aufgenommen, was zum eigentlichen Lehrstoff der Volsschule gehört. Allerdings hat er am meisten zur Ausführung gebracht, was andere bisherige Methodiker angestrebt haben, nämlich den Anschauungs-Unterricht zum materiell vorbereitenden Elementarkurs für alle Fächer zu machen. Aber gerade damit hat er den Beweis geliefert, wie entbehrlich ein besonderer Anschauungs Unterricht ist.

Das nächste Fach, das er einer Durcharbeitung unterwarf, war die

Geometrie. Die alte demonstrierende Methode war der neuen, pestalozzischen gewichen, welche von der Anschauung ausgeht. Diesterweg machte den Versuch, beide Methoden zu verbinden oder vielmehr die Mitte zwischen beiden zu halten. Frucht dieses Strebens war eine „Elementare Geometrie für Volksschulen 1828."

Das folgende Jahr, 1829, brachte ein „Methodisches Handbuch für den Gesamtunterricht im Rechnen," welches er in Verbindung mit Heuser herausgab. Während die Pestalozzianer bisher frei von allem Regelwerk sein wollten, betonte Diesterweg nachdrücklich das Entwickeln der Regeln.

Im Jahre 1830 bearbeitete er die Geographie. Auch hier, wenn gleich nicht wesentlich neue Momente auffindend, verbesserte er doch vielfach die Methode. Vor allem hat er der Heimatskunde, welche Karl Ritter schon 1806 gefordert, das Wort geredet. Er gab auch ein „Lehrbuch der mathematischen Geographie und praktischen Himmelskunde" heraus.

Zu bemerken ist endlich noch, daß er beim Unterricht in der Naturlehre eine von der bisherigen abweichende Methode aufstellte. Die vortragende Lehrweise, als gerade auf diesem Gebiete ganz widernatürlich, soll verlassen, hingegen die streng naturgemäße Weise der Anschauung und des Versuchs befolgt werden. Was? wie? warum?: Erscheinung, Gesetz, Ursache, ist der Gang.

Seit 1827 redigierte er die „Rheinischen Blätter für Erziehung und Unterricht." Dieses Blatt war für ihn ein wirksames Mittel, seine Ansichten zu verbreiten und denselben Geltung zu verschaffen. Wie er seine Schüler durch seinen mündlichen Vortrag festhielt, so gewann er durch diese Zeitschrift nach und nach einen großen Einfluß auf die deutschen Lehrerkreise. Der Aufschwung, den die Volksschule seit den dreißiger Jahren nahm, ist wesentlich ihm zu verdanken. Durch seine ausgezeichneten, klaren, logischen, oft auch heftigen Schriften hat er Tausende von Schülern herangezogen.

Im Jahre 1832 (33?) wurde Diesterweg an das Seminar für Stadtschulen in Berlin als Direktor berufen. Damit trat er in den Zenith seines Lebens und praktischen Wirkens. Zwei Jahre hernach erschien auch sein Hauptwerk: „Wegweiser zur Bildung für deutsche Lehrer." In diesem Werke ist alles mindestens bedeutend, und auf den meisten Gebieten hat er wohl Bleibendes geleistet. Seit dieser Zeit ward er der Führer der nationalistisch-pestalozzischen Schule. Aus dieser Zeit datieren auch seine Bemühungen für die Vereinigung der deutschen Lehrer. Hierin hat er so bedeutend und nachhaltend gewirkt, daß es nötig ist, davon später besonders zu reden.

Daß er, an der Spitze stehend, die Aufmerksamkeit aller auf sich zog, ist selbstverständlich und er sollte es bald genug erfahren. Um die Aufklärungen, seine religiöse Stellung betreffend, erfuhr er heftige Angriffe von seiten rechtgläubiger Kritiker. In der Vorrede zur zweiten Auflage seines „Wegweisers" definiert er seine Ansichten sehr präzise. Er sagt: „In Erziehungsangelegenheiten soll nichts nach vorgefaßten Meinungen und Satzungen festgestellt und gefordert, vielmehr alles pädagogisch gerichtet und geschlichtet werden......

Christenium und Humanität sind kongruent. Humanisierung der ganzen Welt bis zu den Juden herab, ist die Aufgabe der Erziehung. Diese Aufgabe wird erreicht durch Entwicklung des Individuums von innen heraus. Der junge Mensch muß also erleben, was er zu lernen hat. Das Erlebungsprinzip wird also zum Unterrichtsprinzip. Dies ist Anschaulichkeit in der Religion!" — Von dieser Ansicht ausgehend, ist Diesterweg immer weiter vom Christentum ab, bis zur Verwerfung desselben als Unterrichts- und Erziehungsmittel fortgeschritten.

Um die Entwicklung Diesterweg's in dieser Sache besser zu verstehen, ist ist es nötig, etwas weiter auszuholen. Die lebhafte Bewegung auf dem Gebiete der Pädagogik in den letzten sechzig Jahren hängt zusammen mit dem Anstoß, den sie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erhalten. Die Grundlagen der allgemeinen Bildung waren bis dahin geschichtlicher Natur gewesen. Als solche geschichtliche Quellen religiöser und geistiger Bildung galten seit Luther das Christentum und das Antike, Evangelium und Sprachen. Locke, in seinem Buche: „Gedanken von der Erziehung des Kindes," 1693, legte aber auf die körperliche Entwicklung der Jugend einen höheren Wert. Die Franke'sche Schule stellte, mehr als sonst geschehen, die Realien in den Vordergrund und gab überhaupt dem Schulwesen einen mächtigen Anstoß. Aber erst der radikal-freisinnige Rousseau gab diesem Gedanken zündenden Ausdruck in seinem „Emil." Sein Grundsatz ist: Naturgemäße Erziehung, gelöst von religiöser Tradition. Das ganze Leben geht also in der Natur auf. In Deutschland war es Basedow, welcher die Anregung aufnahm und weiterpflanzte. Er legte den Nachdruck auf die Humanität. Daraus folgte, daß, gegenüber dem Christentum, eine Religion der Pädagogik in Gebrauch kommen sollte, was aber bis jetzt noch nicht geschehen ist. — Ganz verschieden ist der rationalistisch fromme Pestalozzi. Freilich wandelte er auf den Bahnen allgemeiner Religiosität, aber als er gegen das Ende seines Lebens die Zeller'sche Anstalt zu Beuggen besuchte, und ihm der positiv-christliche Geist so überwältigend entgegentrat, bekannte er weinend: „Ungeheure Kraft! Das war es, was ich meinte und suchte!" — Er hat mehr richtige Ziele gezeigt, als dahin geführt. Seit dieser Zeit gehen im Gebiet der Schule zwei Strömungen neben einander her: die bewußt und entschieden christliche, fußend auf Franke und der religiösen Seite Pestalozzis einerseits, und die rationalistisch-liberale Denkweise, welche auf Rousseau und links-pestalozzischen Grundsätzen sich aufbaute.

In Preußen war der von jeher sehr entschieden ausgeprägte Staatsbegriff durch die Hegel'sche Staatstheorie sehr genährt worden. Das Schulwesen nahmen darum auch die Regierungsorgane selbst in die Hand und ließen einzelnen Männern nur sehr beschränkten Spielraum. Denn die Hegel'sche Staatsidee nahm unter den Händen geringerer Geister die Gestalt eines immer unerträglicher werdenden Bureaukratismus an. In diesen kleidete sich die antike Idee der Allgewalt des Staates. Diese Strömung führte zur Verfolgung der Lutheraner und auch zum Streit mit der katholischen Kirche,

welcher in der Kölner Irrung 1837 auf die Spitze getrieben wurde. Friedrich Wilhem IV., welcher alles hatte, nur keine glückliche Hand, wollte diesen Fehler gut machen. Daraus folgte aber nur, daß die Verwirrung größer wurde. In diese Kämpfe und Wirren wurde auch die Schule hineingezogen. Diesterweg vertrat unter diesen Umständen die Ansicht, daß die Schule jedenfalls nicht bei der Kirche gelassen werden dürfe, vielmehr sei dieselbe neben Haus, Staat und Kirche selbständig zu stellen. Weil aber der Zusammenhang der Schule mit der Kirche in der Schulinspektion der Geistlichen Ausdruck fand, so war es letztere, gegen welche er sich zunächst wendete. Die Schule war bis zu der Zeit in Preußen eigentlich ein schlecht beratenes Stiefkind gewesen. Endlich führte Diesterweg das wissenschaftliche Forschen einerseits uud die Prüfung überlieferter Ansichten uud Zustände andererseits, so wie viele vor und nach ihm, zum Widerspruch gegen dieselben. Er war deshalb in seiner Stellung unmöglich geworden und wurde vom Minister Eichhorn 1847 unfreiwillig außer Aktivität und 1850 nach der Revolution in den Ruhestand versetzt. Nach genannter Revolution war zwar wohl eine freisinnige Verfassung beschworen worden, in welcher die Freiheit der Kirche garantiert wurde. Aber § 26 wahrte der Kirche den Anteil an der Leitung der Schule. Über dem Suchen nach Heilmitteln gegen den so verderblich erscheinenden Geist des Umsturzes wurde die Allgewalt des Beamtentums und die hierarchische Macht der Kirche auf neuen Grundlagen aufgerichtet. Die Regierungen waren beflissen, neue Einrichtungen zu beseitigen oder umzugestalten. Die liberalen Minister wurden durch Männer der reaktionären Richtung ersetzt. Die Entfernung Diesterweg's war die erste reaktionäre That auf dem Gebiet der Schule. Im 39. Band der „Rheinischen Blätter" in dem Artikel: „Konfessioneller Religionsunterricht in der Schule oder nicht?— im 41. Band: „Religionsunterricht, wie und wie nicht?" — sowie im „Pädagogischen Jahrbuch" von 1854: „Kirchenlehre oder Pädagogik?" hat er in steigender Erregung seine Ideen klar dargelegt. Er schreibt: „Die Lehrer der Neuzeit, d. h. die pädagogisch gebildeten, können sich v o r n e h m e n, mit der Kirche zu gehen, aber sie können es nicht vollbringen. Der heutige Pädagog kann mit dem heutigen Theologen oder Kirchenlehrer nicht an einem Strange ziehen, das ist eine ganz ausgemachte, unwiderlegbare Wahrheit. Wir stimmen der Kirche, ihren Lehren, ihren Bekenntnissen, ihren Dogmen, ihren symbolischen Büchern nicht mehr bei; wir sind also sowohl in materialer wie in formaler Hinsicht ihre Gegner; wir verwerfen einen großen Teil ihres Lehrinhalts und wir verwerfen total ihre Lehrweise. Folglich bleibt uns, was die Schulbeaufsichtigung durch die „Diener am Wort" betrifft, die uns in der neuen preußischen Verfassung von neuem bedroht, nichts anders übrig als: den Kampf fortzusetzen." Weiter: „So lange die Pädagogik von der Kirchenlehre beherrscht und tyrannisiert wird, so lange ist an ihre Selbständigkeit nicht zu denken und natürlich auch nicht an die Selbständigkeit der Schule und die Unabhängigkeit des Lehrers von den Geistlichen. Die Unabhängigkeit jener (der Pädagogik) ist der Grund, die Unabhängigkeit dieser (der Schule und der Lehrer) die Folge davon."

Nachdem sich Diesterweg gründlich gegen die kirchliche Lehr vom natürlichen Verderben des Menschen ausgesprochen, kommt er auf das Schlagwort der neueren Pädagogik: „Naturgemäße Entwicklung, freie und ungehemmte Entfaltung der Natur. Kein Heil außer der Natur. Der Pädagog will die Herrschaft der Vernunft und ihrer Gesetze über alles und jedes. Der Kirchenlehrer will Gläubige bilden, der Pädagog — Menschen. Das historische Christentum oder vielmehr Christentümer wollen jedes auf seine besondere Art „Christen" bilden, keine Menschen. Diesen „Christen" zufolge ist das Christentum eine nicht aus der Menschennatur entsprungene, sondern eine ihr fremde Sache, welche aber in die Menschennatur hineingetragen, der sie unterworfen werden soll. Im Sinne des natürlichen Systems aber ist die Religion, wie jede beglückende Entwicklung, ein Produkt der reinen Menschennatur und entwickelt sich mit derselben fort und fort. Theologie und Pädagogik gehen nicht bloß in betreff des Ausgangspunktes, sondern auch in der Richtung und in den Zielen d. h. in allen Momenten auseinander. Ein Theologe kann darum kein Pädagog sein und zwar keiner."

Wahr ist nun, daß der Grundsatz der naturgemäßen Entwicklung, wenn den Anschluß an die geistig-sittliche Natur des Kindes und das stufenmäßige und innerlich zusammenhängende Fortschreiten im Unterricht aussprechend, einen Fortschritt bezeichnet. Wenn aber damit die Sünde und die Notwendigkeit der Gnade verkannt wird, so ist dieser Grundsatz ein verhängnißvoller Irrtum. Das Christentum, durch Verbindung von Gesetz und Evangelium ist das große Erziehungsmittel für die Menschheit.

Wahr ist es aber und bleibt es, daß eine Bevormundung der Schule, wie sie bislang geübt wurde, eben nur so lange berechtigt war, als die Lehrer zu ungebildet und unselbständig und darum unfähig waren, die Interessen der Schule zu verfolgen. Man wollte aber zu der Zeit den Fortschritt aus der Schule treiben. Darum war die Einführung der Regulative die zweite That. Obwohl die allgemeinen Unterrichtsgrundsätze dieser Regulative allseitige Billigung fanden und die Volksschule den politischen Einflüssen entrückt wurde, endlich daß sie überhaupt als ein Lebenszeichen der wieder erwachenden positiv evangelischen Richtung angesehen werden müssen, läßt sich die Art und Weise wie ihre Abfassung, Ein- und Durchführung betrieben wurde und die Gesinnung, welche sich darunter versteckte, nicht anders deuten, als daß die Schule reaktionäre Stockprügel erhalten sollte. Die Verwirrung wurde dadurch nur gesteigert. Diesterweg verwarf die Regulative ganz und gar und zwar, seinen jetzigen Ansichten gemäß, leider auch ihres christlichen Charakters halber. Er war seitdem von Hamburg wieder zurückgekehrt, wohin er als Direktor der Schule der freien Gemeinde im Mai 1851 gegangen. Er hatte zu derselben Zeit das „Pädagogische Jahrbuch" (1851—65) gegründet und war auch Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses geworden, wo er hauptsächlich die Regulative bekämpfte.

Als Friedrich Wilhelm IV., einer der frömmsten Fürsten, die den Thron der Hohenzollern innegehabt, am 2. Januar 1861 starb, lag wie die Kirche,

so auch die Schule noch immer in den schmerzlichsten Verwirrungen. Arbeitete doch selbst im Ministerium Mühler neben Stiehler, dem Verfasser der Regulative, noch Wussow, ein heftiger Gegner derselben, Die Siege von 1866 und 1870 verhalfen der Schule erst zu ihrem Recht.

Diesterweg starb am 7. Juli 1866 zu Berlin. Das Urteil über ihn geht einstimmig dahin, daß er ein um das Schulwesen und den Lehrerstand hochverdienter, einer der bedeutendsten Pädagogen der Neuzeit, ein Pestalozzianer der Linken war.

Kirchliche Rundschau.

Die Missourier sind in einer Weise angegriffen worden, von der sich keiner hat vorher träumen lassen. The Nation hat nämlich die Missourier u. a. beschuldigt, daß sie lehrten, die Sonne drehe sich um die Erde. Dem gegenüber hat nun der Präses der Missourisynode erklärt,daß dieselbe das Kopernikanische Weltsystem nicht verwerfe. Darauf hin erfolgte eine Erwiderung in der Nation, welche auf die Thatsache hinweist, daß im Verlag der Missourisynode und von einem der Lehrer des Lehrerseminars in Addison, Ills., verfaßt, eine Schrift erschienen sei, welche mit dem Motto: „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden" versehen sei, und in welcher auch das Kopernikanische Sonnnensystem als eine dieser Narrheiten hingestellt werde. Die Sache verspricht — falls sie noch weiter fortgeführt werden sollte — interessant zu werden.

Ueber die Gründe der Entlassung des Hofpredigers Stöcker haben die Zeitschriften aus Deutschland die erhoffte Auskunft nicht gebracht. Nicht einmal die Deutsche Evang. Kirchenzeitung, das Organ Stöckers, äußert sich in bestimmter Weise darüber, indem sie erklärt, daß alle die Gründe, welche man für die Entlassung Stöckers anführe, nicht richtig oder wenigstens nicht zureichend seien. Auf weiteres aber läßt sie sich nicht ein sondern sagt: „Es bleibt demnach ein Rätsel in der Sache, das zu lösen, der Zukunft vorbehalten ist......Und man wird gut thun, die kommenden Dinge abzuwarten, welche über kurz oder lang Klarheit in die Lage bringen müssen." Es ist selbstverständlich, daß man trotz alledem noch immer in allerlei Vermutungen über die Gründe des Ereignisses sich ergeht. Das Annehmbarste in dieser Hinsicht berichtet die A. E. L. Kztg., daß nämlich „der Kaiser bei einem parlamentarischen Essen gelegentlich die Notwendigkeit der Aufrechterhaltung des landesherrlichen Summepiskopates betont und gegen ein Überwiegen des dogmatischen Elementes gegenüber den praktischen und ethischen Aufgaben der Kirche sich ausgesprochen habe. Auch sonst verlautet," heißt es weiter, „der Kaiser betrachte die Bewegung zu Gunsten größerer Selbständigkeit der Kirche als gegen sein Oberbischoftum gerichtet. Wie es scheint ist die Auffassung in der That an entscheidender Stelle vorhanden. In den betreffenden Kreisen scheint man über die Stellung des Kaisers zu diesen Fragen nicht wohl unterrichtet gewesen zu sein; denn hätte man in dieser Beziehung Gewißheit gehabt, so würde sicherlich in manchen Fällen mehr Umsicht und Zurückhaltung angewendet worden sein."

Das freilich konnte keinem, der die D. E. Kztg. kannte, ein Geheimnis sein, daß die Auffassung, welche Stöcker von seiner Stellung als Hofprediger hatte, jedenfalls eine von der gewöhnlichen abweichende war, sonst wäre sein Blatt nicht für eine Umgestaltung des königlichen Summepiskopates eingetreten, die schließlich dahin führen mußte, daß der Landesfürst zur evangelischen Landeskirche so ziemlich in demselben Verhältnis stehen mußte, wie zur römischen Kirche. Wie weit der Kaiser die Anschauungen seines Hofpredigers geteilt hat, läßt sich natürlich nicht sagen; es scheint aber daß ihm eine derartige Selbständigkeit Stöckers schließlich ebenso unangenehm wurde, wie die Selbständigkeit Bismarcks es gewesen war. Wie weit nun die durch Stöckers Rücktritt bewirkte Veränderung die Bestrebungen für „Freiheit und Selbständigkeit der Kirche" be-

einflußt, ist noch nicht erkennbar. Ob man das Programm der Bildung einer Freikirche aufstellen wird, ist auch noch nirgends angedeutet. Möglich ist es, daß die in dieser Richtung am weitesten fortgeschrittenen sich auch noch zu diesem Schritt entschließen werden. Das werden aber jedenfalls nur wenige sein. Der großen Mehrzahl wird der Schatten der Landeskirche immer noch angenehmer sein als das doch immerhin etwas grelle Licht einer Freikirche, und es wird Stöcker bei diesen Leuten ergehen, wie es Bismarck ergangen ist; man wird ihm sagen, daß ihm für die Kirchenpolitik das rechte Verständnis gefehlt habe. Und das wird er sich von Leuten sagen lassen müssen, die kirchpolitisch ihm ebensowenig gleichstehen als jene Leute Bismarck politisch gleichgestanden sind. Ein bedeutender Mensch, der die Folgen eines einzigen Irrtums erleben muß, wird von niemanden schärfer verurteilt, als von Leuten die niemals etwas richtiges zu thun imstande sind.

Die Jesuitenfrage scheint das ganze deutsche Reich in Aufregung zu versetzen. Die Veranstalter der ganzen Agitation auf katholischer Seite mögen vielfach von Anfang an nicht an einen Erfolg der von ihnen eingeleiteten Agitation geglaubt haben. Aber man hätte doch etwas um die katholische Bevölkerung zu beschäftigen und ihre politische Aufmerksamkeit rege zu erhalten. Nun zeigt es sich aber zum Leidwesen der ultramontanen Führer, daß das evangelische Volk endlich einmal gegen das ultramontane Treiben auftritt. Die Bewegung gegen die Rückberufung der Jesuiten scheint bald stärker zu werden als die ultramontane Agitation dafür. An zahlreichen Orten wurden Versammlungen abgehalten. Ein Komitee in Halle a. S. hat einen Aufruf erlassen, welcher auffordert, einer Petition an den Reichstag, in welcher gegen die Rückkehr der Jesuiten protestiert wird, beizutreten. In Nassau soll eine solche Petition von Haus zu Haus cirkulieren. In andern Gegenden werden eifrige Vorbereitungen getroffen, damit dasselbe geschehen könne. In der Pfalz soll eine Petition an die einzelnen Gemeinden zur Unterzeichnung versandt werden. Außerdem sollen in jedem Dekanat Protestversammlungen stattfinden. Eine Versammlung in Dortmund beschloß, dem Vorgehen in der Provinz Hessen-Nassau sich anzuschließen. Listenformulare sollen sobald als möglich in allen evangelischen Gemeinden Westfalens herumgeschickt werden.

Angesichts dieser Haltung der evangelischen Bevölkerung scheint man von seiten der Zentrumspolitiker etwas leiser und klüger auftreten zu wollen. Es werden weniger Versammlungen gehalten, dagegen in den östlichen Gegenden namentlich um so mehr Unterschriften zu sammeln gesucht. Ebenso berichten nun die Zentrumsblätter, daß den Freunden Windhorsts über die „Äußerung konservativer Parlamentarer“: Man rechne in konservativen parlamentarischen Kreisen mit Sicherheit auf die Aufhebung des Jesuitengesetzes, nichts bekannt geworden ist.

In dem Prozeß, der wegen ritualistischer Gebräuche gegen den Bischof von Lincoln (England) geführt wird (vgl. Th. Ztschr. 1888 Seite 255 und 1890 Seite 124), ist endlich ein sachliches Urteil erfolgt. Dasselbe ist allerdings so mild als irgend möglich. Ganz abweisen konnte man die Ankläger nicht und den ritualistischen Bischof konnte man ebensowenig ganz verurteilen. Nach dieser Entscheidung des Erzbischofes von Canterbury verstößt das Mischen des Weines im Kelche mit Wasser in der Kirche selbst gegen die Ordnung der englischen Kirche. Die Stellung des Celebranten, ob nach Osten gerichtet oder nicht, ist beim Abendmahl nicht kirchlich vorgeschrieben. Das Brechen des Brotes „vor der Gemeinde“ ist so zu verstehen, daß die Gemeinde nicht gehindert wird, es zu sehen. Das Absingen des Agnus Dei könne nicht als papistisch angesehen werden, und ebenso verstoße der Gebrauch von Kerzen auf dem Altar nicht gegen die Satzungen der Kirche. Erlaubt ist es dagegen nicht, wie der Bischof von Lincoln gethan hat, das Zeichen des Kreuzes bei der Absolution und der Segenssprechung zu machen. Dieser letzte Punkt ist fast der einzige, in welchem das Urteil gegen den Bischof ausgefallen ist, während es ihn, was das Brechen des Brotes vor der Gemeinde anlangt, nur eines Mißverständnisses beschuldigt. Das Urteil ist für das Leben der englischen Staatskirche von bedeutender Wichtigkeit. In der That kann man sich der Überzeugung nicht erwehren, daß wir es hier nicht mit einem Spruch nach Recht und Gerechtigkeit, sondern mit einem

Kompromiß zu thun haben; erwartete man doch für den Fall der Verurteilung des verklagten Bischofs einen Massenübertritt von Geistlichen und Laien zum Katholizismus. Der Urteilsspruch, welchen der höchste Würdenträger der englischen Kirche im Einvernehmen mit fünf bischöflichen Beisitzern gefällt hat, sucht den äußersten nach Rom neigenden Flügel der Ritualisten dadurch von einem Übertritt abzuhalten, daß er denselben überflüssig macht. Ob die Maßregel wohl ihr Ziel erreicht? Jedenfalls hat man soviel erreicht, daß die andere Seite und die Dissenters sehr unwillig geworden sind. Auch will die Staatskirchen-Gesellschaft, welche den Prozeß gegen den Bischof von Lincoln geführt hat, Berufung gegen das Urteil beim Geheimen Rat einlegen.

Auch der englische Kirchenkongreß hat sich mit dem Ritualismus beschäftigt, indem dort die Frage nach den geziemenden Grenzen des Rituals erörtert wurde. Die Ritualisten stützen sich auf die Vorschrift des Common Prayer Book, daß die im zweiten Regierungsjahr Eduards VI. üblichen kirchlichen Gebräuche beizubehalten seien. Die Niederkirchlichen behaupten, daß diese Bestimmung nicht zur Neueinführung von Ceremonien berechtige, welche 300 Jahre lang außer Gebrauch gewesen sind. Während diese eine bestimmte gesetzliche Formulierung des gegenwärtig zu Recht bestehenden erstreben, suchen jene die gegenwärtige Rechtsunsicherheit so viel wie möglich beizubehalten und auszubeuten. Während der Bischof von Guilford eine gesetzliche Regelung durch eine englische Nationalsynode forderte, so trat Lord Halifax, Präsident der ritualistischen Church Union entschieden für den Ritualismus ein. Er hält es für allgemein zugegeben, daß die Kirche von England nicht von den Riten der andern Kirchen abweichen wollte, wo dieselben die Autorität der ganzen katholischen Kirche für sich in Anspruch nehmen können. In der That seien die Ceremonien bei der Abendmahlsfeier nie abgeschafft, sondern nur außer Gebrauch gekommen, so daß jetzt allerdings ihre Wiedereinführung als eine Neuerung erscheine. Indes will er die Frage nicht theoretisch erörtern, sondern frägt lediglich: Wie ist der Friede der Kirche zu sichern? Seine Antwort ist: Ein bestimmtes Ritual kann gegenwärtig nicht erzwungen, ebensowenig aber auch verboten werden. Man müsse deshalb die Rubrik so zweideutig lassen, wie sie ist, und nur verhindern, daß die Gemeinden einerseits durch Übertreibung, andrerseits durch irreverence gestört und verwirrt werden. Mit andern Worten: Die Ritualisten wollen zufrieden sein, wenn man sie nur gewähren lasse. Gerade wie Rom auch. Der christliche Glaube, behauptet Lord Halifax weiter, kann nur auf dem Grunde quod semper ubique et ab omnibus creditum est (d. h. dem römisch katholischen Traditionsprinzip) verteidigt werden. Daher wäre es schlimm, wenn die Kirche von England nicht in jeder Beziehung, auch in ihrem Ritual, die historische Kontinuität wahren wollte; es ist einmal ihre Aufgabe zu zeigen, daß man katholisch sein kann, ohne römisch zu sein. Freilich sind diese Äußerlichkeiten nicht wesentlich, aber heute heißt das Ritual bekämpfen nichts anderes, als die Lehre (the eucharistic teaching) leugnen. Sollten die kirchlichen Autoritäten der Gegenwart abschließend erklären (damit war das noch zu erwartende Urteil in Betreff des Bischofs von Lincoln gemeint), daß die Gebräuche des katholischen Gottesdienstes in der Kirche von England keinen Raum haben, so würden viele drinnen und alle draußen den Schluß machen, daß sie unkatholisch sei. „Wir verlangen nicht, daß unser Ritual bei andern erzwungen wird, wohl aber, daß wir es im Frieden gebrauchen und unsere Gemeinden darin erziehen dürfen.“

Damit fand Lord Halifax fast allgemeine Zustimmung, selbst die Vertreter der Low- und der Broad-Church-Party wagten mit einer einzigen Ausnahme es nicht, ihm darin zu widersprechen, daß nur die möglichste Weitherzigkeit in Bezug auf das Ritual das Mittel sei, den kirchlichen Frieden zu erhalten, d. h. die Ritualisten von dem Übertritt zu Rom, mit dem sie immer drohen, abzuhalten. Diese Erklärungen lassen die Lage der Sache deutlich erkennen: die Ritualisten sind vielleicht nicht die zahlreichste, aber doch die stärkste Partei.

Im Zusammenhang damit tauchte ganz naturgemäß noch eine andere Frage auf, nämlich die des Verhältnisses der englischen Staatskirche zum Staate. So wie die Dinge liegen, könnte auch eine englische Nationalsynode keine bindenden Verordnun-

gen erlassen, da sie keine gesetzliche Existenz hätte. Eine solche haben nur die Kirchen-konvokationen von York und Canterbury und auch diese sind wiederum auf Bestätigung ihrer Beschlüsse durch die Regierung angewiesen. Nun protestieren vor allem die Ritualisten gegen die Entscheidung jeder kirchlichen Instanz, welche der staatlichen Macht noch irgendwie untersteht, aber auch ein Parlamentsglied, welches diese Frage behandelte, wies auf die Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zustandes hin. Thatsächlich regiere in England nicht mehr der König, welcher verfassungsgemäß ein Glied der Staatskirche sein muß, sondern das konfessions-, ja religionslose Parlament, d. h. die aus der jedesmal herrschenden Partei hervorgegangenen Minister. Nach der Meinung dieses Referenten, der durchaus nicht für eine Trennung der Kirche vom Staat eintrat, sollte der Kirche in ihren eigenen Angelegenheiten ihre eigene Jurisdiktion gegeben und belassen werden, oder es sollten wenigstens den kirchlichen Gerichtshöfen d. h. solchen, die mit kirchlichen Prozessen beschäftigt sind, ex officio geistliche Beisitzer gegeben werden.

Auch Württemberg hat seinen Katholikentag gehabt und seine Zentrumspartei gebildet auf der Ulmer Katholikenversammlung. Die Forderungen waren dieselben wie überall, nämlich Rückkehr der Jesuiten, die in Württemberg noch niemals zugelassen worden sind und deren Ausschließung eine der Bestimmungen der Staatsverfassung ist, Zulassung von sonstigen Männerorden und Befreiung der bereits zugelassenen weiblichen Orden von jeder staatlichen Beschränkung, die volle Unabhängigkeit des heiligen Vaters, um ihm dadurch die ungehemmte Ausübung der ihm von Gott verliehenen Regierung der Kirche möglich zu machen, ungeschmälerte Erhaltung der bestehenden konfessionellen Schule u. s. w.

Dabei hat man alles in die möglichst unschuldige Form gebracht; man hat nur einen Aktionsausschuß ernannt, also kein Zentrum dem Namen nach. Auffallend war der „den evangelischen Brüdern aufs wärmste entgegenkommende“ Ton der Reden. Die Jesuiten wurden u. a. mit folgenden Worten zurückgefordert: Wir wollen sein Männer des Friedens, deutsche, patriotische, vollberechtigte Bürger des Staates. Im Wirken gegen die umstürzenden Elemente müssen wir unsern evangelischen Mitbürgern die Hand reichen, im Ziele der Erhaltung der Religion im Volke. Soll denn die Spaltnng noch tiefer werden? Nein, tausendmal nein. Fort deshalb mit dem Bruderkampf; das, was uns einigt, das Christentum, wollen wir hervorheben, nicht was uns trennt. (Dann sollte man aber nicht die Einführung des Jesuitenordens fordern. D. R.) Die Gefahren mahnen zum Frieden, da darf der religiöse Kampf nicht dazwischen geworfen werden. Vorwärts daher im Namen des Friedens zum Wohle des Vaterlandes.“

Dabei hatte man schon vorher die Presse mit Versicherungen von der Harmlosigkeit des bevorstehenden Katholikentages versorgt, und ebenso es derart zu leiten gewußt, daß der Friedfertigkeit dieses Katholikentages von seiten der Allgem. Zeitung das höchste Lob gespendet wurde, auf deren Autorität hin die württembergische Lokalpresse ziemlich urteilslos die Sache nachdruckte.

Augen haben fast nur die Sozialdemokraten gehabt; sie sahen, daß sie gar nicht so schlimm bedroht sind, als man andere Leute glauben machen will. So schreibt die sozial-demokratische „Schwäbische Tagwacht“: „Die Abwehr der sozialistischen Propaganda war für die ultramontanen Matadore Württembergs ein sehr willkommener Anlaß, die längst geplante katholische Demonstration (und Zentrumsgründung) zu verwirklichen ...... Man müßte wirklich sehr naiv sein, wenn man glauben würde, dieser Katholikentag wäre hauptsächlich zur Abwehr der Sozialdemokratie einberufen worden; man müßte mit großer politischer Einfalt begabt oder geschlagen sein, wenn man die Sache nicht durchschaute und nicht einsehen würde, daß die Bekämpfung der Sozialdemokratie — wenigstens, was die Komödie des Katholikentages anbelangt — nichts ist als ein Vorwand, unter welchem der Ultramontanismus gegen seinen Hauptfeind, den Protestantismus, eine Aktion in Scene setzt.“

Da hat der Sozialdemokrat wohl am schärfsten gesehen und am richtigsten geurteilt.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

19. Jahrg. Februar 1891. Nro. 2.

Das Gleichnis vom ungerechten Haushalter.

(Von P. C. Roth.)

Müssen wir bei fast allen Gleichnissen unseres Herrn sofort seine unübertreffliche Lehrweisheit bewundern, mit welcher er die wichtigsten göttlichen Wahrheiten so meisterhaft in Gleichnisform einzukleiden weiß, daß wohl ein jeder unter der durchsichtigen Hülle die ewige Wahrheit sogleich erkennen kann, so scheint dies mit dem vorliegenden Gleichnis vom ungerechten Haushalter auf den ersten Blick nicht der Fall zu sein. Es will uns vielmehr etwas unklar, man möchte fast sagen, etwas zweifelhaft erscheinen. Das kommt indessen teilweise daher, daß man bei seiner Erklärung nicht genug von der Anwendung ausgeht, die der Herr selber am Schluß des Gleichnisses macht, nämlich V. 8 bis 9: „Die Kinder dieser Welt sind klüger als die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht, in ihrer Art," und: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon u. s. w." Mit diesen Worten stellt uns der Herr die Klugheit des Haushalters als Vorbild hin. Somit haben wir die letzte, kluge That als die Hauptsache des ganzen Gleichnisses, als den eigentlichen Vergleichungspunkt anzusehen. —

Sodann aber erscheint uns gerade die Hauptperson des Gleichnisses, der „ungerechte Haushalter" in seiner ganzen Handlungsweise, gewöhnlich in einem solchen Lichte, daß man schwer begreifen kann, warum der Herr Jesus uns gerade einen so grundschlechten, durchtriebenen Menschen als einen Mann hinstellt, von dem wir noch Klugheit lernen sollen, allerdings Klugheit ohne Falschheit, ohne Untreue und Betrug! Hätte der Herr denn nicht ein besseres Muster von Klugheit in der Verwendung irdischer Güter uns zur Nachahmung empfehlen können und sollen?

Indessen scheint dieser „ungerechte Haushalter" bei näherer Bekanntschaft doch gar kein so übler Mensch zu sein, wie man wohl meistens annimmt, daß man ihn durchaus verabscheuen müßte, vielmehr in gewissem Maße achtungs- und lobenswert. Und muß er das nicht auch sein, wenn er uns ein Muster der Klugheit sein soll, gewiß nicht etwa einer sehr zweifelhaften, sondern wahrer und rechter Klugheit? Muß nicht seine Handlungsweise, die teils gelobt, teils uns zur Nachahmung hingestellt wird, wirklich lobens- und nachahmenswert d. h. gut, aber doch im guten Sinne klug sein? Sehen wir uns nun von hier aus die Sache, besonders den Mann, etwas näher an.

In seinem eigentlichen Verwaltungsgeschäft war der Haushalter als „ungerechter“ nicht klug gewesen, vielmehr ein großer Thor; weil er nicht genug bedacht hatte, daß er eben nur Haushalter, nur Verwalter und nicht Eigentümer und Herr der ihm anvertrauten Güter war, weil er außer acht gelassen, daß er für seine Verwaltung seinem Herrn früher oder später einmal Rechenschaft ablegen mußte, und weil er gerade dadurch seine Absetzung selbst herbeigeführt hatte. In dieser Hinsicht können wir daher nur dann etwas von ihm lernen, wenn wir in der Verwaltung der uns anvertrauten Güter das recht bedenken, was der Haushalter eben vergaß oder doch nicht beachtete.

Aber „durch Schaden wird man klug,“ wenigstens wurde es der Haushalter, und zwar auch durch den Schaden, den er sich durch seine Thorheit selber zugefügt. Seine Absetzung war so gut wie fertig, natürlich unter der Voraussetzung, daß das Gerücht von seinen Betrügereien sich als wahr herausstellte, was sich ja bei der Abrechnung zeigen mußte. Diese aber wurde von dem Verwalter verlangt, besonders als Abschluß seiner Geschäftsführung, und seine Unehrlichkeit mußte dann zugleich mit an den Tag kommen. Auf die Beschuldigung von seiten seines Herrn: „Wie höre ich das von dir?“ sagt er nun auch kein Wort zu seiner Entschuldigung. Er sieht vielmehr ein und gesteht es sich selbst, wohin es mit ihm durch seine Schuld gekommen ist: „Mein Herr nimmt das Amt von mir!“ Und auf diese Ankündigung von seiten seines Herrn fängt dieser früher so leichtsinnige und thörichte Verwalter mit einemmale an, nachdenklich, besonnen und klug zu werden und zu handeln.

Schon das ist klug von ihm, daß er sich seine selbstverschuldete Notlage keineswegs verhehlt oder sich leichtsinnig darüber hinwegsetzt. Es ist ihm nicht einerlei, daß er nun seine wichtige und ehrenvolle Stelle aufgeben muß. Es ist ferner Klugheit von ihm, daß er die kurze, ihm noch gegebene Frist dazu benutzt, womöglich ein Mittel oder einen Weg zur Rettung aus seiner peinlichen Lage zu finden. „Was soll ich thun?“ so überlegt er hin und her und ruht nicht, bis er das Gewünschte gefunden.

Seine größte Klugheit aber zeigt der Haushalter endlich darin, daß er die unpassenden Mittel und Wege, die er möglicherweise benutzen könnte, verwirft und den allein richtigen Weg zu einer sorgenfreien Zukunft findet, wählt und sofort auch einschlägt: „Graben mag ich nicht, zu betteln schäme ich mich.“ Hier sind wir nun wohl meistens gewohnt, den „ungerechten Haushalter“ einen faulen und hochmütigen Menschen zu schelten, der zum Arbeiten zu faul und zum Betteln zu stolz sei, und sich daher lieber aufs Betrügen verlege! Beachten wir aber zunächst, daß es im Grundtext heißt: „Graben kann ich nicht,“ und sodann, daß der Verwalter als solcher das Graben, d. h. harte und anstrengende körperliche Arbeit wohl nie gethan hat, weil er es eben nicht brauchte, und dieselbe darum auch jetzt nicht gewohnt ist, so erscheint es wohl nicht gerade tadelnswert, daß der Mann sich nicht mehr zutraut, als er wirklich leisten kann, daß er seine zukünftige Existenz nicht gerne von einem für ihn so unsicheren Mittel abhängig macht, falls sich

ihm vielleicht noch etwas Besseres darbietet. Und wer wollte es ihm nun gar verübeln, daß er sich „schämt zu betteln?" Das ist freilich Stolz, aber doch wohl ein ganz berechtigter, von dem mancher andere leider nur zu wenig besitzt! Ein solcher Stolz, der das Betteln vor Menschen für erniedrigend und beschämend hält und sich nicht dazu hergeben mag, das Leben durch Betteln zu fristen, so lange dies noch auf eine andere, ehrliche Weise möglich ist, ist wohl nicht nur berechtigt, sondern auch sehr gut und wünschenswert (vergl. Sirach 40, 29—32).

Sehen wir aber, *wie der Haushalter schließlich den richtigen Weg einschlägt*, um im Fall seiner Absetzung nicht hilflos und verlassen dastehen zu müssen: Er läßt alle Schuldner seines Herrn vor sich kommen und setzt ihnen ihre Schuld um ein Beträchtliches herunter. Dabei rechnet er auf ihre Erkenntlichkeit, dergestalt, daß sie ihn im Fall seiner Amtsentsetzung in ihre Häuser aufnehmen und versorgen, oder doch so viel als nötig unterstützen werden. Dafür lobt ihn sein Herr als einen klugen Mann. Und der Herr Jesus thut ungefähr dasselbe, nur noch mehr, indem er diese kluge Handlungsweise seinen Jüngern als nachahmenswert vorhält, in Bezug auf die Verwendung des „ungerechten Mammon." Nun aber bietet sich in diesem Stück, dem eigentlichen Schwerpunkt des Gleichnisses, eine doppelte Auffassungsweise dar, und es kann uns keineswegs gleichgültig sein, welche Auffassung die richtige und daher vorzuziehen sei. Vielfach denkt man sich die Sache so, als hätten diese „Schuldner" Öl, Weizen etc. von dem Herrn oder seinem Haushalter gekauft und wären nun die Kaufsumme entweder ganz oder teilweise noch schuldig gewesen. Der Haushalter habe nun durch Fälschung der Schuldscheine den Schuldnern einen Teil ihrer rechtmäßigen Schuld einfach eigenmächtig erlassen, um ihnen damit eine Gunst zu erweisen und sie sich zum Danke zu verpflichten u. s. w. — Man kann sich die Sache aber auch noch anders denken: Die „Schuldner" waren *Pächter*, die ihren jährlichen Pachtzins in Öl, Weizen u. s. w. zu zahlen, also etwa einen bestimmten Teil des Ertrags von den gepachteten Gütern als Pachtzins zu entrichten hatten. Und nun suchen wir den Betrug des Verwalters nicht am Schluß seiner Amtsverwaltung, sondern früher und zwar darin, daß er von den „Schuldnern" oder Pächtern *mehr forderte und einnahm*, als er seinem Herrn ablieferte, und als dieser wußte. Das machte dann eine doppelte Buchführung nötig. Führte er z. B. dem einen Schuldner gegenüber eine Rechnung von „100 Tonnen Öl," so schrieb er in das Buch seines Herrn nur 50 u. s. w. Den Unterschied behielt er dann für sich. Das schließt selbstverständlich nicht aus, daß der Verwalter auch direkt seinem Herrn gegenüber Betrug geübt haben mag. Nun aber, als sein Herr hinter die Sache kommt und ihm deshalb sagt: „Thue Rechnung von deinem Haushalten etc.," da *schließt der Haushalter seine Verwaltung und seine Rechnung nicht ab mit einem neuen, weit größeren Betrug*, als er bisher verübt, sondern vielmehr durch schleunige *Umkehr von Betrug zur Ehrlichkeit*, indem er den

„Schuldnern" ihre übermäßigen Abgaben herabsetzt auf ihre eigentliche, rechtmäßige Höhe.

Diese letztere Auffassungsweise hat offenbar ebensoviel für sich, wie die erstere gegen sich. Erstlich ist gar nicht einzusehen, inwiefern der Haushalter durch seinen Betrug die „Schuldner" sich einigermaßen mit Sicherheit zu Dank verpflichtet haben würde. Eine solche niederträchtige Schuldscheinfälschung seinerseits hätte voraussichtlich nicht den beabsichtigten Erfolg gehabt. Zunächst hätten doch die „Schuldner" sämtlich zu Mitschuldigen des Betrügers werden müssen! Wenn sie aber auch allenfalls darauf eingegangen wären, so hätten sie sich doch wohl gehütet, sich einen Menschen auf den Hals zu laden und lebenslänglich zu versorgen, der ihnen einst durch schnöden Betrug zu einem auch nicht einmal sehr bedeutenden Gewinn verholfen! Jedenfalls würde es von keiner besonderen Klugheit zeugen, zu einem solchen Mittel seine Zuflucht zu nehmen, dessen Erfolg von vornherein zweifelhaft wäre. — Ziehen wir dagegen die andere Auffassung vor, so war die Handlungsweise des Verwalters den Schuldnern gegenüber zwar keine positive Wohlthat, sondern nur recht und billig. Und wenn sie es nicht schon früher wußten, so konnten sie es jetzt ausfinden, daß sie bisher betrogen, überfordert worden waren.— Aber mußte nicht gerade ein solches teilweises Wiedergutmachen des begangenen Unrechts mehr Anerkennung bei ihnen finden als ein Betrug? Und würde man nicht einem solchen ehrlich gewordenen Betrüger zur Zeit der Not auf jeden Fall mehr Teilnahme beweisen, als einem, der nach seiner Entlarvung ein noch ärgerer Betrüger geworden, selbst wenn er andern den Gewinn zugeworfen hätte?

Wie hätte zweitens der Herr des Verwalters diesen einen klugen Mann heißen können, wenn seine letzte That ein arger Betrug gegen ihn gewesen wäre? Schon aus dem eben genannten Grunde hätte derselbe keine besondere Klugheit darin finden können; noch weniger aber deßhalb, weil er als der Herr doch wohl eine solche Fälschung der Rechnung nicht hätte brauchen anzuerkennen. Und ohne seine Zustimmung wäre diese Sache wohl nicht giltig gewesen. Er hätte seinen vermeintlich schlauen Verwalter darum viel eher einen Narren als einen klugen Mann heißen können. Etwas Lobenswertes aber wäre erst recht nicht an der Sache gewesen, weil sie eben zu gemein dazu wäre. Daß nun aber der Herr den Verwalter für seine kluge That lobte, das können wir doch nur dann im Ernst glauben, wenn wir annehmen, dieselbe sei wirklich eine ehrliche, gute und eben darum auch eine kluge gewesen. Denn Umkehr von Betrug zur Ehrlichkeit ist jederzeit viel klüger und lobenswerter, als wenn einer nur immer noch mehr betrügt. — Zugleich aber konnte der Verwalter nicht besser auf die Nachsicht von seiten seines Herrn rechnen, als dadurch, daß er bestrebt war, sein Unrecht nach Kräften wieder gut zu machen. Und wenn irgend etwas den Entschluß seines Herrn ändern, seine Absetzung verhindern konnte, dann war dies das geeignetste Mittel dazu. Und dann war seine That doppelt klug!

Endlich aber würde besonders der Herr einen Betrüger in der oben

geschilderten Weise, und wäre er noch so klug, uns doch wohl schwerlich als ein Muster wahrer Klugheit hinstellen und von dessen betrügerischer Handlungsweise ohne weiteres die Anwendung machen: „U n d i ch s a g e e u ch a u ch: Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon u. s. w.“ Möchte man dabei auch noch so sehr versichern, nicht das Unrecht, sondern nur die Klugheit des Haushalters werde uns ja zur Nachahmung empfohlen. Dieser feine Unterschied ließe sich in der Praxis doch schwer durchführen. Von einem solchen „klugen Haushalter“ könnte man nur dann die rechte Klugheit lernen, wenn man in allem das gerade Gegenteil thäte! Dann aber wäre er uns überhaupt kein nachahmenswertes Vorbild mehr. Denn die von ihm zu erlernende Klugheit hätte mit der seinigen wenig oder gar keine Ähnlichkeit mehr. — War dagegen die That des Haushalters eine gute in dem oben angeführten Sinne, dann erst hat es für uns einen rechten Sinn und eine wirkliche Bedeutung, daß der Herr uns sagt: „Und ich sage euch: Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon!“ Das heißt dann im a l l g e m e i n e n: Der Mammon, der überhaupt nur zu oft ein Werkzeug der Ungerechtigkeit, der Untreue und des Betruges ist, der werde in euren Händen ein Mittel zum Gutesthun! und im b e s o n d e r e n: Ist etwa der Mammon auch in euren Händen schon ein „Mammon der Ungerechtigkeit“ gewesen, wie früher bei dem ungerechten Haushalter, so macht es nun erst recht wie der kluge Haushalter: Kehret um von der Untreue zur Treue, vom Betrug zur Redlichkeit, von hartherziger Selbstsucht zu liebevoller Wohlthätigkeit! — In diesem Sinne war eine solche Lehre dann noch von besonderer Bedeutung für Zuhörer von der Art eines Zachäus, wie für die Zöllner überhaupt. Und bei solcher Auffassung endlich können wir es wohl begreifen, daß die „geizigen Pharisäer“ über eine solche anempfohlene Klugheit spotteten (V. 24). —

Von hier aus angesehen, erscheint uns also der frühere „ungerechte Haushalter“ nun als ein wahrhaft kluger Mann, der das richtige Mittel zu wählen verstand, um sich aus der Verlegenheit zu helfen, und der darum, obwohl ein „Kind dieser Welt,“ doch allen „Kindern des Lichts“ zur Nachahmung zu empfehlen ist. Zu tadeln an ihm und nicht nachahmenswert ist nur der etwas unlautere Beweggrund zu seiner That: Denn nicht um der Ehrlichkeit, nicht um seines Gewissens, oder um Gottes willen wurde er mit einemmale ehrlich, sondern einfach weil er, anders als früher, dachte: „Ehrlich währt am längsten!“ Und wenn nun der Herr am Schluß sagt: „Machet euch Freunde......, daß sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten,“ so will er damit natürlich nicht sagen, daß die christliche Wohlthätigkeit aus einer eigennützig berechnenden Klugheit hervorgehen sollte; das widerspräche gänzlich dem in Matth. 25. 37—40 geschilderten Hergang. Diese Werke müssen vielmehr geschehen um Gottes und des Nächsten willen; und die „Aufnahme in die ewigen Hütten“ kann daher nicht als Absicht, sondern nur als Segen und Erfolg der Wohlthätigkeit angesehen werden. Freilich, die guten „Freunde“ können uns einst das Himmelreich ebensowenig aufschließen, wie die guten Werke. Die e r s t e r e n können höchstens ihre Wohlthäter einmal

im Namen ihres Herrn freundlich willkommen heißen und ehrenvoll empfangen bei deren Eingang ins Himmelreich. Aber das können und werden sie nach diesem Wort des Herrn denn auch einst thun. Und das ist auch etwas wert. Die Werke christlicher Barmherzigkeit aber, so wenig sie uns die Aufnahme ins Himmelreich erwirken können, sind dennoch als notwendige Früchte des rechtfertigenden und seligmachenden Glaubens von der höchsten Bedeutung für alle, denen es um „Aufnahme in die ewigen Hütten" zu thun ist. — Und wer es, nicht sowohl bei einzelnen guten Werken, als vielmehr seinem ganzen Streben nach, wirklich auf den Eingang in die „ewigen Hütten" abgesehen hat, der besitzt jedenfalls eine viel höhere Klugheit als der Haushalter im Gleichnis, dem es nur um die zeitliche Aufnahme in die Häuser seiner Freunde zu thun war.

Die Schicksale des Jakobusbriefes im 16. Jahrhundert.

Von Prof. Dr. Gustav Kawerau in Kiel.

(Aus der Zeitschrift für Kirchliche Wissenschaft.)

(Schluß.)

Wir müssen aus dieser merkwürdigen Schrift einige bezeichnende Stellen ausheben. Schon der Widmungsbrief zeigt eine leidenschaftliche Erregung gegen die Gegner, die der lutherischen Reformation immer wieder mit Citaten aus Jakobus in den Weg treten. Da soll denn einmal die Welt erfahren, was das eigentlich für ein Brief ist, der kaum ein Körnlein apostolischen Salzes aufweist! Er wiederholt getreulich sämtliche Argumente Luthers, nur in gröberem Tone. „Zudem macht das diesen Brief besonders einfältig (insipidam), daß er nirgends einen Zusammenhang hat, sondern daß immer eines dem andern ohne Ordnung beigemischt ist, daß alles durcheinandergeworfen ist." Schon die Verhältnisse, die er schildert, passen nicht auf die apostolische Zeit. Denn so arge Gemeindezustände, ein solches Erkalten der Liebe, solche Gewaltthätigkeiten gegen die Armen können erst in späteren Zeiten vorgekommen sein. Unmöglich könnte des Zebedäus Sohn diesen Brief geschrieben haben. Aber auch des Alphäus Sohn kann es nicht gewesen sein; denn auch zu dessen Zeiten waren die Gemeindezustände noch viel besser. Schon die Zuschrift an die Juden in der Diaspora verweist uns auf die Zeiten nach der Zerstörung Jerusalems; denn erst nach diesem Ereignisse wurden die Juden in alle Welt zerstreut. Das Wesen des Glaubens hat der Verfasser gar nicht verstanden. Der Satz: wie der Leib ohne Geist tot ist, so auch der Glaube ohne Werke, heißt das richtige Verhältnis der Dinge auf den Kopf stellen. Er hätte umgekehrt die Werke dem Leibe, den Glauben aber dem Geiste vergleichen müssen.*) Bei 3, 1 redet

*) Die Rechtfertigungslehre in Kap. 2 erscheint ihm einfach als falsch: „Falleris, mi Jacobe. Nam non ex operibus, sed ex fide iustificatur homo. Paulo plus credendum quam tibi, habet enim testimonium spiritus sancti. Tu solus tuis, hoc est, unctis et rasis sacrificulis, iusticiariis ac hypocritis probaris." Oder

Althamer den Jakobus an: „Hättest du doch selber, lieber Jakobus, deinen Rat befolgt, und dich nicht unterwunden, ein Lehrer zu sein, dann hätten wir mehr christlichen Frieden und wären vor bösem Zerwürfnis verschont geblieben!" Am Schlusse aber entschuldigt er sich bei den Lesern wegen seiner schlechten Schreibweise und setzt hinzu: „Jakobus erfordert freilich keinen hohen Stil; denn wer selber am Boden kriecht, darf nicht eines hohen Kommentators gewärtig sein," und er ermahnt schließlich die Christen, das Wasser himmlischer Weisheit lieber aus den reinen Quellen zu schöpfen "quam ex hac turbida Jacobi lacuna." In der That ein Kommentar, der wohl in der Geschichte der lutherischen Theologie eine etwas verwunderliche Rolle spielt. Es war der an der Paulinischen Lehre genährte und durch polemischen Eifer geblendete Dogmatismus, der sich gegen ein Stück der H. Schrift selber richtete und in blindem Eifer böse Verwüstungen anrichtete.

Für die fernere Stellung der lutherischen Theologen zum Jakobusbriefe war es von größter Bedeutung, daß Melanchthon in der Apologie einen Weg zeigte, die Rechtfertigungslehre dieses Briefes mit der Paulinischen in Einklang zu bringen, daß also diese Bekenntnisschrift sich von Luthers Verwerfungsurteil emancipirte und den Inhalt des Briefes in die eigene Theologie einzuordnen versuchte. Bekanntlich erreichte Melanchthon dies dadurch, daß er dem Worte „rechtfertigen" bei Paulus und Jacobus eine ganz verschiedene Bedeutung beilegte, ersteres auf das Gerechtwerden des Sünders vor Gott bezog, letzteres dagegen auf das Offenbarwerden der Gerechtigkeit des Gerechtfertigten mittelst der dem Glauben nachfolgenden Werke, es auf das Urteil (Gottes im Gerichte) bezog, das über den Gerechtfertigten*) ergehet. Das eine nennt er "ex impio justum effici" (daß aus einem Gottlosen ein Gerechter gemacht wird), das andere "usu forensi justum pronuntiari" (durch ein gerichtliches Verfahren gerecht erklärt werden). Jakobus beschreibe nicht den Hergang der Rechtfertigung, sondern beschreibe, was für Leute die Gläubigen sind, nachdem sie die Rechtfertigung erlangt haben. Mochte sich auch gegen diese Interpretation exegetisch dies oder jenes einwenden lassen, jedenfalls hatte Melanchthon das Verdienst, seinen Glaubensgenossen den Weg gezeigt zu haben, wie sie aus dem Unbehagen, daß der Jakobusbrief in ihnen erweckte, herauskommen und aus dem kritischen Verwerfen zu einem positiven Verhältnisse zu diesem Briefe gelangen konnten. Und das war bei Melanchthon nicht etwa eine ihm jetzt erst von den Gegnern abgenötigte Verlegenheitsauskunft. Denn schon in der Zeit seiner stärksten Abhängigkeit von Luther, in der ersten Ausgabe seiner Loci theologici hatte er durch Unterscheidung eines verschiedenen Glaubensbegriffs bei Paulus und Jakobus beide miteinander auszugleichen versucht, sodaß er das

---

sollte Jakobus de humana iustificatione reden wollen, qua homines pro iustis no habent? , Sed quid attinebat scripturam advehere; quae tantum de iustitia dei loquitur?" Bl. 32.

*) Vgl. Corp. Ref. XXI, 791: „Justificatur homo ex operibus, id est habens iustitiam operum approbatur, placet Deo."

Wort Jak. 2, 17 mit einem "Bene quidem ille" sich ganz und voll aneignen konnte. Dieser seiner Stellung blieb er zeitlebens trotz Luthers Einspruch treu. In der Ausgabe der Loci von 1535 kombiniert er beides, den verschiedenen Glaubens- und den verschiedenen Rechtfertigungsbegriff; unter Glaube versteht Jakobus die notitia historiae (geschichtliche Kenntnis), unter iustificari (gerechtfertigt werden) nicht das Erlangen der Sündenvergebung, sondern das dieser nachfolgende Wohlgefallen Gottes an der iustitia operum (Gerechtigkeit des Thuns), der obedientia (Gehorsam) des Begnadigten. Und noch in der letzten Recension dieses Werkes lehrt er, iustificari sei bei Jakobus nicht gleich reconciliari (versöhnt werden), sondern gleich approbari (anerkannt werden). Obedientia in reconciliatis necessaria est et placet Deo (Der Gehorsam ist bei den Versöhnten notwendig und gefällt Gott.) Über die Rekonciliation des Sünders handle Jakobus nicht im 2. Kapitel, sonder 1, 18: Volens genuit nos verbo veritatis (Er hat uns gezeugt nach seinem Willen durch das Wort der Wahrheit). Mir ist nicht bekannt, daß Melanchthon noch anderwärts über den Jakobusbrief sein Urteil abgegeben hätte; daß er es aber in öffentlicher Bekenntnisschrift gethan und in seiner Hauptlehrschrift, der ersten Dogmatik der Reformationskirche, war jedenfalls bedeutsamer, als wenn er dieselbe Ausführung in beliebigen anderen Privatschriften gegeben hätte. Der Einfluß seines Eintretens für unseren Brief machte sich bald bemerkbar, und zwar, was besonders interessant ist, bei demselben Althamer, den wir soeben als den Repräsentanten der stürmischesten Kritik kennen gelernt hatten. Denn eben dieser ließ 1533 einen zweiten Kommentar über Jakobus ausgeben — derselbe war aus Predigten hervorgegangen, die er seiner Gemeinde in Ansbach gehalten — und daß dieser zweite Kommentar in Wittenberg selbst gedruckt wurde, mußte ihm ein besonderes Ansehen verleihen. Diese zweite Auslegung des Briefes ist nun nichts anderes als der interessante Versuch, Luthers Urteil über den Verfasser und die Zeit des Briefes mit Melanchthons positiver Anerkennung der Materie des Briefes zu kombinieren. Ich muß hier gegen Döllinger den Vorwurf erheben, daß er in seinem Referat über dieses Buch in schwer verständlicher Weise den richtigen Sachverhalt verdunkelt und verwirrt hat. Er schreibt nämlich: „Seitdem Melanchthons Beispiel die Unmöglichkeit, den Widerspruch des Jakobus gegen die lutherische Rechtfertigungslehre wegzuerklären bestätigt hatte, wandte man sich wieder zu der einfachen, zunächst bloß auf dogmatische Gründe gestützten Verweisung und suchte unbekümmert um die Folgen, die sich daraus für den ganzen neutestamentarischen Kanon ergeben mußten, auch unter dem Volke diese Ansicht zu verbreiten. Daher veranstalteten die wittenberger Theologen im J. 1535 eine deutsche Ausgabe der lateinischen Schrift, welche der ansbachische Reformator Andreas Althamer eigens zu dem Zwecke, den Brief für apokryphisch zu erklären, verfaßt hatte." Unbegreiflich; Döllinger muß den lateinischen Kommentar gar nicht gekannt und den deutschen nur obenhin angesehen haben. Die falsche Jahreszahl mag ein Druckfehler sein, aber den deutschen Kommentar für eine deutsche

Ausgabe des lateinischen zu erklären, ist ein starkes Stück. Auch haben nicht die wittenberger Theologen, sondern Althamer selbst hat diese inzwischen von ihm gehaltenen Predigten zum Druck befördert. Auch ist der zweite Kommentar nicht eine „Verwerfung" des Briefes, sondern im Gegenteil der Versuch, ihn der evangelischen Gemeinde zu erhalten. Wer beide Schriften miteinander vergleicht, merkt sehr bald, daß wir es hier, wenn auch nur in verschämtem Zugeständnis, mit einer Retraktation des früheren Kommentars zu thun haben. Seine frühere Schrift, so bekennt er in der Einleitung, sei durch die Papisten mit ihrem Pochen auf den Jakobusbrief provociert gewesen. „Weil sie diese Epistel jämmerlich mißbraucht haben und weil sie mit ihrer ungegründeten falschen Lehre das Evangelium unseres Heils unterdrückten und verdunkelten, habe ich oft aus sonderem Eifer des Evangeliums sie mit heftigen Worten angegriffen, und wie ich Leute vor mir hatte, also mußte ich mit ihnen reden. Ich konnte dem Teufel nicht freundlicher zusprechen noch grüßen, die Lästerung des Evangeliums that mir zu wehe." Jetzt hoffe er mit dieser neuen Auslegung „besser armiert, bekleidet und bewahret" hervorzutreten. Er hatte inzwischen gemerkt, daß der Jakobusbrief doch nicht nur eine unbequeme Waffe in der Hand des katholischen Gegners sei, die man unschädlich machen müsse, sondern auch dem evangelischen Geistlichen wertvolles Rüstzeug biete für den Kampf gegen „die falschen Christen, die sich des Evangeliums und des Glaubens rühmen, daß sie gute Christen und evangelisch seien und doch nicht nach der Regel des Evangeliums und Art des Glaubens wandeln." Kurz, er hat praktisch den hohen pastoralen Wert des Briefes kennen und schätzen gelernt und ist daher nicht mehr willens in kecker Kritik dieses Dokument aus seiner Bibel hinauszuwerfen. Über den Hauptanstoß im zweiten Kapitel hatte ihm Melanchthon glücklich hinweggeholfen, und damit ist er in den Stand versetzt, nun zu dem Inhalte des ganzen Briefes eine unbedingt anerkennende Stellung zu gewinnen. Zwar zeigt sich Luthers Einfluß auch jetzt noch in der Ablehnung der Verfasserschaft durch einen Apostel. Er stellt in der Einleitung noch einmal übersichtlich die hierfür schon früher vorgebrachten Argumente zusammen. Aber der Verfasser, ein uns sonst unbekannter Jakobus, der nach der Zerstörung Jerusalems gelebt hat und der gar nicht für den Apostel gehalten sein will, ist ihm ein frommer, ein „heiliger" Mann, den der Eifer um den Herrn getrieben hat, die schlechten Christen, welche die christliche Freiheit mißbrauchten, zu strafen und zu den Früchten des Glaubens zu ermahnen. Darum schließt er jetzt seine Einleitung: „Es habe die Epistel gleich ein Apostel oder ein anderer Heiliger geschrieben, so wollen wir mit niemand darum zanken, noch viel weniger sie verwerfen, sondern nach unseren Gaben und Verstand sie darthun und erklären." Die veränderte Stellung, die Althamer jetzt zu dem Briefe einnimmt, erkennt man schon äußerlich daran, daß er jetzt beständig „St. Jakobus" wieder schreibt. Besonders lehrreich aber sind seine Bemerkungen über die Rechtfertigungslehre. Hatte er früher gegen Jakobus einfach den Vorwurf falscher Lehre erhoben, so bringt er jetzt Jakobus mit Paulus dadurch in Ein=

klang, daß er schreibt: „Das Wörtlein „rechtfertigen“ wird nicht all regen genommen für „fromm und gerecht machen aus einem ungerechten Menschen,“ sondern oft für „fromm und gerecht vor den Menschen *) sein, gehalten und erkannt werden.““ Daß Althamer hier von Melanchthon gelernt hat, ist augenscheinlich †). Ebenso dürfte aber auch offenbar sein, wie irreleitend der Pragmatismus ist, in welchen Döllinger Althamers Schrift gerückt hat.

Darin hat freilich Döllinger recht, daß Luther selbst durch Melanchthons Ausgleichungsversuch nicht umgestimmt worden ist, sondern sogar über diesen Versuch als über einen mißlungenen in starken Worten sich ausgelassen hat: „Plures sudarunt in epistola Jacobi, ut cum Paulo concordarent, et Ph. Melanchthon in sua apologia aliquid tractat, sed non serio; sunt enim contraria: fides justificat et fides non justificat (Viele haben sich mit dem Jakobusbrief gequält, um ihn mit Paulus in Übereinstimmung zu bringen, auch Melanchthon geht in seiner Apologie darauf ein, aber nicht gründlich; denn es ist einmal ein Widerspruch: Der Glaube rechtfertigt und der Glaube rechtfertigt nicht). Wer dies zusammenreimen kann, dem will ich mein Barrett aufsetzen und mich einen Narren schelten lassen.“ Es war ein falscher Trost, wenn die Lutheraner des 17. Jahrhunderts sich einredeten, Luther habe nur etwa bis zum J. 1526 abfällig über unseren Brief geurteilt, hernach aber stillschweigend seine Kritik zurückgezogen. Vielmehr zeigt sich bei ihm im Alter eine zunehmende Schärfe und Herbigkeit des Urteils. Ich führe zum Belege dafür folgende meines Wissens noch unbekannte Tischrede an: „Epistolam Jacobi ejiciemus ex hac schola (Die Epistel Jakobi wollen wir aus dieser Schule hinaus werfen), denn sie soll nichts, nullam syllabam habet de Christo (hat keine Silbe von Christo). Er nennet auch Christum nicht eins, nisi in principio (außer im Eingang). Ich halt, daß sie irgendein Jude gemacht hab, welcher wohl hat hören von Christo läuten, aber nicht zusammenschlagen. Und weil er hat gehöret, daß die Christen so sehr auf den Glauben an Christum dringen, hat er gedacht: Harre, du willst ihnen begegnen und schlecht die opera (Werke) treiben, wie er denn thut. De passione et resurrectione Christi (Über das Leiden und den Tod Christi) sagt er nicht ein Wort, das doch aller Apostel Predigt ist gewest. Dazu ist da kein ordo noch methodus; itzt sagt er von Kleidern, bald vom Zorn, fällt immer von einem aufs andere. Er giebt ein Gleichnis: sicut corpus non vivit sine anima, ita fides nihil est sine operibus (Wie der Leib nicht ohne Seele lebt, so ist auch der Glaube nichts ohne

*) Mit dem „vor den Menschen“ hat freilich Althamer Melanchthon's Meinung nicht richtig getroffen; er nimmt hier die Deutung der späteren Dogmatiker (justificatio coram proximo) vorweg.

†) Das „συνήργει“ 2, 22 heißt ihm: „Der Glaube feiert nicht, ist thätig, arbeitsam und fruchtbar;“ das „ἐτελειώθη“ aber umschreibt er: „wer hätte von Abrahams Glauben und Frömmigkeit reden können, ehe er ausbrach durch die Frucht? Die Werke sind des Glaubens Urkunde Zeugen und Beweisung.“ 1527 dagegen hatte er über 2, 22 das Urteil gefällt: „Conclusio vehementer absurda, qua . . detorquet scripturam . . Fides non est adjumento, non cooperatur, sed ipsa ex se generat opera. Debuisset dicere: Vides quod facta consummata sunt per fidem.“

Werke). Ei Maria, Gottes Mutter, wie eine arme similitudo (Vergleichung) ist das! Confert fidem corpori, cum potius animae fuisset comparanda (Er vergleicht den Glauben mit dem Leibe, da er doch vielmehr mit der Seele hätte verglichen werden müssen). Das haben auch die Alten gesehen, ideo non pro catholica habita (daher ist er nicht für allgemein anerkannt worden)." Und noch in seiner letzten großen exegetischen Arbeit, seinen Vorlesungen über die Genesis, bezeichnet er die Verwertung der Abrahamgeschichte im Jakobusbriefe in rücksichtsloser Abneigung als ein delirare (irre reden) des Jakobus.

Man sollte erwarten, daß nach Luthers Tode alsbald Melanchthons Einfluß in dieser Frage bestimmend geworden wäre. Aber es kam ein Ereignis dazwischen, welches zunächst noch einmal die schärfsten Verwerfungsurteile im Sinne Luthers hervorlockte. Das war das Augsburger Interim mit seinem Verlangen, die letzte Ölung unter Berufung auf Jakobus wiederherzustellen. Die Flugschriften gegen das Interim sind eine Fundstätte für kecke und absprechende Urteile über den Jakobusbrief. Soviel mir bekannt ist, hat sich nur der Hamburger Äpinus in seinem gehaltvollen großen „Bekenntnis und Erklärung aufs Interim" von diesem Eifergeist freigehalten, indem er trotz letzter Ölung den Brief als echt und apostolisch behandelt. Von den andern nenne ich den Nürnberger Osiander, der bei dieser Gelegenheit schreibt, die Epistel Jakobi sei von alters her und je länger je mehr in Zweifel, ob sie eines Apostels sei, ja vielmehr in Verdacht, daß sie nicht allein keines Apostels, sondern eines solchen Mannes sei, der in der Wahrheit vor den Augen Gottes kein rechter Christ gewesen. Erasmus Alberus erneuert mit Behagen Luthers Wort von der strohernen Epistel, dazu sei es gar keine Epistel, sondern nur etliche Sprüche konfuse zusammengelesen. „Es ist eitel Plackerei; darum haben es auch die Altväter nicht unter die Bücher der heil. Schrift angenommen. Dazu widerspricht derselbige Jäckel St. Paulo und nimmt dem Glauben seine Gerechtigkeit." Der saalfelder Pastor Caspar Aquila redet geringschätzig von dem „Schreiber Jakobus, den sie fälschlich einen Apostel nennen". Flacius ruft aus, nachdem er Luthers Urteil angeführt hat, er meine, jeder fromme Mann, und der nicht Lust zu leerem Gezänk habe, müsse notwendig Luthers Anschauungen beipflichten. Doch vollzieht derselbe Flacius zugleich die Wendung, daß er nach Ablehnung apostolischen Ursprungs den Bischof von Jerusalem für den Verfasser erklärt.

Auch nachdem die Interimswirren beseitigt waren, wirkte noch mehrere Jahrzehnte hindurch Luthers Urteil nach, wenn auch nunmehr in viel vorsichtigerer und maßvollerer Form vorgetragen. Bemerkenswert durfte dabei sein, daß auch eine mit Melanchthons Vorrede ausgestattete Schrift jenem Zweifel Ausdruck verliehen hat. Das ist die Schrift des lutherischen Bischofs von Roskilde, Petrus Palladius: „Isagoge ad libros propheticos et apostolicos." *) Hier wird, freilich nur in der vorsichtigen Form des Refe-

*) Vorrede vom 1. Febr. 1557; Corp. R. f., IX, 77—85. Ich benutze die Ausgabe Witebergae 1573 (8) Nebenbei bemerkt berichtet derselbe Palladius, daß man

rates, erwähnt, daß etliche den Brief nicht von dem Apostel (unter dem auch hier wieder nur Jakobus Zebedäi verstanden wird) verfaßt sein ließen. Zugestanden aber wird, daß dem Brief Ordnung und Gedankenzusammenhang fehlten. Mit teilweise neuen Gründen hat schließlich noch Lukas Osiander in seinem großen Kommentarwerke den Brief verworfen und bekämpft. Neben den Bedenken, daß Christus und seine Wohlthaten in ihm nicht genügend gelehrt würden, und daß die hier gelehrte Rechtfertigung Abrahams aus den Werken ex diametro mit Röm. 4 streite, tritt das Argument hervor, daß der Verfasser die Kirche 2, 2 „Synagoge" genannt habe: das hätte sicher kein Apostel gethan. Das positive Urteil über den Brief geht dahin, daß ein Unbekannter allerlei Sätze aus Schriften und Predigten der Apostel zusammengerafft und ohne viel Urteil (non optimo judicio) zusammengefügt habe. Die Konkordienformel mit ihrem Rückgang auf die Apologie (p. 693) bezeichnet wohl den Wendepunkt in der Beurteilung des Jakobusbriefes. Die Inspirationslehre des nachfolgenden Dogmatikergeschlechtes hätte ein kritisches Urtheil nicht mehr vertragen können. Es sind nur noch ganz vereinzelte Stimmen, die sich im Beginn des 17. Jahrhunderts gegen den Jakobusbrief aussprechen; Döllinger hat Bd. III. S. 361. 362 drei Äußerungen dieser Art gesammelt.

Unbefangenes Urteil wird anerkennen müssen, daß der Jakobusbrief dem Schriftverständnis der Reformatoren eine Aufgabe stellte, die sie mit ihren Mitteln zu lösen noch nicht imstande waren. Es blieben ihnen nur die beiden bedenklichen Wege: entweder von dem Unbehagen aus, das ihnen Kapitel 2 erweckte, den ganzen Brief wegzuschütten, oder mit Melanchthon ihn, so gut es gehen wollte, in das Paulinische System hineinzufügen. Beide Wege sind betreten worden, und gewiß war es ein Segen für die Gesamtstellung der reformatorischen Kirche zur Bibel, daß schließlich Melanchthons Vorgang den Sieg davontrug. Ich vermag nicht einzusehen, daß Luthers und seiner Nachfolger dogmatisch befangene und rücksichtslose Kritik ein besonderes „Maß von Einsicht" bekunden sollte. Gerade die Kritik, die sich ihres „geschichtlichen" Sinnes rühmt, giebt sich ungeschichtlichen Illusionen hin, wenn sie hier die „Einsicht" des Urteils rühmt. Wohl ist Luthers Stellung zum Jakobusbrief von hoher Bedeutung für die Erkenntnis seiner wesentlich religiösen Stellung zur heil. Schrift, und daher trotz ihrer materiellen Fehler meines Erachtens ein wertvolles Stück seiner Theologie, wertvoll gerade für unsere Zeit, der die Aufgabe erwächst, nachdem uns die altdogmatische Inspirationslehre zerbrochen ist, den locus de scriptura sacra neu zu fundamentieren. Aber jenes Urteil war nach seiner materiellen Seite doch nur möglich, weil auch ein Luther noch nicht mit geschichtlichem Sinne die einzelnen Bücher der Schrift zu lesen und zu deuten vermochte.

als Verfasser der fünf Bücher Mosis den Propheten Jesaias ansehe, da ja „Bücher Mosis" entweder andeuten könne, daß Moses sie geschrieben, oder auch nur, daß sie seine Lebensgeschichte enthielten (Bl. B 5). Die Ausführungen über den Jakobusbrief auf Bl. L 7.

Ursprung und älteste Geschichte des Christusbildes.

Von Privatdocent Lic. Victor Schultze in Leipzig.

(Aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft.)

Wenn es möglich wäre, die gesamte Entwickelung der christlichen Kunst, wie sie durch die Völker und Jahrhunderte hindurchgegangen ist, mit einem Blicke zu überschauen, wie etwa ein geschlossenes Landschaftsbild, so würde auf diesem weiten Gebiete mit seinen Höhen und Tiefen, seinem Sonnenschein und seinen dunklen Schatten keine Gestalt unserem Auge öfterer begegnen, als die Gestalt Christi. Wohl hat die Frömmigkeit des Mittelalters ihre Andacht und ihre Andachtsstätten mit einer fast unübersehbaren Schar von Heiligen bevölkert und unter diesen vor allem der hehren Himmelskönigin, der Jungfrau Maria, in Kunst und Poesie herrliche Gaben dargebracht; aber immer wieder taucht auf den Werken mittelalterlicher Kunst, welcher Art sie auch sein mögen, aus all' dem Gewölk von Heiligen und Märtyrern das Bild Christi empor: es ist und bleibt doch die Sonne unter den Gestirnen, die da kommen und gehen, auf- und niedersteigen in der religiösen Verehrung der Christenheit jener Tage.

Wir kennen dieses Christusbild des Mittelalters: ein ernstes, ja strenges Antlitz, umrahmt von dunklem Haupt- und Barthaar, die Züge regelmäßig, die Augen groß und starr, die Lippen scharf geschnitten, die Stirn hoch gewölbt: das ist der allgemeine Typus, den das Mittelalter wie eine unwandelbare Größe von Geschlecht zu Geschlecht vererbte und den im Grund auch die Gegenwart noch fortführt; nur hat sie seine Eigenheiten gemildert und eine sympathische, oft freilich auch sentimentale Weichheit hineingelegt; der Untergrund aber ist derselbe geblieben, die Tradition hat nicht aufgehört fortzuwirken, und so sehr haben wir uns an diese Ausgestaltung des Christusbildes gewöhnt, daß es unser religiöses Gefühl verletzen würde, wenn dieser Typus uns plötzlich genommen und ein anderer an seine Stelle gesetzt würde. Aber was bei uns auf Gewöhnung ruht, hatte im Mittelalter noch einen tieferen Grund. Wenn das Mittelalter mit heiliger Scheu an den überkommenen Formen des Christusbildes festhielt und dem schaffenden Künstler hierin nur ein geringes Maß freier Bewegung gestattete, so geschah es, weil man für jenen Typus die geschichtliche Wahrheit in Anspruch nahm; man glaubte in ihm ein getreues Abbild des Antlitzes Christi zu haben. Mancherlei waren die Zeugnisse, auf die man sich für diese Voraussetzung berief. Der Orient und der Occident rühmten sich gleicherweise, Bilder Christi zu besitzen, welche die kunstfertigen Hände des Evangelisten Lukas selbst angefertigt habe; an ihrer Zuverlässigkeit konnte man nicht zweifeln. In noch höherem Werte standen die s. g. Veronikabilder, und es that dem Glauben an der Echtheit derselben keinen Eintrag, daß man mehrere Exemplare derselben hatte, für welche sämtlich der Anspruch der Originalität erhoben wurde. Die Machtstellung Roms hat schließlich bewirkt, daß das im Besitze der Peterskirche befindliche Veronikabild, welches noch jährlich am Charfreitag für einen Moment öffent

lich gezeigt wird, die Oberhand über die Rivalen gewann; diese sind dann in die Verborgenheit zurückgetreten und in Vergessenheit geraten.

Die Legende von der heil. Veronika, welche dem Herrn auf seinem Leidensgange nach Golgatha das schweißtriefende Antlitz mitleidsvoll mit einem Tuche trocknete und hernach auf diesem Tuche sein Antlitz genau abgebildet fand, gehört zu den wundersamsten Sagenbildungen des Mittelalters. Sie ist ein später Sprößling einer Sagengruppe, die ihre Heimat im Morgenlande hat. Der König Abgaros von Edessa, ein Zeitgenosse Christi — so lautet die Sage in der Form, in welcher sie uns im achten Jahrhundert in der Litteratur entgegentritt — wünschte ein Bild Christi zu haben und sandte einen Maler, ihm ein solches anzufertigen. Aber wegen des Glanzes, der von Christi Antlitz ausstrahlte, vermag der Maler nicht, das Bild zu fixieren. Da drückt Christus seinen Mantel an sein Antlitz, dieses hat sich genau in demselben abgeprägt, und das Bild wird dem syrischen Könige zugeschickt. In der That besaß die Stadt Edessa schon im vierten Jahrhundert ein Bild Christi, das auf wunderbare Weise entstanden sein sollte. Es galt als ein Palladium der Stadt. Später soll es nach Konstantinopel und von dort nach Genua gekommen sein. Jedenfalls wird heute noch in Genua ein Bild dafür ausgegeben, und Pius IX. hat es als authentisches empfohlen. Die Weiterbildung der Legende hat sich dann zunächst in der Weise vollzogen, daß an Stelle des Königs Abgaros eine treue Anhängerin Jesu, Veronika, tritt; sie ist in der späteren Sage die mit dem wunderbaren Bild Beschenkte. Und dieses Bild wird in sämtlichen älteren Berichten als ein solches geschildert, welches das Antlitz Christi als ein schmerzfreies, in überirdischer Schönheit leuchtendes, wiedergab. Dem entsprechen auch die älteren Veronikabilder. Erst viel später hat die Erzählung die Form angenommen, in der sie uns jetzt geläufig ist, und der Christus des Veronikabildes ist der leidende, mit der Dornenkrone bedeckte, so wie ihn Correggio in seinem Schweißtuche der hl. Veronika gemalt hat. Daß die Veronikabilder ebenso wie die angeblichen Lukasbilder keinen Anspruch auf historische Wahrheit machen, braucht nicht erwiesen zu werden. Was insbesondere den Namen Veronika anbetrifft, so scheint derselbe in Wirklichkeit aus dem griechisch-lateinischen Kompositum vera ikon d. h. „wahres Abbild" entstanden zu sein. Wir haben uns zu denken, daß unter dieser Etikette solche angeblich auf wunderbare Weise entstandene Bilder gingen und später der nicht mehr verwendbare Name zu einem Frauennamen umgebildet wurde. Damit steht denn in Übereinstimmung, daß die ältesten Quellen die Bilder selbst Veroniken nennen.

Aber nicht nur auf uralte und wunderbare Bilder berief sich jene Zeit, um damit das Recht und die Heiligkeit ihres Christusbildes zu bezeugen: auch Schriftliches hielt sie zu demselben Zwecke bereit. In der reichen apokryphischen Litteratur, welche das Mittelalter gezeitigt hat, findet sich auch ein Schriftstück, das sich für einen Brief des römischen Prokurators Publius Lentulus, eines angeblichen Vorgängers des Pilatus, ausgiebt und in den Tagen Jesu an den römischen Senat gesandt sein will. Darin weiß der

unbekannte Verfasser über die äußere Erscheinung Christi zu berichten: „Er ist ein Mann von schlanker Gestalt, ansehnlich, mit Ehrfurcht gebietenden Mienen, sodaß, wer ihn ansieht, ihn ebenso sehr lieben wie fürchten muß. Glänzendes, dunkelfarbiges Lockenhaar, in der Mitte gescheitelt nach Art der Nazaräer, fällt auf seine Schultern herab. Er hat eine offene heitere Stirn, ein Antlitz ohne Runzeln und Flecken, das durch einen Anflug von Röte verschönert wird. Nase und Mund sind von edelstem Verhältnis, der Bart üppig, von derselben Farbe wie das Haupthaar und kurz gespalten. Die Augen sind graublau und klar." Man erkennt leicht, daß nicht die Christusbilder des Mittelalters auf jener angeblich authentischen Beschreibung beruhen, sondern daß umgekehrt der Verfertiger des Schriftstückes die mittelalterlichen Christusbilder voraussetzt und sich an ihnen orientierte.

Nicht größeren historischen Wert haben andere Beschreibungen, die mit der gleichen Prätension auftreten, wie die des Johannes Damascenus aus dem achten Jahrhundert, der zu berichten weiß, daß Christus zusammengewachsene Augenbrauen hatte und daß die Farbe seines Gesichts gewesen sei wie die eines Weizenkornes, wie auch das Antlitz seiner Mutter. Alle diese Schilderungen sind angeregt und bestimmt durch bereits vorhandene Christusbilder von dem Typus, den sie uns zeigen.

Aber wie ist dieser Typus entstanden? Aus welchen Motiven und geschichtlichen Verhältnissen ist er hervorgewachsen? Bei Beantwortung dieser Frage ist von den ältesten Darstellungen, welche die christliche Kunst bietet, auszugehen. Es ist das Verdienst H. Holtzmanns, die archäologische und kunsthistorische Forschung zuerst wieder auf diese Frage gewiesen und die Behandlung derselben mit den Mitteln moderner Forschung eingeleitet zu haben. Mit besonderer Rücksicht auf die von ihm gewonnenen Resultate schrieben dann A. Hauk und der norwegische Gelehrte Dietrichson.

Die Anfänge der christlichen Kunst, soweit wir sie zurückverfolgen können liegen in den Katakomben, den unterirdischen Grabstätten der ersten Christen. Wie das griechisch-römische Altertum dem Grabe den heiteren Schmuck der Malerei zu geben liebte, so auch die Christen. Es ist eine irrige Meinung, daß die alte Kirche der Kunst feindselig oder wenigstens gleichgiltig gegenübergestanden habe. Wie die Kirche überhaupt, soweit sie sich durch ihre religiösen und sittlichen Anschauungen nicht verletzt fand, an dem Kulturleben ihrer Zeit lebhaften Anteil nahm, so hatte sie auch der Kunst ihre Aufmerksamkeit und Pflege zugewendet. Denn das Christentum bedeutet nicht Weltverachtung, sondern Verklärung des Irdischen durch Geist von oben. Dasselbe ist in anderer Weise das Ziel aller edlen Kunst. Die älteste christliche Kunst ist fast in ihrem ganzen Umfange symbolisch. Die heilige Geschichte, die dort an den Wänden der unterirdischen Grabkammern zur Darstellung kommt, ist gedacht und verwendet, um bestimmte Gedanken der Auferstehung und der Fortdauer nach dem Tode zum Ausdruck zu bringen. Und weil man zu diesem Zwecke auch auf das N. T. zurückgriff, wurde man zu Darstellungen Christi geführt: ein historisches Interesse war dabei nicht maßgebend.

Zum erstenmal tauchten solche Bilder Christi auf in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, und zwar, wie bemerkt, an kirchlichen Monumenten, und nicht etwa auf häretischen (gnostischen), wie bis in die jüngste Zeit noch behauptet wird. In einfacher, durchaus ungezwungener Auffassung zeigen sie Christus als bartlosen Jüngling mit kurzem Haar und freundlich-mildem Gesichtsausdruck. Seine Gewandung ist die zeitgenössische: die aufgelöste Tunika und darüber das faltige Pallium. So wenig unterscheidet sich dieser Christus von den Personen seiner Umgebung, den Jüngern zunächst, daß es oft kaum gelingen würde, ihn zu bestimmen, wenn nicht die Komposition des Ganzen uns orientierte. So zeigt ihn ein Wandgemälde in der Katakombe S. Prestano in Rom, das älteste Christusbild, wie mir scheint, das wir besitzen. Von zwei Jüngern begleitet, die ihm fast ganz gleich gebildet sind, schreitet er von rechts nach links vor, das offene, jugendlich-ideale Antlitz dem Beschauer zuwendend, die rechte Hand in den Falten des Überwurfs verbergend. Neben ihm ist ein Weib, die Blutflüssige, niedergesunken und berührt hilfesuchend den Saum seines Gewandes. Ungefähr derselben Zeit gehört ein Bild in derselben Grabstätte an: das Gespräch Jesu mit der Samariterin. Nur mit der Tunika bekleidet spricht hier Christus mit freundlichem Gesichtsausdrucke zu dem aufmerksam zuhörenden Weibe. Die Darstellung erweckt eher den Eindruck eines ländlichen Idylls, denn einer ernsten Scene der heiligen Geschichte.

Ist dieser älteste Typus, man wird nicht sagen dürfen ein treues Porträt, aber doch vielleicht als ein im großen und ganzen historisches Bild zu betrachten? Die Möglichkeit ist zugegeben. Es läßt sich wohl annehmen, daß in der christlichen Gemeinde in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts eine in ihren Hauptzügen richtige Vorstellung von der äußeren Erscheinung Jesu noch vorhanden war, und daß die Künstler durch dieselbe beeinflußt waren. Aber andererseits weist doch der ideale, nicht individuelle Zug, der diesen Typus auszeichnet, darauf hin, daß die geschichtlichen Anknüpfungspunkte, wenn solche vorhanden waren, doch sehr unbestimmter Natur sein müssen, und man also von einem Porträt im eigentlichen Sinne nicht reden darf, höchstens von allgemeinen Reminiscenzen, die nachgewirkt haben. Nirgends auch wird in in der altchristlichen Zeit irgendwo der Anspruch erhoben, daß dieser Typus historische Ähnlichkeit habe. Nur eine Sekte, die gnostischen Karpokratianer im dritten Jahrhundert, behaupteten im Besitze eines echten Bildes zu sein, das nach einem Originalporträt angefertigt wäre, welches Pontius Pilatus hätte herstellen lassen. Diese angeblich echten Bilder aber haben keinen höheren Wert als die vorhin besprochenen Veronikabilder. Wir wissen nur von e i n e m Christusbilde, bei welchem Porträtähnlichkeit wohl vorauszusetzen ist, eine Erzstatue, welche nach der kirchlichen Überlieferung die geheilte Blutflüssige dem Herrn in dankbarer Erinnerung in ihrer Heimat Cäsarea Philippi errichtete. Der Kirchenhistoriker Eusebius sah am Anfange des vierten Jahrhunderts bei einem Aufenthalte in jener Stadt diese Statue und berichtet in seinem Geschichtswerke über dieselbe folgendes: „Es besteht nämlich (in

jener Stadt) die Überlieferung, daß die Blutflüssige, welche nach dem Berichte der heiligen Evangelien bei dem Heilande Erlösung von ihrem Leiden fand, von dorther stamme; ihr Haus wird noch in der Stadt gezeigt, und es hat sich noch ein merkwürdiges Denkmal von der durch den Heiland ihr erwiesenen Gnade erhalten. Es steht nämlich auf einer steinernen Basis vor der Thür des Hauses derselben die eherne Statue eines Weibes, das auf die Knie niedergesunken ist und, einer Flehenden gleich, die Hände nach vorn ausstreckt. Ihr gegenüber befindet sich, von demselben Material angefertigt, die Statue eines aufgerichteten Mannes, der mit einem Doppelmantel geziemend bekleidet ist und dem Weibe die Hand entgegenstreckt. Zu seinen Füßen, auf derselben Basis, sproßt eine fremdartige Pflanze auf, welche bis an den Gewandsaum der Erzstatue reicht und ein Heilmittel wider allerlei Krankheit ist. Diese männliche Statue soll ein Bild Jesu sein. Sie hat sich bis auf unsere Tage erhalten und ich selbst habe sie bei einem Aufenthalte in der Stadt gesehen. Es kann auch nicht Wunder nehmen, daß diejenigen Heiden, welchen vor Zeiten von unserem Heilande Wohlthaten erwiesen sind, solches gethan."

Früher pflegte man diese Gruppe auf einen Kaiser und eine vor ihm knieende personificierte Provinz, etwa Hadrian und Syrophönicien, zu deuten. Abgesehen von der doch immerhin befremdenden Thatsache der Existenz eines solchen Standbildes in jener Stadt, spricht gegen jene Beziehung der Ort der Aufstellung; man sollte eine solche Gruppe auf einem öffentlichen Platze erwarten; hier aber erscheint sie als Zubehör eines Privathauses. Auch die von Eusebius ausdrücklich hervorgehobene Pflanze bleibt unerklärt. In richtiger Erkenntnis dieser Schwierigkeiten hat man neuerdings jene ältere Erklärung zurückgeschoben und in den beiden Figuren einen Asklepios und eine Hygieia oder eine Geheilte erkennen wollen. Die Heranziehung der Hygieia indeß, das sei gleich bemerkt, ist von vornherein ausgeschlossen, da es keinen Sinn hat, dieselbe knieend darzustellen. Die Gruppe würde also ein Votivstück sein, das eine Geheilte dem göttlichen Arzte zu errichten Veranlassung hatte, die Pflanze eine officinelle. Das Bestechende, was diese Deutung hat, verliert sich bei näherem Zusehen. Ihre Möglichkeit zerbricht an der Unmöglichkeit der Voraussetzung, daß man am Anfange des vierten Jahrhunderts, als der Götterglauben noch herrschend war und die Göttertypen feststanden im Volksbewußtsein, in einer halb heidnischen Stadt eine Votivstatue des Asklepios, dieses volkstümlichsten aller Götter, mit einem Christusbilde habe verwechseln können. Vollends auf seiten der Christen ist in jenen Zeiten eine solche Umsetzung völlig undenkbar. Die Schwierigkeit wächst, wenn man weiterhin berücksichtigt, daß Eusebius die von ihm mitgeteilte Beurteilung der Gruppe als Volksmeinung vorfand, die gewiß nicht erst damals sich gebildet hat, sondern schon eine längere Dauer hatte. Auch ist zu beachten, daß der vorherrschende Typus des Asklepios der eines bärtigen, ernstblickenden Mannes war, während damals die christliche Kunst, und also auch die christliche volkstümliche Anschauung, das bärtige Christusbild nicht kannte. Demnach ist diese Hypothese nicht besser begründet, als diejenige, welcher sie sich als die bessere entgegenstellt.

Es liegt kein Grund vor, die Richtigkeit der von Eusebius vorgefundenen und mit einem gewissen Unglauben aufgenommenen Lokaltradition zu bezweifeln. Christliche Denkmäler, Gemälde und Sarkophagereliefs des dritten und vierten Jahrhunderts zeigen uns die Heilung des blutflüssigen Weibes fast genau in derselben Auffassung wie in jener Gruppe; auch die Staude fehlt nicht; sie bezeichnet den Vorgang als einen sich im Freien vollziehenden.

Man hat in diesem ältesten Christusbilde einen Nachklang des antiken Apollotypus finden wollen. Zwischen beiden Größen besteht aber nicht die geringste Ähnlichkeit. Es ist überhaupt für die altchristliche Kunst charakteristisch, daß sie ängstlich vermieden hat, die antiken Göttergestalten, sei es in unveränderter, sei es in abgeschliffener Form, in ihren Cyklus aufzunehmen. Die einzige Ausnahme, die ich kenne, ist ein römisches Sarkophagrelief aus dem Ende des 5. Jahrhunderts, auf welchem Christus in den Typus des thronenden Zeus gefaßt ist. Das mag auch sonst versucht worden sein; aber solche Fälle kommen als Ausnahmen nicht in Betracht, und wie man sie beurteilte, geht aus einer Legende jener Zeit hervor, welche von einem Künstler zu erzählen weiß, daß ihm plötzlich die Hand verdorrte, weil er es gewagt, das Vorbild für seine Darstellung Gottes unter den Olympiern zu suchen. Auch nicht so läßt sich der jugendliche Typus erklären, daß man ihn aus den Darstellungen des Guten Hirten herausgesponnen sich denkt. Es müßte zunächst gezeigt werden, daß die symbolische Figur älter sei, als die reale, ein Nachweis, der sich meines Erachtens nicht führen läßt. Nur das ist zuzugeben, daß der ideale Typus des Guten Hirten sowohl wie des eigentlichen Christusbildes auf demselben Motive ruhen. Schon W. Grimm hat dasselbe richtig mit den Worten bezeichnet: „Wenn die ältesten Denkmäler den Heiland ohne Bart in voller jugendlicher Schönheit vorstellen, so war das dem Geiste altgriechischer Kunst der darin noch fortdauerte, gemäß; auf diese Weise konnte das Idealische, wonach sie strebte, am leichtesten erreicht werden.“ Damit verträgt sich recht wohl das, was oben über die geschichtlich mögliche Authentie dieses Typus gesagt ist.

Etwas über zweihundert Jahre hat der geschilderte Christustypus, der ein treues Abbild des jugendlich aufstrebenden Christentums der ersten Jahrhunderte ist, unbestritten das Feld behauptet. Indeß schon im Verlaufe des 3. Jahrhunderts vollzieht sich in ihm eine leichte Veränderung. Der ideale menschlich-natürliche Zug schwindet, das Gesicht dehnt sich in die Länge, der freundliche Ausdruck stimmt sich ernster und ernster um, das nunmehr lang herabfallende Haar wird zum konventionellen Abzeichen; die ganze Erscheinung erhält etwas Gemessenes, Feierliches. Man fühlt deutlich das Streben durch, die religiöse Beurteilung Christi innerhalb der Gemeinde, wie sie im geschriebenen und gesprochenen Wort schon längst Ausdruck gefunden hatte, auch in den bildlichen Darstellungen zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Und nicht nur der Typus, auch die gesamte Ausstattung und die Art der Verwendung der Christusfigur wird eine andere.

Ausnahmslos zeigen die ältesten Darstellungen Jesus als Wunderthäter,

wie er Wasser in Wein verwandelt, die Fünftausend speist, den Lazarus zum Leben ruft. Jetzt wird er aus der Sphäre des Irdischen herausgenommen; auf erhabenem Throne gewahren wir ihn, umgeben von seinen Jüngern, die in feierlichem Ernste im Halbkreise sich um ihn ordnen. Zum ersten mal auch finden wir jetzt als Auszeichnung Christi den Nimbus. In Form eines einfachen Kreises umrahmt er sein Haupt. Der Nimbus hat seinen Ursprung in der Antike. Die pompejanischen Wandgemälde bieten uns zahlreiche Beispiele desselben. Er ist im Grunde nichts anderes als die künstlerische, blos andeutende Reduktion des Lichtschimmers, von welchem sich das Altertum die Götter und Göttinnen umflossen dachte, wenn sie dem sterblichen Auge sich offenbarten. Er ist also zunächst Symbol des Göttlichen. Da aber nach römischer Vorstellung die Person des Kaisers in die Sphäre des Göttlichen hineinreicht, so wurde der Nimbus, entweder in Form eines Kreises oder einer Strahlkrone, Attribut der Herrscher. In diesem Sinne führen ihn noch christliche Kaiser, wie Constantin d. Gr. und Justinian I., so auch der König Herodes auf einem Mosaik des 5. Jahrhunderts in der Basilika S. Maria Maggiore in Rom. Später aber wurde er weltlichen Herrschern entnommen und Christo und den Heiligen vorbehalten. Und dieser Brauch herrscht ja heute noch in der Kunst.

Bis zum Jahre 350 ungefähr hatte nun der ältere Typus, den man als einen einheitlichen bezeichnen kann, trotz seiner späteren Umbildung, die Kunst beherrscht. Da tritt ein zweiter, konkurrierender neben ihm auf, anfangs ganz vereinzelt hier und dort, und wir haben die merkwürdige Thatsache, daß zwei Christustypen nebeneinandergehen, bis endlich der spätere den älteren nach fast zweihundertjährigem Kampfe verdrängt und der allein herrschende wird. Dieser spätere Typus unterscheidet sich von dem früheren zunächst nur dadurch, daß der jugendliche, ideale Christus in einen bärtigen, gesetzten Mann verwandelt ist. Sonst bleibt vorläufig die Fassung dieselbe. Man nennt diesen Typus in der Kunstgeschichte den kalixtinischen nach einem allgemein als Christusbild bezeichneten Wandgemälde des 4. Jahrhunderts angeblich in der Kalistkatakombe. Dieser Bezeichnung liegt aber ein doppelter Irrtum zu Grunde: einmal befindet sich jenes Bild nicht in der Kalistkatakombe, sondern in einer benachbarten Grabstätte; dann aber, und das ist das seltsamste, jene Darstellung ist in Wirklichkeit nicht ein Christuskopf, sondern Portrait eines dort beigesetzten Toten.

Was veranlaßte nun dazu, von dem tradionellen Christusbilde, in dem man so lange seine Befriedigung gefunden, plötzlich abzuspringen und ein ganz anders geartetes an seine Stelle zu setzen? Man hat auch hier, um die Antwort zu finden, die Antike zu Hülfe gerufen. Vordem hätten die christlichen Künstler für ihren Christus in dem jugendlichen Apollo ihr Vorbild gefunden; nun seien sie auf Asklepios oder — die Meinungen spalten sich hier — auf Zeus zurückgegangen. Von dorther sei das Material zu diesem neuen Christusbilde entnommen.

Diese Meinung scheitert auch hier an der einfachen Thatsache, daß zwi-

schen den Typen, die man in Zusammenhang bringt, auch nicht die entfernteste Ähnlichkeit besteht. Der Christuskopf, um den es sich handelt, ist durchaus realistisch gehalten; da ist nichts von der Majestät und kraftvollen Energie des Zeusbildes, nichts von dem Ausdrucke der Überlegenheit und göttlichen Ruhe, wie sie sich in den Asklepiosbildern wiederspiegelt, sondern dieser Christustypus, darin seinem Vorgänger im ersten Stadium der Entwickelung desselben gleichend, tritt aus der Sphäre des Menschlichen nicht heraus; ja er reflektiert nicht einmal mehr das menschliche Ideale. Vielmehr, die Alltagsmenschen, wie sie hin- und hergehen auf der Straße, erscheinen hier gleichsam typisiert. Und das giebt uns einen beachtenswerten Wink, wie der Ursprung dieses späteren Christusbildes zu begreifen sei. Es ist, um das im voraus kurz zu formulieren, das natürliche Produkt der abwärtsgehenden Entwickelung der christlichen Kunst.

Als nämlich im zweiten Decennium des 4. Jahrhunderts die Kirche sich die staatliche Toleranz errang, um die sie drei Jahrhunderte hindurch petitionirt und ebenso lange gelitten hatte, und in die Stelle eintrat, welche bis dahin die heidnische Staatsreligion innegehabt, und eine ihrer geänderten Lage entsprechende prunkvolle Repräsentation sich schuf, trug sie von ihrer Kunst nur noch Trümmer mit sich in das neue hinein. Denn indem die christliche Kunst die Grenze des 2. und 3. Jahrhunderts überschritt, überschritt sie zugleich den Höhepunkt ihrer Leistung. Seitdem war es abwärts mit ihr gegangen, schnell abwärts, und diese veränderte Richtung, dieser Umschwung kommt auf zweifache Weise zum Ausdruck: einmal wird der ältere symbolische Cyklus, auf dessen Ausbildung die ältere Kunst so viel Sorgfalt verwendet hatte, zersprengt; historische Darstellungen eröffnen sich den Zugang in das wohlverwahrte Heiligtum; dann aber – und das ist für uns das wichtigere – die frische künstlerische Konception und die gute formale Technik sind verloren gegangen oder wenigstens auf ein tiefes Niveau herabgesunken. Den Künstlern des 4. Jahrhunderts fällt es außerordentlich schwer, eine ideale Gestalt zu schaffen; es fehlt ihnen die Phantasie, die Hand, mit einem Worte, das künstlerische Vermögen dazu. Statt sich daher mit der Reproduktion des ihnen überkommenen idealen Christusbildes abzumühen, greifen sie lieber in das Alltagsleben hinein, unter die Menschen, wie sie hier und da sich dem Auge zeigen. Dort suchen sie ihre Vorbilder, und in diesen Vorbildern gehen die überlieferten idealen Typen unter, vollständig unter. Das ist nicht nur bei dem Christusbilde, sondern auch bei andern Figuren der Fall.

(Schluß folgt.)

Ueber den Lehrplan in der einklassigen Gemeindeschule.

Als das Ansuchen an mich erging, einen Lehrplan für die einklassige Gemeindeschule anzustellen, mußte ich unwillkürlich an die Worte Seyffarths denken:

„Einen gleichmäßig abgegrenzten Stoff, für alle Schulen aufstellen zu wollen, wäre ein Unternehmen, das die realen Verhältnisse wenig berück-

sichtigte, und würde zu einer schablonenmäßigen Uniformität führen, wie es denn auch die Selbständigkeit des Lehrers beschränken und den letzten Zweck des religiösen Unterrichts vereiteln würde."

Was Seyffarth hier vom Religions-Unterricht sagt, dürfte auch vom Unterricht in den andern Lektionen gelten. Ich glaubte daher, daß es nützlicher sei, einige Gedanken über den Lehrplan an die Hand zu geben, als dem Lehrer eine Schablone vorzulegen. So ist denn aus dem Lehrplan ein Referat geworden.

Um drei Dinge handelt es sich, wenn man vom Lehrplan spricht:

1. Lehrstoff. — 2. Lehrziel. — 3. Lehrgang.

1. Lehrstoff. Nicht Vieles, sondern viel! Beschränkung des Stoffes und Vertiefung in denselben. Dieses sollte in diesem Lande ganz besonders berücksichtigt werden, wo man sich so leicht täuschen läßt. In manchen Schulen wird alles Mögliche und Unmögliche getrieben — oft nur fürs Examen. Ich muß da immer an südamerikanische See'n denken, welche zur Regenzeit große Flächen bedecken. Will man tiefer gehen, so steckt man im Morast, und im Hochsommer trocknen sie aus. Laß deine Schule lieber einem klaren, durchsichtigen Alpensee gleichen: wenig Breite und große Tiefe. Wo dies Prinzip festgehalten wird, braucht man im Hochsommer des Lebens keine Versumpfung und kein Versiegen befürchten. Regen auch Stürme bis ins Innerste auf, die eigene Kraft, die eigene Schwere wird immer das Gleichgewicht wieder herstellen.

Als besondere Lektionen sollten in der einklassigen Schule nur betrieben werden: Religion, deutsche und englische Sprache, Rechnen, Geographie und Vaterlandskunde, Singen und, wenn möglich, Zeichnen. Daß biblische Geschichte zum Religions-, sowie Lesen, Schreiben, Aufsatz zum Sprach-Unterricht gehören, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Das Wissenswerteste aus Naturgeschichte, Gesundheitslehre 2c. und dann teils in Verbindung mit obigen Lektionen (z. B. Natur-Geschichte mit Geographie), teils in Anknüpfung an das Lehrbuch gelehrt werden. Solche gelegentlichen Mitteilungen haften oft besser, als die planmäßig eingereihten. Nur muß der Lehrer freilich über seinem Textbuche stehen.

Die auf die Lehrgegenstände zu verwendende Zeit würde ich so verteilen: Religion (Katechismus, bibl. Geschichte, Perikopen, Kirchenlied) 5 Stunden, Rechnen 4 St., Deutsche Sprache 6 St., Englische Sprache 5 St., Geographie 2 St., Vaterlandskunde 1 St., Singen, zwei halbe St., Zeichnen 1 St, zusammen 25 Stunden.

Dies giebt der deutschen Sprache 12 Stunden, (Religion, Sprache, Singen, wo das deutsche Lied vorherrschen soll) und der englischen Sprache ebenfalls 12 Stunden (Arithmetic, Language, Geography, U. S. History, welche in englischer Sprache erteilt werden sollen). Ich setze voraus, daß täglich von 9—12 und von ½2—4 Uhr unterrichtet wird, mit 15 Minuten je Vor- und Nachmittags Zwischenzeit.

2. Das Lehrziel. Mit Paulo müssen wir bekennen, daß nicht alle, die da laufen, das Kleinod erlangen. Wie hoch sollen wir unser Ziel stecken? So niedrig, daß auch die trägen und unregelmäßigen Schüler es erreichen können? Ich glaube nicht. Oder so hoch, daß nur die befähigtsten und fleißigsten es erreichen? Auch das glaube ich nicht. Bleiben wir hübsch in der Mitte. Ich meine, man stecke es so, daß Schüler mit Durchschnitts-Gaben es bei Fleiß und gutem Schulbesuch erreichen können.

Ich will versuchen, festzustellen, was in den verschiedenen Disziplinen genügt und zu erreichen ist.

Religion: Sachliche, verständnisvolle Aneignung des Katechismus mit Ausnahme der Lehre von den Sakramenten, welche dem Konfirmanden-Unterricht angehört; sichere Einprägung der Kernsprüche; Bekanntschaft mit den biblischen Geschichten bis zu den Reisen Pauli. Auch sollten die Kinder, außer den in der biblischen Geschichte gegebenen Liederversen, die sie ja so nebenher lernen, für jeden Festkreis einige Kirchenlieder ihr eigen nennen können. Aber man hüte sich, die Kinder mit einem Übermaß von Memorieren zu quälen! Dies hat schon manchen Christen mit Widerwillen gegen die Sache erfüllt und ihn für lange oder für immer von der Kirche entfernt. „Gieb mir, mein Sohn, dein Herz und laß deinen Augen meine Wege wohlgefallen!" Hier liegt das höchste Ziel des Religions Unterrichts. An den Geschichten und Aussprüchen der heiligen Schrift muß das Herz der Kinder erwärmt werden, muß die Liebe zu Gott und ihrem Heilande erglühen.

Rechnen: Bekanntschaft mit unsern Münzen, Maßen und Gewichten; verständnisvolles Operieren mit gemeinen und Dezimal-Brüchen, Fertigkeit in Anwendung derselben auf das Leben.

Sprache: Lesen mit Verständnis; Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck, bei möglichster Korrektheit. Ganz ohne Grammatik wird es wohl selbst in der bestgeleiteten Schule nicht gehen; aber beschränke dich auf das Notwendigste.

Geographie: Bekanntschaft mit Lage, Beschaffenheit, Hülfsquellen, Bewohnern des Vaterlandes, seinen Haupt Verkehrsadern, wichtigsten Erzeugnissen und den Mittelpunkten des Handels und der Industrie; übersichtliche Bekanntschaft mit andern Ländern und Völkern — Deutschland voran; Einsicht in die Himmelsordnung, soweit sie dem kindlichen Geiste zugänglich ist.

Vaterlandskunde: Entdeckung und Ansiedlung der „Neuen Welt," besonders der Vereinigten Staaten; Befreiung vom englischen Joch; Abschaffung der Sklaverei; Bekanntschaft mit den Männern — auch den deutschen — die sich besonders um ihr Vaterland verdient gemacht haben. Der höchste Zweck muß die Anregung der Liebe zum Vaterlande sein.

Singen: Die gangbarsten Choral-Melodien, Volks- und Vaterlandslieder, und in der Regel einstimmig gesungen, sollen geistiges Eigentum der Schüler sein. Leichte Volks- und Vaterlandslieder mögen auch zweistimmig eingeübt werden, Choräle niemals. Man halte auf Reinheit des Tones und auf gute Aussprache.

Hinziehung zum Schönen und Abziehung vom Gemeinen ist ein Haupt-Ziel des Gesang-Unterrichts.

Zeichnen: Bildung der Hand und des Auges an schöne Formen, scheint mir hier die Hauptsache. Um einen wirklich praktischen Nutzen vom Zeichnen zu ziehen, ist viel Fleiß und Ausdauer unter Künstlerleitung erforderlich. Diese Bedingungen können vorerst in der Volksschule nicht erfüllt werden.

Wenn ich nun in kurzen Umrissen das Ziel des Unterrichts angedeutet habe, kann ich nicht unterlassen, auf ein Moment hinzudeuten, das sich auf alle Lektionen bezieht. Es findet auch auf alle höhern und niedern Lehranstalten Anwendung. Nicht diejenigen Seminare — als Beispiel, weil wir Lehrer hier zu Hause sind und die Wahrheit an uns selbst und Andern täglich erproben können — sind die Besten, auf denen die Zöglinge viel lernen und nachher auf ihren Lorbeeren als fertig ausruhen; sondern diejenigen, welche es ihren Zöglingen zum klaren Bewußtsein bringen: Wir haben trotz alles Strebens nur am Kelch der Weisheit genippt. Solche Zöglinge gehen ab mit gesundem Appetit nach weiterer Nahrung und erklimmen die sonnigen Höhen, während jene im Zustande der Täuschung und Übersättigung am Wege liegen bleiben.

„Wer fertig ist, mit dem ist nichts zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar sein."

3. Lehrgang. Darunter verstehe ich Anordnung des Stoffes und Verteilung desselben auf die einzelnen Abteilungen. Käme nur die Natur des Stoffes in Betracht und hätten wir, wie das in Deutschland der Fall ist, alle unsere Schüler von ihrem 6. bis zu ihrem 14. Jahre, so ließe sich wohl ein theoretisch folgerichtiger, systematischer Lehrgang einrichten für alle Schulen unserer Synode. Allein, da dies nicht der Fall ist, so müssen wir uns mit einem praktischen behelfen, der nach der Eigentümlichkeit der Zöglinge in den verschiedenen Gemeinden verschieden ausfallen muß. Kann der Lehrstoff im allgemeinen und das Lehrziel annähernd gegeben werden, so muß der Lehrgang dem gesunden Urteil und pädagogischen Takt des Lehrers fast gänzlich überlassen werden. Nur weniges will ich als wohlgemeinten Rat anbieten.

Zersplittere deine Kraft nicht durch Errichtung zu vieler Abteilungen. Drei Stufen sind in der Regel hinreichend. Wer durch vielfache Abstufung allen gerecht werden will, wird zuletzt gegen alle ungerecht. Ausnahmen mögen vorkommen; aber sie bestätigen nur die Regel. Auf diese drei Abteilungen verteile den Lehrstoff so, daß stets an das Vorhergehende angeknüpft wird. Beim Rechen-Unterricht z. B. beginne mit den Elementen der Anschauung, führe durch den Zahlenkreis von 1—10—100—1000; bestimme für die 2. Abteilung die vier Species mit gleichbenannten Zahlen. Mit der 3. Abteilung hast du wahrscheinlich die Division zur Fertigkeit zu bringen. Sodann gehst du in die Brüche, bis zum Lehrziel; aber stets anschaulich, sonst geht alles in die Brüche.

Beim Religions-Unterricht, bei welchem mehr das Gemüt, als der Ver-

stand in Betracht kommt, halte ich es für zweckmäßig, in der Regel die ganze Schule als eine Abteilung zu betrachten, es sei denn, man könne die Kleinen in ein besonderes Zimmer schicken, um sie unter der Aufsicht eines größeren Schülers arbeiten zu lassen. Ein erfahrener Lehrer wird auch schon hier die Unterklasse so heranziehen, daß von einer Teilnahmlosigkeit und von einem Hinbrüten keine Rede sein kann. Außerdem sind Klasse und Lehrer gegen Störung, resp. Verstimmung geschützt, welche das kleine Volk durch zu fleißigen Gebrauch der Tafel, des Griffels und des Züngleins nur zu leicht verursacht. — Auch im Singen ist keine Teilung notwendig.

Am verschiedensten dürfte sich wohl der Lehrgang, resp. der ganze Lehrplan, auf dem Sprachengebiet gestatten. Hier sind nicht bloß die Gegensätze von Stadt und Land, sondern auch von Osten und Westen, von Süden und Norden in Betracht zu ziehen. Wie sehr aber die verschiedene Sprachentwicklung auf die andern Lehrobjekte einwirken muß, kann jeder leicht begreifen.

Ein einheitlicher Lehrplan für die Synode ist daher ein totgebornes Kind. W. Packebusch.

Acceptiert von den andern Gliedern des Synodal-Schulkomites.

P. Göbel, P. Fr. Pfeiffer, P.

Diesterwegs Thätigkeit für die Hebung des Lehrerstandes und der Lehrkonferenzen.

Von Lehrer Held.

Wenn von Diesterweg gerühmt wird, daß er ein Mann von unermüdlichem Fleiß, von hohem, sittlichem Ernst und unbestechlicher Wahrheitsliebe, ein Meister der Unterrichtskunst, welcher mit seiner heuristischen Methode die geistigen Kräfte seiner Schüler anzuregen, ihre Selbstthätigkeit zu entwickeln und sie in unablässige Arbeit hineinzuziehen verstand (so daß sie nicht „hersagten“, was sie gelernt hatten, sondern ihre Antworten der unmittelbare Ausdruck ihrer geistigen Thätigkeit waren), so muß vor allem auch das hervorgehoben werden, daß er rastlos gestrebt für die geistige, moralische und soziale Hebung des Lehrerstandes. Fast ein halbes Jahrhundert lang hat er in Wort, Schrift und That seine Liebe zu den Lehrern und ihren Bestrebungen bewiesen. Seine Stellung als Direktor des Seminars zu Mörs (1820) legte ihm die liebende und väterliche Fürsorge für die von ihm ausgebildeten Zöglinge besonders nahe. Mit Freuden ergriff er den von den ersten Zöglingen (1823) ausgehenden Gedanken, sich jährlich einmal zu versammeln. Den reichen Segen solcher Versammlungen hatte er in Elberfeld bei Wilberg erfahren. Das Programm für drei bis vier Tage, von Diesterweg angelegt, umfaßte: 1. Die Lebensgeschichte (innerliche und äußerliche) jedes einzelnen und die bedeutendsten Momente des verflossenen Jahres zur mündlichen Mitteilung für teilnehmende Freunde. 2. Mitteilung dessen, was jeder im abgeschlossenen Jahre in den verschiedenen Unterrichtsfächern ausgearbeitet, zur Besprechung. 3. Wechselseitige, belehrend-unterhaltende Mitteilung gesam-

melter Aufsätze anderer Lehrer, Notizen über geschichtliche und andere merkwürdige Orte und Begebenheiten, über Schule und Lehrer, über pädagogische Fort- oder Rückschritte. 4. Lehrproben vor den Freunden, welche nun die Schüler machen. 5. Jeder nehme das von den Andeutungen und Ratschlägen heraus, was für ihn das Geeignetste ist.

Durch diesen Aufruf (1825) war der Anstoß zu einer Bewegung gegeben, welche von unberechenbarer Tragweite für den Lehrerstand geworden ist. Denn was Luther, Rochow u. a. über den Lehrerstand geschrieben, wurde endlich dadurch zur Darstellung gebracht. Zwar hatte sich seit Ende des letzten Jahrhunderts (1796) hier und da ein Anflug zu Lehrerversammlungen gezeigt; aber die bald nachher (1815) eingeführten amtlichen Konferenzen waren ein Mehltau für diese Bestrebungen. Denn unter der Leitung der als „Schulpfleger" bestellten Geistlichen entfaltete sich nie die lebendige und nachhaltige Thätigkeit der freien Konferenzen. Es waren damals auch die Zeiten, in denen die absolutistischen Großmächte und Metternich regierten und den durch Gewissensangst irre gewordenen Regierungen der Nation, welche noch bei Sinnen war, in den Hundstagen von 1819 die Zwangsjacke anlegten. (Faßte doch auch der Bundestag den Beschluß, „daß wissenschaftlichen Lehren in der Gesetzgebung des Bundestages fortan keine Autorität zustehe, auch nicht eine Berufung gestattet sei.") Spionage, Censur der Presse und Beschränkung der freien Versammlungen war die Hauptarbeit der Regierungen. Rechnet man hiezu noch, daß in der unmittelbaren Folgezeit die Kirche ihr Allerheiligstes, die Bibel, schändlich beschmutzte, so kann es nicht befremden, wenn sich gerade lebendige Geister weder zu Staat noch Kirche hingezogen fühlten. Die Totenluft dieser von 1818 bis 1848 währenden Zeit ließ wenige lebendige Keime aufkommen. Was Wunder darum, daß der Taumelweizen so lustig wuchs und auch vor dem andern blühte.

Am Ende der zwanziger Jahre tauchten die freien Versammlungen wieder auf. In diese erneuerte Bewegung wurde Diesterweg, wie erwähnt, hineingezogen. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu erhalten und die Fortbildung zu befördern, war der Zweck der Zusammenkünfte.

Im Jahre 1826 wurde der Lehrerverein zu Mettmann auf Diesterwegs Anregung gegründet. Im Jahre 1828 veranlaßte ein pomologischer Kursus in Düsseldorf etwa achtzig Lehrer unter Diesterwegs Anleitung an verschiedenen Abenden pädagogische Themata zu besprechen und weckte das Bedürfnis der Teilnehmer in ihren resp. Wirkungskreisen Vereinigungen ins Leben zu rufen. Dasselbe Ziel verfolgte er in den „Rheinischen Blättern". Die wesentlichen Punkte, welche er diesbezüglich immer wieder hervorhebt und von allen Seiten beleuchtet, sind folgende:

Der Mensch ist zur Geselligkeit bestimmt und sind also Verbindungen gleich Interessierter ganz naturgemäß. Die Zeiten sind vorüber, wo einer alles war. Die thätige Kraft ist in allen erwacht, darum: „Strebe zum Ganzen, lebe im Ganzen." (Devise unter seinem Bild). Isolierung ist Beschränkung und Tod. Das Anschließen des Lehrers an Lehrer gehört zum Bewußtsein und Wesen desselben. Ohne Organisation existiert ein Stand

nur dem Namen nach; durch sie tritt er ins Leben und sein Leben besteht wieder in der Thätigkeit für das materielle und geistige Interesse des Standes, welche eines sind mit den Interessen des Volkes. —

Diesen letzten Gedanken hatten auch andere Kreise erfaßt und waren darum bestrebt, wie auf dem politischen, 1833, so auch auf dem pädagogischen Gebiete die freien Vereinigungen zu schwächen oder zu unterdrücken. Die amtlichen Konferenzen wurden mit Nachdruck erneuert, Konferenzen, welche an Zaghaftigkeit und Gedrücktheit nichts zu wünschen übrig ließen. Diesterweg schreibt 1837: „Von den Lehrervereinen verlautet immer weniger. Während die Geistlichen sich regelmäßig zu Synoden versammeln, während sich immer neue Vereine zur Förderung von Altertum und Denkmälern und andern löblichen Zwecken aufthun, scheinen die Volksschullehrer-Vereine teils sich zu zersplittern, teils ein kümmerlich vegetierendes Leben zu führen."

In Berlin suchte er den 1813 von dem Brigadeprediger Mann gegründeten „Schullehrer-Verein" neu zu beleben, gründete 1832 den „Pädagogischen Verein" (nicht ausschließlich für Lehrer) und 1840 den „Jüngeren Lehrerverein" (für praktische Ausbildung der Lehrer durch Lehrproben). Ende 1840 wurde der „Gesellige Lehrer-Verein" gegründet, zu welchem Diesterweg nicht gehörte. Außerdem waren noch einige kleinere Vereine vorhanden. Im Jahre 1849 wurde der Versuch gemacht, alle diese Vereine zu einem „Allgemeinen Berliner Lehrerverein" zu verschmelzen; allein nach drei gemeinschaftlichen Sitzungen unter dem Vorsitz Diesterwegs löste sich die Vereinigung wieder auf. So sehr Diesterweg „immer zum Ganzen" strebte, war er doch selbst der Meinung, daß in Anbetracht der Menge und der verschiedenen Ansichten der Lehrer, Individualisieren besser sei als Generalisieren.

Nach und nach entwickelte sich in diesen Vereinen das Bestreben, die äußere Stellung der Mitglieder und des ganzen Standes zu bessern, sowie Schulverfassung und Organisation mit beraten zu helfen. Auch auf weitere Kreise erstreckte sich diese Bewegung. In Holstein wurde 1842 die „Ostholsteinische Central-Konferenz" gegründet, in Schlesien wurden Lehrerfeste gefeiert. In Süddeutschland waren die Fortschritte bedeutender. Wie Süddeutschland schon alle Fragen konstitutionell-monarchischen Staatsrechts durchgekämpft, als Preußen noch nicht einmal eine Volksvertretung hatte (und z. B. die politischen Strafgesetze selbst des neuen deutschen Reiches den bis 1846 in Süddeutschland errungenen nachstehen), so muß man hier stets im Auge behalten, daß die Lehrerfrage in Süd- und Mitteldeutschland anders behandelt wurde, als in Preußen.

Für die Konferenzen wurde in den Rheinischen Blättern ein Konferenz- und Korrespondenzblatt eingerichtet. „Denn trägt ein Blatt zur Förderung oder zweckmäßigen Einrichtung dieser Angelegenheit bei, so hat es mehr gethan, als einen guten methodischen Aufsatz geliefert, nämlich eine neue Quelle des Lebens eröffnet."

Das Jahr 1848 brachte endlich auch dafür Freiheit. Denn während die vorherigen Beschränkungen nur eine platonische Betrachtung des Schulwesens für die Lehrer erlaubte, konnte jetzt infolge des Rechts der freien Ver-

einigung von einer Mitarbeit am äußeren und inneren Aufbau der Schule die Rede sein. Daraus folgte, daß die Kraft des Lehrerstandes geweckt und die selbstlose Arbeit sich aufs schönste zeigte. Der alte Geist, in welchem sich eine Klasse der Volkslehrer und Erzieher von den andern kastenmäßig abschloß, wich dem neuen Geiste der gleichmäßigen Anerkennung mehr und mehr.

Schon im Jahre 1842 war eine Eingabe an den Minister Eichhorn, die Beschwerden der Lehrer aufzählend, gemacht. Der Minister Schwerin trug Diesterweg (1848) auf, die Wünsche der Lehrer in Form von Vorschlägen klar zu legen. Leider aber wurde auch von dem abgehenden Minister der Hauptwunsch nach freien Versammlungen nicht erfüllt. Und doch erachtete es Diesterweg u. a. für notwendig, daß sich die Lehrer untereinander frei beraten, wenn die Wahrheit gehört werden wolle. Sprach sich doch selbst Dinter (konservativ) über Konferenzen unter Leitung von Personen außerhalb der Lehrerkreise dahin aus: „Präsidial-Despotismus ist ein chirurgisches Instrument, mit dem man den Enthusiasmus kastriert, um ihm alle Produktionskraft zu nehmen."

Die Folgezeit schüchterte denn die Mehrzahl der Lehrer auch dermaßen ein, daß die ganze Bewegung ins Stocken geriet. Damit aber, daß die Lehrervereine wieder blühten, sobald der äußere Druck nachließ (1860) ist klar erwiesen, daß (wie die Wahrheit, wenn auch zur Erde niedergedrückt, sich wieder erhebt) dieses Streben nach Freiheit und Anerkennung weder ein von einzelnen Führern gemachtes, noch auf unbegründetes Fordern und Selbstüberheben im Taumel der Zeit sich stützendes war. Zu dieser Erhebung trugen die Pestalozzi-Vereine (1846 als dem 100. Jahre der Geburt des großen Pädagogen hauptsächlich auf Diesterwegs Veranlassung gegründet) viel bei. So hatte Diesterweg noch zu seiner größten Freude es erlebt, daß sich wie auf dem politischen, so auch auf dem pädagogischen Gebiet der Gedanke von Einheit und Selbständigkeit immer mehr und mehr verwirklichte. Wie dort einem von der liberalen Seite als Racker u. s. w. verschrienen Mann zuletzt noch der gerechte Ruhm zuteil wurde, am meisten für die Einheit Deutschlands gethan zu haben, so wäre sicher auch der von der konservativen Seite als Demagog u. s. w. verschriene Diesterweg schon sechs Jahre nach seinem Tode in seinen Bemühungen anerkannt worden. Der Ruhm bleibt ihm unbedingt, vierzig Jahre seines Lebens uneigennützig für den Lehrerstand geopfert zu haben.

Kirchliche Rundschau.

In Chicago ist einer englischen Predigerversammlung eine Überraschung zu teil geworden, dadurch daß Dr. Lawrence, ein hervorragender Baptistenprediger, sich gegen die Prohibitionspolitik ausgesprochen hat. Derselbe hatte nämlich von der Versammlung den Auftrag erhalten, eine Abhandlung über die Prohibition abzufassen und vorzulesen. Natürlich war man der Meinung, daß er es nicht wagen würde, sich gegen die Prohibitionspolitik auszusprechen. Und nun geschah es doch. Derselbe sagte u. a.: „Ich kann die Grundsätze dieser politischen Prohibition nicht gut heißen; ich glaube, daß

sie nicht biblisch sind. Wir als Baptisten glauben, daß die Bibel die einzige Richtschnur des Glaubens und des Lebens ist. Unsere Verpflichtungen dem Gesetz, der persönlichen Verantwortlichkeit und der persönlichen Freiheit gegenüber, werden bestimmt in der Bibel angedeutet. Wenn es in den Geboten heißt: „Du sollst nicht," so ist das nicht in dem Sinn zu verstehen, wie die Freunde der Prohibition es auslegen. Die Idee der Prohibitionisten ist, jedermann die Gelegenheit abzuschneiden, das Verbotene zu thun. So darf man aber das biblische Gesetz nicht auslegen. Würde man die Idee der Prohibitionisten ausführen wollen in dem Verbot: „Du sollst nicht fluchen," so müßte man den Leuten die Zunge herausschneiden, oder damit niemand stehlen kann, müßte man jedermann in das Gefängnis stecken, um auf diese Weise es einem jeden unmöglich zu machen, zu stehlen. Die Grundsätze der politischen Prohibition sind gegen die Regeln und Gebräuche der Baptistenkirche. Wir glauben nicht an die Vereinigung der Kirche mit dem Staat. Wir rufen den Staat nicht an, das Moralgesetz in unsern Kirchen in Kraft zu setzen. Wir haben nur ein Recht, den Staat um Schutz anzurufen, wenn uns jemand stört in der Ausübung unsrer Gewissensfreiheit — d. h. wie wir unserm Gott dienen wollen. Diesen Standpunkt sollten die Prohibitionisten einnehmen, indem sie beim Staat Schutz suchen, wenn ihnen durch das Wirtshaus Schaden zugefügt wird; allein durch diese politische Prohibitionsbewegung sucht man nicht nur Schutz für sich, sondern auch Schutz für andere. Wir haben kein Recht andere zu schützen, die am Ende gar nicht beschützt sein wollen. Diese politische Prohibition grenzt sehr nahe an die von den Katholiken ins Leben gerufene Inquisition. Der Staat mußte mit seiner starken Hand die Exekution an tausenden ausführen, welche durch die Ketzergerichte zum Tode verurteilt wurden."

„Ich stehe nicht an, zu behaupten, daß das Elend, herbeigeführt durch das Trink- und Wirtshausleben, seitdem die Prohibitionsbewegung im Gang ist, verhältnismäßig anstatt abzunehmen, zugenommen hat. Diese wohlmeinenden christlichen Leute haben aufgehört zu glauben, daß die Kraft des Evangeliums das Mittel ist, das Laster der Trunksucht zu zerstören, und anstatt durch den Glauben, suchen und erwarten sie Hülfe durch den Arm des Staates. Sie kehren dem heiligen Geist den Rücken und verlangen vom Staat das, was *nur* der heilige Geist thun kann. Wer trinken will, wird was zu trinken bekommen. Eine große Armee wäre nötig, um alle die kleinen und großen Schnapsbrennereien und Bierbrauereien im Lande herum aufzusuchen, die trotz Prohibition würden gegründet werden, um das Bedürfnis der Trinker zu befriedigen. Man erziehe und reformiere den Menschen mit Gottes Hülfe so, daß er kein Bedürfnis mehr hat noch empfindet zu trinken, und dann ist für die Brennereien auch kein Bedürfnis mehr da. Die Geschichte bestätigt diese Thatsache.

„Ein anderer Grund, warum ich gegen Prohibition bin, ist, weil ich glaube, daß diese Bewegung immer mehr einen unchristlichen Charakter annimmt. Nachfolger des Herrn Jesu sollten bedenken, daß er sagte: „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet werden." Ein Christ ist nur seinem Gott verantwortlich für das, was er thut. Die Weise, wie es die Prohibitionisten in einigen Staaten treiben, ist unkonstitutionell, denn unsere Konstitution erklärt, daß ein Mensch wegen seinen Überzeugungen in religiösen Dingen nicht geschädigt werden darf an seiner Person, noch an seinem Eigentum In manchen Plätzen sprechen die Prohibitionisten solchen, welche nicht das Prohibitions-Ticket stimmen, alles Christentum ab. Es ist mir schon vorgeworfen worden, als könne ich kein rechter Prediger des Evangeliums sein, weil ich nicht das Ticket der Prohibitionisten gestimmt habe. Jede religiöse Zeitung, jede religiöse Genossenschaft sollte bedenken, daß sie das Christentum repräsentieren und nicht eine politische Partei, und selbst wenn sie sich Prohibitionspartei nennt."

Dazu macht ein Berichterstatter des „Apologeten" folgende Bemerkungen:

„*Die* Stellung, welche Dr. Lawrence in dieser Frage *jetzt* einnimmt, ist nicht leicht zu begreifen. Dem Laster der Trunksucht gerade so das Wort zu reden, wie das jede Woche in den Turnhallen und in den Wirtshäusern geschieht, und das von einem

Mann in einer Stellung, wie sie Dr. Lawrence inne hat, gehört mit zu den Erscheinungen, die schwer zu verstehen sind. Mir kam schon der böse Gedanke, daß gewisse Menschen manchmal so auffallend und excentrisch über gewisse Dinge reden und schreiben, um nur damit Sensation zu machen. Sie wissen, dann wird von ihnen geredet und geschrieben, ihr Name ist in aller Munde. Wenn das ein Grund bei Dr. Lawrence war, dann hat er seinen Zweck erreicht. Nicht nur gab es eine Aufregung in der Baptistenkirche, sondern alle Zeitungen waren voll davon, von einer Seite wurde er schwer getadelt, von anderer Seite bis in den dritten Himmel erhoben. Er ist plötzlich ein schrecklich liberaler Mann geworden. Alle seine Brüder Prediger, mit Ausnahme des Prof. E. D. Hulbert von Morgan Park, haben seine Stellung entschieden und mit deutlichen Worten mißbilligt. Dr. Henderson hat geradezu gut geheißen, was Dr. Lawrence tadelte und verwarf. „Ich glaube," sagte Dr. Henson, „an die Einmischung dieser moralischen Fragen in unser politisches Leben und Treiben. Noch ein wenig mehr davon würde der Politik nichts schaden. Wir haben es schon seit Jahrzehnten versucht, auf moralischem Wege die Trinkfrage zu lösen. Durch die Kirche und Temperenz-Vereine wollte man das Wirtshaus aus der Welt schaffen, allein unser Erfolg war nur sehr gering. Auf diesem Wege wird es nie gründlich geschehen. Ich glaube, daß Prohibition schließlich doch gewinnen wird, und ich glaube, daß der Weg zu diesem Erfolg durch die Politik führt. Freilich, wenn die Prohibitionspartei auch das Frauenstimmrecht und andere Dinge mit hereinzerrt, so ist das schädlich und die Prohibitionisten stehen der Prohibition selbst im Wege. Was in einigen Staaten in dieser Sache geschehen, wie in Kansas und Iowa, ist auf politischem Wege und durch politische Mittel geschehen. Wenn einmal eine der alten politischen Parteien diese Prohibitionsfrage aufnimmt, dann kommen wir dem gewünschten Ziele schneller entgegen." —

Diese Bemerkungen zeigen, was einer zu gewärtigen hat, wenn er die Prohibitionspolitiker nicht unterstützt. Jeder, welcher die Rede des Dr. Lawrence, soweit der Apologete sie citiert, gelesen hat, kann so deutlich sehen, als überhaupt etwas gesehen werden kann, daß die Behauptung, der Mann rede dem Laster der Trunksucht das Wort, eine Unwahrheit ist. Mit keinem Wort ist in dem angeführten Abschnitt der Rede die Trunksucht gutgeheißen, sondern nur die Berechtigung, die Wirksamkeit und der christliche Charakter der „politischen Prohibition" in Zweifel gezogen worden. Aber, da der Prohibitionspolitik entgegengetreten wird, so heißt es sofort, daß dem Laster der Trunksucht das Wort geredet werde. Wenn dann weiterhin der Gedanke geltend gemacht wird, daß es dem Redner bloß um Sensation zu thun gewesen sei, so wird allerdings eingestanden, daß der Gedanke ein böser ist — und das ist er auch in der That. Jedenfalls aber hätte der Schreiber jenes Artikels den bösen Gedanken nicht aus seinem Herzen herauslassen sollen. Er läßt ihn aber dennoch und zwar schriftlich herauskommen, damit er womöglich in andere Herzen hineinkomme. Es ist ja freilich möglich, daß der Mann nur ein Sensationsredner ist, aber es ist ebensowohl möglich, daß er seine aufrichtige Überzeugung aussprach. Ist er das erste, nun so wäre ein Befürworten der Prohibition von seiner Seite ohne allen Wert gewesen, außer für Leute, denen es höchstgleichgiltig ist, ob ein Mann aus Überzeugung redet, oder ob er nur nach Effekt hascht. Hat dagegen der Mann aus aufrichtiger Überzeugung geredet, so ist eine derartige Beleuchtung seiner Rede nichts weiter als ein Versuch, ihn moralisch zu terrorisieren. Wer nicht für Prohibitionspolitik ist, der begünstigt nach der Darstellung dieser Leute die Trunksucht. Genau dasselbe Beweisverfahren, wie die Behauptung, daß, wer nicht für die Inquisition sei, dem Unglauben und dem Umsturz Vorschub leiste.

Vollends aber die Rede des Dr. Henson ist eine Bankerotterklärung des moralischen Einflusses der Kirche, die einem Geistlichen übel ansteht. Wenn wirklich die christliche Kirche einem solchen handgreiflichen abscheulichen und überaus unheilvollen Laster, das nicht erst im Lichte des Christentums, sondern schon der natürlichen Vernunft und Moral gegenüber als unbedingt verwerflich erscheint, wirkungslos gegenübersteht, welche moralische Wirkung übt sie dann überhaupt noch aus? Eine Kirche, deren Erfolg ab-

hängig ist von der politischen Macht, die sie sich dienstbar machen kann, hat auf das verzichtet, was das Wesen des Christentums ausmacht. Hört die Kirche auf, als Licht und Salz zu wirken und greift sie zum Feuer und Schwert, dann kann sie vielleicht noch Werkzeug des Gerichts, aber nicht mehr eine Gemeinschaft von Erlösten und Verkündigerin des Evangeliums sein. Überhaupt ist ein moralischer Zustand, der nur auf der Herrschaft einer politischen Partei beruht, oder von dem Emporkommen einer solchen erwartet wird, so wertlos, wie irgend eine Form ohne Gehalt.

Eine ganz eigentümliche Ansicht legt das Luth. Kirchenblatt über die Zustände in Deutschland dar. Es sagt nämlich: „Die Bewegung in Deutschland, welche darauf ausgeht, die Kirche selbständig zu machen, d. h. Kirche und Staat von einander zu trennen, ist dem Kaiser in hohem Grade unangenehm. Sie wird daher nicht leicht ihren Zweck erreichen. Der Kaiser ist durchdrungen von der Notwendigkeit der Aufrechterhaltung des landesherrlichen Summepiskopats, d. h. er will, wie er es als Landesherr jetzt ist, der oberste Bischof der Kirche bleiben. Diese Bewegung zu Gunsten größerer Selbständigkeit betrachtet er als gegen sein Oberbischoftum gerichtet. So soll er sich ausgelassen haben. Auch sprach er sich gelegentlich gegen das Überwiegen des dogmatischen Elementes gegenüber dem ethischen in der Kirche aus, d. h. er will keinen so großen Nachdruck auf die reine Lehre gelegt wissen, sondern auf das Leben. Er ist eben uniert!“

Das ist also die Quelle des kirchenpolitischen Unheils in Deutschland, daß der Kaiser uniert ist. Was kann man von einem Unierten anders erwarten als Böses? Wir unsererseits erwarten nun freilich nicht alles Heil von der Union, sondern von Christus, dem Grunde alles Heils, aber eine solche Urteilslosigkeit hätten wir doch eigentlich nur in Rom vermutet.

Da wir wieder einmal an der Polemik gegen die Unierten sind, so sei noch etwas mitgeteilt, was deswegen nicht ohne Interesse ist, weil der Redakteur der Zeitschrift von einem Synodalpastor darauf aufmerksam gemacht wurde, dem die Sache doch als ein etwas zu starker Gebrauch des Vorrechtes aller guten und schlechten Lutheraner, über alle andern herzufallen, vorkam. In einem Artikel des Organs der Michigansynode über Martin Chemnitz steht wörtlich zu lesen:

„Es haben die Römischen je und je von Herzen es beklagt, daß sie sich zur Reformationszeit darauf einließen, Luther und die Seinigen aus der Schrift widerlegen zu wollen, anstatt aus den Traditionen und Überlieferungen. Denn sie sehen leider, wie alle Un- und Irrgläubigen das helle Licht, das göttliche Wort, für eitel Dunkel an; deshalb reden und schreiben sie wahrhaft gottlos von der hl. Schrift. Andrada z. B. sagt an, daß die T r a d i t i o n deutlicher, heller, offenkundiger und geradezu unbeugsam sei, dagegen die Schrift an Dunkelheit leide, und sich drehen lasse. Eck nennt sie das schwarze Evangelium und die Tintentheologie. Ja, die ganze römische Kirche verunglimpft und schmäht die Schrift, daß sie 1. unzulänglich sei und nicht alles enthalte, was zum Glauben und gottseligen Leben notwendig und hinlänglich sei; 2. daß ihr Inhalt dunkel und zweideutig sei wie eine wächserne Nase, oder wie das Richtblei beim Bauen; deshalb nennen sie dieselbe einen Zankapfel, nicht die richterliche Stimme, einen stummen Lehrer, einen toten, ja tötenden Buchstaben und anderes mehr.

Wir müssen uns aber sagen, daß diese Schmäher göttlicher Schrift in den Unierten Jünger und Nachfolger in ihrer Ruchlosigkeit erhalten haben, wie sie es sich wohl kaum träumen ließen, denn dieselben Schmähungen wider die hl. Schrift werden von diesen laut, nur daß sie als Leuchte in der Dunkelheit nicht die Überlieferung, sondern die Vernunft gewaltig preisen und erheben, ja himmelweit über die Schrift als deutlich, offenkundig und unbeugsam die W i s s e n s c h a f t setzen.“

Das ist nun lange nicht so schlimm als es scheint. Erstlich muß man bedenken, daß der Schreiber zum Erweis seiner Gewißheit möglichst starke Ausdrücke gebraucht, zweitens, daß er, um nicht unlutherisch zu sein, möglichst grob ist, und drittens, daß das, was er von seinen Unierten schreibt, von uns gar nicht wahr ist. Er sagts ja nicht, weil es

wahr ist, sondern weil er muß. Er muß es aber nur, weil er lutherisch schreiben will. Er glaubt es ja selbst nicht, daß wir Glieder und Pastoren der Evangelischen Synode von Nordamerika so verrückt sind, wie er seine Unierten machen will. Es mag sein — und wir geben's gerne zu, daß wir schon mehr als einmal geirrt haben, aber auf dem Kopfe sind wir noch nicht gegangen, sondern immer auf den Füßen. Der Mann, der übrigens vorsichtiger Weise seinen Namen verschweigt, weiß ganz gut, daß wir nicht so verrückt sind, die Wissenschaft von einer Sache über die Sache selbst zu setzen; sonst würden wir die Geographie über die Erde, die Astronomie über die Sonne, die Heilkunde über die Gesundheit und die Wissenschaft von den Lebensvorgängen über das Leben selbst setzen.

Übrigens steht es niemandem schlechter an, derartige Verwerfungsurteile auszusprechen als einem Lutheraner, dem seine reine Lehre über das Leben geht, und dem seine Lehre von den Eigenschaften der Schrift praktisch höher steht, als der Schriftinhalt selbst. Was war denn die „reine Lehre" anders als die wissenschaftliche Formulierung der Resultate der theologischen Forschung? Wenn jene Theologen auch das Wort Wissenschaft nicht immer im Munde führten — sie schrieben ja ihre gelehrten Werke lateinisch — ihre Methode und ihre Mittel waren die zu ihrer Zeit gebräuchlichen. Damit suchten sie sich so gut sie konnten eine Lehre von der Schrift zu bilden, die dann in vielen Fällen in der Praxis über den Schriftinhalt selbst gestellt wurde. Und ist man im Gnadenwahlstreit anders verfahren? Hat man sich nicht in erster Linie um Formeln gestritten, nach denen die Schrift ausgelegt werden sollte? Stand da nicht auch die „Wissenschaft" d. h. eben die Formulierung von Sätzen nach denen die Schrift verstanden werden sollte, praktisch über der Schrift selbst?

Wer die „reine Lehre" immer noch höher als das wahre Leben in Christo stellt, der sollte, selbst wenn er solche „Unierte" persönlich kennen würde die ihr Wissen von der Schrift höher stellen als die Schrift selber, stillschweigen, denn er thut dasselbe nur in andern Formen. Es wird aber wohl wenige Unierte geben, die so verblendet sind, daß sie meinen, ihre eigenen Ansichten seien der Maßstab nach dem sich die heilige Schrift zu richten habe, wenigstens könnten solche keine aufrichtigen Glieder unserer Evangelischen Synode sein.

Es sind schon seit den Tagen des Jeremias viele Ansichten und Auslegungen der Schrift, welche mit großer Dreistigkeit als die allein richtigen ausgegeben worden sind (Jerem. 8, 8), im Laufe der Zeit wieder untergegangen. Die Schrift ist aber geblieben. Und so wird's auch noch fernerhin sein. Das wissen wir besser, als der ungenannte Artikelschreiber es zu wissen scheint, denn wir sagen: das Wort unseres Gottes bleibet in Ewigkeit, und gestehen recht gerne mit dem Apostel zu, daß unser Wissen Stückwerk ist; während er wohl zu seinem Wahlspruch hat: Gottes Wort und Luthers Lehr vergeht nun und nimmermehr. Beides natürlich so wie er es auffaßt und auslegt, denn andere haben denselben Wahlspruch und legen Gottes Wort und Luthers Lehr anders aus. Wir wollen natürlich nicht entscheiden, welche Lutheraner die wahren sind, sintemal es für das Wohl der Kirche und das Heil der Seele nicht darauf ankommt, daß man ein rein lehrender Lutheraner oder ein richtig lehrender Unierter, sondern ein im wahren Glauben lebender Christ ist.

Wie dankbar die römische Kirche ist d. h. wie jedes Entgegenkommen sie nur noch anspruchsvoller und jede Gewährung ihrer Forderungen sie nur begehrlicher macht, davon liefert die Geschichte der katholischen Kirche im Königreich Württemberg ein schlagendes Beispiel. Württemberg bekam 1802, 1806 und 1810 katholische Landesteile in denen von katholischen Landesherren die katholische Kirche vollständig vernachlässigt worden war. Schon die Visitationsakten des Bistums Konstanz klagen darüber, wie katholische Kirchen von katholischen Herren vernachlässigt, ja ausgeraubt würden, während doch der Rat der evangelischen Städte Leutkirch und Lindau auf Ersuchen der katholischen Pfarrer dieser Städte für ihre Kirchen sorge wie es nur irgend gewünscht werden könnte. Gerade so ist es mit der katholischen Kirche Württembergs ergangen; sie ist

vorzugsweise von den Evangelischen versorgt worden und wird noch von ihnen versorgt. In jenen katholischen Landesteilen war, als sie an Württemberg kamen, keine vollständige katholische, theologische Lehranstalt; die beiden katholischen Gymnasien befanden sich in dürftigen Zuständen. Mittel für Unterhaltung und Ausbildung junger Leute, die sich dem Priesterstand widmen wollten, waren nicht vorhanden. Viele Pfarrstellen hatten ein Einkommen von 300—400 Gulden ($120—$160). Überall nichts als Mängel und Notstände, für die aber weder Rom noch die katholische Bevölkerung, sondern der Staat aufkam, und zwar zum größten Teil aus Steuern, die von den Protestanten getragen wurden. Für die Bedürfnisse des neuerrichteten Bistums Rottenburg; für die Bildung einer theologischen Fakultät, für die Errichtung eines Konviktes in Tübingen, für ein Priesterseminar, kurz für alle kirchlichen Bedürfnisse kam der Staat auf. Aber damit war man ultramontanerseits nicht zufrieden. Man forderte immer mehr, und keiner der Bischöfe war den Ultramontanen streitbar genug, obwohl unter jedem der drei Bischöfen, welche Rottenburg hatte, die katholische Kirche bedeutende Fortschritte aufzuweisen hat. Die Bischöfe Keller und Lipp starben in Verbitterung über die Intriguen und Angriffe, die sie nicht von seiten des Protestantismus, sondern von ihren kampfgierigen ultramontanen Untergebenen zu erleiden hatten. Auch der gegenwärtige Inhaber des Rottenburger Bischofsstuhles, Hefele, dessen unrühmliche Unterwerfung unter das Unfehlbarkeitsdogma noch wohl bekannt ist, ist dennoch den Ultramontanen eine nicht genehme Persönlichkeit, es steht ihm daher auch bereits ein ultramontaner Koadjutor zur Seite, von dem man sicher noch mehr für die römische Kirche in Württemberg erwartet, obwohl in vieler Beziehung die römische Kirche schon stark bevorzugt ist. Auf einen katholischen Priester kommen 572, auf einen evangelischen Pfarrer 1280 Seelen; auf 750 Katholiken kommt je eine Ordensfrau. Die Zahl derselben ist in den letzten 25 Jahren von 252 auf 803 gestiegen. Auch gegenwärtig wendet der Staat für Ausbildung der Katholiken verhältnismäßig viel mehr auf als für die Protestanten, indem die Bildungskosten auf je einen katholischen Bewohner Württembergs $2\,^{7}/_{10}$ Mark ausmachen, auf jeden Protestanten dagegen $1\,^{6}/_{10}$ Mark. Und dabei sind die Ultramontanen noch immer sehr unzufrieden. Da sieht man, was sie unter Parität verstehen.

Ueber den Inhalt der Verhandlungen im deutschen Reichstag betreffs Rückkehr der Jesuiten sind bis jetzt noch keine Nachrichten angelangt. Wenn dieselbe den Jesuiten versagt bleiben wird, so wird das nur seinen Grund in dem Auftreten des deutschen Volkes und allenfalls des Bundesrates haben. Denn es scheint, daß die Zugeständnisse, welche zu Bismarcks Zeiten Rom gemacht worden sind, noch überboten werden sollen. Wenigstens wird gemeldet, daß die preußische Regierung eine Vorlage betreffs der Sperrgelder einbringen wolle, welche eine Auszahlung des Kapitals — nicht blos der Zinsen, wie der erste Vorschlag — verfügt. Das wäre eine Unterwerfung unter Roms Forderungen, wie sie nicht vollständiger gedacht werden kann. Jedenfalls sind Rom wieder neue Zugeständnisse gemacht oder in Aussicht gestellt worden, denn Leo XIII. schreibt keine wohlfeilen Freundschaftsbriefe an den deutschen Kaiser. Wenn nur die Sache einigermaßen auf Gegenseitigkeit beruhte; aber es ist immer noch so, daß man für bloße Höflichkeit vom Papste nichts erhält der Papst dagegen für seine Höflichkeit sehr viel nimmt.

In dem Streite der Evangelischen Gemeinschaft haben gegenwärtig die Anti-Escheriten einen Sieg zu verzeichnen indem Richter Pleasants in Rock Island die Absetzung von Bischof Escher als gesetzlich erklärte und ihm das Recht der Besetzung der Gemeinde in Geneseo, Ills., absprach, das vielmehr der Konferenz, die ohne Eschers Vorsitz in der Sheffield Ave., Chicago, gehalten wurde, zustehe.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

19. Jahrg. März 1891. Nro. 3.

Geistesstörung und Besessenheit.

Von P. J. G. Enßlin.

Auf Grund unseres Bekenntnisses, nach welchem wir die heilige Schrift als die einzige Richtschnur unseres Glaubens und unserer Lehre erkennen, möge es versucht werden, in unserer theologischen Zeitschrift obiges Thema zu behandeln; denn es dürfte schwer sein, diesen Gegenstand zur Zufriedenheit derer darzustellen, welche die göttliche Autorität der heiligen Schrift nicht gelten lassen. Wird doch dieser Gegenstand nur im Lichte der Bibelwahrheit recht erkannt; denn was im allgemeinen von der Lehre über das Gute und Böse behauptet werden kann, das gilt insbesondere von der Lehre der heil. Schrift, nämlich: „Je reiner, tiefer und wahrer eine Lehre das Göttliche als das Gute erfaßt, desto gründlicher und richtiger wird in ihr auch das Böse erkannt und dargestellt." Ohne allen Zweifel ist die hl. Schrift die Quelle, aus welcher ein wahres und lauteres Erkennen Gottes geschöpft werden kann und welche das Wesen Gottes in einzig reiner, tiefer und wahrer Weise darstellt; darum muß sie auch das Böse, respektive das Reich der Finsternis in einzig wahrer, gründlicher und giltiger Weise darstellen können. Wir gehen deshalb an der Hand der hl. Schrift zur Sache über.

In den ersten Evangelien finden wir zahlreiche Berichte von Wunderheilungen, welche Jesus an sogenannten Dämonischen verrichtete, also an Menschen, die, wie es ausgedrückt ist, böse Geister hatten, oder von ihnen beeinflußt wurden. Daß diese Unglücklichen, die von Jesus geheilt und befreit wurden, einfach leiblich Kranke, oder melancholische Leute gewesen seien, die sich bloß einbildeten, daß etwas Fremdes in ihr Wesen eingedrungen sei, oder böse Geister in ihnen wirkten, das widerspricht schon der biblischen Darstellung, welche sogar die näheren Umstände bei Dämonischen beschreibt und unleugbar konstatiert, daß wirklich böse und fremde Geister in ihnen waren und daß Jesus mit Macht denselben gebot, von den betreffenden Personen auszufahren. Mark. 1, 23—27. Es widerspricht aber auch der Wahrheit, wie sie die heil. Schrift vom Reiche der Finsternis lehrt und welche von Christo selbst aus den Wundern der Austreibung der Dämonen gefolgert und aufgestellt wurde. Wenn Jesus Luk. 13, 23 dem Herodes sagen läßt: „Siehe ich treibe Dämonen aus, und vollbringe Krankenheilungen," so versteht er unter Dämonen keine leiblichen Krankheiten, wie schon von einzelnen behauptet wurde, sondern

geistige Wesen, oder Dämonen, d. h.: Kundige oder Wissende, bei denen sich das Wissen als zu ihrem Wesen gehörig offenbart. Ferner, wenn Jesus im Kreise seiner Jünger von Dämonen redet und sie belehrt, wie es zuweilen eines besonderen bedarf, um dieselben austreiben zu können, so huldigt er damit nicht einer irrigen Volksanschauung, um durch solche Ausdrucksweise den Jüngern und dem Volke verständlicher zu sein, sondern spricht und lehrt als ein göttlicher Lehrer, in dessen Munde kein Betrug erfunden wurde, der darum auch in dieses Gebiet hätte Licht bringen können und müssen. Es ist undenkbar, daß Jesus in einer so wichtigen, mit der Religion und überhaupt mit seinem Wirken und Auftreten so eng zusammenhängenden Sache, hätte das Volk und insbesondere seine Jünger im Unklaren lassen können. Mochten auch die jüdischen Volksansichten mancherlei finstern Wahn und schädlichen Aberglauben enthalten haben, schlechthin falsch und der wahren Religion widersprechend, konnte er den Glauben an dämonische Einwirkungen und Besitzergreifungen nicht gefunden haben, sonst hätte er einen solchen Irrtum beseitigen und aufs bestimmteste erklären müssen, daß er mit dem Glauben an ihn, als den Sohn Gottes, ganz und gar unverträglich sei. Es galt aber für ihn mehr nur das Wahre vom Irrigen zu scheiden und zu zeigen, daß er nicht, wie die Goeten, durch Zauberei, sondern durch Gottes Finger die Dämonen austreibe und die Werke des Teufels zerstöre, so daß daran erkannt werden sollte, daß in ihm die messianische Verheißung in Erfüllung gegangen und das Reich Gottes gekommen sei. Matth. 12, 28. 29. Aus den Worten und Thaten des Herrn geht also überzeugend genug hervor, daß er an wirkliche Dämonenbesitzungen geglaubt und sie als solche in Wirklichkeit auch geheilt hat. Durch seine, wie überhaupt durch die biblische Darstellung des Reiches der Finsternis, wird uns über manches Dunkle und Rätselhafte, in welchem sich die bloße menschliche Vernunft nicht zurechtfinden könnte, Aufschluß erteilt, so daß in diesem Gebiete Verirrungen nach rechts oder nach links vermieden werden können.

Schon eine gesunde Philosophie muß darauf führen, daß gewisse Arten von Krankheiten, namentlich solche, da dem seelisch Leidenden etwas Fremdes in sein Wesen eingedrungen zu sein scheint, das mit unwiderstehlicher Gewalt wirkt, mit dem Reiche der Finsternis im Zusammenhang stehen können. Giebt es doch auch Einwirkungen auf den Menschen von seiten der Lichtwelt, wodurch ein höheres Geistesleben in ihm geweckt wird, indem Gott als Geist Gedanken, Gefühle und Willensbewegungen hervorruft, welche zwar gemäß den Gesetzen der Seele, aber nicht aus ihr selbst entstanden sind, die bis zum Innewohnen des hl. Geistes sich steigern können. Warum sollte es nicht auch von seiten des Reiches der Finsternis ein Einwirken geben, das unter ähnlichen Gesetzen im Menschen eine Herrschaft und so es gelingen möchte, eine völlige Besitznahme von demselben erlangen wollte, zumal es nach Ephes. 6, 12 dem Menschen so nahe steht. Mag schon durch magnetischen Rapport eine Menschenseele durch eine andere in Besitz genommen werden, wie viel mehr mag ein bloßer Geist, das ihm zuströmende menschliche Ich überwältigen können, voraus-

gesetzt, daß es Gott zuläßt. Mehr, als man gewöhnlich glaubt, kommen Einwirkungen von seiten des Reiches der Finsternis vor, denn sie fallen nicht jedem in die Augen, dieweil es der Wahrheitsliebe, des Glaubens und der Erfahrung bedarf, um sie sehen zu wollen und zu können. Zwar kamen bis heute Besessenheiten und Einwirkungen böser Geister vor, bei denen das Leugnen des Teufels und seiner Realität zur Unmöglichkeit wird, wie auch Vilmar an V. A. Huber schreibt: „Die ganze Welt stünde anders, wenn sie nur von ferne begriffe, daß der Teufel wirklich und als Person existiert. Das ist gerade nicht nötig, daß sie, wie ich, eine Besessenheit in scheußlichster Form müßte gesehen haben, wobei freilich das Leugnen des Teufels in seiner Realität zur Unmöglichkeit wird, wenn man nicht geradezu wahnsinnig sein oder werden will." Allein wegen der materiellen Seite, die bei Geistiggestörten dem Unerfahrenen gemeiniglich zuerst ins Auge fällt und die sich meist nur als leibliche Krankheit darstellt, bleiben die Einwirkungen der Dämonen viel verborgen und verdeckt. Obgleich ein dunkler Rest, der mit der Krankheitserscheinung im Zusammenhang steht, auf die Wirkung jener feindseligen Macht, die stets das Böse will, hindeuten könnte, dieweil es nicht anders begriffen werden kann, so bleibt die Welt doch gern in der Finsternis und zieht, um dem Lichte auszuweichen, den umgekehrten Schluß, nämlich: daß Geisteskrankheiten Folge leiblicher Krankheiten seien. Darum, weil es in manchen Fällen nachweisbar so ist, so hält sie aber auch in andern solche Behauptung als unerschütterliches Axiom fest. Allein in allen Fällen kann diese Schlußfolgerung nicht festgehalten werden; denn die Erfahrung, welche auch durch Luk. 13, 11 und 1. Kor. 5, 5 unterstützt wird, weist nach, daß leibliche Krankheiten auch Folgen von dämonischen Einflüssen sein können. Ein Einwirken dieser feindlichen Macht wird aber erklärlich, wenn in Betracht gezogen wird, was eigentlich die hl. Schrift in dieser Beziehung über das Reich der Finsternis und sein Verhältnis zum Menschen lehrt. Es möge daher im Folgenden das Notwendigste hierüber angeführt werden.

Mit großartigem Blick umfaßt die hl. Schrift das Gute wie das Böse im Weltall und erkennt im Gegensatz zum Guten, als das Reich des Lichtes und Gottes, auch ein Reich des Bösen, oder der Finsternis an. Sie läßt aber, im Unterschied von der dualistischen Anschauung, den Ursprung des Bösen aus dem Willen der Kreatur hervorgehen und spricht deutlich von dem Fall der Engel, die gesündigt haben. 2. Petr. 2, 4 und 5. Den Urheber des Bösen, oder den Mörder und Lügner von Anfang, bezeichnet sie als Teufel oder Satan, in welchem sich die Macht seiner mit ihm gefallenen Engel konzentriert, daher das Böse nach seiner Individualisierung, d a s R e i c h d e s S a t a n s genannt wird. Daß zu diesem Reiche auch die bösen Geister verstorbener Menschen gehören, unterliegt keinem Zweifel; denn sie stehen schon in der sichtbaren Welt mit dem Satan in Verbindung und werden von ihm beherrscht, daß sie seinen, als ihres Vaters Willen thun. Joh. 8, 44. Vielmehr aber sind sie mit ihm in der unsichtbaren Welt verbunden, wo sie dem andern Tode preisgegeben sind, Offenbarung 2, 11, und schließlich mit ihm dasselbe Loos

zu teilen haben. Sie mögen darum nach Ephes. 6, 12. als unreine Geister mit ihm und seinen Engeln gemeinschaftlich wirken und seine Werke offenbaren helfen. Nicht ohne gegründete Ursache erklärt wohl der jüdische Geschichtsschreiber Josephus die Dämonen für Seelen verstorbener böser Menschen und nicht ohne psychologische Gründe findet Justinus der M. durch ihre Einwirkung und Bewohnung die Beschaffenheit der Dämonischen erklärlich. Überdies aber liefern die Beobachtungen nüchterner und erfahrener Männer den Beweis, daß bei Besessenen vielfach unsaubere Geister verstorbener Menschen die Werke des Teufels offenbaren. Mag die Realität dieser Beobachtung auch nicht ausdrücklich durch Stellen der hl. Schrift begründet werden, so widerspricht sie wenigstens nicht der hl. Schrift, vielmehr läßt der Zustand, der vom Leib getrennten Seelen verstorbener Menschen nach Matth. 12, 43—45 schließen, daß sie in dem Leibe noch lebender Menschen Ruhe suchen, die sie in ihren wüsten Stätten nicht finden können.

Die biblische Lehre von der Existenz des Satans, seiner Engel und bösen Geister wurde wohl schon aufs eifrigste bekämpft, vielleicht aus wohlmeinenden Gründen, dieweil sehr viel Mißbrauch damit getrieben wurde. Aber die Leugnung besagter Existenz hat trotz ihrer schmeichelnden Theorie eine einseitige, die Wahrheit von sich fernhaltende Grundlage. Die biblische Theorie aber stimmt auch mit der Erfahrung und weist die Realität des Reiches des Satans an seinen Werken nach. Was hilfts, wenn man dasselbe leugnet, es bleibt aber doch eine Welt voll böser Menschen, die unter dem Einfluß des Satans stehen, wie Goethe treffend bemerkt: „Den Bösen sind sie los; die Bösen sind geblieben." Das Reich der Finsternis steht den Menschen näher, als viele glauben. Wenn 2 Petr. 2, 4. berichtet daß die Engel, die gesündigt haben, mit Ketten der Finsternis gebunden und zur Hölle verstoßen sind, so beweist das nicht, daß sie außer unserem Bereiche sind und daß für sie ein Einfluß auf die Menschen unmöglich ist. Es geht vielmehr aus Ephes. 6, 12. klar und deutlich hervor, daß sie, obwohl unsichtbar, dem Menschen doch nahe sind; denn sie stehen im Kampf gegen solche, welche durch Christum ins Reich des Lichts gelangt sind. So heißt es auch, daß der Teufel umhergeht, wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge. 1. Petr. 5, 8. Die bösen Geister sind also wohl in der Hölle, das heißt Hades, oder Unterwelt, die aber unter dem Himmel, respektive auf und unter der Erde ist, wo ihnen der Weg zu den noch lebenden Brüdern des reichen Mannes, oder überhaupt zu den Menschen unter göttlicher Zulassung offen steht. Nach der Schriftlehre steht also dem Reiche der Finsternis der Zugang zu der unter dem Fluch und Zorn Gottes stehenden Menschheit offen, denn er treibt sein Werk hauptsächlich in den Kindern des Unglaubens, Ephes. 2, 2, und wirkt durch seinen bösen Samen, Matth. 13, 38. Nur frägt es sich diesbezüglich, unter welchen Umständen das Reich der Finsternis seinen Einfluß und Herrschaft geltend machen kann.

Das allgemeinste und gefährlichste Wirken des Satans besteht, wie oben angedeutet, darin, daß er die Sinne der Ungläubigen verblendet, daß sie des-

halb das helle Licht des Evangeliums von der Herrlichkeit Christi nicht sehen, 2. Cor. 4, 4; daß er sie fortreißt von Sünde zu Sünde, in Trug, Ungunst und Mordgeist, Joh. 8, 4. Ephes. 2, 2. wie ein unvernünftig Tier in einer Fessel oder an einem Strick fortgezogen wird. Solches geschieht nicht allein durch seinen unmittelbaren geistigen Einfluß auf die Ungläubigen, sondern auch durch den mittelbaren Einfluß der Kinder der Bosheit, die als Unkraut den guten Weizen zu ersticken suchen. Matth. 13, 25. Geht man aber hievon aus und zieht in Betracht, wie das im Menschen wohnende Böse mit dem des Reiches der Finsternis harmoniert und zusammenströmt, so wird es leicht erklärlich, daß von seiten der bösen Geister nicht nur ein Einfluß auf den Menschen, sondern eine innere geistige Verbindung mit ihm, ja sogar unter Umständen eine Besitznahme von demselben möglich ist, so wie es bei Judas Ischariot zu Tage trat; denn wie der Blitz einschlägt in den Leiter, der in seinen Wirkungskreis getreten ist, so schlagen jene finstern Mächte in das ihnen zustrebende und geöffnete Wesen des Menschen ein und durchdringen es. Überdies aber sucht und findet der Verkläger der Brüder und Gewalthaber des Todes um der Sünde und Sündhaftigkeit des Menschen willen, Gelegenheit und Recht, einen quälenden und beeinträchtigenden Einfluß auf ihn geltend zu machen. In diesen Verhältnissen liegen im allgemeinen die Grundursachen, wodurch Gebundenheiten und Besessenheiten bald von der Seele nach ihrem verschiedenen Vermögen, bald von dem Geist, bald von dem Leib, oder auch von dem ganzen Menschen, entstehen mögen, die eine oft weitgehende und mannigfaltige Gewalt des Fürsten der Finsternis darstellen. Von der mehr latenten Gebundenheit, die der Evangelist als einen Geist der Krankheit bezeichnet, bis zu einer Besessenheit, wie sie sich im Mondsüchtigen und Gergesener darstellt, sind gewiß verschiedene Grade und Formen zu beobachten, so daß es oft schwer zu bestimmen ist, wie weit die Macht der Finsternis bei dem einen oder andern im Spiele ist, zumal sich auch der Charakter der Geisteskrankheit nach der subjektiven Vorstellungswelt des Kranken formieren mag und zuweilen das Bewußtsein des Individuums weniger beeinträchtigt zu sein scheint. Thatsachen lassen es nicht zweifelhaft, daß die Form, in welcher oft eine Geisteskrankheit auftritt, aus der subjektiven Vorstellungswelt entnommen ist; denn letztere ist es ja auch vielfach, wodurch der Satan einen Anknüpfungspunkt, Recht und Macht findet, auf den Menschen einwirken zu können. Aber seine Art ist, die Phantasie zu steigern, die Wahrheit zu entstellen und einen Kontrast hervorzubringen, wie es sich hauptsächlich in den fixen Ideen, verbrecherischen Monomanieen und dergleichen kund thut. Trotz aller modernen Zurechtlegung derartiger Zustände, finden sie schließlich doch nur darin Erklärung, daß sie der Wirkung böser Geister zugeschrieben werden müssen; denn wenn dieser angebliche Vorstellungskomplex selbständig in die Sprachorgane wirkt, ohne daß er vor dem Aussprechen dem Individuum selbst bewußt, oder von dem Ich appercipiert wird, wenn er also aus einer Gegend der Seele kommt, welche für das Ich nicht beleuchtet ist, so erscheint er aber doch als ein, der Individualität fremder, einen Zwang auf sie ausübender, Eindring-

ling, nämlich als Dämon, der sich vielfach durch Haß gegen Gott und alle religiösen Dinge, durch Blasphemieen, Wüten, Toben und dergl. kund thut, zu welchen Dingen die betreffende Person in lichten Augenblicken, oder im bewußten Zustande nimmer fähig wäre. Nicht selten verursacht diese satanische Macht und Einfluß Konvulsionen der Muskeln, Krämpfe des Kehlkopfes, wodurch die Stimme auffallend verändert wird, Gefühllosigkeit einzelner Hauptpartien und Hallucinationen des Gesichts und Gehörs. Der Leib scheint in der That völlig in der Gewalt des Dämon zu sein, daß er mit ihm, wie mit seinem Eigentum umgeht. Er redet auch aus dem Munde des Kranken mit fremder Stimme, sieht aus dem abscheulich verzerrten Gesicht mit höhnischen, wahrhaft teuflischen Blicken, verdreht die Glieder, schlägt den Leib an die Wand, stürzt ihn nieder, oder rollt ihn am Boden wie einen fremden Körper. Letztbeschriebene Zustände, wie sie noch heute bei einzelnen Geistesgestörten oder Besessenen vorkommen, sind unverkennbar analog mit den Zuständen des Mondsüchtigen und Gergeseners und zeugen nur zu deutlich, wie viel Recht und Macht das Reich der Finsternis über den Menschen gewinnen kann.

Wir dürfen zwar wegen der Gräßlichkeit solcher Zustände nicht denken, daß sie nur da vorkommen können, wo die Sünde mächtig geworden ist und der Geist Gottes nichts mehr ausrichten kann, oder daß die finstern Mächte nur da einschlagen können, wo der Geist Gottes keinen Raum mehr findet; denn es mag im Gegenteil der Beweis geliefert werden, daß es der Satan mit seiner quälenden Einwirkung mehr auf gutgesinnte und in der Gnade Gottes stehende Menschen abgesehen hat, wie wir's an Hiobs Heimsuchung, an Pauli Pfahl im Fleisch und dergleichen Fällen lernen können; denn er ist mit ihm selbst nicht uneins. Wohl könnte wie bei Nebukadnezar und bei Saul von manchen Dämonischen mit Sicherheit gesagt werden, durch welche Sünde sie hauptsächlich unter die Gewalt des Teufels kamen; allein es ist von keinem der Dämonischen, welche durch Christum Befreiung erlangten, ein solcher Nachweis geliefert, sondern es ist nur auf ein Verhältnis hingedeutet, nach welchem Gott Gnade erzeigen und sich erbarmen mußte. Mark. 5, 9. Solches Schweigen in den Evangelien hat gewiß seinen Grund darin, daß an und für sich keine besondere Sünde vorwalten muß, sondern vielmehr die allgemeine Verderbtheit und Sündhaftigkeit der Natur des Menschen genügt, um dem Reiche der Finsternis, oder den Peinigern überwiesen werden zu können. Wir sehen das an dem Mondsüchtigen, der schon von Kindheit an, da er weder Gutes noch Böses gethan haben konnte, von den Dämonen geplagt ward. Mark. 9, 21. Für viele derartige Heimsuchungen können wir nur einen erzieherischen, oder Werke Gottes offenbarenden Grund finden. Es verhält sich offenbar mit den peinigenden und beeinträchtigenden Einflüssen des Reiches der Finsternis, wie mit anderen Krankheiten und leiblichen Übeln, die von Gottes Seite über die einzelnen Menschen verhängt werden. Sie sind wohl in einzelnen Fällen als besondere Strafgerichte und Heimsuchungen Gottes zu betrachten, aber im allgemeinen müssen sie doch wie andere leibliche Übel

als Erziehungsmittel aus der Hand des Herrn genommen werden. Dieses letztangedeutete Verhältnis der satanischen Wirkung zu dem Haushalt und Wirken Gottes, möchte darum auch andeuten, wie überhaupt die Machtentfaltung des Satans aufzufassen ist.

Durch die Namen, welche dem Satan in der heiligen Schrift beigelegt werden, die auch manchen Gelehrten für ein bloßes Geschöpf allzustark erscheinen, darf man sich nicht verleiten lassen, ihn etwa bloß als ein Prinzip, oder als ein unerschaffenes, allmächtiges und allgegenwärtiges Wesen zu fassen; denn diese Namen dürfen nicht nach Willkür gedeutet werden, sondern nur in der Fassung, wie sie durch die biblische Darstellung des Reiches der Finsternis bestimmt wird. Nach dieser ist der Satan wohl ein Gott und Fürst, aber nur in seinem Gebiet, nämlich in der Finsternis. Es herrscht unter seinen Engeln und unter solchen Menschen, die sich ihm freiwillig unterworfen haben, die seinen, als ihres Vaters Willen thun, also auch in der Finsternis dieser Welt, oder in seinem Gebiete leben. Von diesem Gebiete aus und durch ihn zu Gebote stehende Mittel sucht er allerdings seine Macht zu entfalten und sein Reich zu befestigen, indem er mit seinen Hauptwaffen, nämlich Lüge und Betrug, als Verführer zur Sünde, zum Abfall von Gott verleitet und die Menschen unter seine Botmäßigkeit zu bringen sucht. Wo er dabei seine Kunst und sein Wissen in der Handhabung der Dinge dieser Welt und der Gesetze und Kräfte der Natur in Anwendung bringen darf, da kann er auch Wunder thun und unter dem Schein eines göttlichen Wesens auftreten, so daß, wenn es möglich wäre, auch die Auserwählten verführt würden. Matth. 24, 24. Das alles aber nur in seinem Gebiet, oder soweit es Gott zuläßt; denn er kann, bildlich zu sprechen, keine Hand und keinen Fuß rühren, wo es ihm von Gott, dem Herrscher über alles, nicht gestattet wird. Er ist jenen Löwen in Bunyans Pilgerreise zu vergleichen, die furchterregend und gierig am Wege des Pilgrims kauern, aber näher betrachtet mit unzerreißbaren Ketten angebunden sind. Es dürften also die Machtentfaltungen des Satans nicht als freie Eingriffe und willkürliche Handlungen gefaßt werden, er ist weder allmächtig, noch allgegenwärtig, sondern ist in seinem Thun und Wirken beschränkt und auf die Zulassung oder Weisung Gottes angewiesen; daher er auch suchen und versuchen muß, wo er eine geöffnete Thür finden kann. Matth. 12, 44. Es dürfen darum auch Geistesstörungen und Besessenheiten, oder Machtentfaltungen dieser Art, nicht so aufgefaßt werden, als kämen sie direkt vom Satan, sondern müssen in erster Linie als vom Herrn kommend genommen werden. Zwar kommt hier in Betracht, daß Gott ein Gott der Ordnung ist und daß in seinem Reiche und Herrschaft bestimmte Gesetze existieren, nach welchen der Zuwiderhandelnde unter die Gewalt des Satans kommen und den Peinigern übergeben werden kann, wovon ihn nur die Gnade Gottes befreien mag, ja auch diese in manchen Fällen nicht befriedigend eingreifen darf, dieweil sie ihrem Zweck entsprechend, nur nach göttlicher Ordnung, zur Ehre Gottes und zum wirklichen Wohl des Menschen verwendet werden darf. Im Gegensatz zu dieser Befugnis, welche durch die göttliche Ordnung dem

Satan eingeräumt werden mag, ist sie gewiß auch eine scharfe Grenze, welche der Satan nicht überschreiten darf, und durch welche der Mensch vor unzeitigen, verderblichen und über sein Vermögen gehenden Eingriffen geschützt ist. Der Satan darf zuweilen wohl sichten, aber nicht verderben, so daß sich das immer als Wahrheit erweist, was in dem Katechismuswort gesagt ist: „Gott handelt mit einem jeglichen, wie er es bedarf." Wie weit nun besagte Befugnis sich erstrecken mag, muß wohl als ein göttliches Geheimnis angesehen werden, dieweil auch Naturgesetze existieren, die sich an den Zuwiderhandelnden rächen. Aber es finden sich doch Beispiele in der heil. Schrift, wo der Satan auch mit den leiblichen Krankheiten der Menschen zu thun hatte; so bei Hiobs Krankheit, Hiob 2, 7., bei des Weibes Geist der Krankheit in Luk. 3, 16, bei Pauli Pfahl im Fleisch, 2. Cor. 12, 7., und bei dem Verderben des Fleisches an dem korinthischen Blutschänder, 1. Cor. 5, 5., woraus zu folgern ist, daß sowohl Geistgestörtheiten und Besessenheiten, als auch leibliche Krankheiten durch satanische Wirkungen hervorgebracht werden und darum auch miteinander in Verbindung stehen können. Eben diese Verbindung der leiblichen Krankheit mit der Geisteskrankheit hat der Wissenschaft viel zu denken gegeben; sie suchte auch das Problem dieses Verhältnisses zu lösen, ging aber meistens einseitig zu Werke und hat darum weniger Licht in die Sache gebracht, als in der hl. Schrift gegeben ist. Es möchte darum hier über das Verhältnis der Geistesstörungen und Besessenheiten zu den leiblichen Krankheiten als zur Sache gehörig in Kürze gesprochen werden.

(Schluß folgt.)

Ursprung und älteste Geschichte des Christusbildes.

Von Privatdocent Lic. Victor Schultze in Leipzig.

(Aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft.)

(Schluß.)

Aus Petrus und Paulus, welche die ältere Kunst nur als ideale Jünglingsgestalten kennt, freilich seltsam genug, werden Alte mit bärtig gutmütigem Gesichtsausdruck, wie etwa die loyalen Staatsbürger jener Zeit ausgesehen haben mögen, wenn sie zu Amt und Würden und in die Jahre gekommen waren. Auch die anderen Apostel, nicht minder Moses und Joseph, machen diese Metamorphose durch: sie sind über Nacht bärtig und alt geworden. Vielleicht hängt dies auch damit zusammen, daß im 4. Jahrhundert die vorübergehend unterbrochene Sitte des Barttragens wieder allgemein wurde. Besonders in gewissen kirchlichen Kreisen, in denen man auf ein gesetzliches, asketisches Leben Wert legte, scheint das der Fall gewesen zu sein. Nachdem schon am Anfange des 3. Jahrhunderts zwei angesehene Kirchenlehrer, Tertullian und Clemens von Alexandrien, sich dahin ausgesprochen, daß es unrecht sei, das Schermesser zu gebrauchen, erklärte eine kirchliche Bestimmung des 4. Jahrhunderts geradezu: „Es ist nicht erlaubt den Bart zu scheren und so die Gestalt des Menschen gegen die Natur zu verändern."

Solche Gedanken und Tendenzen mögen auch mitgewirkt haben, freilich nicht, das neue Christusbild zu schaffen, aber doch, es beliebt zu machen.

Dieses Christusbild also ist mit den übrigen Darstellungen der christlichen Kunst, mit denen und unter denen es auftritt, ein natürliches Symptom des Unvermögens, der Ungeschicktheit und Armut der Kunst jener Zeit. So lange man vermochte, hielt man an dem älteren Typus fest; er hatte doch den Nimbus ehrwürdigen Alters; aber enger und enger grenzt ihn der später gekommene ein, um schließlich das ganze Haus in Besitz zu nehmen.

Wie stark übrigens der Zug zu diesem Typus war, geht daraus hervor, daß sich derselbe in Widerspruch mit der offiziellen kirchlichen Meinung hinsichtlich der äußeren Erscheinung Jesu durchgesetzt hat. In den ersten drei Jahrhunderten freilich galt es in theologischen Kreisen als ausgemacht, daß Christus seiner irdischen Erscheinung nach klein, unansehnlich und häßlich gewesen sei. Darum konnte der Heide Celsus die spöttische Bemerkung machen: „Da der göttliche Geist (nach Meinung der Christen) in Jesu gewohnt hat, so hätte er an Gestalt und Gesichtsbildung alle anderen Menschen übertreffen müssen. Sie selbst gestehen aber, daß sein Körper klein, mißgestaltet und unansehnlich gewesen sei." Man war dabei nicht durch irgendwelche zuverlässige historische Erinnerung geleitet, sondern durch die Beschreibung, welche der Prophet Jesaias von dem leidenden Messias giebt: „Er hatte keine Gestalt noch Schöne; wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte. . . Er war so verachtet, das man das Angesicht vor ihm verbarg."

Diese Vorstellung schlug im 4. Jahrhundert in das gerade Gegenteil um. Jetzt wird Christus geschildert mit den Worten des 45. Psalms: „Du bist der Schönste unter den Menschenkindern, holdselig sind deine Lippen", und die Farbenpracht des Hohenliedes wird in sein Bild eingetragen. „Nicht allein, wenn er Wunder that," sagt in diesem Sinne Chrysostomus, „war er bewundernswürdig; überhaupt, wenn man ihn ansah, erschien er voll großer Holdseligkeit. Dieses andeutend, sang der Prophet: Du bist der Schönste unter den Menschenkindern. Wenn aber Jesaias sagt: er hatte keine Gestalt noch Schöne, so meint er die Zeit seines Leidens, die Mißhandlung, die er, am Kreuze hängend, ertrug." Trotzdem aber eignet sich die Kunst, mit völliger Ignorierung der Thatsache, die sich vor ihren Augen vollzogen hat, den realistischen unschönen Typus an und hält diesen nicht nur fest, sondern giebt ihm auch den Vorzug vor dem älteren Typus.

* * *

Verfolgen wir nun die Entwickelungsgeschichte des bärtigen Typus bis zum Ende des 6. Jahrhunderts. Ungefähr ein Jahrhundert lang erhält sich dieses Christusbild in der Ausgestaltung, in welcher es uns zuerst, um die Mitte des 4. Jahrhunderts, entgegentritt. Wir beobachten hier dasselbe wie in der Geschichte des älteren Typus: das Menschliche, Natürliche wird ausgeschieden. Es brach doch bald die Überzeugung durch, daß dieses Alltagsmenschenantlitz sich für den nicht eignete, dessen ewige Wesensgleichheit

mit Gott gerade damals durch angesehene kirchliche Synoden feierlich ausgesprochen und der Christenheit durch die heftigen Kontroversen, die sich daran knüpften, zum deutlichen Bewußtsein gebracht worden war. Es mußte als ein stillschweigendes Zugeständnis an die arianischen Gegner der Gottgleichheit Christi erscheinen, ihn so in der Maske eines gewöhnlichen Menschen ferner durch die Kunst hingeben zu lassen.

So begann man denn die Fäden zu zerschneiden, welche das Christusbild an das Irdische, Menschliche knüpften. Übermenschlich, göttlich sollte es werden, sollte dem Beschauer die himmlische Majestät und Kraft dessen, den es darstellte, sofort Bewußtsein bringen. Indes dem Wollen entsprach nicht das Können, und aus diesem Zwiespalt erklärt sich der rätselhafte Christustypus, den wir im 5. und 6. Jahrhundert antreffen.

Die über alles Geschaffene hinreichende Macht Christi wollte man zum Ausdrucke bringen; man erinnerte sich des biblischen Wortes: „Der Himmel ist sein Stuhl und die Erde ist seiner Füße Schemel." Danach bestimmte sich die Darstellung. In unbegrenztem Raume wird Christus jetzt thronend abgebildet; sein Sitz ist die Erde oder ein phantastischer, schmucküberladener Thronsessel oder ein gewaltiger Regenbogen. Den Hintergrund bildet das mit Sternen besäete Firmament oder eine monoton blaue Fläche, auf welcher zerrissene blutrote Wolken schweben. So zeigt ihn uns ein Mosaik des 6. Jahrhunderts in S. Apollinare Nuovo in Ravenna. Auf einem mächtigen Throne sitzt er da, und ernst blickend stehen links und rechts zwei Engel ihm zur Seite. Aber hier ist die Gestalt wenigstens noch kräftig und lebendig entworfen und tritt mit Fleisch und Blut dem Beschauer entgegen. Anders auf einem Mosaik im Baptisterium S. Giovanni in Neapel. Eine geisterhafte Gestalt steht Christus hoch aufgereckt da, einsam, die Rechte hoch erhebend, langes, flachsartiges Haar fällt auf seine Schultern herab; tief unter ihm stehen zwei Apostel. Hier ist er völlig dem Diesseits entrissen.

Aber auch wo er in die irdischen Verhältnisse eintritt, in den Darstellungen einzelner Scenen aus seinem Leben erscheint er nicht als derselbe wie früher. Man werfe nur einen Blick auf die Bilder dieser Art in der schon genannten ravennatischen Basilika S. Apollinare Nuovo oder in der erst vor kurzem zu Rossano in Kalabrien wieder aufgefundenen illustrierten Evangelienhandschrift des 6. Jahrhunderts. Wohl sehen wir Christus da Wunder verrichtend, das heilige Mahl feiernd, den Weg nach Golgatha wandelnd; aber seine Gestalt hebt sich nicht nur durch ihre Größe, den mächtigen Nim-

*) Hauck, (a. a. O. S. flg.) hat bereits auf diese Thatsache hingewiesen. Das Verschwinden des früheren Typus und das Aufkommen eines neuen erkläre sich aus einer Einwirkung „der dogmatischen Vorstellung auf die bildliche Darstellung Christi." „Die letztere mußte sich dem alles andere verschlingenden Interesse, die gottgleiche Macht des Erlösers zur Anerkennung zu bringen, anpassen." Diese Beobachtung ist ohne Zweifel richtig, wenn auch der Einfluß des kirchlichen Dogmas auf die Kunst wohl zu hoch abgeschätzt wird; aber sie berücksichtigt doch erst eine spätere Entwickelung des bärtigen Typus; der Ursprung dieses letzteren selbst, der, wie oben gesagt, durchaus nicht den Eindruck des Mächtigen, Erhabenen, Übermenschlichen macht, bleibt dabei ganz außer Frage.

bus, die schwere Gewandung, sondern auch durch einen seltsamen Gesichtsausdruck und ein eigentümliches, rätselhaftes Benehmen in einer Weise von den Personen ab, welche die Umgebung oder Begleitung bilden, daß es wie ein Riß durch die Darstellung geht und der Beschauer zu einem einheitlichen Eindrucke nicht gelangt.

Früher, auf den Darstellungen der ersten Jahrhunderte, sah man wohl, daß um Christus Personen — in der Regel die Toten — sich sammelten, seinen Schutz suchend; dieses trauliche Verhältnis hört seit dem Anfange des 5. Jahrhunderts auf. Man wagt es jetzt nicht mehr, unmittelbar an ihn heranzutreten. Es ist wie Furcht und Zittern über die Menschen gekommen diesem neuen Christustypus gegenüber. Ein Sarkophagrelief in S. Vitale in Ravenna ist dafür besonders charakteristisch. Da steht Christus auf einem Felsen, aus welchem vier Ströme, die Paradiesesströme, hervorquellen, geradeaus blickend, die Rechte redend erhoben. In tieferem Niveau, in der Ebene gewahren wir Petrus und Paulus, voll Ehrfurcht zu dem Größeren aufschauend, weiterhin in einiger Entfernung hinter einem Palmbaume halb versteckt einen Mann und eine Frau, die ängstlich zu Christus hinblicken und bittend die Hände zu ihm aufheben; das ist das Ehepaar, welches sich den Steinsarg als gemeinsame Ruhestätte bestimmt hat. Eine heilige Scheu, das liest man auf ihren Gesichtern, hält sie ab, näher zu treten. Zwischen sie und Christus stellen sich als Mittler und Fürsprecher die beiden Hauptapostel.

Und wo, wie auf südgallischen Reliefs des 5. und 6. Jahrhunderts, Menschen unmittelbar zu ihm herantreten, verhüllen sie niederkniend ihr Antlitz, damit andeutend, daß sie nicht wert seien, seines Anblicks zu genießen, oder liegen ausgestreckt vor ihm und berühren mit der Stirn den Boden, eine Ehrenbezeugung, die man dem damaligen byzantinischen Hofceremoniell abgelernt hatte. Selbst ein so glänzender und selbstbewußter Herrscher wie Justinian I. hat es nicht verschmäht an der Front der Vorhalle der von ihm erbauten Sophienkirche sich selbst abbilden zu lassen im Staube liegend vor dem thronenden Christus. Unter solchen Verhältnissen begreift sich, daß Darstellungen der Kreuzigung Christi, welche sein Haupt voll Blut und Wunden und ihn als leidenden und sterbenden zeigten, nicht aufkommen konnten. In der That haben wir aus den ersten 6 Jahrhunderten höchstens 4—6 Kreuzigungsbilder; bis zum 5. Jahrhundert fehlen sie ganz. Dann wird zuerst der Versuch gemacht, aber in einer Weise, die höchst charakteristisch ist. Das Haupt Christi allein, von einem Nimbus umrahmt, schwebt über dem Kreuze, oder sein Brustbild. Also man wagt es nur, die Kreuzigung anzudeuten. Am Ende des genannten Jahrhunderts erst tritt uns ein vollständiges Kreuzigungsbild entgegen, eine jetzt im British Museum in London befindliche Elfenbeinschnitzerei.

Doch das Gesagte bezieht sich auf die äußere Anordnung und Ausstattung der Gestalt Christi in der Kunst. Das Wichtigere ist der Typus selbst. Der erste Eindruck, den das Antlitz hervorruft, ist der feierlichen Ernstes. Jeder Zug freundlicher Milde, sympathischer Stimmung ist ausgetrieben.

Aber es ist ein inhaltsloser, toter Ernst. Wie gläsern schauen die großen, weitgeöffneten Augen den Beschauer an. Die buschigen Augenbrauen, die im Halbkreise die Augenhöhle umziehen, das dunkle Haar, das weit über die Stirn vortritt und in dichten Strängen lang herunterfällt, sowie der schwarze gespaltene Bart geben dem Gesichte einen strengen, finsteren Zug. Dieser Christus, den wir da vor uns sehen, erweist sich nicht nur als den Allmächtigen, wie ihn die griechische Kirche heute noch mit Vorliebe nennt, sondern auch als einen solchen, der ehrerbietige Scheu, ja auch Grauen und Furcht zu erregen vermag. Es scheint sogar, daß es hier und dort dem Künstler als Hauptzweck galt, diesen letzteren Eindruck, Furcht und Grauen, hervorzurufen. Ich zähle hierher ein Brustbild auf dem Triumphbogen der Basilika S. Paolo fuori la mura, welches nach dem ursprünglichen Bau, dem 5. Jahrhundert angehört. In einem Nimbus, der die Regenbogenfarben trägt und von breiten Lichtstrahlen durchschnitten wird, sieht man da ein langgedehntes, mageres Antlitz, umrahmt von langem dichtem Haupthaar, mit düsterem Ausdruck, starren toten Augen und grämlich verzogenem Mund. Zwei Engel, die zur Seite stehen, verbeugen sich anbetend, und gebückt nahen weiter unten, Kränze in den Händen haltend, die 24 Ältesten der Apokalypse.

Durch diese Weiterbildung wird nun in der That der letzte Zusammenhang mit der ursprünglichen Form des bärtigen Typus gelöst. Das erklärt sich aber recht wohl aus den damaligen politischen und kirchlichen Verhältnissen. Das römische Weltreich, das einst seinen Arm bis zum Euphrat und Tigris gestreckt, begann in Trümmer zu sinken. Zitternd und staunend vernahmen die Völker, daß das unbesiegte Rom dem Barbarenkönig, dem Westgoten Alarich, nicht nur seine Thore geöffnet, sondern auch vor ihm gedemütigt hatte, und immer neue Scharen von Barbaren fluteten in das Reich hinein, ein Glied nach dem anderen löste sich von dem Ganzen ab. In dieser allgemeinen Not drang aus den verborgenen Winkeln, in welche sich die letzten Reste des Heidentumes vor dem siegreichen Kreuze geflüchtet hatten, das Wort hervor und ging von Mund zu Mund in der leidenden, klagenden Bevölkerung, daß die Welt dieses leide, weil sie die alte väterliche Religion verlassen und dem Christengotte sich zugewendet habe. Vieler Gemüter wurden beunruhigt, und die Kirche antwortete auf jene Rede mit der Erklärung, daß die schweren Schicksalsschläge, unter denen das Reich erbebte, die gerechten Strafen des Himmels für die mancherlei Sünden der Menschheit seien; infolge davon trat in der Predigt und in dem geschriebenen Worte der Heiland, der die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft, zurück vor dem strengen Weltenrichter, der einem jeden zumißt nach seinem Verdienste. Berücksichtigen wir dazu, daß die Kirche damals auch in ihrer Missionsarbeit durch Androhung des göttlichen Strafgerichtes die Gewissen zu erschüttern suchte, so begreifen wir, daß dieses Bild Christi, wie es in Wort und Schrift ausgeprägt und in die Gemüter eingeprägt war, auch in der Kunst Eingang fand und den älteren Typus völlig umschuf. Was das 700 Jahre jüngere, erschütternde "Dies irae, dies illa" des Thomas von Celano in seiner gewaltigen Sprache ausdrückt:

„Ach was werd ich Armer sagen?
Wer beschirmt mich vor dem Klagen?
Da Gerechte selber zagen,"

das redet in seiner Weise und will reden dieses Christusbild.

Und doch, wie stark auch diese Vorstellungen und Tendenzen waren, sie waren nicht stark genug, das Christusbild der ältesten Zeit dem volkstümlichen Bewußtsein und der Hand der Künstler vollständig zu entreißen. Auf dem Wege durch das 5. und das 6. Jahrhundert hindurch begegnet uns immer wieder der jugendliche Christus, ja, bis tief in das Mittelalter hinein können wir seine Fortdauer verfolgen; ich erinnere nur an das Evangeliarium Karls des Großen. Aber freilich, wo er auftritt, tritt er gleichsam als Kuriosum auf, als etwas Außergewöhnliches, und sein Gebiet sind fast ausschließlich die privaten Denkmäler die nicht offiziell kirchlichen. Endlich auch ist er nicht mehr derselbe geblieben: der allgemeine Zug, in welchem die Entwickelung vorwärts ging, hat ihn mit fortgerissen, die Zeit hat ihm ihren Stempel aufgeprägt. Der Unterschied liegt jetzt im Grunde nur noch darin, daß in dem bärtigen, von langem Haar umrahmten Antlitz die göttliche Majestät düsterer und strenger zum Ausdruck kommt, während sie von dem jugendlichen, offenen Antlitz freundlicher oder, genauer gesagt, weniger verfinstert ausstrahlt. Aber hier wie dort ist Christus dem Irdischen entrückt; eine weite tiefe Kluft ist zwischen ihn und die Erde gelegt.

Gleichsam typisch für die Durchbildung und Umbildung auch des jugendlichen Typus ist ein Mosaik in S. Vitale in Ravenna, einem Centralbau, welcher im J. 547 geweiht wurde. Den Hintergrund bildet eine goldene halbkreisförmige Fläche: Streifen weißroter und bläulicher Wolken sind über sie zerstreut. Im Vordergrunde gewahren wir Christus, thronend. Sein Thronsitz ist die über einer blumigen Aue schwebende Weltkugel. Jugendlich hat ihn der Künstler gebildet; sein volles braunes Haar ist halbkurz geschnitten, und ein freundlicher Zug umspielt seine Lippen. Aber die großen starren Augen, die majestätische Haltung, der ernste Blick der neben ihm stehenden Engel, welche zwei zaghaft aufschauende Heilige heranführen: alles dies verschleiert sofort wieder die Reminiscenzen an das vorkonstantinische Christusbild und erinnert den Beschauer daran, daß der Künstler nicht mehr der Jugend- und Kampfeszeit des Christentums angehört, deren entsprechender Ausdruck der jugendliche, ideale Christuskopf ist, sondern einer Zeit, wo die Kirche auf dem gesicherten Besitz, in den sie unter Konstantin d. Gr. eingetreten war, ausruhte und alt wurde. Bald verschwindet denn auch dieses Symbol der jugendlichen Kirche; das 6. Jahrhundert, welches den Abschluß der altchristlichen Zeit bildet, kennt als offiziellen und allgemeinen Typus nur den gealterten, unfreundlichen, strengen. Den giebt es an das Mittelalter ab; dort treiben ihn die Wogen von Jahrhundert zu Jahrhundert weiter, bis die Morgenröte der Renaissance aufgeht und das neue Licht auch auf das Christusbild fällt. Zwar wagt es die Kunst dieser Zeit nicht, eine mehr als tausendjährige ununterbrochene Geschichte zu ignorieren, zu

überspringen und zu der Wiege des Christusbildes zurückzukehren, aber sie hat die Härten aufgelöst, hat Leben, Licht und Wärme in das Bild gebracht, und das ist auch uns Gegenwärtigen zu gute gekommen. Und nicht nur dadurch unterscheidet sich die neuere Zeit von der mittelalterlichen: sie hat auch, freilich innerhalb gewisser Grenzen, dem schaffenden Künstler die Freiheit individueller Ausgestaltung des Christustypus gegeben, eine Freiheit, die in der faktischen Ausnutzung sich bewegt zwischen dem Angrenzen an die feste hieratische Geschlossenheit des Mittelalters und sentimentaler Verflachung. Was die rechte Weise sei der Verwirklichung dieses höchsten Zieles christlicher Kunst, das darzulegen geht über den Zweck dieser Zeilen hinaus; aber die Geschichte des Christusbildes vom 2. Jahrhundert bis hierher lehrt es deutlich genug.

Ein Wort zur Versöhnung.

Von P. J. B. Jud.

Dieser Tage kam mir das Protokoll des Evangelischen Lehrer-Vereins zu Händen, und ich denke, daß derselbe es deswegen auch den Pastoren zusandte, damit sie es aufmerksam lesen und prüfen. Zu meinem Bedauern fand ich in demselben einem Zwist in scharfen Worten Ausdruck gegeben, der zwischen den Lehrern und dem Schulkomite der Generalsynode besteht. Wenn auf diese Weise nur die scharfen Ecken und Kanten herausgekehrt werden, so dient das weder zum Heile der Gemeinden noch der Schulen, weder der Synode noch des Lehrervereins, weder der Pastoren noch der Lehrer. Giebt es denn keinen Mittelweg? Zwischen Wahrheit und Irrtum nicht, wohl aber zwischen Anschauungen, die beide Wahrheit und Irrtum enthalten. Meine Wenigkeit kommt zwar mit den Lehrern nicht direkt in Berührung, denn ich bin Pastor, Schulvorstand und Schulmeister in einer Person. Ich halte Schule, ohne daß es mich jemand geheißen, ich lehre, was ich unter den obwaltenden Verhältnissen für nötig und gut finde; es hat mir niemand etwas zu sagen und ich bekomme auch von niemand etwas. Doch war ich in vier Gemeinden, wo Lehrer angestellt waren, oder ich sie selber anstellte; und ich habe nie Streit mit einem Lehrer gehabt, wohl aber habe ich mit, d. h. auf Seite der Lehrer gekämpft, so daß ich um eines Lehrers willen, zum größten Teil wenigstens, meine Stellung in einer Gemeinde aufgab. So viel nur zum Beweise dafür, daß das, was ich zu sagen habe, aus keinerlei persönlichen Vorurteilen hervorgeht.

Was nun den Zwist betrifft, so beschränkt er sich auf zwei Fragen: 1. das Verhältnis der Lehrer zur Synode; 2. das Verhältnis des Lehrers zum Pastor. Beide müssen einander nicht notwendig bedingen. Der Satz: Das Lehramt ist ein kirchliches Amt, ist wahr; aber die Folgerung, darum muß es auch in der Synode vertreten sein, darum muß notwendigerweise jeder Lehrer mit oder ohne Stimme der Konferenz beiwohnen, ist nicht richtig. Wenn jedes kirchliche Amt in der Synode repräsentirt sein müßte, dann müßten wir Älteste und Vorsteher, Kirchendiener und Totengräber, die in der

altgriechischen Kirche sogar Weihen erhielten, auch in die Konferenzen nötigen. Ich finde auch keine Opportunitätsrücksichten, die das erforderten. Die Konferenzen haben 50 Jahre bestanden, ohne daß man Lehrer hereinnötigte, man hat in dieser Zeit sich um die Schule bekümmert, für sie gesorgt, wir haben das Lehrerseminar in Cincinnati gegründet, es nach Evansville und von dort nach Elmhurst verlegt und jetzt den Neubau oder die Errichtung eines besonderen Lehrerseminars beschlossen, ohne daß die Lehrer auf den Konferenzen anwesend gewesen wären oder gar diese Beschlüsse durchgesetzt hätten. Aber wird eingewendet: Es wird sonst von der Schule nicht gesprochen, sie wird in den Distriktsberichten gar nicht erwähnt. Ja, werden denn die andern kirchlichen Funktionen notwendig und regelmäßig besprochen, die Predigt, die Kinderlehre, die Wirksamkeit der Vorsteher, der Kirchenbesuch der Gemeinde u. s. w.? Würde es viel helfen, wenn alle diese Dinge bogenlange Berichte und tagelange Verhandlungen in Anspruch nehmen würden? Ich meine, unsere Zeit ist so reich an Berichten, daß das stille Thun ohne Bericht fast in Vergessenheit gerät. Die Lehrer haben den Lehrerverein gegründet. Er entsprang einem Bedürfnis nach Gemeinschaft, wie die Pastoralkonferenzen. Dort haben die Lehrer etwas. Sie haben Amtsgemeinschaft, gegenseitige Belehrung und Anregung und Hülfe für ihr äußeres Fortkommen, wenn auch schließlich nur von einer Gemeinde zur andern. Wir könnten ihnen, was sie bedürfen, in unsern Konferenzen nicht bieten. Wenn sie nun auch etwa gegenseitig sich klagen, auch wohl klagen über ihren Pastor, was thuts? Klagen die Pastoren nicht auch über ihre Gemeinden, Vorstände und horribile dictu auch über die Lehrer? Wem will man denn in dieser unvollkommenen Welt das Klagen unmöglich machen? Gewiß, der Apostel sagt: Seufzet nicht wider einander. Aber er sagt nicht, schneidet einander das Seufzen ab. Darum sage ich: Laßt den Lehrerverein bestehen, wie er ist. Erfordert das Verhältnis desselben zur Synode eine Veränderung, so mache man dieselbe gegenseitig. Der einzige Zweck, die Lehrer in die Konferenzen zu ziehen, könnte darin liegen, daß man beabsichtigte, die Distrikte zu höheren Gerichten in Differenzen zwischen Pastoren und Lehrern, vielleicht auch in Schulsachen überhaupt zu machen. Aber fragen wir: Was nützt diese Gerichtsbarkeit bei Streitigkeiten zwischen Pastoren? Wenn das Wort nicht mehr wirkte, wo hat das Kirchengericht geschlichtet, daß es wirklich Friede wurde? Was haben die Gerichte über Zwiste von Pastor und Gemeinde zuwege gebracht? Meist Trennung, die man oft eben so gut ohne Gericht hätte vollziehen können. Das Gesetz richtet Zorn an. Wenn aber die Lehrer Glieder werden sollen, so mache man sie zu ganzen Gliedern und statte sie mit allen Rechten aus. Anhängsel beschweren nur und helfen nie ziehen.

Die andere Frage betrifft das Verhältnis des Lehrers zum Pastor. Der Verfasser bittet die Anträge des Lehrervereins und die Thesen des Synodalkomites zu vergleichen, um zu sehen, wo der evangelische Geist herrscht. Nun, vielleicht auf keiner Seite. Ich will nicht wörtlich anführen, sondern nur meinen Eindruck wiedergeben. Es mag sein, daß die Behauptung, das Pre-

digtamt gebe von selbst die Aufsicht über das Lehramt, zu weit geht; *) ja, daß etwas hierarchisches unevangelisches Gelüste darin steckt. Diesem möchte ich aber nicht das Wort reden. Aber auf der andern Seite ist die Behauptung: Das Lehramt ist ein selbständiges Amt, welches dem Lehrer von der Gemeinde übertragen ist; er ist vollständig dem Pastor adäquat in seiner Stellung, ebenso unwahr, als unmöglich. Selbständig losgerissen vom Predigtamt, wäre und könnte das Schulamt an einer Gemeinde nur sein, wenn es einen Teil der Gemeinde gäbe, der dem Pastor nicht als Hirten unterstellt wäre, für den er weder Verpflichtung noch Verantwortung hätte. Aber soweit ist es noch nicht. Er ist zur Erziehung der Kinder verpflichtet. Weide meine Lämmer, ist für sich ein ebenso verpflichtendes Wort, wie: Weide meine Schafe. Mag man auch die Superiorität des Pastors über den Lehrer noch so sehr angreifen, die Priorität läßt sich in unsern Gemeinden nicht leugnen. Wer hat die ersten Schulen in unsern Gemeinden gegründet und sie erhalten? Nicht die Gemeinden, von denen sich der Pastor die Kinder oft erst erbetteln mußte, damit er sie freiwillig und unentgeltlich unterrichten durfte; auch nicht die Lehrer, die erst an die gegründeten Gemeindeschulen kamen. Es sind wohl wenige Pastoren unsrer Synode, die noch keine Schule gehalten haben. Die Pastoren haben nicht das Gefühl gehabt, die Kinder seien ein selbständiger Teil der Gemeinde, der warten könne, bis das andere selbständige Amt komme und sich seiner annehme, sondern sie haben beide Ämter in einer Person vereinigt. Wer hat die Gründung der Lehrerseminarien betrieben und ausgeführt? Weder die Gemeinden noch die Lehrer, sondern die Pastoren. Wer ist es wieder anders als der Pastor, der die Anstellung eines Lehrers betreibt in der Gemeinde und es sich oft viel Mühe und viel Redens kosten läßt, bis es soweit kommt. Also die Priorität des Pastors in der Schule kann doch wohl nur ein Blinder leugnen, für den Thatsachen nicht existieren, die jedem bekannt sein müssen und sich täglich vor Augen vollziehen. Da ist es doch nun wohl etwas stark, wenn ein Lehrer, der an eine so vom Pastor gegründete Gemeindeschule kommt, nun auf die Selbständigkeit seines Amtes pochen will und sagen will, der Pastor hat in meiner Schule nichts zu suchen. Und wie die Gründung der Schulen meist durch den Pastor geschieht, so ist auch die Erhaltung derselben zum großen Teil von seiner Wirksamkeit abhängig. Erwartet nicht der Lehrer, daß der Pastor durch Predigt und privatim die Leute ermuntere, ihre Kinder in die Schule zu schicken und dazu zu helfen, daß sie sich den Ordnungen der Schule fügen? Wurde es nicht vom Lehrerverein verlangt, daß die Pastoren die Eltern gewissermaßen zwingen sollten, die Kinder in die Schule zu schicken, indem sie keine Kinder konfirmierten, die nicht wenigstens zwei Jahre in die Gemeindeschule gegangen seien? Wie wäre es, wenn die Pastoren diese Selbständigkeit anerkennten und sagten: Wer selbständig ist, bedarf solcher Hilfe nicht. Ich meine doch, mit einer solchen Selbständigkeit sägen die Lehrer den Ast ab, auf dem sie sitzen.

Aber wie dem Pastor die Priorität in der Gemeindeschule zukommt, so

*) In Deutschland versteht sich dieses gar nicht mehr von selbst.

liegt auch das Ziel der Gemeindeschule im pastoralen Amte. Die Gemeindeschule hat die Aufgabe, die Kinder durch Unterricht und Erziehung für den Konfirmandenunterricht vorzubereiten, alles andere, was in der Schule sonst noch gelehrt wird, kann anderswo in einer Staatsschule auch gelehrt und gelernt werden; und es wird in der Gemeindeschule gelehrt, weil die Kinder nicht gleichzeitig in zwei Schulen gehen können. Den Konfirmandenunterricht aber hat der Pastor zu erteilen. Soll er nun ruhig zusehen, oder eigentlich nicht zusehen, ob die Schule auf dieses Ziel hinarbeitet oder nicht? Kann er das mit seinem Ordinationsgelübde vereinigen, das lautet: „Zum andern hast du mit allem Fleiß und aller Treue den Unterricht in der Heilslehre bei der christlichen Jugend zu treiben, sie zu würdigen Mitgliedern der evangelischen Kirche zu bilden, sie als solche aufzunehmen." (Agende Seite 330 und 331). Oder kann er es vereinigen mit seinem Installationsgelübde: „Verpflichtest du dich, den Erwachsenen und der Jugend den ganzen Rat Gottes zu unsrer Seligkeit zu verkündigen nach dem Evangelium Jesu Christi," wenn er die Arbeit an den Kindern so aus den Händen giebt, daß er nicht einmal das Recht hat nachzusehen, ob denn diese Arbeit auch wirklich durch den Mann geschieht, dem er sie übergeben hat. Wahrlich, wenn das so gemeint ist, so beneide ich keinen Pastor um das Glück einen Gemeindelehrer zu haben und bin froh an einer Gemeinde zu sein, wo mir das Recht, dieser Verpflichtung nachzukommen, ungeschmälert gelassen ist. Ich meine so etwas „natürliches" ist dieses Nach- Hinein- oder Aufsehen in und über die Schule doch. Auf Bibelstellen sich zu berufen, die da wörtlich den Weg weisen sollen, war in dem Referate der Schulkomite und in dem des Lehrervereins verfehlt. Die Bibel ist kein Gesetzeskodex für alle möglichen Fälle, der nur aufgeschlagen und citiert zu werden brauchte, sondern Geist und Leben; und wo dieses nicht erfaßt wird, auf der einen oder der andern Seite, da schweigt die Bibel. Die Apostelzeit kannte kein Pfarramt in unserm Sinne und noch viel weniger ein solches Lehreramt. (Ein Lehramt hatte sie). Der Referent hebt mit einem gewissen Eclat hervor, die Stelle I. Tim. 3, 8: „Desselbigen gleichen die Diener sollen ehrbar sein; nicht zweizüngig, nicht Weinsäufer, nicht unehrliche Hantierung treiben" gehe nicht auf die Lehrer, sondern auf die Diakonen und beweist mit einiger Gelehrsamkeit, was Diakonen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Kirchen seien. Er will aber damit doch wohl nicht sagen, der Apostel hätte dieses den Lehrern nicht gesagt. Sollen denn die Lehrer solche üble Eigenschaften haben? Der Sinn und Geist der ganzen Stelle ist der: Die Diakonen sollen diese Eigenschaften nicht nur als Christen nicht haben, sondern auch vor allem in Bezug auf ihren Dienst sich davor hüten. Daher sollen einfach alle Diener der christlichen Kirche, ob Pastoren, Lehrer, Älteste, Vorsteher, Sonntagschullehrer oder christliche Eltern auch in Hinsicht auf den Dienst, den sie an andern auszurichten haben, diese Dinge von sich fernhalten. Der Dienst verpflichtet doppelt. Der Buchstabe der Stelle geht den zeitweiligen Verhältnissen und Umständen entsprechend auf ein bestimmtes Amt oder Dienst, der Geist auf alle Ämter und Dienste.

Es ist ja ganz richtig, daß die Hierarchie sich aufbaute, indem man sich auf solche einzelne Worte festsetzte. Darum berufe ich mich auf keine Bibelstelle, sondern auf die natürliche Sachlage, die eben unter dem Geist der Bibel so geworden ist. Ebensowenig möchte ich mich auf andere Synoden, wie der eine Referent, noch auf Citate aus deutschen Zeitschriften, wie der andere es thut, berufen. Man müßte erst beweisen, daß jene das Vollkommene erfunden hätten und diese im Rechte und die Verhältnisse gleich wären. Das sind Autoritäten die ungefähr so viel beweisen als: In Deutschland hat man einen Kaiser, also ist die Monarchie das Regierungsprincip, das überall angewendet werden muß.

Nur auf zwei Dinge möchte ich noch eingehen. Einen Hauptangriff scheint der Referent auf den Satz machen zu wollen: „Der Pastor ist Aufseher der Schule, er wird es durch Ordination und Berufung." Das habe ich oben nachgewiesen, daß es in der evangelischen Kirche einfach so ist, es mag bequem oder unbequem, anerkannt oder bestritten sein; es ist eben einmal der thatsächliche Zustand, sonst wären die Verpflichtungen unserer Agende entweder leere Formen oder die Pastoren würden bei ihrer Ordination und Einführung zum Lügen veranlaßt. Referent fährt fort: „Die Fähigkeit zum Amte kommt gar nicht in Betracht, der Verstand kommt mit dem Amte." Schon längst hat die Synode Leute ausgebildet und dann examiniert und ordiniert für das Predigtamt, das ja vielfach und vielerorts die Thätigkeit in der Gemeindeschule mit einschließt. Und nun kommt der Referent und sagt: die Synode meine einfach der Verstand komme mit dem Amte. Das ist ein Hohn und zwar ein unverdienter. Wäre es wirklich der Fall, dann hätte die Synode doch über alle Maßen gewissenlos gehandelt, indem sie fortwährend Leute ins Amt setzte ohne auf ihre Fähigkeiten zu achten.

Doch hören wir den Grund der Erregung, die den Verfasser vielleicht weiter trieb, als er wollte. Er sagt: „Könnten wir in dem Geistlichen immer einen wohlwollenden Vertreter unserer Interessen, einen sach- und fachkundigen Berater in Schulangelegenheiten finden!" Als Vertreter der Lehrerinteressen wäre der Geistliche also doch immerhin gut genug. Man ist versucht auszurufen: Hinc illae lacrimae (daher jene Thränen). Wie aber, wenn etwa die Lehrerinteressen und die Schulinteressen auseinandergehen? Ist das nicht auch schon mehr als einmal vorgekommen? Doch Referent will auch einen sach und fachkundigen Berater in Schulangelegenheiten. Wer prüft denn diese Sach- und Fachkundigkeit? Der Synode ist oben diese Fähigkeit abgesprochen worden. Sie meint ja der Verstand kommt mit dem Amte; den von ihr Ordinierten wird zum großen Teil („gar viele") Unwissenheit in Schulfragen vorgeworfen; also denn doch wohl nur noch der betreffende Lehrer selber. Wozu braucht er aber in diesem Falle noch einen Berater? Man verüble es mir nicht, wenn es mir vorkommt das Verlangen nach einem Berater sei lange nicht so groß als das Verlangen unabhängig zu sein.

Aber sehen wir auf die Sache selbst. Ist der Satz überhaupt richtig, daß einer in allen Künsten eines Faches eingeweiht sein müsse, wenn man ihn

als Vorgesetzten anerkennen solle? Eine der Aufgaben unserer Ältesten ist nach unserer Agende über die Reinheit der Lehre und die Frömmigkeit des Lebens zu wachen? Die Lehre verkündigt der Pastor. Muß nun der Älteste, Theologe und zwar fach- und fachkundiger Theologe sein, um seinem Amt nachkommen zu können? Sind die Schulvorstände etwa mehr fachkundig als die Geistlichen. In den Staatsschulen sind die Schultrustees die Vorgesetzten des Lehrers, sie stellen ihn an und entlassen ihn. Sind das denn fachkundige Pädagogen? Ich habe in meinem Amte von Bauern und selbst von einem Schankwirte Ratschläge, nicht etwa nur für meine äußere Stellung, sondern auch fürs Predigen erhalten und angenommen, ohne daß die Betreffenden fachkundige Leute waren. Der Professor muß fachkundig sein, sonst kann er die Studenten nicht in dem betreffenden Fach unterrichten. Ist aber einer durch das Examen und ins Amt gekommen, so tritt er ins bunte Leben hinein, wo ihn jeder, ob berufen oder unberufen, examiniert. Es frägt den Arzt kein Mensch mehr, was für ein Examen er in den verschiedenen Fachwissenschaften gemacht hat, sondern ob er hilft. Er mag sich noch so sehr auf seine Fachkunde berufen; der Patient sagt, wenn du fachkundig bist, so zeige es dadurch, daß du mir hilfst, sonst sehe ich mich nach einem andern um. Der Pastor mag ein wahres Genie in Latein und Griechisch, in Dogmatik und Exegese, in Homiletik und Katechetik sein, dennoch nehmen sich Leute, die nicht fachkundig sind, heraus, über ihn zu urteilen. Sie studieren nicht erst alle diese Fächer, ehe sie sich ein Urteil erlauben, sondern rechnen einfach so: Wenn diese Dinge alle zum Predigen notwendig sind, so zeige der Pastor seine Kenntnis davon dadurch, daß er gut predigt und gut unterrichtet u. s. w. Der Arzt mag noch so sehr nach fachkundigen Patienten, der Pastor noch so sehr nach fachkundigen Zuhörern seufzen; es hilft — nichts — das eiserne Gesetz bleibt über ihm, er muß Dinge nehmen, wie sie sind. Will der Lehrer es beklagen, daß es ihm auch so geht und die Eltern sagen: Zeige deine Fachkunde, daran, daß unsere Kinder etwas lernen? Und der „unwissende" Pastor, der geringste unter den Brüdern, dem man nicht einmal neben den gewöhnlichen Schulvorstehern, die vielleicht Schuster oder Schneider oder Bauern sind, gelten lassen will, soll nicht einmal sagen dürfen: Ich habe die Schule gegründet und arbeite dafür, daß sie dem Zwecke der Gemeindeschule diene, die Kinder zum Konfirmandenunterricht vorzubereiten, ich will auch sehen, ob das geleistet wird?

Ich habe die vorliegende Arbeit ein Wort zur Versöhnung genannt. Vielleicht mag der eine oder der andere denken: Dazu ist aber in dem Artikel zu viel bitteres. Nun, der Referent des Lehrervereins wünscht keine süßliche und schlüpfrige Masse, um die Pillen zu schlucken. Und er hat recht. Ich liebe namentlich Gesetze scharf und bestimmt. Entweder ist das eine wahr dann nehme man es, oder das andere, dann nehme man dieses; oder es ist keines von beiden ganz richtig, dann scheide man das verkehrte aus und mache ein drittes.

Worin liegt nun aber das Wort zur Versöhnung? 1. Man lasse den Lehrerverein, wie er ist, und verbessere an dem Verhältnis zur Synode, was

zu bessern ist. Es ist nicht notwendig, daß wir die Lehrer in unsere Distrikts-konferenzen hineinpressen, die den Lehrern der Zeit nach unbequem sind und ihnen sachlich keinen Nutzen bringen. Wir brauchen die Missouri Synode nicht nachzuahmen. 2. Die Lehrer sind auf das Gesuch des Lehrervereins in die Witwen- und Waisenkasse aufgenommen worden. Sie sagen, gleiche Pflichten, gleiche Rechte. Es ist aber ebenso richtig: Gleiche Rechte, gleiche Pflichten. Sind sie nicht ebenso gerne besteuert, wie die Pastoren, so brauchen sie nur auf Pflicht und Recht zu verzichten. Sie haben bis jetzt gleiche Rechte gehabt mit den Pastoren; den Pflichten sind fast keine nachgekommen. Die Pastoren haben über die Verwendung der Gelder auch nicht verfügt, sondern das Invalidenkomite, welches dieselben nach bestem Wissen und Gewissen zu verteilen hat. Wem das nicht gefällt, der kann auf Recht und Pflicht verzichten. 3. Das Halten der Zeitschrift ist eine moralische Pflicht, kein Gesetz. Aber das Halten bedingt nicht das Recht, sich an der Leitung derselben zu beteiligen. Welche Zeitung könnte bestehen, wenn alle Abonnenten sich an der Leitung derselben beteiligen wollten. Ebensowenig ist das Halten einer Zeitschrift eine Besteuerung, sondern ein Kauf. Wem das zu teuer ist, der läßt es sein, wie es ja thatsächlich geschieht. (Siehe Protokoll des Lehrervereins, Seite 5.) Also in diesen Beziehungen ist eine Einigung leicht möglich. 4. Das Verhältnis des Lehrers zum Pastor läßt sich nicht ohne weiteres durch Gesetze regeln. Die wirklichen lokalen Verhältnisse werden immer zwingender sein, als alle Gesetze. Solange die Gemeindeschule dem religiösen Bedürfnis der Gemeinde, der Vorbereitung auf den Konfirmandenunterricht dient, solange die Pastoren immer wieder die Kinder für die Schule zu gewinnen suchen (wie es z. B. im Gemeindeblatt von St. Louis und sicher anderswo auch geschieht), solange die Gründung und Erhaltung der Gemeindeschule so vielfach von der Vorsorge und Thätigkeit des Pastors abhängt, so lange wird der Lehrer eine gewisse Superiorität des Pastors, trotz dessen „Unwissenheit" und trotz allen Referaten und Beschlüssen anerkennen müssen. In Deutschland ist die Unabhängigkeit von der Kirche nicht wegen der Meisterschaft der Lehrer errungen, sondern weil die Kirche Staatskirche ist. Außerdem ist die Unabhängigkeit nur eine kirchliche und mit der Abhängigkeit vom Staate erkauft, die man ja auch hier viel billiger und ohne Kampf haben kann. Man kann darum nur wünschen (durch ein Gesetz läßt sich das nicht machen), daß sich jeder in die thatsächlichen Verhältnisse fügt. Zur „Männlichkeit" gehört auch das geduldige Tragen dessen, was man nicht ändern kann. Und wünschen muß man, daß die Aufsicht des Pastors über die Gemeindeschule, die einmal durch die Verhältnisse bedingt ist, mit so viel Liebe und Demut geübt werde als möglich, so daß das Regieren, wo es notwendig ist, als schwere Pflicht und nicht als Vergnügen betrachtet werde. Weil diese Verhältnisse nicht durch Beschluß geändert werden können, so kann die Debatte füglich fallen, denn das Reden macht böses Blut, ändert aber an der Wirklichkeit nichts. Die Synode wird ihr Ordinations- und Installationsgelübde nicht fallen lassen; thäte sie es, so wäre das der Tod der Gemeindeschulen und der Gemeinden.

Die Schulreform des deutschen Kaisers,

beleuchtet von einem deutschen Gelehrten und Dichter im Jahre 1872.

(Von Lehrer Held.)

Unser Gymnasium litt an denselben Fehlern, die alle gelehrten Schulen Deutschlands an sich haben. Diese Fehler sind nicht so sehr Schuld der Lehrer wie des Systems, das so lange von Staatswegen befolgt worden ist. Am auffallendsten war mir, als ich später tiefer in die Wissenschaft eindrang, der Schlendrian, womit namentlich die älteren Lehrer auf Wegen uns fortstolpern ließen, die längst von der Forschung als unbrauchbar verschüttet waren. Grimms deutsche Grammatik war doch schon zehn Jahre erschienen, als unsere sämtlichen Deutschlehrer in sie noch keinen Blick gethan hatten. Zu den schönsten und charakteristischsten Eigenschaften unserer Sprache gehört die starke Flexion so vieler Zeitwörter. Unserm Direktor aber, der in Sekunda Deutsch gab, war sie ein Dorn im Auge, und er meinte, es sei richtiger „ich haute" als „ich hieb" zu sagen......... Von deutscher Litteratur haben wir vollends keine Ahnung bekommen. Das Nibelungenlied war damals schon seit fünfzig Jahren wieder auf der Welt; wir lasen auf der Schule den ganzen Homer und den halben Virgil durch, aber von dem ebenbürtigen Epos, das unseres Volkes Stolz ist, haben wir dort nicht ein einziges Mal nur den Namen aussprechen hören. Das ist alles freilich stark, aber ob es jetzt auf vielen höheren Schulen besser steht? Ich denke nicht, denn das Übel sitzt zu tief in der Universitätsbildung unserer Philologen. Die deutsche Sprache und Litteratur ist das Stiefkind unserer examinierenden Professoren, und da sie selber nichts davon verstehen, fordern sie von künftigen Jugendlehrern in diesem Fache keine Gründlichkeit. Der Student aber, wenigstens der vom gewöhnlichen Schlage, hört und lernt nur die Fächer, in denen er geprüft wird, und kommt so als ein Gelehrter in den alten Sprachen, als ein Barbar in seiner Muttersprache an die Jugend heran, die er bilden soll. Das Lehrerkollegium teilt den deutschen Unterricht als eine unbequeme Last unter sich und schlägt mit Stilübungen, Deklination und Durchmachen einer der ungründlichsten Grammatiken die dafür bestimmten Stunden tot. Daß gar der Schüler in die lebende Litteratur eingeführt, daß sein Sinn auf das Gediegene und Haltbare derselben gerichtet würde, davon ist vollends keine Rede und auch hier gehen die Universitäten mit erbärmlichem Beispiel vorauf. Unser ganzer Schulunterricht hinkt hinter dem Leben her. Wer wagt denn noch mit ernsthafter Miene Ramlers oder Gleims potitische Gedichte mit Herwegh, Freiligrath oder Geibel zu vergleichen? Wer leugnet, daß ein Kapitel in Heines Wintermärchen sämtliche Bände von Rabeners Satiren in die Höhe schnellt? Oder wird nicht alles, was Geßner gereicht hat, von dem einen Bodensee-Idyll Mörikes in farbloses Gallert umgesetzt? Und doch stehen Ramler, Rabener und Geßner unwandelbar in den gebräunten Kollegienheften unserer Universitäts-Professoren, deren letzte Pagina die Namen der Gebrüder Schlegel trägt. So geht es freilich unseren Gelehrten in allen andern Artikeln auch, und dies ist schuld daran, daß das Leben der Gebildeten

und des Volkes längst über unser Universitätsniveau hinausgewachsen ist. Überhaupt mangelte in unserem Unterricht das Verständnis des Schönen und Künstlerischen vollständig. Niemals hat man uns in der Geschichte auf die Fortschritte der Dichtung oder bildenden Künste aufmerksam gemacht, nie ein modernes Gedicht mit uns gelesen, oder eine der tieferen Tragödien Goethes erläutert. Das Geringste, was man doch wohl auch von einer gebildeten Frau verlangt, ist Kenntnis der Dichtungsarten; uns, die künftigen Gelehrten, hat Niemand darin unterrichtet, was ein Sonett sei, und doch ist dies für jedermann wichtiger, als horazische Versmaße, wie wir mußten, nachrechnen können. Von Kenntnis der eigentlichen deutschen Metrik war natürlich niemals die Rede.

Gewiß die gründlichste unserer Schulbildung war die Einführung ins klassische Altertum. Allein, daß dasselbe uns heimisch und teuer geworden wäre, davon fehlte doch noch viel. Die Sprachkenntnisse galten zu sehr als Hauptsache, der tiefe Lebensgehalt des Altertums wurde uns nicht enthüllt. Es durfte freilich nicht sein; denn über das Altertum konnte man keinem Jüngling die Augen öffnen, ohne ihm zugleich die Wurzel jener unvergleichlichen Geistesgröße in der republikanischen Staatsform aufzudecken — und welcher Lehrer hätte das vor der Julirevolution gewagt? Weil aber das uns fehlte, verstanden wir auch die antiken Sitten nicht und nahmen an all' jenem Geisterkampf keinen Anteil vom Herzen aus; ja selbst die Schriftsteller der römischen Kaiserzeit ließen uns kalt. Den Höhepunkt hellenischer Kunstpoesie erstiegen wir niemals, denn nicht eine einzige jener unsterblichen Tragödien des Äschylus oder Sophokles haben wir auf der Schule vorgenommen. Die Oden des Horaz lasen wir gerne; aber die Satiren, in denen er gerade so überaus fein und eigentümlich ist, waren uns zum Ekel. Ciceros Reden, die ich jetzt mit Erstaunen studiere, galten uns damals nur als ein Magazin für schöne Phrasen, mit denen wir unsere lateinischen Aufsätze aufstutzten. Hätte man uns aber ein farbenklares Bild davon gegeben, wie die römische Republik daran unterging, daß sie den reformierenden Sozialismus in den Gracchen erstickte, hätte man ferner gezeigt, wie dann später die Verzweiflung des Proletariats in Catalina, Spartacus und den Seeräubern sich krankhaft zu Tode zuckte, endlich wie Clodius sterben mußte, weil er den Riesengedanken einer gesetzlichen Sklavenemanzipation in tollkühner Seele trug, dann hätten wir auch in Cicero den antiken Thiers begriffen und seine catilinarischen Reden oder die Verteidigung des Clodius Meuchelmörder, Milo, mit Verachtung und zornfunkelnden Augen gelesen!.........

Sind wir Jünglinge aber dafür desto bewußter in die moderne Welt eingeführt worden? Ach, in dieser war ich vollständig blind, als ich die Universität bezog! Denn um in ihr heimisch zu werden, bedarf es der modernen Geschichte, welche die Grundlage jeder vernünftigen Politik sein muß. Diese aber war und ist vom Schulunterricht streng ausgeschlossen. Die Schule führt den Jüngling nur bis zum dreißigjährigen Kriege, also an die Schwelle der eigentlich unser zu nennenden Welt. Von da an erheben sich die großen Revolutionen modernen Charakters; die englische, die amerikanische,

die französische und die beginnende Weltrevolution von 1848 — ein den Schulkollegien nicht beliebtes Thema. Wie der Rhein im Sande, so verläuft die Gymnasialgeschichte in der Mark Brandenburg, ihr breiter Strom mündet in die enge Geschichte Preußens aus.

In der That wird damit auch der nächste Zweck erreicht; die Julirevolution, welche in mein letztes Schuljahr fiel, hat mich vollständig unberührt gelassen, und von der politischen Weltlage hatte ich gar kein Gefühl. Freilich fehlt dafür später, wenn nun doch das moderne Weltmeer mit seinem sonnenwarmen Wellenschlag den Eisberg überspült, alle und jede Widerstandskraft, und aus den zahmen Gymnasiasten von 1831 ist mehr als Einer zum roten Republikaner von 1848 geworden.

Es ist freilich wahr, wenn die Schule, auch die beste, allein uns erzöge, so blieben wir allzumal Tröpfe. Das Leben und unser eigen Herz nehmen uns glücklicherweise stets von neuem in die Privatstunde und üben im Silentium uns auf ein besseres, als das Schulpensum ein.........

Ich war auf gutem Wege, ein beschränkter, eigensinniger und kränklicher Gelehrter zu werden, mein Gesicht und meine Brust durch Überarbeitung zu verderben, und der Schwindsucht rettungslos zu verfallen, wenn ich in der Treibhaushitze, wie zu Ober k a s s e l „fortgeschanzt" hätte. Davon hat Bücheler, (Sohn der Hauswirtin und Studiengenosse) durch eine einzige Zurechtweisung mich befreit. Wie er an allem Volkstümlichen seinen Spaß hatte, sagte er eines Tages für sich den rheinischen Kinderreim auf:

Schneck, Schneck, komm eraus,
Et setz ene Deev an dingem Haus,
Dä suff dir all de Melch aus!

Ich hatte das nie gehört und lachte über die albernen Verse hell auf. Da sagte er: „Junge, jetzt siehst du, was du für ein Kerl bist; Latein kann er, Griechisch kann er, Hebräisch kann er, aber „Schneck, Schneck" das kennt er nicht. Nun bist du wohl tausendmal an Kindern vorbeigegangen, die eine Schnecke wollten aus ihrem Hause kriechen sehen und das Liedchen singen, und du hast nie darauf gehört. Junge, thue deine Ohren offen! Thue deine Augen offen und b e o b a c h t e, statt daß du ewig in dich hineinträumst!" Diese polternd und halb ärgerlich ausgestoßenen Worte wirkten auf mich wie ein luftreinigendes Gewitter. Nicht mein Vater, nicht meine Mutter, keine Lehrer noch Bücher haben so rasch und praktisch mir eine neue Lebensrichtung gegeben, als der Mediziner Joseph Bücheler mir mit der großen Lehre gab: „Beobachte!" Von diesem Augenblick an sprang ich aus dem Schwärmer in den Forscher, aus dem gedankenlos Studierenden in den Dichter über. Beobachten wurde mir jetzt die höchste Lebenskunst, die ich an Menschen, an der Natur, an mir selber unablässig übte — und ich glaube auch in diesem Hauptstudium des Dichters gute Fortschritte gemacht zu haben...... Diesen Sinn der Beobachtung in einem Kinde zu wecken, das ist mir von jener Stunde an als die oberste Pflicht des Erziehers erschienen. Die meisten Unglücklichen sind deshalb unglücklich, weil in ihnen dieses Vermögen nicht zum Leben gekommen ist.

Die Zukunft der Religion.

(Aus der Allgem. Deutschen Lehrerzeitung.)

Leitsatz: „Ich weiß nicht, ob diejenigen, welche Gott zu leugnen wagen, es wert sind, daß man sich damit abmüht, ihnen denselben zu beweisen, und daß man sie ernster behandelt, als es in dem bisherigen geschehen ist. Die Unwissenheit, die ihren Charakter bildet, macht sie unfähig, die klarsten Grundsätze und die folgerichtigsten Beweise zu fassen. Mögen sie dessen ungeachtet noch folgendes lesen, wenn sie sich dabei nur nicht überreden, das sei alles, was man über eine so einleuchtende Wahrheit vorzubringen imstande ist!"

La Bruyère, Charaktere, Kap. 16: Die Starkgeister.

In einer seiner Reden, gehalten am 29. Januar in dem letzten Sächsischen Landtage, spricht Bebel es aus, es würde ihm leicht sein, aus der Geschichte aller Zeiten und Völker die bedeutendsten Männer anzuführen, die Materialisten und Atheisten gewesen seien, und indem er z. B. Friedrich den Großen, Joseph II., die Encyklopädisten und David Strauß nennt, zieht er daraus den Schluß, daß seine Partei auf ganz richtigem Wege sie, wenn sie die Religion für reine Privatsache erkläre, mit welcher der Staat und die Gesellschaft nichts zu thun habe. Liebknecht gab seinem Genossen im Verlaufe der Debatte vollständig recht und erklärte dem Abgeordneten Ackermann gegenüber, wenn er einen Vortrag über philosophische Systeme wünsche, aus welchem die Richtigkeit ihrer Aufstellungen erfolge, so würde seine Partei gern bereit sein, ihm einen solchen zu halten.

Die neuesten Ereignisse in der Entwicklung der von jenen vertretenen Partei haben gezeigt, daß man die Religion nicht einmal mehr als Privatsache gelten lassen will, sondern daß der Zukunftsstaat, die als Ideal zu erstrebende menschliche Gesellschaftsordnung nicht anders als atheistisch und religionslos gedacht werden kann. Wenn Liebknecht in jener Sitzung noch darauf hinweisen kann, daß der Satz: die Religion ist Privatsache, der Staat ist religionslos, die Religion selbst durchaus nicht aufhebe, wie man z. B. in Amerika sehe, so haben die neuesten Zeugnisse aus dem sozialdemokratischen Lager es voll und ganz bestätigt: für den konsequenten, zielbewußten Denker kann es nur noch eine Frage der Zeit sein, so sind wie viele, wenn nicht alle bisherigen Verhältnisse und Ordnungen beseitigt oder wenigstens von Grund aus umgestaltet und namentlich alles Religiöse, alles Glauben an Gott, Reden von Gott völlig abgethan. Wie es nach den Spekulationen der Philosophen der Sozialdemokratie im Zukunftsstaate keine Straf- und Zuchtanstalten mehr giebt — denn das Eigenthum ist ja abgeschafft, und da dasselbe die einzige Quelle des Lasters und Verbrechens ist, giebt es auch keine Verbrecher mehr, und „das Strafen überläßt der Mensch ruhig dem lieben Gotte," — wie einmal Bebel kaustisch bemerkt — so wird es auch keine Gotteshäuser und damit keine Gottesverehrung mehr geben. Denn der einzelne hat nichts mehr, um solche zu bauen, und die soziale Gesellschaft hat mit dem Ge-

samteigentum nötigere Dinge zu thun, als solche zu erhalten und zu errichten. Zudem wird sich die Menschheit so wohl im Diesseits befinden, daß alle Gedanken an ein Jenseits ganz von selbst verschwinden und ein Bedürfnis nach Gottesverehrung überhaupt nicht mehr vorhanden ist. Die Stätten der Gottesverehrung, welche vergangene Geschlechter, im Wahne des Aberglaubens befangen, gebaut haben, werden, wenn sie nicht sofort zerstört werden, ganz von selbst zerfallen, und ihre Trümmer dem mündig und glücklich gewordenen Geschlechte nur noch stumme Zeugen dafür sein, wie thöricht man einst war, Unsummen von Kraft, Geld und Kunst an solche unproduktive und nur dem traurigsten Wahne Vorschub leistende Dinge zu verschwenden! Die Dome und Kathedralen, die jetzt noch der Stolz und die Freude gar vieler sind, werden, so lange sie noch stehen, dann nur noch mit ähnlichen Gefühlen betrachtet werden, wie jetzt etwa die Pagoden Indiens, die Pyramiden Ägyptens und die Trümmer der Tempel Griechenlands und Roms — als Überreste einer längst überwundenen Kultur- und Entwicklungsperiode der Menschheit, welche für uns nur noch geschichtliche Bedeutung haben — wenn es überhaupt noch solche giebt, die Geschmack und Zeit haben, sich mit solchem alten Gerümpel zu beschäftigen!

Die Weisungen nach oben, nach einem höheren, besseren Sein, welche uns die stolzen Türme dieser gewaltigen Bauwerke geben, werden nur noch ein Spott sein dem Geschlechte, welches sich auf Erden, in diesem Sein alles so behaglich gestaltet, daß es keine andere Sehnsucht mehr kennt, als diese, so lange und so reichlich wie möglich die schöne Wirklichkeit und Gegenwart zu genießen, und für welches zur Lebenslosung geworden ist das Lied eines Heinrich Heine:

„Sie sang das alte Entsagungslied, das Eyapopeya vom Himmel,
Womit man einlullt, wenn es greint, das Volk, den großen Lümmel!
Ich kenne den Text, ich kenne den Reim, ich kenn' auch die Herren Verfasser,
Ich weiß, sie tranken heimlich Wein und predigten öffentlich Wasser.
Ein neues Lied, ein bess'res Lied, o Freunde, will ich euch dichten,
W i r w o l l e n h i e r a u f E r d e n s c h o n d a s H i m m e l r e i c h e r r i c h t e n!
Es wächst hienieden Wein genug für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust und Zuckererbsen nicht minder.
Ja, Zuckererbsen für jedermann, sobald die Schoten platzen —
D e n H i m m e l ü b e r l a s s e n w i r d e n E n g e l n u n d d e n S p a t z e n!"—

Es giebt nicht wenige, welchen der von den Sozialdemokraten erstrebte Zukunftsstaat mit seinen gänzlichen neuen Ordnungen und Verhältnissen nur als ein wüster Traum, ein unrealisierbares Hirngespinst, die widerlichste Ausgeburt von Bosheit und Tollheit erscheint, und welche darum alle Kräfte einsetzen, dies nachzuweisen — und die furchtbaren Widersprüche aufzudecken, welche in diesen Träumen sich offenbaren, denen aber das, was in der Zukunft über die Religion gesagt wird, völlig aus der Seele gesprochen ist, und die ebensowenig Recht, als Pflicht in sich fühlen, gegen solche Prophezeihungen zu protestieren; nicht wenige, die sich hier in völligem, offenem oder stillschweigendem Einverständnisse mit den Vorkämpfern des Zukunftsstaates befinden,

und die sich mit der Religionslosigkeit desselben leichter als mit allem anderen zufrieden geben würden. Wir zaudern nicht, zu erklären, man thäte den Sozialdemokraten Unrecht, wenn man ihnen ausschließlich die Freundschaft mit dem Atheismus zuschreiben wollte. Wenn Liebknecht an demselben Tage behauptete, die Sozialdemokraten seien keine Atheisten, und sie hätten vielleicht mehr Glauben, als viele andere, so hat er den Beweis dafür nicht erbracht. Wenn er aber der bürgerlich demokratischen Partei den Vorwurf ins Gesicht schleuderte, sie sei zu allen Zeiten atheistisch gewesen, so hat niemand gewagt, den Gegenbeweis zu liefern. Thatsache ist es leider, daß es viele in allen Klassen und Ständen, in allen Berufs- und Bildungskreisen giebt, auf welche jene mit den Fingern zeigen und kühnlich behaupten können: Diese sind mit uns in diesem Punkte ganz einig; wir haben nur den Mut, es offen und rund heraus zu bekennen, während sie die offenkundige Blöße ihrer religionslosen Gesinnung noch mit dem Feigenblatt charakterloser Anbequemung an vorhandene Verhältnisse und heuchlerischen Stillschweigens zu verdecken suchen! Wer das letzte Buch von David Strauß, „Der alte und der neue Glaube," gelesen hat, weiß, daß dieser kühne Kritiker der Evangelien behauptet, im Namen unzähliger aus allen Kreisen des Volkes sprechen zu können: Wir sind keine Christen mehr; wir haben keinen Gott mehr; wir halten uns ausschließlich an die Weltanschauung fest, welche nur einen materiellen Grund, wie ein materielles Ziel der Weltentwicklung kennt. Strauß glaubt sich berechtigt, unter dem „Wir," in welchem er die Gemeinde seines neuen Glaubens zusammenfaßt, namentlich an eine große Zahl, um nicht zu sagen, an die größte Zahl der sogenannten Gebildeten zu denken, während er das vulgus profanum, die große Masse noch in den Banden des alten Köhlerglaubens befangen sieht. In der That gilt gerade von jenen ersteren, was Schleiermacher in der ersten seiner berühmten „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" vom Jahre 1790 sagt: „Ich weiß, daß ihr ebensowenig in heiliger Stille die Gottheit verehrt, als ihr die verlassenen Tempel besucht; daß in euren aufgeschmückten Wohnungen keine anderen Heiligtümer angetroffen werden, als die klugen Sprüche unserer Weisen und die herrlichen Dichtungen unserer Künstler, und daß Menschlichkeit und Geselligkeit, Kunst und Wissenschaft, wie viel ihr eben dafür zu thun meint und euch davon anzueignen wünscht, so völlig von eurem Gemüte Besitz genommen haben, daß für das ewige und heilige Wesen, welches euch jenseits der Welt liegt, nichts übrig bleibt und ihr keine Gefühle habt für dies und von diesem. Ich weiß, wie schön es euch gelungen ist, das irdische Leben so reich und vielseitig auszubilden, daß ihr der Ewigkeit nicht mehr bedürfet, und wie ihr, nachdem ihr euch selbst ein Weltall geschaffen habt, nun überhoben seid, an dasjenige zu denken, welches euch schuf. Ihr seid darüber einig, ich weiß es, daß nichts Neues und nichts Triftiges mehr gesagt werden kann über diese Sache, die von Weisen und Sehern, und, dürfte ich nur nicht hinzusetzen von Spöttern und Priestern, nach allen Seiten zur Genüge besprochen ist. Am wenigsten — das kann niemandem entgehen — seid ihr geneigt, die letz-

teren darüber zu vernehmen, diese längst von euch Ausgestoßenen und eures Vertrauens für unwürdig Erklärten, weil sie nur in den verwitterten Ruinen ihres Heiligtums am liebsten wohnen und auch dort nicht leben können, ohne es noch mehr zu verunstalten und zu verderben."

Und weil dem so ist, so folgert man, weil die Religion nach dem Urteil aller Gebildeten und Gelehrten keinen Halt mehr hat in unserer modernen Weltanschauung, weil insbesondere das Christentum mit seinen Wundern und seiner transcendenten Tendenz, sowohl seinem Ursprunge, als seinem Ziele nach in dieser Weltanschauung allen Grund verloren hat und darum bereits jetzt einem „galvanisierten Leichnam" gleicht, wie einer der Chorführer der neuesten Weltweisheit in seiner konsequenten Art offen ausgesprochen, darum hat die Religion überhaupt keine Zukunft mehr, sie gehört nur zum sehr geringen Teile noch der Gegenwart, zum größten Teile der Vergangenheit an; sie wird bald als eine überwundene Phase in der Entwicklung der Menschheit gelten, die in dem Genusse „wahrer Menschlichkeit und Geselligkeit, Kunst und Wissenschaft" ihre alleinige Befriedigung je länger je mehr suchen und finden wird, wie Strauß in dem genannten Buche deutlich genug ausgeführt. —

Die Schule arbeitet für die Zukunft, und bisher ist die Religion allgemein als der wichtigste Gegenstand ihres Unterrichts angesehen worden. Wenn die Ansichten berechtigt wären, die wir hier in kurzen Strichen gezeichnet, wenn Atheismus und Religionslosigkeit das Ziel der Entwicklung wären, dann müßte je eher desto besser dieser Gegenstand von ihr aufgegeben werden. Denn was für die Zukunft des Individuums, für diejenige der Menschheit keine Bedeutung hat, das hat auch keinen Wert für die Schule, und trotz aller gegenteiligen Bestrebungen müßte sie fallen lassen, was nach dem notwendigen Gesetze der Entwicklung dem sicheren Verfalle geweiht ist. Es wäre dann konsequent, sobald als möglich den Religionsunterricht aus dem Schulplane zu streichen und damit Luft zu schaffen für Pflege der Gegenstände, welche für die Zukunft des Einzelnen, wie des Ganzen sichere Bedeutung haben.

Sieht jeder, daß wir damit vor einer der wichtigsten pädagogischen Fragen stehen, wie vor einer Lebensfrage der Menschheit, so meine keiner, daß die Frage darum eine rein akademische, praktisch bedeutungslose sei, weil Staat und Kirche noch mächtig und eifrig genug seien, zu verhindern, daß die letzten Konsequenzen in dieser Frage auch für die Schule im Sinne der Verneinung und Verbannung alles Religiösen gezogen werden. Uns erscheint diese Frage schon darum als eine eminent praktische, weil der Erfolg im Religionsunterrichte bekanntlich mehr als bei irgend einem anderen von der Überzeugung des Lehrers abhängt, von der Stellung, die er zu dem Gegenstande hat, von dem Bewußtsein, das er über seinen Wert in sich trägt.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Der Lutheraner enthält einen Artikel über die Union, in welchem er u. a. schreibt: „Der alte böse Feind, der überhaupt Gottes Wort und Wahrheit nicht leiden kann, hat von jeher auf die Lehre Luthers einen ganz besonderen Groll gehabt. Kaum daß sich der Name des Reformators in den deutschen Landen wieder hören ließ, so ersann er neue Listen und Ränke, das schwach aufdämmernde schöne Licht wieder auszulöschen. Er versuchte es zunächst damit, daß er in die alte Wahrheit die alten Lügen der Schwarmgeister einmengte. Und viele, welche die Wahrheit erkannt hatten und diesen Betrug des Irrtums durchschauten, haben gleich beim ersten Angriff des Feindes die Waffen gestreckt, und so ist dem Teufel sein Spiel gelungen. Wir fassen zunächst diesen einen Krebsschaden der protestantischen Kirche der Gegenwart ins Auge: die sogenannte Union...... Während der Drangsale der napoleonischen Gewaltherrschaft hatte man keine Zeit für kirchliche Dinge. Als aber Gott dem deutschen Volke Sieg und Freiheit gegeben, da stattete der preußische König seinen Dank damit ab, daß er an die Kirche Gottes die Hand legte und die lutherische Kirche zerstörte.......

Dieser königliche Erlaß (die Feier des 300-jährigen Reformationsjubiläums betreffend) atmet schon vollständig den Geist der neuen Zeit. Und das ist kein „besserer Geist,“ kein guter Geist. Dieser neue Geist, das heißt eben der Unionsgeist, verurteilt den Heiligen Geist Gottes, welcher die treuen Zeugen der früheren Jahrhunderte beseelte und sie antrieb, keinen Deut der lutherischen Wahrheit preiszugeben, als einen „unglücklichen Sektengeist“ und erklärt es für „außerwesentlich,“ für ein „äußerliches“ Ding, ob man lutherisch oder reformiert denkt, ob man in wichtigen Artikeln der Lehre, dem Worte Gottes glaubt oder nicht glaubt......

So waren also die unierten Pastoren gehalten, widersprechende Dinge zu lehren. Die Union ist nichts anders, als Eine, grobe, große Lüge, welche der Satan nach seiner Weise nur mit allerlei schönen christlichen Redeweisen ausstaffiert hat, um einfältige Seelen zu betrügen......

Wir haben durchaus nicht die Absicht uns mit dem Verfasser der angeführten Sätze, über deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit zu streiten, denn erstens redet er nicht direkt von uns, sondern von der preußischen Union, und zweitens geht aus seiner Behauptung ganz klar hervor, daß er ebenso unwiderleglich ist, als ein Missourier überhaupt sein kann. Und das will viel sagen. Es giebt da nur zwei Möglichkeiten: Entweder glaubt der Schreiber des betreffenden Artikels aufrichtig und ehrlich an die Wahrheit seiner Behauptung, oder er glaubt nicht daran. Im ersteren Falle sind seine Worte nur ein Beweis dafür, daß er gerade so wenig etwas anderes als das Missouriertum zu begreifen im Stande ist, als der Behemot das Buch Hiob ins Deutsche übersetzen kann. Sollte er aber selbst nicht glauben, was er schreibt, nun dann heiligt eben der Zweck das Mittel und mit solchen Leuten weiter zu disputieren, ist das Unnützeste, was es überhaupt giebt.

Die preußische Regierung befindet sich den Ultramontanen gegenüber immer noch im vollen Rückzuge. Die erwartete Sperrgeldervorlage ist wirklich gekommen und von niemand anderem als dem Reichskanzler Caprivi dem Abgeordnetenhause vorgelegt worden. Die römische Kirche soll nun mit einem Male 16 Millionen Mark ($4,000,000) bekommen, während man vor kurzer Zeit noch erklärt hatte, die Gewährung der Zinsen dieses Kapitals, deren Verwendung unter Aufsicht der Regierung stehen sollte, sei das Äußerste, zu dem man sich verstehen könne, weiter würde man nie gehen. Jetzt wird aber so weit gegangen, daß nicht bloß die durch Zurückhaltung der Sperrgelder Geschädigten entschädigt werden sollen, sondern auch der noch übrigbleibende Rest, nachdem alle Entschädigungsansprüche befriedigt sind, soll den Bischöfen ausgefolgt werden. Die Entschädigung selbst soll durch die Bischöfe geschehen, denen dabei eine Kommission zur Seite stehen sollte. Caprivi begründete diese Vorschläge damit, daß dieselben den Wünschen der Bischöfe entsprächen, ohne daß die das Staatsinteresse verletzten.

Diese Rede ist leider ein trauriges Gegenstück zu dem sic volo, sic jubeo (So will ich's, so befehl ich's) des Kaisers. Der Kaiser befiehlt und die Bischöfe wünschen. Weiterer Gründe bedarf's nicht. Nur ist der große Unterschied dabei, daß den Wünschen der Bischöfe viel schneller und williger Folge geleistet wird, als den Befehlen des Kaisers. Dafür hat freilich auch der Papst den Kaiser seiner Freundschaft und seiner Mithülfe zur Lösung der sozialen Frage versichert. Für soviel Geld kann man schon etwas thun.

Noch schlimmer sieht die Sache aus, wenn man bedenkt, daß auch der Umstand zur Entlassung Bismarcks beigetragen haben soll, daß er mit Windthorst konferierte, um womöglich das Centrum, allerdings gegen entsprechende Opfer, zur Unterstützung der Regierung zu gewinnen. Unterwürfiger hätte auch Bismarck dem Centrum gegenüber nicht sein können. Und dann hätte er wahrscheinlich zugesehen, daß es für die 16 Millionen wenigstens etwas erhalten hätte, während nach dem ganzen Verhalten des Centrums, dieses wohl nur mehr oder weniger deutlich sagen wird: Bedankt euch bei uns, daß wir jetzt nicht noch mehr verlangt haben oder wenigstens vorerst nur die Millionen verlangen, die Schule aber euch einstweilen noch lassen. Denn die Bischöfe hatten ja in einer andern Eingabe auch eine Umgestaltung der Volksschule in ihrem Sinne verlangt.

Man müßte blind sein, um nicht zu sehen, daß Preußen und das deutsche Reich keinen unversöhnlicheren Feind haben als Rom — trotz aller Freundschaftsversicherungen des Papstes, die eben nur politischer Natur sind. Und Rom erhält alles ohne Gegenleistung. Ja, es ist kaum möglich mit mehr Frechheit aufzutreten, als es die Centrumsleute bei der Vorlage der Regierung, der katholischen Kirche die Zinsen der Sperrgelder auszuzahlen, gethan haben. Nicht bloß calumniare audacter (frech verläumden), sondern auch flagitare audacter (frech fordern) ist die Politik Roms. Und wenn man auch nicht alles erreicht, so doch immer etwas.

Die Vorlage ist einstweilen an eine Kommission verwiesen worden. Unverändert wird sie wohl nicht angenommen werden. Ganz durchfallen wird sie aber auch nicht.

In Ungarn ist nun auch der Kulturkampf ausgebrochen und zwar handelt es sich um die Gleichberechtigung der Konfessionen. Das dort schon längst bestehende Gesetz bestimmt nämlich, daß bei gemischten Ehen die Knaben der Konfession des Vaters, die Mädchen der der Mutter zu folgen haben. Die römische Praxis diesem Gesetze gegenüber war die des Wegtaufens, d. h. es wurden Kinder, die gesetzlich der evangelischen Kirche angehörten, von den Priestern getauft und als katholisch in die Kirchenbücher eingetragen, dagegen aber die vom Gesetz vorgeschriebene Anzeige einer solchen Taufe an den betr. evangelischen Pfarrer unterlassen. Als nun vollends ein Erlaß des Kultusministers diese Gesetzesübertretungen mit Strafen bedrohte, da agitierte man für Aufhebung des Gesetzes und brachte im ungarischen Landtag einen dahingehenden Antrag ein. Über den bisherigen Verlauf der Sache wird nun folgendes berichtet:

„Noch nie war das ungarische Parlament einmütiger als in den letzten Tagen, wo aus Veranlassung des Wegtaufens von Kindern durch katholische Geistliche die religiöse und kirchliche Frage überhaupt zur Sprache kam und das Ministerium Stellung zu derselben nehmen mußte. Die geistlichen Hetzer, die seit beinahe einem Jahre gegen die gesetzlichen Verfügungen schrieben, Konventikel abhielten und nach allen Seiten wiegelten, hofften auf Erfolg, und doch erlitten sie nie eine empfindlichere Schlappe, Niederlage und Demütigung, als jetzt im Abgeordnetenhause, das in unzweideutiger und schöner Weise seine Meinung an den Tag legte. Mit Ausnahme einiger katholischen Geistlichen war das Haus einmütig darin, daß das Gesetz und der Erlaß aufrecht erhalten und die durch Jahrhunderte mühsam und oft im blutigen Kampfe errungene religiöse Freiheit und Gleichberechtigung für alle Zeiten erhalten bleiben. Unter dem Jubel des Abgeordnetenhauses, der Presse und der Bevölkerung, selbst die katholische nicht ausgenommen, wurde die Abstimmung vorgenommen und konstatiert, daß unter 440 Abgeordneten ohne Unterschied der Partei bloß 47 für die Revision, die anderen für die Aufrechterhaltung der die Gleichberechtigung garantirenden Paragraphen stimmten und daß es im Parlamente Ungarns überhaupt keine klerikale Partei gebe, wie wir sie in

Belgien, Bayern und Deutschland finden. Die schriftlichen Petitionen gegen die religiöse Gleichberechtigung, die nebenbei bemerkt 596 an der Zahl schablonenmäßig wie ein und dieselbe Rubrik aus der Fabrik der klerikalen Hetzkapläne hervorgingen, wurden unberücksichtigt ad acta gelegt. Die Duldsamkeit des Parlamentes manifestierte sich aber auch noch in einer andern Weise. Als der gewesene Ministerpräsident, der ref. Tisza, auf die geringe Bezahlung und Not protestantischer Pfarrer und Lehrer hinwies und eine ausgiebige Staatsunterstützung beanspruchte, stimmte wieder das Haus mit seinem Kultusminister Graf Czaky zu, der durch seine Haltung überhaupt zum populärsten Mann im Parlamente und im Lande geworden ist. Ja, es geschahen Dinge, auf die niemand vorbereitet war. Der katholische, für ultramontan gehaltene Führer der Opposition Aporgi erhob sich von seinem Sitze und überbot den ref. Tisza, indem er noch für eine ausgiebigere Unterstützung der Protestanten plaidierte. Und als ein katholischer Geistlicher in der Hitze des Gefechtes sich zum Bekenntnisse hinreißen ließ, daß er das Gesetz vom römischen Papste höher achten müsse, als die Landesgesetze, erklärte ein Deputierter Fergressy unter großem Beifall, daß hinfort katholische Geistliche als Abgeordnete nicht mehr gewählt werden könnten, da ihnen die unerläßliche Eigenschaft der Unabhängigkeit und Freiheit abgehe.

Als der Primas von Gran, Simor, der inzwischen gestorben ist und den Papst in seinem Testamente mit einer Million Dollars bedacht hat, den Verlauf der Debatte und der Beschlüsse des Abgeordnetenhauses zur Kenntnis nehmen mußte, soll er ruhelos und schlaflos geworden sein. Zur Besinnung nach diesem Schlage zurückgekehrt, rüstet er bereits zum Widerstand und Kampfe mit nachstehenden Erklärungen: „Se. Heiligkeit der Papst verbot den Vollzug der ministeriellen Verordnung vom 26. Februar. Selbstverständlich wird die Geistlichkeit der Ministerialverordnung nicht gehorchen und die Matrikelauszüge nicht übersenden. In Deutschland hat der Kulturkampf gerade so begonnen. Bismarck hat den Kampf gegen die katholische Geistlichkeit eingeleitet; er hatte die stolzen Worte gesprochen: „wir gehen nicht nach Canossa;“ die deutsche Geistlichkeit hat nicht nachgegeben und die Regierung war gezwungen, ihren Irrtum einzusehen und nachzugeben. Und in Ungarn wird die katholische Geistlichkeit dasselbe thun wie in Deutschland; sie wird sich auch dem Gesetze und der Verordnung nicht fügen und lieber die über sie verhängten Strafen zahlen. Die Civilregister, mit denen die Regierung droht, werden nicht so bald möglich sein, da sie das Ärar zu stark belasten und nicht so genau sein werden, wie jetzt, wo sie dem Staate durch die Geistlichkeit umsonst geführt werden.“ Dies die Losungsworte zum beginnenden Kulturkampf aus dem Munde des Fürstprimas!

Doch der Ausgang dürfte hier ein anderer als in Deutschland sein. Mächtigere Handhaben als Roms Renitenz stehen hier zu Lande der Regierung zur Verfügung. Das Parlament wird durchaus getragen von der öffentlichen Meinung und selbst von dem katholischen Laienelement. Das „Kultuselement“ lud soeben die Konferenzen zur Begründung der Katholischen Autonomie ein, die unter den Laien fest begründet und mit der Regierung sympathisierend, die nach Rom nickende Geistlichkeit isoliert und vollkommen machtlos macht. Zum Schlusse wird die Regierung, wie es auch im Abgeordnetenhause hieß, auch zum letzten Mittel greifen. Bekanntlich sind die höheren katholischen Geistlichen infolge der Staatsdotationen die reichsten Menschen der Welt. Sie beziehen an Jahreseinkünften von 150,000 bis zwei Millionen Gulden, deren sich der Fürstprimas Simor in Gran erfreut. Bischof Schlauch in Großwardein zahlt allein an jährlichen Steuern 134,000 Mark. Die Gesamteinkünfte der höheren Geistlichen betragen jährlich 18 Millionen Gulden ($9,000,000). Nun, die Regierung kann auch zu diesem Mittel greifen, das in gut katholischen Ländern, in Italien, Frankreich in Anwendung kam und auch die geistlichen Güter säkularisieren, womit die Nachgiebigkeit der hohen Herren jedenfalls begründet werden möchte.

Das ist nun freilich Thatsache, daß Rom seine zähesten und zuverlässigsten Anhänger in Deutschland hat. Überall vermögen sich die Anhänger Roms noch daran zu erinnern, daß sie nicht bloß römische Katholiken, sondern sonst noch etwas sind, nur in Deutschland

haben sie's ganz vergessen. Außerdem haben sie in den nach Rom schielenden Protestanten und den Umsturzparteien, mit denen Rom liebäugelt, Bundesgenossen, die ihnen sonstwo nicht leicht zu Gebote stehen.

In den Laienkreisen der katholischen Kirche Frankreichs ist seit einiger Zeit eine Bewegung im Gange, das Lesen der Bibel zu verbreiten. Von Rom aus wird die Sache freilich nicht gerne gesehen, aber allzu entschieden darf man in diesem Punkte auch in Rom nicht mehr auftreten und so ist denn Laserre mit seiner für die Katholiken bestimmten Bibelausgabe einstweilen in Rom bei seiner Bitte um Approbation abgewiesen worden. Lasserre und seine Freunde, die teilweise dem hohen katholischen Klerus angehören, ließen sich durch den ersten Mißerfolg nicht abschrecken, ihre Pläne zum Frommen der Katholiken fortzusetzen. Ein Herr Michel hat große und weite Reisen gemacht und mit regem Interesse die kirchlichen und religiösen Zustände der von ihm besuchten Länder geprüft. Als Resultat seiner Beobachtungen ruft er seinen Landsleuten zu: Leset die Bibel! Und es fehlt ihm nicht an Zustimmung von seiten vieler Glieder des Klerus. Unter diesen ist Monsignore van Hulst, Rektor des Instituts Catholique in Paris, zu nennen. Auch dieser will nur die Verbreitung kirchlich approbierter Übersetzungen und verlangt, daß jedem katholischen Gebetbuch wenigstens die Evangelien, wenn möglich aber das ganze Neue Testament, als Anhang hinzugefügt werden. Er erinnert an die ersten christlichen Gemeinden, ferner an die großen französischen Kanzelredner des 17. Jahrhunderts, Bousset, Fenelon u. a., welche großen Gebrauch von der Bibel machten. Das wichtigste aber ist ein von ihm citierter, wenig gekannter Ausspruch Pius VI.: „Es ist eine vortreffliche Sache, die Gläubigen zum Studium der heiligen Schrift aufzufordern. Sie ist eine unerschöpfliche Quelle reichen Segens und sollte jedermann zugänglich sein." Nach Ansicht von Monsignore van Hulst ist es eine verfehlte, nicht zu begründende Maßregel, nur den Geistlichen die Bibel zum Studium zu empfehlen. Keine christliche Familie sollte ohne Bibel sein und aus derselben den in unseren Tagen wieder so notwendigen Glaubensmut schöpfen. Noch beachtenswerter ist der Ausruf des Abbé Garnier in seinem Aufsatz: „Was wird Frankreich noch retten?" der in der Mainummer der "Association Catholique" erschien. Darin heißt es: „nur eine übertriebene Reaktion gegen protestantische Theorien haben die katholische Kirche zur Vernachlässigung der Bibel geführt. Den Protestanten ist sie alles. Jeder kann sie lesen, auch nach seinem Ermessen auslegen. Uns Katholiken sagt man: „Es kann nicht jedermanns Sache sein, die ganze Bibel zu lesen und richtig auszulegen; eine Auslegung genügt. So wird das Buch der Bücher, welches unter göttlicher Inspiration zu unserer Belehrung und Erbauung verfaßt wurde, vernachlässigt. Kehren wir zum Evangelium zurück!" Abbé Garnier ließ es auch nicht bei Worten bewenden. Er ließ 100,000 Exemplare drucken und hat in kurzer Zeit etwa 7000 verkauft. Das sind in der That sehr erfreuliche Erscheinungen. Man hört auch nicht, daß einer dieser Geistlichen einen Verweis erhalten hätte. Einige Bibelgesellschaften haben bereits die Notwendigkeit erkannt, katholisch approbierte Bibelübersetzungen zu verbreiten, um damit in katholischen Kreisen Eingang zu finden. In der Schweiz und Tyrol hat man z. B. die Erfahrung gemacht, daß die Leute sehr gerne solche kauften, aber die Lutherische Bibel bestimmt abwiesen.

Die Dreikönigswasserweihe, ein uralter Ritus, der sich in einzelnen Diöcesen Deutschlands und manchen Kirchen Roms und Venedigs erhalten hatte, ist durch Bescheid des Papstes vom 11. Juni 1890 verboten worden. Es wurde nämlich zum Andenken an die Taufe Christi um Mitternacht oder am Vorabend das Wasser durch besondere Ceremonien (dreimaliges Untertauchen des Kreuzes 2c.) geweiht; nunmehr darf diese Form nicht mehr angewendet werden, weil nach dem Urteil der Ritenkongregation dieser Ritus durchaus der griech. Kirche eigen, der lateinischen aber gänzlich fremd ist. Es will uns scheinen, als ob es der Kurie daran läge, die letzten Spuren der griech. Abkunft des Epiphaniasfestes zu verleugnen. Bisher hatte man jenen Ritus unbedenklich geduldet; nur die Neueinführung dort, wo er noch nicht bestand, verbot Benedikt XIII. (1725) erlaubte aber ausdrücklich, ebenso wie Benedikt XIV., das Weiterbestehn. Noch unter Pius IX. durfte ein neues Formular dafür erscheinen. Der jetzige Papst hält es aber

für angezeigt, seine Vorgänger zu korrigieren. Begreiflicherweise wird es vielen Leuten schwer, sich von dem alten, ihnen lieb gewordenen Brauch zu trennen; manche wagen sogar, ihren Unmut darüber auszusprechen, daß die Tilgung alles dessen, was ein wenig von der streng römischen Manier abweicht, bis zum äußersten durchgeführt wird. Aber diese Leute werden bald zum Schweigen gebracht werden.

Der Peterspfennig soll im Jahre 1890 eine halbe Million weniger ergeben haben als im Jahre 1889. Das päpstliche Budget weist einen Fehlbetrag von 200,000 Frs. auf. Um dieser Not zu steuern, ordnete der Papst an, daß vom 1. Januar ab die beiden Museen des Vatikan und des Lateran nur gegen ein Eintrittsgeld von einer Lira pro Person besucht werden können, mit Ausnahme der Donnerstage. Fortgefallen ist dagegen die Beschränkung, daß die Museen an Sonnabenden nicht zugänglich sind, wie es bisher der Fall war. Officiös wurde unter Berufung auf das Garantiegesetz dem Papst das Recht zu der Erhebung von Eintrittsgeldern bestritten. Die Armee des Papstes ist für das Jahr 1891 auf folgenden Effektivbestand festgesetzt worden: zwei Generale, zwei Oberste, zwei Oberstlieutenants, ein Major, zwei Hauptleute und vier Lieutenants. Dieses 13 Köpfe zählende Offizierkorps wird nach dem Militäretat des Papstes 60 Mann zu kommandieren haben, bei welcher Zahl die Schweizer mit inbegriffen sind. Die päpstliche Kavallerie wird aus 13 Nobili bestehen mit 8 Pferden.

Am Epiphaniasfeste wurde in der Kapelle des St. James-Palastes im Auftrage der Königin von England das übliche Geschenk von Gold, Weihrauch und Myrrhen durch die Kammerherren Ponsonby, Fane und Kapitän Stopford dargebracht. Dies ist eine uralte Sitte. Eine Verordnung aus der Zeit Heinrichs VII. bestimmt: „Am zwölften Tage soll der König sich kleiden in seine königlichen Gewänder, mit Überwurf und pelzverbrämter Kappe am Nacken, im Mantel mit langer Schleppe und in seinem Panzer, mit goldenen Armspangen an den Armen, dicht besetzt mit reichen Edelsteinen, und kein weltlicher Mann soll sie berühren außer dem Könige selbst, und der Squire muß sie dem Könige bringen in einem feinen Tüchlein, und der König muß sie selbst sich anlegen; und er soll sein Scepter halten in seiner Rechten und den Apfel mit dem Kreuze in der Linken, die Krone auf seinem Haupte. Und er soll an jenem Tage ein Opfer darbringen von Gold, Myrrhen und Weihrauch; dann soll der Dean der K pelle zum Erzbischof von Canterbury des Königs Gabe senden durch Laien oder Priester, und der Erzbischof soll selbigem Boten die erste freie Pfründe verleihen, über die er verfügt."

Wie man Katechismen zu übersetzen hat, davon hat das russische Kriegsministerium eine eigene Idee. Laut Anordnung desselben soll für die röm.-katholischen Schüler in den Militärschulen der Breslauer römisch-katholische Katechismus ins Russische übersetzt werden, aber nicht nur ins Russische, sondern auch auf echt russische Weise, indem eingehend alle die Punkte bezeichnet sind, welche nicht mit übernommen werden dürfen (Primat, Unfehlbarkeit, Ehe 2c.) Im ganzen erstreckt sich das Verbot des Ministers auf nicht weniger als 58 Punkte, in denen die röm.-kath. Lehre nicht mitgeteilt werden soll.

Schulnachrichten.

Die evang. Zions-Gemeinde in Evansville, Ind., ist im Begriff, ihre seit einigen Jahren eingegangene Gemeindeschule wieder herzustellen, und hat zu dem Zwecke in der Gemeinde ein besonderes Schulkomitee ernannt. Mit September dieses Jahres soll die Schule beginnen, und sucht die Gemeinde bis dahin einen christlichen, tüchtigen Lehrer, der im englischen wie im deutschen Unterrichte mit der Publik-Schule konkurrieren kann und zugleich ein guter Orgelspieler und tüchtiger Chordirigent sein muß.

Auch die evang. Stephans-Gemeinde in Merrill, Wis., will eine Gemeindeschule gründen. — Lehrer C. S. Döhring, Glied des Lehrervereins, hat die Oberlehrerstelle an der evang. Dreieinigkeits-Gemeinde in Milwaukee, Wis., übernommen.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

19. Jahrg. April 1891. Nro. 4.

Geistesstörung und Besessenheit.

Von P. J. G. Enßlin.

(Fortsetzung.)

Die enge Verbindung der Geistesgestörtheiten mit den leiblichen Übeln hat die Wissenschaft schon zu der Behauptung geführt, daß Geistesstörungen als Folgen leiblicher Krankheiten zu betrachten sind, weshalb sie auch solche Übel von diesem Gesichtspunkt aus behandelt und zu heben sucht. Allein die Gründe, auf welchen diese Behauptung beruht, sind nicht in allen Fällen stichhaltig. Wahr ist wohl, daß durch körperliche Verletzungen, hauptsächlich durch Gehirnerkrankungen, Geistesstörungen entstehen mögen, in welchen sich vornehmlich Schwächen des Denkvermögens zeigen mögen; diese werden aber auch in der Regel, wenn eine leibliche Heilung möglich ist, nach und nach wieder gehoben. Aber wie viele Geistesstörungen giebt es, die anderer Art sind, bei denen leibliche Hilfe kein nütze ist und zwar nicht deshalb, weil es nach ärztlicher Anschauung für leibliche Hilfe zu spät wäre, sondern weil in diesen Fällen die leiblichen Übel unverkennbar Folgen von Geistesstörungen sind. Gewissenhafte Ärzte gehen darum auch in solchen Fällen behutsam zu Werke und erkennen in denselben die Notwendigkeit der Seelsorge und des geistlichen Beistandes an. Pfr. Chr. Blumhardt schreibt diesbezüglich: „Gewöhnlich nimmt man an, daß gewisse leibliche Krankheitan auf den Geist zerstörend wirken. Ich will das nicht ganz verwerfen. Aber schon eine nüchterne Philosophie lehrt auch umgekehrt, daß Störungen des Geistes leibliche Krankheiten wecken können und daß letzteres bei weitem häufiger der Fall ist, glaube ich daraus schließen zu können, daß z. B. Kopfschmerzen, Nervenzuckungen, Rückenmarks- und Unterleibs-Schmerzen, letztere in verschiedenen Nüancen, ohne alles weitere sich von selbst verlieren, wenn die Zerrüttung des Geistes aufhört, während letztere gewöhnlich zunimmt, wenn man auf die leiblichen Übel stark wirkt." Diese Erfahrung steht wohl der modernen Anschauung entgegen, aber sie muß zugestehen, daß ihr widersprochen und durch eine nüchterne Psychiatrie ihr Axiom verworfen werden kann; denn die Psychiatrie kann, ohne ihre Grenzen zu überschreiten, die Ursache des Irrseins nicht weiter als in einer Krankheit des Denkorgans suchen. Dabei ist sie indes genötigt, das Faktum zuzugestehn, daß man in vielen Leichen irre gewesener Personen keine Anomalien dieser Art findet und daß die anderwärts vorgefundenen Veränderungen der

Hirnsubstanz es völlig dunkel lassen, wie eine physische Störung und vollends gar diese oder jene bestimmte Form derselben daraus hervorging, warum solche gerade bei diesem Individuum daraus hervorgehen mußte, bei einem andern, mit höchst ähnlichen Veränderungen, nicht. Wenn sie trotzdem die Voraussetzung einer, wenn auch nicht nachweisbaren Gehirnerkrankung als unerschütterliches Axiom festhält, so muß man sie gewähren lassen; klar ist aber, daß damit über die letzte Ursache des Irrseins nichts ausgesagt ist. So lange die Geistesthätigkeit nicht als Hirnfunktion begriffen ist, kann auch ihre Störung nicht als Hirnaffektionen, welcher Art sie auch sein mögen, begriffen werden und es wird erlaubt sein, letztere ebensogut als Produkt der ersteren zu fassen, als umgekehrt. Wenn in einzelnen Fällen schon Geistesstörungen scheinbar durch ärztliche Mittel gehoben wurden, so ist damit noch lange nicht der Beweis geliefert, daß alle Geistesstörungen nur Folgen leiblicher Krankheiten und zerrütteter Nerven sind und durch ärztliche Mittel und Kunst gehoben werden können; denn es frägt sich doch auch, welcher Art die Geistesstörungen waren, und ob nicht die Befreiung ihren Grund in der Einwirkung auf den Geist und Seelenzustand hatte, als in den materiellen Mitteln, zumal eine seelsorgerliche Einwirkung dem Bedürfnis der Seele mehr entspricht und in den meisten Fällen allein eine Besserung bewirken kann. Gott läßt auch da und dort die Übel aus Gnaden wieder weichen, daher es auch in solchen Fällen von Gottes Seite heißen kann: „Bis hieher und nicht weiter." Wohl wird in dieser Beziehung auch von manchen Gläubigen behauptet, daß leibliche Krankheiten, insbesondere ein zerrüttetes Nervensystem, der Anknüpfungspunkt und Kanal für dämonische Einflüsse sein mögen. Allein sie wollen damit doch nicht behaupten, daß leibliche Krankheiten die eigentliche Ursache von Geistesstörungen und Besessenheiten sind; denn gefährlich wäre die Folgerung, die daraus gezogen werden könnte, nämlich: daß man durch Zuziehung gewisser leiblicher Krankheiten, dem Einfluß der Dämonen preisgegeben ist. Sie wollen vielmehr damit sagen, daß die Macht der Finsternis, wenn sie zum Einfluß und Einwirken von Gottes Seite Raum und Erlaubnis bekommen hat, gern auf dem natürlichen und für sie offenstehenden Weg eindringt und wirkt, und das schon darum, weil sie sich der göttlichen Ordnung anzubequemen hat und keine willkürlichen Zerstörungen anrichten darf. Hiob 2, 6. Freilich mag, was das leibliche Verhältnis betrifft, die Disposition zur Geistesstörung schon in der natürlichen Anlage vorhanden sein, daher auch schon die Frage aufgestellt wurde, ob Geistesstörungen und Besessenheiten erblich seien oder nicht. Thatsache ist nemlich, daß nicht bloß die sündliche, sondern auch die krankhafte Natur des Menschen durch Zeugung auf andere übertragen werden kann. Aber darin liegt noch kein Beweis dafür, daß jede Geistgestörtheit und sogar Besessenheit geerbt werden mögen; denn wenn sich solche Zustände auch scheinbar wie ein Erbstück zeigen, so frägt es sich, welcher Art sie sind und ob nicht auch andere Ursachen derselben zu Grunde liegen mögen, die keine Erblichkeit zulassen. Krankhafte Naturen mögen, wie schon gesagt, geerbt werden, wie es auch

2. Sam. 3. 29, und an andern Orten angedeutet sein mag. Allein zerrüttete Seelenzustände, wobei das Bewußtsein des Menschen zurückgedrängt ist und ein vikarierender, zuweilen kontrastierender Geist sich offenbart, stammen nicht aus der krankhaften Natur des Menschen, sondern sind als Wirkungen der Dämonen zu betrachten, die aber nicht erblich sein können; denn der Dämon ist ja nicht von dem Wesen der Seele, er kann nicht mit ihr in eins zusammenfließen, um zum Wesen des Menschen gehören zu können, er ist ein Individuum, das sich höchstens der Seele vikarierend unterschieben, oder wie die hl. Hildegard beobachtet haben will, nicht mit seiner Substanz, sondern mit seinen Attributen ihr beiwohnen kann. Ein Verdrängen der Seele aber, durch welche allein eine Wesensgemeinschaft erhofft werden dürfte, würde nicht zum Ziele führen; denn dieses Verdrängen würde eine Trennung des Geistes vom Leibe, oder den Tod verursachen. Es können also solche Zustände, die durch die Dämonen gewirkt werden, nicht erblich sein. Hingegen dürfte unter Umständen eine Disposition zu Geistesstörungen als erblich gefaßt werden, weil sie im organischen Naturleben des Menschen wurzeln mag; denn diesbezüglich muß gesagt werden, daß das Gleiche dem Gleichen entgegenstrebt, und das Assonierende ineinanderklingt, darum auch das organische Naturleben des Menschen, wie es sich vornehmlich im melancholischen Temperamente darstellt, das in schärfster Ausweichung zwischen dem lichten Tag und der finstern Nacht in seinen Phasen hin und herüberschwebt, leicht sich für das Nachtgebiet des bösen Geisterreichs öffnen und für die Einwirkungen derselben empfänglich wirken mag. Chrysostomus nennt darum die Melancholie „das Bad des Teufels" und die Erfahrung lehrt, daß mehr Frauen als Männer nach dieser Seite hin am Geiste gestört werden; dieweil sie mehr als jene zum melancholischen Temperamente sich neigen. Doch an und für sich ist das Temperament so wenig eigentliche Ursache der Geistesstörung, als leibliche Krankheit; denn es muß, ehe es weit genug in jenes Nachtgebiet hinüberneigt, durch sündliche Neigungen und Leidenschaften, wie z. B. Hochmut, Unzufriedenheit, Habsucht, Mißtrauen, fleischliche Liebe, Unversöhnlichkeit, Rachsucht, Zauberei und dergl. zersetzt oder verstimmt worden sei. Diese Zersetzung und Verstimmung aber, welchen Unglaube und Unentschiedenheit im Christentum zu Grunde liegen, und schon in ihren Anfängen im Glauben überwunden werden sollten, sind es, welche nach göttlichen Gesetzen dem Reiche der Finsternis Recht und Macht einräumen und dämonische Eingriffe gestatten. 1. Sam. 18, 8—10. Daniel 4, 27—30. Joh. 12, 6. Gerade diese sündlichen Neigungen und Leidenschaften sind es auch, welche dem Reiche der Finsternis die Hand bieten und das Mittel bilden, wodurch es entsprechende Manien, Wahnsinn, Mordlust und dergl. bei den betreffenden Personen leicht hervorbringen kann, die dann aus ihrer Vorstellungswelt hervorzukommen scheinen. Es soll nun mit letzterem nicht gesagt sein, daß alle Menschen, welche am Geiste dämonisch gestört werden, Sünder vor andern sein müssen, oder daß aus ihren Äußerungen auf ihre früheren Charakterzüge geschlossen werden darf; das würde nicht allein dem Ausspruch

Christi Luk. 12, 2—5, sondern auch vielen entgegengesetzten Erfahrungen widersprechen. Sie mögen sogar weniger gesündigt haben als viele Tausende, die von solchen Übeln verschont bleiben. Wohl müssen wir zugestehen, daß in unserem Fleische nichts Gutes wohnt und Gott ein Recht hat, den Sünder oder Schuldner den Peinigern zu übergeben; denn Gott ist gerecht in seinem Thun. Allein dem inwendigen Menschen nach kann der Christ doch Lust an Gottes Gesetz haben, im Glauben gegen die Sünde kämpfen und so in der Gnade Gottes stehen. Letzteres ist es dann gerade, was den Satan gegen viele reizt, daß er sie anfechten oder sichten will, damit sowohl des Menschen Schwäche und Anfechtbarkeit, als auch seine Macht und Recht den Sündern gegenüber offenbar werden möchten. Aus besondern Gründen, bei welchen sich oft weniger Gottes vergeltende Gerechtigkeit, als seine erzieherische, aufs Wohl und Heil der Menschen (insbesondere der Angehörigen) zielende Führung, offenbaren soll, können darum auch bei sonst frommen Personen, ja sogar bei Kindern, dämonische Eingriffe gestattet werden. Wo aber das Bewußtsein des Menschen durch dämonische Macht zurückgedrängt ist, da offenbart sich eben zum Schrecken und Staunen der Umgebung die unsaubere dämonische Art, die sich gerade darin genügt, daß sie gegenüber dem bewußten Reden und Handeln der betreffenden Personen, einen Kontrast hervorbringt. Pfarrer Ch. Blumhardt sagt deshalb diesbezüglich: „Auch die Erfahrung glaube ich mit Sicherheit gemacht zu haben, daß bei weitem in den meisten Fällen gewisse Sünden der Unreinigkeit, nicht sowohl Ursache, als vielmehr Folge des dämonisch zerrütteten Seelenzustandes sind.“ Eben solche Äußerungen geistgestörter Personen liefern den Beweis, daß ihrer Geistgestörtheit weder eine krankhafte Natur, noch eine direkte göttliche Wirkung, sondern eine speciell satanische, oder dämonische Machtentfaltung zu Grunde liegt; denn sie würde sich um nichts besser ansehen, oder in ein besseres Licht stellen lassen, wenn man auch auf Grund 1. Sam. 8, 10. solche Zustände dem Wirken Gottes zuschreiben und den Teufel ganz aus dem Spiel lassen wollte. Wohl geht aus dieser und ähnlichen Stellen hervor, daß Gott im Regimente sitzt und das Reich der Finsternis nicht willkürlich handeln darf, sondern daß von seiten Gottes entweder nach seinen bestehenden Gesetzen, oder aus erzieherischen Gründen, ein Eingriff gestattet, oder eine Übergabe geschehen muß, ehe er seine Macht offenbaren kann. In Gott selbst ist ja kein böser Geist, der dämonisch wirkt, alles Göttliche haßt und zu allerlei schandbaren Dingen treibt, sonst müßte sein Reich in sich selbst uneins sein. Allein das Gerichts-Amt ist Gottes Amt und nur nach seinem Willen kann ein Mensch den Peinigern überlassen, oder übergeben werden, darum auch dämonische Geistesstörungen, wo sie dem Zweck des Reiches Gottes zu dienen haben, als vom Herrn kommend angesehen werden müssen, was auch mit dem Ausdruck: „Böser Geist vom Herrn,“ 1. Sam. 18, 10. gesagt sein soll. Nur insofern können dämonische Wirkungen als vom Teufel kommend bezeichnet werden, als sie, wie im Heidenthum, mit dem Reiche Gottes in keinem Zusammenhange stehen und sich in ihnen nach Gottes Zulassung, die peinigende und

wunderwirkende Art und Kunst des Teufels offenbaren darf; denn Gott der Herr herrscht über alles, der Teufel aber in beschränkter Weise, nur in seinem Reich oder Gebiet. Diese Auffassung von Geistesstörungen oder Besessenheiten wird wohl von ungläubiger Seite und von der modernen Welt vielfach beanstandet; denn dieweil sie keine negative Kritik der hl. Schrift enthält, klingt sie vielen nicht wissenschaftlich genug und weil sie den einfältigen Glauben an die Bibel verrät, bietet sie auch nicht, was die sogenannte Aufklärung wünscht. Allein sie enthält die göttliche Weisheit, welche die menschliche Weisheit zu Schanden macht und den dunkeln Rest erklärt, der auf seiten der Ungläubigen und Materialisten, bei dämonischen nie recht begriffen werden kann. Durch sie wird auch am ehesten und sichersten der Weg zur Rettung und Hilfe gefunden, während durch die sogenannte Aufklärung, welche die Existenz des Satans und den Einfluß der bösen Geister leugnet, dieser Weg nur verdunkelt und versperrt wird; denn wo kein Vermögen ist, eine richtige Diagnose über das Übel festzustellen, da liegt es auch viel zu fern, das richtige Mittel, oder die eigentliche Quelle der Hilfe zu finden. Man gräbt, bildlich gesprochen, nur löchrichte Brunnen, die doch kein Wasser geben. Wohl mag die moderne Welt sich rühmen die Furcht vor den Mächten der Finsternis verdrängt zu haben; aber was hilft's, wenn sie die Besessenheit nur als Produkt falscher Vorstellungen gelten läßt, das Wesen derselben ist doch geblieben und hat auch unter dieser Maske an ihrer Furchtbarkeit nichts verloren. Sie weiß für die Unglücklichen nichts besseres zu thun, als sie ihrem Schicksal zu überlassen, oder sie in ein Irrenhaus zu thun und der ärztlichen Pflege zu übergeben, wodurch in der Regel, (wenn nichts weiteres geschieht), keine oder nur eine Scheinhilfe erzielt wird; denn daß bei Besessenheiten und vielen Geistesstörungen, wo übernatürliche Kräfte als Eingriffe und Einflüsse der Dämonen die Hauptursache der Krankheitserscheinungen bilden, mit bloß natürlichen und irdischen Mitteln keine Befreiung erlangt werden kann, ist theoretisch betrachtet selbstverständlich. Sie haben ja nur Wirkung auf das leibliche Übel, das bei Geistgestörten meistens eine Folge des zerrütteten Seelenzustandes ist, nicht aber auf den Seelenzustand und die Dämonen, welche das Übel verursachen. Wo aber solche Mächte wirken, die aller menschlichen Kunst und Wissenschaft spotten, da ist die Hilfe des Stärkeren notwendig, der dem Starken seinen Raub nehmen und die Werke des Teufels zerstören kann. Wollen wir auch dem leiblichen Übel gegenüber eine naturgemäße Behandlung von seiten der Ärzte nicht verachten, so muß eben doch gesagt werden, daß bei dämonischen nur der Finger Gottes die eigentliche Hilfe ist. Eine Occupation von seiten böser Geister ist durch die Zulassung dessen geschehen, der über alles zu gebieten hat und der höher ist, denn der Satan, weshalb auch dieser Höhere ins Mittel treten und den Satan zu dem nötigen muß, was er aus freien Stücken nimmer thun würde. Es frägt sich daher für den Hilfe suchenden: Wo und wie der Finger Gottes eingreifen und Hilfe bringen mag. Es dürfte darum notwendig und als zur Sache gehörend erscheinen, hier ein kurzes Wort darüber zu reden.

Der Finger Gottes, als göttlich gebietende Macht gefaßt, ist zwar an und für sich überall thätig, wohin sich auch Gottes Reich und Herrschaft erstreckt; allein es ist ein Unterschied, ihn für oder gegen sich zu haben, darum auch von großer Bedeutung, ob man dem Reiche Gottes, oder dem Reiche der Finsternis angehört. Daß solche Menschen, welche dem Reiche des Satans angehören, den Finger Gottes nicht für, sondern gegen sich haben, liegt schon in dem gegensätzlichen Verhältnis dieser zwei Reiche begründet. Daß aber auch nicht bei jedem, der sich zu den Kindern des Reiches Gottes zählt, der Finger Gottes helfend und befreiend eingreifen darf, das lehrt die hl. Schrift klar und deutlich; denn wenn Gott um der Sünde und Sündhaftigkeit des Menschen willen, dem Reiche der Finsternis peinigenden Einfluß gestattet und damit seinen heilsamen Zweck zu erreichen sucht, so versteht es sich von selbst, daß der Finger Gottes nicht eher der Macht der Finsternis entgegen treten kann, bis der Zweck der Heimsuchung erreicht ist, oder bis dem Verkläger der Brüder Recht und Macht genommen werden kann, und eine Erlösung vom Fluch und Zorn Gottes eintreten darf. Für viele wäre ja das helfende Eingreifen des Fingers Gottes nur eine That, wodurch dem Fleische aufgeholfen und dem heilsamen Zweck der Heimsuchung Gottes entgegengearbeitet würde. Wo darum der Finger Gottes helfend und befreiend einwirken soll, da muß der rechte Weg eingeschlagen und das von Gott dazu gegebene Mittel erfaßt werden, das heißt: Die betreffenden heimgesuchten Personen müssen durch wahre Buße und Bekehrung mit dem Reiche der Finsterniß brechen und im Glauben die Erlösungsgnade sich aneignen, wodurch dem peinigenden Einfluß von diesem Reiche her gewehrt und dem Verkläger der Brüder und Gewalthaber des Todes Recht und Macht genommen wird. Freilich sind die meisten, welche zu den Dämonischen gerechnet werden müssen, unfähig, obige Bedingungen zu erfüllen; denn sie sind gewöhnlich ihrem Willen nach durch die Macht der Finsternis gebunden und manche sogar zum Erfassen der göttlichen Wahrheit ganz untüchtig. Wo aber solche Mißverhältnisse vorwalten, da liegt es klar auf der Hand, daß obige Bedingungen von seiten derer erfüllt werden müssen, welche mit den, vom Satan Gebundenen in Gemeinschaft stehen und gleichsam mit ihnen ins Elend verkauft oder in die Leidenschaft gezogen sind. Matth. 18, 25. Denn auch sie haben solche Heimsuchungen Gottes als Mittel zu betrachten, durch welche Gott seinen Zweck auch an ihnen erreichen will, nämlich hauptsächlich den, daß sie als Mitfühlende und Mitleidende nicht nur von ferne zum Herrn rufen lernen: „Herr, meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt;" sondern daß sie näher herzutreten, sich vor ihm demütigen und beugen und im Glauben die Brosamen vom Tische des Herrn nehmen lernen. Wo darum nicht auch von seiten der Angehörigen, auf welche solche Heimsuchungen Gottes ebensowohl abgesehen sein mögen, wie auf die Kranken selbst dem Reiche der Finsternis und allem ungöttlichen Wesen abgesagt und die Erlösungsgnade Christi nicht ergriffen wird, da hält es schwer, der Macht der Finsternis ihre Beute zu entreißen; denn einerseits wird durch ihre Unbußfertigkeit und Unglauben die satanische Macht in ihrem

Rechte unterstützt, und andererseits, wenn der Zweck der Heimsuchung Gottes an ihnen nicht erreicht wird, der helfende Finger Gottes zurückgehalten. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß der Unglaube des einen, den Glauben des andern aufhebe und unter allen Umständen keine Hilfe und Erlösung eintreten kann; denn es giebt noch ein anderes Motiv, um den Finger Gottes für sich zu gewinnen und zum helfenden Eingreifen zu bewegen. Das aber ist die brüderliche Handreichung, nämlich das Einstehen und Mitwirken solcher Personen, durch welche der Finger Gottes geoffenbart werden kann und die von Gott zum Segnen berufen sind. Sie haben ja die Verheißung: „Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich euch geben.“ Joh. 14, 13; denn gleichwie es im Reiche des Satans ist, da durch die Kinder der Bosheit dem Reiche Gottes entgegengearbeitet und die Menschen durch Lüge und Betrug und Werke der Finsternis verführt und unter die Gewalt des Teufels gebracht werden, so sollen und können umgekehrt von seiten der segnenden Personen durch die göttliche Wahrheit und durch den Finger Gottes, die Menschen zum Glauben gebracht und die Werke des Teufels zerstört werden. Eben dazu teilt Gott in der Kirche seine Gaben und Kräfte aus und dazu gab er so große und weitgehende Verheißungen der Gebetserhörung und der brüderlichen Handreichung. Dieweil aber diese Dinge nicht von allen Gläubigen gleich ergriffen werden und auch nicht alle, die zum Segnen berufen sind, gleich treu sind, so können auch nicht alle gleich Gottes Finger offenbaren. Es stellt sich daher durch das persönliche Verhältnis zu Gott und seiner Reichssache ein Unterschied unter den Gliedern des Leibes Christi heraus, der nicht blos darin besteht, daß ihnen die Geistesgaben verschieden zugeteilt werden, sondern daß es Gebende und Empfangende, Segnende und Gesegnetwerdende giebt; denn es ist ohne alles Widersprechen also, daß der Geringe von dem Besseren gesegnet wird. Heb. 7, 7. (Schluß folgt.)

(Schluß folgt.)

Zur „Kritischen Beleuchtung der Thesen 7—15 etc.“

(Siehe Protokoll der 18. Jahreskonferenz des deutschen evang. Lehrervereins von Nord-Amerika.)

Vom Special-Schulkomitee.

Eine Beleuchtung, zumal eine Beleuchtung von Thesen, die von ihren Verfassern als so eine Art Glaubensbekenntnis hingestellt sind, das hinsichtlich unserer evang. Schulerziehung als Grundlage dienen möchte zu teilweisem Ausbau unserer Kirche, sollte man immer willkommen heißen können, vorausgesetzt, daß sie das auch wirklich ist, was sie vorgiebt zu sein, nämlich eine „kritische,“ d. i. eine sichtende, das Wahre vom etwa Falschen, das Haltbare vom etwa Unhaltbaren scheidende Beleuchtung. Jedoch einer Beleuchtung, die auf das Attribut „kritische“ mit Recht Anspruch machen will, dürfen folgende unerläßliche Merkmale nicht fehlen. 1. Das Licht, mit dem sie vollzogen werden soll, muß derjenigen Sphäre angehören, der auch ihr Gegenstand angehört. 2. Es müssen bei der sich vollziehenden Beleuchtung dem Kritiker die sogenannten tendenziösen Hinter- und Nebengedanken fern bleiben,

weil dadurch die Erreichung des Zweckes seiner Arbeit — die Klarstellung des Gegenstandes — mindestens zweifelhaft, vielleicht unmöglich wird. 3. Der Kritiker muß den aufrichtigen Willen haben, der beim Vollzug der Beleuchtung sich ergebenden Wahrheit die Ehre zu geben und sie gebührend zur Geltung zu bringen.

Da die principielle Auffassung des Verhältnisses des evang. Schulamtes zum evang. Predigtamte ihrer Natur nach zu den geistlichen Dingen gehört (es handelt sich ja um den Begriff zweier kirchlicher Ämter), und da ferner die beleuchteten Thesen sich auf Schrift und Geschichte stützen, so konnte man mit Recht von dem Verfasser der kritischen Beleuchtung erwarten, er werde sein Licht aus eben derselben Sphäre, nämlich aus Schrift und Geschichte entlehnen. Er selbst weiß das auch sehr wohl; wie er denn auch einen Versuch in diesem Sinne macht. Nachdem er zuvor die den einschlägigen Distriktsbeschlüssen gegenüber gebildete „eigene Meinung“ des Spezialkomitees breitgetreten, will er den Grundsatz: „Das Schulamt ist ein Helferamt des Predigtamtes“ bekämpfen*) und citiert er darum aus unserem Referat: „Der Pastor ist der Bischof. Die Diener aber, die Diakonen, die Helfer — zur Zeit Küster oder Gemeindelehrer genannt — sind von ihnen (soll heißen „von ihm“) unterschieden,“ worauf er wörtlich fortfährt: „daß Diener, Diakonus und Lehrer identisch sind, ist neu.“ Demgegenüber sei bemerkt, daß den Thesenstellern dieser Gedanke der Identität der letztgenannten Ämter fern lag. Denn offenbar wollen weder unsere Thesen, noch will unser Referat das sagen, was der Verfasser der krit. Beleuchtung hier erst einlegt und dann wieder herausliest. Die Thesensteller wollen nur sagen, was ihre Worte laut angeführten Schriftstellen (1. Tim. 3, 1 u. 8) deutlich erkennen lassen: Die letztgenannten Ämter sind von dem erstgenannten, dem Bischofs- oder Predigtamt, „zu unterscheiden.“ Dieselben aber unter sich als „identisch“ hinzustellen, liegt ihnen fern. Aber wenn man auch so einlegt und wieder herausliest, bleibt doch der Hauptgedanke derselbe. Anstatt nun diesen kritisch zu beleuchten, wie man erwarten dürfte, zerlegt er den eingelegten Nebengedanken. Das gewünschte Resultat bleibt denn auch nicht aus, es lautet: „Der biblische Beweis —— fällt also in Nichts zusammen.“ — Heißt man das ehrliche Kritik üben? — Doch zurück zum Hauptgedanken.

„Die letztgenannten Ämter sind von dem erstgenannten zu unterscheiden,“ denn sie sind nach Schrift und Geschichte nicht ursprünglich, wie dieses ursprünglich ist; sie sind erst später im Laufe der Geschichte diesem — dem Apostel- und Bischofsamte, beziehungsweise geistl. Amte — als Hülfs-

*) Es muß auffallen, daß Ref. zuerst laut Überschrift kritisch beleuchten will und uns im Eingang seiner Arbeit erklärt: „Ich habe mich beschränkt auf Bekämpfung dessen, was mit den ausgesprochenen Ansichten und Beschlüssen des Lehrervereins in direktem Widerspruch steht.“ Eine Bekämpfung ist aber doch keine Beleuchtung, wenigstens keine kritische. Indessen läßt man sich auch die gefallen, wenn sie das bekämpft, was wirklich behauptet worden ist.

ämter beigeordnet worden. Das Apostelamt als solches ist nicht mehr, aber seine Wirksamkeit — die Predigt des Evangeliums, die Verwaltung der heil. Sakramente, die Seelsorge und Aufsicht über die ganze Herde — dauert fort im evang. Predigtamt oder Bischofsamt. Letzteres ist die Fortsetzung des ersteren. Das Amt der Diener, der Helfer, etc. ist bezüglich seiner äußeren Gestalt und Aufgabe, entsprechend den Bedürfnissen im Wechsel der Zeit und der örtlichen Verhältnisse verschieden gewesen. Es gab eine Zeit, in der man sie alle nicht hatte und kannte, nämlich bis zur Wahl der ersten Almosenpfleger (Ap. Gesch. 6, 1—6). Und wo noch jetzt z. B. in einer Gemeinde der Jünger noch nicht viele geworden und keine Arme, keine unterstützungsbedürftigte Witwen und Waisen sind, da bedarf man auch jetzt noch keine Pfleger derselben. Ferner, wo die Orts- und Gemeindeverhältnisse liegen, wie in unsern englisch-amerikanischen Christengemeinden, in denen die Sonntagsschule die Gemeindeschule ersetzt, oder wo, wie in den lutherischen Gemeinden auf der Insel Island jeder Hausvater auch Hauslehrer sein muß und sein kann, da kennt man auch das Amt unseres Gemeindelehrers nicht. Endlich, ist eine Gemeinde nicht allzu umfangreich und ist ihr Pastor einverstanden, neben seinem geistl. Amte in Predigt, Seelsorge etc. auch noch die Leitung ihrer Schule persönlich zu übernehmen und außerdem noch Organist und Vorsänger zu sein, so wird man in ihr weder einen Gemeindelehrer, noch einen Organisten, noch einen Vorsänger bedürfen. Das ist so natürlich und selbstverständlich, daß man weitere Worte darüber sparen kann. Nur wie zum Überfluß sei noch bemerkt: ob man gleich alle hier genannten und nicht genannten Hülfsämter je nach den Umständen da und dort mag entbehren können, so ist das geistliche Amt doch nie und nirgends zu entbehren, wie die Erfahrung deutlich genug lehrt. Eine Gemeinde ohne geistliches Amt kann auf die Dauer schlechthin nicht bestehen; sie muß zerfallen. Wenn nun die je und je und hie und da entbehrlichen Gemeindeämter von dem nie und nirgends entbehrlichen geistlichen Amte unterschieden werden und je diesem den vermehrten Ortsbedürfnissen entsprechend von Gott und Menschen nach Schrift und Praxis beigeordnet sind, ihm zu helfen in dem großen und einen Werke der Gemeindeerbauung und Zurichtung der Heiligen zum Werk des Dienstes, dadurch der Leib Christi erbauet wird, — so weiß der Christ, das ist Gottes Ordnung, an der man nicht rütteln darf und die auch Referent nicht umstoßen kann, am allerwenigsten mit Schriftbeweisen. Die Thatsache, daß das Predigtamt **das** ursprüngliche geistliche Amt, dagegen das Schulamt **ein** geistliches (sofern es auch Gottes Wort treibt) Amt ist, bleibt stehen. Dieses ist von jenem abgeleitet, weil erst in der späteren Geschichte aus ihm hervorgegangen, — das ist eine auf biblischer Grundlage ruhende Thatsache*), der gegenüber die selbstbewußte Erklä-

---

*) „Daß es ein evang. Schulamt giebt, welches seinen Auftrag von Christus hat und für dessen Reich eingesetzt ist, steht uns außer jedem Zweifel; nur geht ihm die Unmittelbarkeit ab welche der Familie, der Kirche und dem Staate zukommt. **Es ist ein abgeleitetes Amt, das seine Abhängigkeit nie vergessen darf.**“ (Sem.-Direktor Bachofner.)

rung des Referenten (S. 12): „Der bibl. Beweis für die eigene Meinung fällt also in Nichts zusammen,“ sich mehr als sonderbar ausnimmt. Wenn er aber sogar den Mut hat zu behaupten, unsere obige Auffassung, die wir in der luth. Missouri-Synode „praktisch und segensreich durchgeführt“ erblickten (siehe unser Referat S. 91), sei „dort gar nicht vorhanden,“ so muß er bei dieser Probe seiner „krit. Beleuchtung“ denn doch sehr im Dunklen gewesen sein. Man lese im „Synodal-Handbuch“ der Mo.-Synode S. 32: „Wenn kein Schullehrer da ist, so hat der Pastor die Verpflichtung, die Kinder soweit ihm möglich, in Gottes Wort zu unterrichten, da er ja auch die Lämmer Christi weiden soll. Ist ein Schullehrer da, so steht dem Pastor, da er am jüngsten Tag verantwortlich für das gemacht werden wird, was in seinem Pfarrsprengel gelehrt worden ist, die Pflicht zu, darüber zu wachen und nachzusehen, ob in der Schule das Wort Gottes lauter und rein, vollständig und in angemessener Anwendung auch auf christliche Disciplin getrieben wird.“ Ferner in: „Die Stimme unsrer Kirche in der Frage von Kirche und Amt“ S. 349 heißt es wörtlich wie folgt: „Das höchste Amt ist das Predigtamt, mit welchem auch alle andern Ämter zugleich übergeben werden; jedes andere öffentliche Amt in der Kirche ist sonach ein Teil desselben oder ein Hülfsamt, das dem Predigtamt zur Seite steht...... Die Ämter der Schullehrer, welche Gottes Wort in ihren Schulen zu lehren haben, der Almosenpfleger, der Küster, der Vorsänger in den öffentlichen Gottesdiensten u. s. w. sind daher sämtlich als heilige Ämter anzusehen, welche einen Teil des Kirchenamtes tragen und dem Predigtamte zur Seite stehen.“ Ähnlich lautet auch das Zeugnis des reformierten Kirchen-Historikers Ph. Schaff, Bd. 1, S. 496: „Die Grundlage der Kirchenverfassung ist das geistl. Amt, welches ursprünglich mit dem Apostolate zusammenfällt und alle andern Kirchenämter dem Keime nach in sich schließt.“ — Weiter behauptet Referent: „und wird noch weniger durchgeführt.“ Demgegenüber verweisen wir auf die Menge luth. Lehrer in Ost u. West und Süd u. Nord und in seiner nächsten Nähe, die sich mit wenigen Ausnahmen sämtlich wohl fühlen unter der geistlichen Aufsicht ihrer Pastoren und nichts davon empfinden, daß sie eine „entrechtete Klasse“ sind oder man sie in den Staub getreten hat, denn ihre Stellung zur Gemeinde und dessen geistlichem Amte ruht auf dem festen Grund und Boden der Schrift

Doch diese Auffassung des gegenseitigen Verhältnisses des Pfarramtes und des Schulamtes paßt nicht mehr in unsre Zeit der Aufklärung und des Fortschrittes, wie der Herr Referent im Anschluß an These 8 „auf Grund der Geschichte“ aus Heft 6 der kirchlichen Monatsschrift: „Der evang. Geistliche und der evang. Volksschullehrer“ citiert und beweisen will. Aber dieses Citat beweist nicht, was es beweisen soll. Es soll beweisen, daß der Pastor von Amts wegen in keinerlei Weise in der Schule seiner Gemeinde die Aufsicht zu führen hat, auch nicht über den Religionsunterricht, denn das Recht der Schulaufsicht gehört der Gemeinde, die die Schule errichtet hat und sie unterhält,“— wogegen das Citat nur zeigt, wie der Volksschullehrerstand

anfänglich nur Pfarrgehülfenstand und als solcher ein Annex der Kirche war; wie abhängig der Lehrer vom Pastor gewesen; keinen Religionsunterricht selbst erteilen durfte, sich die Unterrichtspensen vom Geistlichen wöchentlich vorschreiben lassen mußte etc., endlich aber auch aus dem Pfarrgehülfen ein Meister geworden ist u. s. w. Es beweist nicht, daß nun, nachdem man Lehrerseminare errichtet, die Meister im Lehren genügend liefern und man nicht mehr nötig hat, Handwerker und Tagelöhner anzustellen und der Pastor seiner Gemeinde nicht mehr zweimal wöchentlich einen instruktiven Besuch zu machen braucht, weil der heutige Lehrer nicht mehr dasjenige Maß der Aufsicht bedarf, wir jene gewesenen Handwerker und Tagelöhner, — es beweist nicht, daß nun der Pastor keinerlei Aufsicht über den Lehrer seiner Gemeinde mehr zu führen braucht. Und gerade dieses ist doch der eigentliche Kernpunkt seiner „krit. Beleuchtung," oder zutreffender seiner bitteren „Bekämpfung." Wo bleibt nun aber der mit Recht erwartete Geschichtsbeweis, zumal er auch einen anderen und besseren nicht erbringen kann!

„Da das Schulamt auf Grund der heil. Schrift und der Geschichte"— neben andern kirchlichen Ämtern — „aus dem Hirten- oder Pastoramt hervorgegangen ist, so ist es dessen Hülfsamt und steht es demgemäß unter Aufsicht desselben" (1. Teil v. These 8). Das ist eine so einfache und selbstverständliche Wahrheit, daß sie jedem Unbefangenen einleuchten muß. Dieselbe bedarf auch keine Verteidigung gegen ihre Bekämpfer. Sie hat sich bisher selbst verteidigt und wird es auch ferner thun. „Diese Aufsicht hat der Pastor namens seiner Gemeinde und ihres Vorstandes in brüderlichem und evangelischem Geiste zu üben" (2. Teil v. These 8). Dieser Teil der These steht keineswegs mit ihrem ersten Teil im Widerspruch, wie Referent irrtümlich geltend macht. *Bilden nicht Pastor und Gemeinde zusammen ein Ganzes?* Hat diese nicht jenem durch seine Berufung und kirchliche Einführung das Hirten- und Wächteramt feierlich durch die Synode im Namen des dreieinigen Gottes *auf die Dauer übertragen?* Ist ihm nicht schon deshalb auch die Schulaufsicht eine von der Gemeinde *auf die Dauer übertragene Amtspflicht?* Oder ist etwa die Schuljugend nicht ein Teil der ganzen Herde, die sich ihm anvertraut hat zur allseitigsten Versorgung und geistlicher Pflege! Enthalten nicht auch die meisten unserer Gemeindeordnungen geradezu dahin zielende Bestimmungen! Wo bleibt da der erwähnte Widerspruch? Dieser zweite Teil der These soll aber auch nicht „ein lindernder Balsam sein für die durch ihren ersten Teil verursachten Schmerzen, sondern er soll einen Grundsatz zum Ausdruck bringen, den unsre Synode schon vor nahezu 25 Jahren in einer ihrer Plenarversammlungen im Beisein der meisten ihrer Gründer bekannte und aufstellte in ihren damals angenommenen „*Grundzüge einer Kirchen- und Gottesdienstordnung für die Gemeinden der deutschen evang. Synode des Westens,*" die auch von „*der deutschen evang. Synode von Nord-Amerika*" im Jahre 1877 aufs neue abgedruckt wurden. Unter der Aufschrift: „4. *Das geistliche Amt*" ist nach Nennung der sonstigen pastoralen Pflichten

wörtlich zu lesen: „Die Seelsorge und Kirchenzucht an Jung und Alt soll ihm (dem Pastor) angelegen sein; *der Pflicht der Aufsicht über die Gemeindeschule soll er treulich nachkommen.*" Daß aber der Pastor bei Erfüllung dieser Pflicht und Ausübung des für ihn darin liegenden Rechtes die Gemeinde selbstverständlich hinter sich haben muß, ist ebenso deutlich zu lesen unter der Aufschrift: „6. *Kirchliche Erziehung der Jugend*," woselbst es heißt: „*Leitung und Aufsicht solcher Gemeindeschule steht bei der Gemeinde*" (ganz wie These 2 des Referenten will) „*und sie übt diese Rechte und Pflichten durch ihren Pastor*" (wie dieselbe leider ohne Grund nicht will) „*in Verbindung mit dem Kirchenvorstande oder einem besonderen Schulvorstande*," wie es sich von selbst versteht. Daß aber uns're These (8) auch sagt: der Pastor solle seine geistliche Schulaufsicht nicht nur namens seiner Gemeinde, sondern auch namens seines Vorstandes ausüben, das stützt sich auf die Worte derselben Quelle, nämlich: „2. *Der Kirchenvorstand*:" .... In den Beratungen, die der Kirchenvorstand als solcher von Zeit zu Zeit unter sich anstellt, *gebührt dem Pastor, der als Träger des geistlichen Amtes in den Kirchenrat gehört, der Vorsitz*" — „das stützt sich endlich auf: „5. Kirchenzucht," — „der Pastor ist der *Stellvertreter* und *Mund der Gemeinde*." Hat der Pastor als Träger des geistlichen Amtes im Kirchenrat den Vorsitz zu führen, und ist er in Ausübung der Kirchenzucht ... der Stellvertreter und Mund der Gemeinde so wird er doch auch auf Grund obiger Citate diesen und jenen in der Schule, wenigstens sofern der Religionsunterricht in Betracht kommt, vertreten dürfen. Darum in unsrer These die Worte: „*namens seiner Gemeinde und ihres Vorstandes*."

Der dritte Teil von These 8: „*und hat sich dieselbe* (Aufsicht) *vornehmlich über den Religionsunterricht der Schule zu erstrecken*," ist allerdings — wie Referent tadelnd erwähnt — allgemein gestellt, und zwar absichtlich. Er will sagen: der Pastor hat als Geistlicher und Seelsorger auch der Schuljugend seiner Gemeinde gerade diesen Unterricht vor allem andern Unterricht zu beaufsichtigen. Dieses ist seine Pflicht und sein Recht, dessen er sich nicht begeben darf und auch nicht beraubt werden kann; wogegen die Beaufsichtigung der andern Unterrichtsfächer event. seitens der Gemeinde durch Beschluß in andere Hände gelegt werden kann. Wenn dagegen die Gemeinde nichts anders beschließt, so stehen auch die letztgenannten Unterrichtsfächer eo ipso laut Bestimmung der meisten Gemeindeordnungen und laut „Grundzügen" der Synode unter seiner Aufsicht. Und da sein Studiengang ein vorwiegend wissenschaftlicher — mehr als der des Lehrers — gewesen, so wird er, auch wenn er die Pädagogik nicht als Fachstudium getrieben, auf Grund seiner allgemeinen Ausbildung in der Regel auch innerhalb seiner Gemeinde der Befähigtste dazu sein.*)

*) „Die Lehrer und Weissager sollen dem Regierer gehorsam sein und folgen und sich herunterlassen, auf daß also alle christliche Werke und Amt eines andern Diener sei,......daß niemand sich der Beste dünke und vor den andern sich erhebe, und mehr von

Daß solche Aufsicht für den Lehrer unter Umständen unbequem werden kann, wenn z. B. der Geist des Pastors ein hierarchischer ist, wollen wir nicht in Abrede stellen. Aber die unevangelische und verkehrte Ausübung einer Amtspflicht hebt doch evangelische und rechte Ausübung nicht auf, sowenig wie der Mißbrauch einer Sache deren rechten Gebrauch aufheben kann. Übrigens werden diese Fälle nur vereinzelt und ausnahmsweise vorkommen. Die Eingliederung des Lehrers in den Verband der Gemeinde und der Synode muß in unsern republikanischen Gemeinde- und Synodalverhältnissen ein gegenseitiges Verwachsen naturnotwendig zur Folge haben, wie auch die Erfahrung der Lutheraner dem vorurteilsfreien und ehrlichen Beobachter im allgemeinen zeigt.

Solch gegenseitiges Verwachsen der Pastoren und Lehrer, zur Vermehrung ihrer beiderseitigen Fruchtbarkeit im Dienst des Herrn und der Kirche zu fördern, war der das Specialkomitee bewegende und treibende Grundgedanke. Eingliederung des Lehrers in die Gemeinde und in die Synode zur Förderung der religiös-kirchlichen Schulerziehung ist noch heute unser Ziel. Daß diese Eingliederung auf keiner anderen als auf der einzig berechtigten b i b l i s c h - h i s t o r i s c h e n B a s i s geschehen kann, sollte nach Vorstehendem, dem der sehen will und sehen kann, hinlänglich klar sein. Werden uns die Lehrer auf dieser Basis entgegenkommen? Entgegenkommen müssen sie, soll anders ihre Eingliederung zustande kommen. Ganze Distrikte laden sie ein, winken ihnen entgegenzukommen, und der Herr selbst verheißt ihnen und ihrem Werk Segen in allerlei Weise: Segen der Gemeinschaft, Vermehrung des Segens ihres Amtes als Lohn solch gottgefälligen Schrittes (Ps. 133). Doch sie fragen: „W a s b i e t e t m a n u n s?"

Diese Frage verdient Beachtung. Sie könnte durch die Generalsynode etwa so beantwortet werden: Lehrer, die der Kirche gliedlich beitreten, sind berechtigt: 1. zu kirchlicher Amtseinführung bei vorkommendem Stellenwechsel; 2. zur definitiven Anstellung, analog der definitiven Anstellung uns'rer Pastoren; 3. zur Beteiligung an der synodalen Unterstützungssache (dieselbe hat sich bisher als ein großer Segen erwiesen bei verhältnismäßig sehr ge-

---

sich halte, denn zu halten sei; sondern lassen ein Amt und Gabe wohl edler sein, denn die andern, aber doch ein jeglicher dem andern damit dienen und unterthänig sein; also ist das Regieramt das geringste und ihm sind doch die andern alle unterthan, und dienet wiederum allen andern mit seinen Sorgen und Aufsehen." Luther (nach C. A. T. Selle.)

„Der nächste und erste Vorgesetzte eines Schullehrers ist der Pfarrer seiner Gemeinde. Der christliche Schullehrer betrachtet seinen Pfarrer als ein Werkzeug, das Gott über ihn gesetzt hat, und ehrt seinen Pfarrer als ein solches. Er ehrt ihn aber auch als seinen Aufseher, dem der Herr die Aufsicht und Pflege, wie über die ganze Gemeinde, also auch über die Schule, als Erziehungsanstalt der heranwachsenden Nachkommenschaft, anvertraut hat, und der dem Herrn dafür verantwortlich ist. Diese Aufsicht sucht der Schullehrer seinem Pfarrer auf alle mögliche Art zu erleichtern und alles beizutragen, was er kann, daß der Pfarrer sein Aufsichtamt mit Freuden führen möge... Er rede so mit seinen Kindern von dem Pfarrer, wie ein Vater mit seinen Kindern mit ihrem Großvater redet. Denn wenn der Schullehrer Vater ist an seinen Schulkindern und der Pfarrer Großvater, dann steht es gut." Chr. H. Zeller (nach d. O.).

ringen Opfern der dazu Berechtigten, These 10); 4. zur Beteiligung an der Schulaufsicht (These 13); 5. zu Sitz und berathender Stimme in allen Synodalconferenzen (man stelle dem gegenüber die wider uns gerichteten Klagen des Ref.: „Aus eigner Kasse nicht einen Heller," — „voll verpflichtet, aber gänzlich entrechtet." — „Eine Eingliederung mit vollen Pflichten (?) und ohne alle Rechte (?) ist die größte Ungerechtigkeit." — „Der Ausdruck „beratende Mitglieder" ist nichts als Phrase" u. drgl. m. Man vergleiche, prüfe und urtheile!) Aber warum soll der Lehrer nicht auch zum Stimmrecht berechtigt sein? Steht etwa der Neid der Pastoren, oder doch des Special Komitees, oder die Befürchtung im Wege, ihr Einfluß möchte alsdann in der Synode zu mächtig werden, oder will man sie „in den Staub treten," *) um selbst destomehr steigen zu können? — Antwort, die General=Synode hat kein statutarisches Recht, Rechte zu vergeben, die sie nicht hat. § 5 ihrer Statuten steht im Wege. Derselbe lautet: „Die stimmfähigen Glieder der Deutschen Evangelischen Synode von Nord=Amerika bestehen teils aus evangelischen ordinierten Predigern, teils aus evangelischen Gemeinden." Aber kann man den nicht abändern, wie in diesen Blättern schon vorgeschlagen wurde? Ja und nein! Ja, wenn bewiesen werden kann, daß er nicht durch den unveränderbaren § 2. (den Bekenntnisparagraphen) gedeckt ist, sodann wenn die Mehrheit der Distrikte seine Abänderung bei der Generalsynode beanträgt und wenn endlich in letzterer zwei Drittel der stimmberechtigten Glieder für solchen Antrag stimmen (siehe § 82 der Statuten). Nein, wenn das alles nicht geschieht. Auch dürfte ein etwaiger Vorschlag auf Abänderung des citierten Paragraphen auf innere Schwierigkeiten stoßen von einer principieller Natur. Es würde die Frage zu beantworten sein: kann die Synode das Stimmrecht an die Träger eines abgeleiteten Gemeindeamtes nach Willkür und aus Gunst vergeben ohne sich dadurch den gefährlichsten Konsequenzen auszusetzen? Wäre sie alsdann nicht genötigt, dasselbe Recht auch den übrigen abgeleiteten Gemeindeämtern zuzuerkennen? Können wir dergleichen Experimente wagen, ohne den Gemeindefrieden zu riskieren? Auch könnte solche Neuerung nicht auf der oben zur Geltung gebrachten biblisch-historischen Grundlage geschehen, die durch § 2 der Synodalstatuten geschützt ist. — Überdies darf man nicht denken, man dürfe die Erteilung des Stimmrechtes behandeln wie man sonstige Akte der Gefälligkeit zu behandeln pflegt, die man leistet oder unterläßt zu leisten, je nachdem es einem gefällt oder nicht gefällt. Aber unsre recht= und billig denkenden Lehrerbrüder werden das auch nicht verlangen. —

Das Stimmrecht in der Synode ist vor allem auf die Gemeine zurückzuführen. Diese repräsentiert in der Gesamtheit ihrer Glieder, d. i. der

*) Der Ausdruck ist ebenso ungereimt wie unverständlich. Er möchte einen Sinn haben, wenn durch die vorgeschlagene Aufnahme bisher innegehabte Rechte entzogen werden würden, wovon doch nicht die Rede sein kann. Es ist ja gerade das Gegenteil der Fall, nicht innegehabte Rechte sollen verliehen werden.

Getauften, *die Kirche*. Von ihr kann man sagen: *sie ist unmittelbar von Christus gestiftet* durch die *Einsetzung des Predigtamtes* und durch die *Ausgießung des heil. Geistes*. Dagegen geht der Synode diese Unmittelbarkeit ihrer Stiftung vom Herrn ab. Sie verdankt ihr Dasein und ihren Bestand der Gemeine und wäre ohne sie schlechthin undenkbar. Letztere beschickt die Synode durch ihre Abgeordneten, je einen Laien und einen Geistlichen. Von diesen ist der eine jährlich neu zu wählen und abzuordnen, während der andere durch seine einmalige Wahl, Berufung und Einführung in sein Amt ihr ständiger Vertreter ist. Beide haben denn auch Stimmrecht. „Es sind demnach nicht die Privatpersonen, die da stimmen, sondern es sind die geistlichen und weltlichen (d. h. Laien-) *Vertreter* unserer Gemeinden“ (s. u. Ref.). *Das synodale Stimmrecht fußt demnach auf dem kirchlichen Repräsentationsrecht.* *) Dieses ist aber nicht schlechthin uns're „eigene Meinung,“ sondern auch die Meinung sowohl der „Lutherischen Synode von Missouri und anderen Staaten,“ als auch der „Deutschen Reformierten Kirche in den Vereinigten Staaten.“ Im „Handbuch“ des erstgenannten Kirchenkörpers heißt es Cap. VI. S. 25: „Stimmberechtigt sind bloß die von den Gemeinden bevollmächtigten Prediger und Deputierten, welche beide die ihnen von der Gemeinde gegebene schriftliche Vollmacht vorzuweisen haben, erstere bei ihrem Anschluß an die Synode, letztere bei ihrem jedesmaligen Erscheinen.“ Ähnlichen Inhalts ist Artikel 47 „der Constitution der Reformierten Kirche“: „Die Gemeinde oder Gemeinden, welche *eine* Predigerstelle ausmachen, werden durch ihren Prediger und einen von ihnen bevollmächtigten Ältesten *repräsentiert*, und letzterer mit einem gehörigen Beglaubigungsschein versehen. Hat eine Gemeinde zwei Prediger, so soll sie durch diese und einen Ältesten *repräsentirt werden*.“ Demnach *stützt sich sowohl bei den Lutheranern als auch bei den Reformierten das synodale Stimmrecht auf das kirchengemeindliche Repräsentationsrecht*. Man wird uns hiernach nicht der Willkür bezichtigen wollen, wenn wir annehmen, der oben angeführte § 5 uns'rer Statuten ist in demselben Sinn zu nehmen, obgleich das aus seiner Fassung nicht klar hervorgeht (vrgl. hiermit unsere angeführten Stellen aus den Grundzügen).

Aber wenn sich das so verhält, warum will man denn das gegenwärtige Verhältnis der Lehrer zur Synode nicht fortbestehen lassen? Warum die vom Spezialkomitee und von etlichen Distrikten vorgeschlagene Neuerung? Diese Fragen sind in unserem Ref. teilweise schon beantwortet (siehe Prot. der Gen.-Synode 89, S. 90.) Die Eingliederung der Lehrer in die Gemeinde und Synode ist übrigens kein neuer Gedanke. Sie ist vielmehr die *natürliche Folge ihrer und ihres Amtes Zugehörigkeit*

*) Daß dieser Grundsatz in unsrer Synode nicht konsequent durchgeführt wird, z. B. auch Professoren, Invaliden 2c., die faktisch nicht im geistlichen Amte stehen, Stimmrecht haben, ändert nichts an seiner inneren Wahrheit. Auch folgt nicht die Berechtigung daraus, weitere Inkonsequenzen schaffen zu dürfen.

zur Kirche. Unsre Lehrer gehen aus unsrer Kirche hervor; sie sind ihre Kinder; die Kirche ermöglicht und leitet ihre Ausbildung; sie giebt ihnen ihr Amt. Dieses alles ist Grund und Ursache, weshalb die Kirche den Lehrer bezüglich der Führung seines Amtes sich verantwortlich halten muß. Ferner arbeitet er mit dem Prediger an einem und demselben Werk der Gemeindeerbauung als Helfer in der kirchlichen Erziehung der Gemeindejugend. Zweck und Endziel seines Wirkens ist auch Zweck und Endziel des Wirkens seines Predigers. Beide sind von Gott und Menschen darauf angewiesen, einander in die Hände zu arbeiten. Der Prediger führt dem Lehrer die Schüler zu, indem er die nicht selten von ihm persönlich gegründete Schule ihm anvertraut und mehr Schüler anwirbt; der Lehrer soll wiederum die Schüler dem Prediger zuführen, indem er sie für den Konfirmandenunterricht vorbereitet; und beide führen sie dem Herrn und dem Himmel zu. Hiernach sind sie recht eigentlich für einander da und sind sie beide für die Gemeinde da. Darum darf aber der Lehrer so wenig wie der Prediger neben der Gemeinde stehen, sondern beide müssen innerlich mitten in ihr stehen. Wie der Pastor das erste Glied der Gemeinde ist, so muß der Helfer desselben das zweite Glied derselben sein, verbunden durch das Band der brüderlichen Liebe zu gemeinsamer Arbeit der Liebe. Diesem Ziele sollen wir entgegensteuern. Und bei einigem guten Willen der Steuermänner in den Gemeinden und in der Synode ist es auch erreichbar, zumal unsre Lehrerbrüder ja in derselben Richtung zu steuern scheinen. — Aber der Lehrer ist auch berufen, an der Reichsgottesarbeit der Synode in ihren Lehranstalten, in der inneren Mission, in der Heidenmission, in der Schulerziehung etc. einen lebendigen Anteil zu nehmen. Er soll nicht nur Fachmann sein, sondern sich auch als Diener der Kirche betrachten und fühlen lernen. Als Mann von Fach hat er freilich an seinem Fachverein (Lehrerverein) genug; als Diener der Kirche, der berufen ist, auch ein Geistlicher zu sein, soll er ein Bedürfnis haben, jene jährlichen Versammlungen der Synode zu besuchen, die in jenen Reichsgottesarbeiten thätig sind, damit er durch persönliche Anschauung und Anhörung und durch Teilnahme an den Beratungen Gelegenheit findet, allmählich mit dem synodalen Leben zu verwachsen, um darnach in seiner Schule mit desto reicherem Segen allseitig wirken zu können.*) Auch dieses schöne Ziel eines besseren und gesegneteren Verhältnisses und Zusammenwirkens des Pastor- und Schulamtes im Dienst unseres hochgelobten Herrn und Seiner l. Kirche ist erreichbar, wenn die vorgenannten Steuermänner hellen und klaren Blickes dasselbe ins Auge fassen und mit gutem Willen und fester Hand das Ruder lenken.

Keine Neuerung im eigentlichen Sinne des Wortes

*) Durch den jährlichen Konferenzbesuch des Lehrers würde sein Amt und Stand in den Augen der Gemeidde und vor allen seinen Schulkindern an Wert und Ansehen nur gewinnen können. Also auch hier kein „in den Staub treten,“ sondern wieder das gerade Gegenteil.

würde die Eingliederung der Lehrer in die Gemeinde und die Synode bedeuten. Auch den Vätern der Synode scheint dasselbe Ziel vorgeschwebt zu haben, als sie im Jahre '57 bei Revision der Statuten des damaligen Kirchenkörpers neben der Heranbildung evang. Prediger auch die Heranbildung evang. Lehrer als Zweck ihrer kirchlichen Vereinigung bezeichneten, wie im Anschluß hieran auch Kap. II, § 3 besagt, daß geprüfte Lehrer, die sich nach Kap. I., § 1 (Bekenntnis) zur evang. Kirche bekennen, neben Kandidaten des Predigtamtes als beratende Mitglieder in den Kirchenverein (damalige Benennung der Synode) aufgenommen werden können. Dazu bestimmte § 10: „Jedes Mitglied ist verpflichtet, der jedesmaligen Jahresversammlung — — beizuwohnen." Ihre Aufnahme in die Gemeinde galt als selbstverständlich. Es ist nur zu bedauern, daß jene in Aussicht genommene und angebahnte Aufnahme der Lehrer in die Synode nicht zur Ausführung gelangte. Der Hauptgrund hiervon ist gewiß in dem Umstand zu suchen, daß die Ausbildung von evang. Lehrern in jener Zeit geringer Anfänge noch ein frommer Wunsch bleiben mußte und ihre Zahl noch sehr gering war. Aber heute, da wir seit mehr als zwanzig Jahren Lehrer ausgebildet und ihre Zahl sich gemehrt hat, liegen die Dinge günstiger zur Erreichung jenes schönen Zieles. Sollten wir nicht bald den frommen Wunsch unsrer Väter uns anschicken zu erfüllen. Wollen nicht in erster Linie unsre werten Präsidien darin vorangehen, indem sie in ihren diesjährigen Amtsberichten Stellung nehmen zur brennenden Schulfrage, speciell zu den vorliegenden, noch unerledigten Thesen? Gott und unsre Nachkommen dürften sie dafür segnen!

Die Glieder des „Special-Schulkomitees."

Die Phrase.

Von P. O. Breuhaus.

In einer Schrift über die Predigt weist Dr. Warneck darauf hin, daß wir in einer Zeit der Phrase leben. Daß er hierin Recht hat, dafür finden sich nur zu viele Beispiele in weltlichen und religiösen Vorträgen, in den Aufsätzen kirchlicher und anderer Zeitschriften und in den Reden, Anträgen und Beschlüssen beratender Versammlungen. Wie viel von dem, was heutzutage geredet und gedruckt wird, ist Phrase, d. h. wie vieles davon sind Worte, die wenig oder keinen wirklichen Sinn haben, wo vielmehr das, was an innerem Gehalt abgeht durch Schwülstigkeit und Überschwänglichkeit, durch Schlagwörter und Kraftausdrücke, kurz durch Schall und Schein ersetzt werden soll. Man wird oft verleitet zu meinen, es gebe wunder was, und sieht man zu, so steckt nichts dahinter. Wohl giebt's Blumenduft, aber auch nur Dunst und Duft, Schwung bis in die höchsten Lüfte. Wie schön und abgerundet alles ist und wie es schillert, aber greif es ja nicht an, es ist halt nur 'ne Seifenblase. Ja selbst das Gebet bleibt oft nicht frei und unentweiht von leerem Wortgeklingel und Heidengeplapper,

wie es der Heiland nennt. — Und solches Phrasenzeug soll Nahrung für Menschen, für Menschenseelen sein? Viele haben ohnehin heutzutage nur wenig Zeit oder Lust zum Lesen und Zuhören, sollte man ihnen da noch so viele Spreu vorsetzen dürfen?

Was geredet und geschrieben wird, sollte immer einen Zweck haben und zwar nicht den, das Papier voll zu machen oder die Zeit auszufüllen, oder gar nur die Welt auf den Gedanken zu bringen, was doch der Redner oder Schreiber für ein großer Geist sei. Schrift und Rede haben den Zweck, von andern in Sinn und Herz gefaßt zu werden. Soll dieser Zweck erreicht werden, darf die Rede nicht hochfliegen und über die Köpfe und Herzen weggehen. Sie muß wahr und angemessen, einfach und verständlich sein, wie der Schütze und der Kämpfer muß sie immer nur ihr Ziel im Auge behalten. Kann man dann auch noch das, was zu sagen ist, schön, einfach schön sagen, um so besser; der Inhalt, der Kern, der Geist der Rede oder Schrift bleibt aber immer die Hauptsache. Um diese an den Mann zu bringen, bedürfen wir freilich der Einkleidung in Worte, aber nie der hohlen Phrase. Es ist zwischen diesen beiden ein Unterschied wie zwischen dem Rock eines anständig gekleideten Biedermannes und dem Modeflitter eines geschniegelten Stutzers. Viele in unserer Zeit scheinen freilich der Meinung zu sein, hohe hohle Worte seien, wenn auch gerade nicht die Hauptsache, doch von der höchsten Wichtigkeit; sie scheinen der Ansicht zu huldigen, ein wenig Blendwerk, oder wie mans hierzulande nennt, Humbug, sei auch beim Reden und Schreiben sehr von Nutzen, denn es ziehe die Leute an, ja es sei fast eine Notwendigkeit. Dem ist aber nicht so. Oder sollte denn die Wahrheit nicht mehr ohne allen Schein, d. h. ohne alle Unwahrheit fertig werden können, sollte sie des leeren, wenn auch scheinbar süßen oder hohen oder feurigen Geredes bedürfen? Dann sähe es traurig aus. Aber nein, die Kanonenkugel braucht nicht erst geschminkt und parfümiert zu werden, sie schlägt doch durch kraft ihres inneren Gehalts, während ein ganzer Sack voll Veilchen- und Phrasenduft auch nicht einen Feind darniederstreckt. — Phrasenmacherei ist nichts als Windbeutelei, wo sie sich auch nur zeigen mag, sie ist eines wahrheitsliebenden Menschen unwürdig, wie viel mehr eines Christen? Sie ist wie wenn man leeres Stroh drischt, es klappert wohl, aber es kommt nichts dabei heraus. Auch sollte man daran denken: Wer zu viel Worte macht im Reden oder Schreiben, der verbraucht zu viel Zeit oder Raum, die mit etwas Besserem hätten ausgefüllt werden können. Was wir brauchen sind Worte, nicht Wörter.

Die Ursache der Phrasenhaftigkeit kann nun gar verschieden sein. Zum Beispiel: Es soll einer reden, der sich nicht genügend vorbereiten konnte; er besitzt noch nicht den nötigen Gedankenvorrat oder auch nicht die Übung, passende Gedanken schnell in geeignete Worte zu fassen, dazu kommt noch vielleicht eine natürliche Befangenheit; —

da wird denn wohl auch manch entbehrliches Wort mit unterlaufen. — Ein anderer will für ein Blatt schreiben, da er doch auch einmal etwas für den Druck liefern möchte. Er greift zur Feder, stützt das Haupt, aber es fehlt an Stoff, und siehe da, es stellen sich anstatt der Gedanken nur viele Worte ein. Wenn nun einer demütig fleißig lernt und sich vor innerer Hohlheit, die durch Hochmut und Trägheit entstehen, bewahren läßt, so kann's mit solchem Redner und Schreiber mit der Zeit schon besser werden. —

Weit widerlicher aber sind die Phrasen, die aus der Einbildung und Aufgeblasenheit des natürlichen Herzens hervorgehen — und die Einbildung ist in unserer Zeit oft größer, als die Ausbildung. — Mancher will aber seine Gelehrsamkeit und Bildung zeigen, beweisen, daß er auf der Höhe seiner Zeit steht, er will merken lassen, daß er in dieser Zeit der Phrase ebensogut wie ein anderer den Mund voll nehmen kann. Wenn er dann auch von einer Sache wenig oder nichts versteht, das macht nichts, er nimmt nur eine um so wichtigere Miene an und redet um so dreister und wortreicher davon. Und wenn ihm dazu noch ein paar Fremdwörter einfallen, gleichviel ob richtig oder unrichtig, passend oder nicht, dann ist die Herrlichkeit groß. — Man will gar zu gern glänzen und sehr oft macht man sich bei verständigen Leuten nur lächerlich. Und was das Schlimmste ist, es wird nur zu oft auch der guten Sache, über die solche Menschen zu ihrem Selbstruhme reden oder schreiben (z. B. dem Christentum) geradezu geschadet. Andere verfallen in ein fromm sein sollendes Gerede, um sich als fromm und im Christentum erfahren hinzustellen, oder sie suchen die Menschen durch Schmeichelworte für sich zu gewinnen und es ist doch alles nur angewöhntes, nicht von Herzen kommendes Geschwätz. Ja viele gewöhnen sich ein phrasenhaftes Gerede und Geschreibe so sehr an daß es ihnen zur andern Natur wird und sie selbst zu gewohnheitsmäßigen Phrasenmenschen werden. Wenn diese Leute nur wüßten, wie ungern jemand von geradem Sinne ihre Worte liest und hört! Haben, so könnte man noch fragen, diese Redner und Schreiber bei den Menschen Erfolg? Je nachdem man's nimmt. Sie haben zeitweilig scheinbaren Erfolg bei solchen, die wie sie selbst mehr um den Schein als um die Wahrheit geben. Aber wahren, bleibenden Erfolg erlangen sie nicht, denn der, wie aller Segen, kommt von oben, von dem Vater des Lichts, von dem Gott der Wahrheit, dem aller Schein, alle Heuchelei und Lüge zuwider ist. Wer den Scheinerfolg bei den Menschen erstrebt, der gedenke jenes Spruchs des Herrn Jesu: Sie haben ihren Lohn dahin.

Ehe einer ans Reden oder Schreiben geht, sollte er sich zu vergewissern suchen, ob er etwas in sich trägt, das des Sagens oder Schreibens wert ist. Wer dann viel weiß, der nehme sich die dazu genügende Zeit und nicht mehr; wer wenig weiß, mache es kurz und wer nichts weiß, der trifft gewiß das Richtige, wenn er noch ein wenig — mit dem Schreiben und Reden wartet.

Spurgeon meint, jene Mutter eines jungen schottischen Geistlichen habe recht, die zu ihrem Sohn beim Abschied gesagt: „James, ehe du gehst, muß ich dir noch etwas sagen und das ist ein guter Rat: Vergiß nicht beim Predigen aufzuhören, wenn du fertig bist." — Das wollen auch wir uns hier merken.

Erwiderung auf „Ein Wort zur Versöhnung."

Von Lehrer H. Packebusch.

Unter dieser Aufschrift finde ich in No. 3 der „Theol. Ztschrft" einen Artikel, der die widersprechenden Ansichten des Special-Schul-Komitees (siehe Protokoll der letzten Gen. Konferenz) und des Lehrer-Vereins, wie sie in seinen Beschlüssen (s. Protokoll der Gen.-Konf) und in einem im Protokoll der letzten Lehrer-Konferenz in extenso abgedruckten Referate Ausdrnck finden, behandelt. Die Beschlüsse des Lehrervereins links liegen lassend, beschäftigt sich der Herr Verfasser ausschließlich mit dem Referate, resp. dem Referenten des Lehrer-Vereins. In den Hauptpunkten muß er demselben beistimmen. In Bezug auf das Verhältnis des Lehrer-Vereins zur Synode sagt er wörtlich: „Man lasse den Lehrer-Verein, wie er ist, und verbessere an dem Verhältnis „zur Synode, was zu verbessern ist. Es ist nicht notwendig, daß wir die „Lehrer in unsere Distrikts-Konferenzen hineinpressen, die den Lehrern der „Zeit nach unbequem sind und ihnen sachlich keinen Nutzen bringen. (S. 84) „Sollen sie aber Glieder werden, so mache man sie zu ganzen Gliedern und „statte sie mit allen Rechten aus. Anhängsel beschweren nur und helfen „nie ziehen." (S. 79.)

Das ist genau der Standpunkt des Lehrervereins und seines Referenten. Wir sind zufrieden mit dem jetzigen Stand der Dinge, würden aber auch eine volle Gliedschaft annehmen, wenn die Synode darin eine Besserung sieht. Aber eine Gliedschaft ohne Stimmrecht halten wir für entwürdigend. Die Frage des Einschlusses, resp. Einschachtelung des Vereins in die Synode ist nicht im Schoße des Lehrervereins, sondern im Nord-Illinois Distrikt entstanden.

Auch in Bezug auf den zweiten Hauptpunkt kann der Verfasser des Artikels nicht umhin, dem angegebenen Referat beizustimmen, wenn es auch etwas schüchtern und verklausuliert geschieht. „Es mag wohl sein, „daß die Behauptung, das Predigt-Amt gebe von selbst die Aufsicht über „das Schulamt, zu weit geht; ja daß etwas Hierarchisches und Unevange„lisches darin steckt. Diesem möchte ich aber nicht das Wort reden."

Hier liegt der einzige Unterschied der Meinungen in dem „Es mag wohl sein" des Herrn Pastors und dem „Es ist wirklich" des Lehrers.

Nun aber redet sich der Verfasser in einen Eifer hinen, der ihn seine Überschrift gänzlich vergessen läßt. Auch sagt er im weiteren Verlauf gerade das Gegenteil von dem, was er im Anfang zugegeben hat. Dies kommt daher, daß er dem Referenten des Lehrervereins Dinge unterschiebt, die derselbe weder gesagt, noch gedacht hat. Wo pocht denn dieser auf eine Unabhängigkeit und

Selbständigkeit *) und sagt: Der Pastor hat in unserer Schule nichts zu suchen und zu sagen? oder wo steht in dem Referate, „daß er nicht einmal das Recht hat, nachzusehen, ob die Arbeit (nämlich der Jugend den ganzen Rat Gottes zu unserer Seligkeit zu verkündigen) auch richtig gethan wird?" Alles dieses existiert nur in der Phantasie des Herrn Pastors. Hätte derselbe sich nur der Mühe unterzogen, die Beschlüsse des Lehrervereins durchzulesen, so hätte er gar nicht auf solche Gedanken kommen können. Der Verfasser hätte besser gethan, „wörtlich anzuführen," als nur „seinen Eindruck" wiederzugeben: denn sein „Eindruck" rührt von einem falschen Stempel her. Von seinen falschen Prämissen kommt er denn auch zu schiefen Schlüssen. Da müssen „die Verpflichtungen unserer Agende leere Formeln" sein, oder„ der Pastor wird zum Lügen veranlaßt." Da „ist der Pastor zu bedauern, der einen Gemeindeschullehrer hat"; „da soll der Pastor nicht einmal neben den gewöhnlichen Schulvorstehern, die oft Schuster, Schneider und Bauern sind, gelten." Das ist Jumping to conclusions.†)

---

*) Daß der Referent poche, ist dort gar nicht behauptet, sondern es heißt: „Da ist es doch wohl etwas stark, wenn ein Lehrer, der an eine so vom Pastor gegründete Gemeindeschule kommt, auf die Selbständigkeit seines Amtes pochen und sagen will, der Pastor hat in meiner Schule nichts zu suchen."

D. R. d. Th. Ztschr.

†) Es ist in dem Aufsatz von P. Jud nirgends gesagt, daß in dem betr. Referat steht: „Der Pastor hat nicht einmal das Recht nachzusehen." Der angezogene Satz heißt: Oder kann er es vereinigen mit seinem Installationsgelübde.........wenn er die Arbeit an den Kindern so aus den Händen giebt, daß er nicht einmal mehr das Recht hat nachzusehen u. s. w., das heißt doch nicht: „Es steht in dem Referat."

Wir wollen aber doch einmal zusehen, was drinsteht. Es stehen dort zwei Sätze die folgendermaßen lauten: „Spezialkomitee: Der Pastor ist Superintendent der Schule, der Vorgesetzte des Lehrers kraft des Predigtamtes."

„Lehrerverein: das Recht der Schulaufsicht gehört der Gemeinde, die die Schule errichtet hat nnd sie unterhält, der Lehrer ist nicht Diener des Pastors, sondern Diener der Gemeinde wie der Pastor auch."

Diese beiden Sätze werden wie eine Anzahl anderer als „Gegensätze" ja als „Widersprüche" bezeichnet. — Wenn nun der Satz: „Das Recht der Schulaufsicht gehört der Gemeinde" einen Gegensatz oder einen Widerspruch zu dem Satze der Pastor ist Superintendent der Schule bilden soll, so ist das nur möglich, wenn zugleich auch der Satz gilt: Das Recht der Schulaufsicht gehört dem Pastor nicht. Dieser Satz steht nun freilich weder in den Beschlüssen des Lehrervereins — denn diese erwähnen die Schulaufsicht gar nicht, — noch steht er in den zweimal fünf Sätzen des betr. Referates. Er muß aber nach allen Regeln der Logik unter dem zweiten der angeführten Sätze liegen, sonst kann dieser nicht im Widerspruch mit dem ersten stehen.

Aber macht der Referent des Lehrervereins nicht den Anspruch, daß seine Sätze die Ansicht des Lehrervereins darstellen? Wenn diese Sätze nun den Eindruck auf P. Jud gemacht haben, den er in seinem Referat wiedergiebt, so wird Herr Lehrer Packebusch wohl von manchen — vielleicht von vielen — als der Verfertiger des („falschen"?) Stempels angesehen werden, der den falschen Eindruck gemacht hat. — Außerdem möchten wir unsern Herrn Kollegen bitten, etwas nachsichtig gegen unsern Amtsbruder zu sein, der doch — nach der Behandlung zu schließen, die ihm von Seiten des Lehrers zu teil wird — wohl auch zu den Pastoren gezählt wird, die „unwissend in Schulfragen" sind. Wenn nun ein solcher Pastor durch einen logischen Sprung zu einem Schluß kommt, den er nach schulgerechter Methode nur durch eine große Anzahl kurzer logischer Schritt-

Etwas recht Unangenehmes passiert dem Herrn Pastor, wenn er über Citate aus der Bibel spricht:

„Der Referent (des Lehrervereins) hebt mit einem gewissen Eclat hervor, „die Stelle 1. Tim. 3, 8: Desselbigengleichen die Diener sollen ehrbar sein, „nicht zweizüngig, nicht Weinsäufer etc., gehe nicht auf die Lehrer, sondern „auf die Diakonen, und beweist mit einiger Gelehrsamkeit, was Diakonen zu „verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Kirchen seien. Er will aber damit „doch nicht sagen, der „Apostel hätte dieses den Lehrern „nicht gesagt? Sollen denn die Lehrer diese üblen „Eigenschaften haben?“ und sucht nun mit „einiger Gelehrsamkeit“ zu beweisen, daß dies doch wohl kaum der Fall sein dürfte. Hier möchte ich dem Herrn doch zurufen: Si tacuisses, philosophus mansisses. Der Referent des Lehrervereins führt die Stelle nämlich gar nicht an, sondern sagt ausdrücklich, daß das Special-Schul-Komitee in Anführung derselben sehr unglücklich ist und beweist dies dann. Aber der moralische Inhalt war hier weder für das Schulkomitee, noch für den Referenten des Lehrervereins von Belang. Es handelte sich einzig und allein um das Wort Diener oder Diakonen — zur Zeit Küster oder Schullehrer genannt, wie das Komitee sagte, im Gegensatz zu den Bischöfen — zur Zeit Pastoren genannt, wie das Komitee dachte. Hier kann man sehen, wohin es führt, wenn man etwas halb liest und dann darauf losräsonniert.

Ich komme nun zu dem Punkte, welcher den Autor des Artikels am meisten in Harnisch gebracht zu haben scheint. Im Referat ist nämlich der Ausdruck: „Unwissend in Schulsachen“ auf Pastoren angewandt. Die Thatsache an und für sich bestreitet nun zwar der Herr Pastor nicht;*) aber daß er den

---

chen erreichen sollte, so sollte man ihm das nicht so übel nehmen, besonders, wenn auch andere Leute in formgerechter logischer Verkettung zu denselben Schlüssen fortschreiten.

Ferner heißt es in dem Artikel von Jud nicht: „Der Pastor ist zu bedauern u. s. w.“, sondern: „Wahrlich, wenn das so gemeint ist, so beneide ich keinen Pastor um das Glück, einen Gemeindelehrer zu haben u. s. w.“ Das lautet doch etwas anders und eine wörtliche Citation würde auch in diesem Falle nichts geschadet haben. D. R. d. Th. Ztschr.

*) Wir möchten aber doch ersuchen, aus diesem Umstand kein Kapital schlagen zu wollen. Es gehört schon ein ziemlicher Gleichmut dazu, die Worte des Referates: „Aber gar viele sind in Schulfragen unwissend“ nicht als Hohn aufzufassen. Ob es Thatsache ist oder nicht, ist gleichgültig. Wenn man aber nun das stillschweigende Dahingestelltlassen einer solchen Behauptung als ein notgedrungenes Geltenlassen derselben hinstellen will, so wird allerdings der Versöhnlichkeit der Herrn Pastoren eine ziemlich starke Aufgabe gestellt, die man einem sonstigen Menschen zuzumuten, sich nicht wohl getrauen würde. Entweder sind sie sich bewußt, daß sie wirklich in Schulfragen unwissend sind, dann wird der Hinweis darauf, daß sie etwas nicht wissen, was zu lernen, sie keine Gelegenheit hatten, aber doch nun wissen sollten, sie verletzen, oder sie sind sich dessen nicht bewußt, d. h., sie sind entweder wirklich in Schulfragen nicht unwissend, dann werden sie auch Takt genug haben, über die Bemerkung hinwegzusehen und durch die That zu beweisen, daß sie in Schulfragen nicht unwissend sind oder sie bilden sich ein, nicht unwissend in Schulfragen zu sein, dann werden sie natürlich mit bloßen Worten, andere glauben machen wollen, daß sie alles wissen. Hoffentlich aber wird sich kein Pastor zum Wort melden, um mit dem Verfasser des obigen Artikels darüber zu disputieren, ob er mit seiner Behauptung recht habe oder nicht. D. R. d. Th. Ztschr.

Ausdruck mehrmals, mit Anführungszeichen ausgestattet, wiedergiebt, zeigt, wie sehr er ihm zu Herzen geht. Zwar „hat er in seinem Amte von Bauern „und selbst von einem Schankwirt Ratschläge, nicht etwa für seine äußere „Stellung, sondern auch fürs Predigen erhalten und angenommen;" aber eine Zurechtweisung von einem Schulmeister! das ist zu arg. Ist es denn eine Schande, etwas nicht zu wissen, das zu lernen man keine Gelegenheit hatte? Unsere Studenten werden fürs Predigtamt vorgebildet und nicht fürs Schulamt. Kommen sie dann in die Lage, Schule halten zu müssen, so finden die Einsichtsvollen bald aus, wo es ihnen fehlt, und sie suchen die Lücken auszufüllen. Die „Fertigen," nun das sind eben die, um welche ich keine Gemeinde und keinen Lehrer beneide. Diese sind auch gewöhnlich am empfindlichsten, wenn man an ihrer Unfehlbarkeit zweifelt. Der Herr Verfasser scheint auch einzusehen, daß denn doch das Lehrer-Referat nicht genügend Grund zu einer Abkanzelung des Referenten des Lehrervereins bietet. Er schiebt ihm daher, zur Stärkung der eigenen Position, für „unwissend in Schulsachen" flugs „unwissende Pastoren" unter, ein Fechterstückchen, welches man mit dem technischen Ausdruck „faul" bezeichnet. Magna est veritas et praevalebit.*)

Nach dem "Hinc illae lacrimae" scheint der Herr Pastor den Referenten des Lehrervereins in besonders übler Laune zu wähnen. Ich kann ihm zu seiner Beruhigung sagen, daß derselbe während der letzten zwanzig Jahre an derselben Gemeinde in Eintracht und Frieden mit demselben Pastor arbeitet — ohne Kompetenz Konflikt. Dazu haben die beiden eben keine Zeit. Aber der Referent hat, leider, Gelegenheit gehabt, mehr als eine Tragödie sich abwickeln zu sehen, wo „Unwissenheit in Schulsachen" eine Rolle spielte, und zwar zum Schaden der Gemeinde, des Pastors und des Lehrers. Die Nachfolger kämpfen noch heute gegen die Folgen der „Unwissenheit in Schulsachen,"

*) Das ist auch unsere Meinung. Nur mit dem Unterschied, daß wir die Wahrheit für etwas größer halten. Auf Seite 82 Zeile 7 von unten sagt P. Jud: „Den von ihr Ordinierten wird zum großen Teil Unwissenheit in Schulfragen vorgeworfen." Nicht ganz eine Seite weiter steht „unwissende" Pastor, (nicht „unwissende Pastoren") und noch einmal eine Seite weiter „Unwissenheit." Es kann nun sein, daß die Unwissenheit des Pastors in Schulsachen ihn zu der Ansicht gebracht hat, (die der Schreiber dieses wohl mit weitaus den meisten Menschen teilt, die überhaupt sich der Interpunktionszeichen bedienen), daß die Anwendung von Anführungszeichen darauf hinweist, daß das betreffende Wort erstlich einmal an einem andern Orte sich finde, und zweitens in demselben Sinne zu nehmen sei, wie in dem Zusammenhang, in dem es dort vorkommt. Den Zusammenhang kann man auf Seite 82 Zeile 7 von unten leicht erkennen, und wenn man ihn vergessen hat kann man es ja leicht wiederfinden.

Hätte übrigens der Redakteur der Theologischen Zeitschrift gewußt, daß die Sache so aufgefaßt wird, so würde er aus Faulheit (er schreibt nur sehr ungern Fußnoten) und Liebe zu seinem Amtsbruder (denn er ist auch ordiniert) zu seinem Kollegen (denn er schulmeistert schon seit 24 Jahren fast unausgesetzt) und zu sich selbst (denn er schreibt nicht gerne 40 Zeilen wo er mit vier Worten hätte fertig werden können an die Worte „unwissend" und „Unwissenheit" noch die Worte „in Schulfragen" angefügt haben. Damit hätte er seinem Amtsbruder einen Vorwurf, seinem Kollegen einen Ärger und seinem eigenen Selbst anderthalb Seiten Manuskript erspart.

D. R. d. Th. Ztschr.

verbunden mit einem sehr starken Gefühl der Unfehlbarkeit ihrer Vorgänger an. „Und nun kommt der Referent und sagt, die Synode meine einfach, der „Verstand komme mit dem Amte." Das hat der Referent nie gesagt, auch nicht gedacht. Er sagt: Das ist die Theorie der These 8. Rührt die These 8 von der Synode her? oder hat die Synode sie auch nur gebilligt? Freilich nach dem, was der Herr Verfasser bisher im Unterschieben geleistet, darf man sich nicht mehr verwundern.*)

Sodann spricht der Herr Einsender über Priorität und Superiorität des Pastors. Abgesehen davon, daß prior tempore noch lange nicht immer prior jure ist, stellt der Herr wieder Behauptungen auf, die er wohl kaum im „Fr. B." veröffentlichen würde. Er sagt nämlich: „Nicht die Gemeinden, nicht die Lehrer haben die Schulen gegründet und erhalten, die Gründung der Seminare betrieben und ausgeführt, sondern die Pastoren." Nun, so lange die Pastoren und Lehrer ihren Hauptbeitrag in Reden liefern, mit denen man bekanntlich keine Häuser bauen und erhalten kann, werden wir wohl das Hauptverdienst den Gemeinden lassen müssen, können höchstens als Glieder derselben einen kleinen Teil für uns beanspruchen.

Was der Herr Verfasser über die materielle Seite der Verpflichtungen sagt, darüber kann ich füglich hinweggehen. Nur so viel sei gesagt, daß auf der letzten Jahres-Konferenz des Lehrervereins die meisten Glieder ihre Beiträge zur Witwen- und Waisen-, sowie zur Invalidenkasse entrichtet haben, und daß gerade der Referent es war, der dies sehr ernst befürwortete.

Zum Schluß will ich noch einmal den Standpunkt des Referenten, den auch der Lehrerverein teilt, präcisieren:

Referent glaubt, daß die Autorität zur Schulaufsicht in der Gemeinde ruht, die sie ausübt durch ihre Vertretung, den Schulrat, zu welchem selbstverständlich der Pastor gehört. Fungirt der Pastor allein als Lokal-Schulinspektor, so kann auch dies nur geschehen im Auftrag der Gemeinde als höchster Instanz. Die Ordination giebt nicht das Recht dazu.

Die Gemeinde vertraut dem Lehrer sein Amt an, das auch als selbständiges Amt durch den Religions-Unterricht stets mit dem Predigt-Amt in Verbindung steht. Beide Ämter stehen, teils vorbereitend, teils ergänzend, in steter Wechselwirkung. Je freundlicher und selbstloser sich der Verkehr zwischen ihren Vertretern gestaltet, desto besser für Gemeinde, Schule, Pastor und Lehrer.†)

---

*) Hat denn die Synode die These mißbilligt? Die These rührt freilich nicht von der Synode her, aber sie ist von der Generalsynode den Distrikten zu einer „gründlichen Beratung" vorgelegt worden. Ob mit der Behandlung, welche die These samt dem Komitee erfahren hat, den An- und Absichten der Synode entsprochen worden ist, kann natürlich nur die Synode selbst sagen, sintemal die Zeitschrift bloß ein synodales Blatt ist.

Außerdem möchten wir noch bemerken, daß es niemals schadet, wenn man einem Opponenten gegenüber, der eben seine Ansicht von der Sache hat, mit dem Vorwurf des Unterschiebens etwas sparsam umgeht, denn die Leute, welche eben die Ansicht desselben teilen, sind nur zu geneigt, den Vorwurf zurückzuschieben. D. R. d. Th. Ztschr.

†) Wo bleibt aber der Gegensatz des Schulkomitees und des Lehrervereins? Das

Noch ein Schlußwort: Der Herr Verfasser des Artikels: „Ein Wort zur Versöhnung," rühmt sich, er hätte mir Pillen zum Schlucken geschickt. Hätte das nicht ausplaudern brauchen! Ich habe die Medizin genommen, aber sie hat nicht gewirkt. Es war Counterfeit. Ich konnte nicht umhin, das Kompliment zu erwidern. Similia similibis curantur. Aber meine Pillen sind echt; wenn sie nicht wirken, liegt es nicht an der Medizin, sondern an der Konstitution des Patienten. Ich glaube, wenn wir fortfahren, uns gegenseitig zu behandeln, werden wir einander näher rücken. Dann wollen wir das Wort „Versöhnung" nicht bloß als Überschrift gebrauchen.

Nachschrift des Redakteurs der Theologischen Zeitschrift.

Es würde wohl nichts schaden, wenn die Theol. Zeitschr. nicht weiter zum synodalen Kursaal oder gar zur Apotheke gemacht würde. Haben die Pillen von P. Jud nichts gewirkt, so haben sie auch keinen Schaden gethan; das ist oft schon ein großer Gewinn. Ob die Pillen des Herrn Lehrers ihre Wirkung verfehlen werden oder nicht, wollen wir natürlich abwarten. Das ist immer das sicherste. Nur die Möglichkeit möchten wir zu bedenken geben, daß eine Dosis auch zu wirksam sein kann und daß sie eine ganz andere Wirkung ausüben kann als die, welche erwartet wird.

Wir möchten daher unsere Einsender aus Kirche und Schule bitten, nicht allzustark aufeinander einwirken zu wollen, sintemal ein Geduldiger besser ist als ein Starker und der, der seinen Geist beherrschen kann, besser, als der, welcher Städte gewinnt.

Schulkomitee sagt: „der Pastor hat sein Amt nur durch die Gemeinde," der Referent „die Autorität zur Schulaufsicht ruht in der Gemeinde."

Das Schulkomitee sagt, die Aufsicht habe der Pastor namens seiner Gemeinde und ihres Vorstandes zu üben, der Referent sagt, die Gemeinde übe die Schulaufsicht, durch den Schulrat zu welchem selbstverständlich der Pastor gehöre. Ja der Pastor kann sogar allein als Lokalschulinspektor fungieren, aber nur im Auftrag der Gemeinde nicht kraft seiner Ordination allein.

Weiterhin sagt das Schulkomitee, der Pastor habe die Schulaufsicht kraft seines Amtes (natürlich an der Gemeinde). Dieses Amt hat er natürlich nicht durch die Ordination allein sondern auch durch die Berufung, d. h. durch den besonderen Auftrag, den ihm die Gemeinde giebt.

Wo bleiben da, wenn der Lehrerverein die Ansichten des Referenten teilt, die Widersprüche zwischen Lehrerverein und Schulkomitee. Sie können doch nur darin bestehen, daß das Schulkomitee die Lehrer nur als beratende Glieder in die Synode aufgenommen wissen will, während die Lehrer nur als stimmberechtigte Glieder eintreten wollen. Darüber braucht man sich aber noch gar nicht zu erhitzen. Wollen die Lehrer nicht als beratende Glieder in die Synode eintreten, so kann man sie nicht wohl zwingen, denn eine Gemeinde wird einen tüchtigen Lehrer, den sie als solchen kennt und achtet, nicht deswegen entlassen, weil er kein beratendes Synodalglied ist. Will man die Lehrer als stimmberechtigte Mitglieder aufnehmen, so kann das nur geschehen, wenn § 5 der Statuten geändert wird. Das kann aber nur geschehen, wenn die „Mehrheit der Distrikte" eine solche Abänderung beantragt und in der Generalsynode zwei Drittel dafür stimmen. Dann müßte aber das Verhältnis der Synodallehrer zu den Synodalpastoren ein anderes werden als es nach dem jetzt geltenden Recht und Brauch ist. Welches? Das ist die Frage, die in diesem Falle erst noch klar und bestimmt zu beantworten wäre.

D. R. d. Th. Ztschr.

Die Zukunft der Religion.

(Aus der Allgem. Deutschen Lehrerzeitung.)

(Fortsetzung.)

Sollte der Lehrer sich im geheimen oder offen sagen müssen, daß er in der Religion eine Sache betreibt, die keinen dauernden Wert für den Zögling hat, und für die Zukunft der Menschheit, für welche er denselben an seinem Teile miterzieht, so wäre das das Verhängnisvollste, was es für ihn und seine Thätigkeit geben könnte. Nur dann wird er mit der wahren Freudigkeit und mit dem vollen Segen wirken, wenn er getragen ist von der Überzeugung: du hast es hier mit der höchsten Lebensfrage für deinen Schüler, wie für die Menschheit zu thun; es handelt sich hier um Etwas, was nicht eine Illusion, ein bereits der Auflösung Verfallenes oder in der Zukunft sicher Verfallendes, sondern ein Reales, ein im Wesen der Menschheit tief Begründetes, für sie unbedingt Notwendiges, einzig Wertvolles ist; um ein Etwas, was der Menschheit nicht verloren gehen **kann**, weil es mit ihrem innersten Wesen verbunden ist, nicht verloren gehen **darf**, wenn sie sich nicht selbst verlieren will; ein Etwas, was man als das höchste Palladium derselben, als das innerste Kennzeichen, wie sicherste Schutzmittel ihrer Würde betrachten muß. Muß es die Schule den Organen des Staates überlassen, was er um seinetwillen gegenüber den Perspektiven thun will, welche die Propheten des Zukunftstaates auch hier eröffnen, und den Vertretern der Kirche, was sie um ihrer Selbsterhaltung und um ihres Berufes willen an der Menschheit als ihre Aufgabe erkennen, so darf **sie** in dieser Frage nicht müßig stehen und schweigen. Um ihrer und ihres Berufes willen muß auch sie sich hier völlig klar werden, um Zeugnis ablegen zu können, welche Stellung sie zu solchen Perspektiven einnimmt.

Will man einwenden: die Schule und ihre Vertreter seien sich darüber vollständig klar und darin einig, was gegenüber solchen Aufstellungen zu thun sei? Wir zweifeln nicht daran. Aber nicht minder sicher ist uns das andere. So gewiß auch die Schule nötig hat, alle Lebensfragen der Menschheit immer von neuem zu untersuchen, um immer tiefer in dieselben einzudringen, so gewiß bedarf der einzelne hier immer von neuem der Vertiefung, Befestigung, Aufklärung. Wenn der Mensch in keinem Stücke fertig wird, so am wenigsten auf **dem** Gebiete, das ein geradezu unendliches ist, weil die Unendlichkeit es ist, die sich hier vor ihm aufthut, und jeder, der sich an dieses Gebiet heranwagt, bekennen muß, daß von einem Fertigwerden hier nie die Rede sein kann. — Wohlan denn, die Sozialdemokraten glauben aus wissenschaftlichen, philosophischen Gründen zu ihren Aufstellungen berechtigt zu sein; wir wollen den Nachweis zu führen versuchen, daß diese wissenschaftlichen Gründe haltlos sind, daß nicht alle, nicht einmal die Mehrzahl der großen Männer Atheisten gewesen sind, sondern höchstens eine sehr kleine Zahl, deren Stimmen vor dem Chore der übrigen vollständig verstummen müssen; daß die Religion in der menschlichen Natur auf das tiefste begrün-

det ist, daß darum die Zeit nie kommen wird, wo der Atheismus auf die Dauer zur herrschenden Weltanschauung geworden ist, und daß darum nicht die Religion, wohl aber der Zukunftsstaat auch aus diesem Grunde, von anderen zu geschweigen, eine Zukunft nie haben wird! —

Was ist Religion? — fragt Jean Paul in seiner Levana, um darauf selbst zu sagen: „**Sprecht die Antwort betend aus; der Glaube an Gott; denn sie ist nicht nur der Sinn für das Ueberirdische und das Heilige und der Glaube an das Unsichtbare, sondern die Ahnung dessen, ohne welchen kein Reich des Unfaßlichen und Ueberirdischen, kurz: kein zweites All nur denkbar wäre. Tilgt Gott aus der Brust, so ist alles, was über und hinter der Erde liegt, nur eine wiederholende Vergrößerung derselben: Das Ueberirdische wäre nur eine höhere Zahlenstufe des Mechanismus und folglich ein Irdisches!**“* — Religion ist also Glaube, Glaube an eine höhere, unsichtbare Welt und zuhöchst an den Herrscher, an den König dieser Welt, den wir unter dem Namen Gott zu begreifen suchen. Aber was ist Glaube? — Niemand kann dieses Wort besser bestimmen, als der Hebräerbrief im 11. Kapitel es thut: „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet.“ Glaube ist Gewißheit und zwar unmittelbare, zweifellose Gewißheit von Dingen, die außerhalb des Bereiches unserer sinnlichen Wahrnehmung und Erfahrung, mit einem Worte, unseres Wissens liegen, die aber doch darum uns ebenso gewiß sind, wie die diesem Bereiche angehörigen Dinge, weil sie uns eben unmittelbar, in unserem ureigensten Wesen gegeben sind, wie das Bewußtsein unseres eigenen Wesens, unserer Persönlichkeit, und die gesamte Geisteswelt, die wir in unserem Innern tragen. Denn das ist es, was der betrachtende Blick des Menschen je länger, desto gewisser erkennt: nicht einer, sondern zwei Welten gehören wir an; einer sichtbaren, sinnlichen, irdischen, vergänglichen, äußeren, die Beweise von ihrem Sein und Wesen empfangen wir durch die Sinne, durch welche wir mit derselben in tausendfache Berührung treten; und einer unsichtbaren, übersinnlichen, himmlischen, unvergänglichen, inneren, von deren Sein und Wesen wir die Beweise unmittelbar durch das Leben und Weben unseres Geistes in unzähligen Wirkungen empfangen. Jenes ist die Welt der äußeren Erscheinungen, der unser Leib angehört, dieses die Welt des Geistes, mit welcher unser inneres Leben in ununterbrochener Wechselwirkung steht. Die Scheidung des gesamten Seins nach diesen zwei Richtungen ist so alt wie die Menschheit selbst, so alt wie das in ihr lebende Streben, das Sein und Werden der Welt zu begreifen, so alt wie die Wissenschaft, vor allem die Wissenschaft der Wissenschaften, die Philosophie. Zwar hat es nicht an Versuchen gefehlt, diese Zwiespältigkeit der Welt im Bewußtsein des Menschen aufzuheben, diesen Dualismus nur als einen Irrtum, als eine Selbsttäuschung menschlichen Denkens nachzuweisen, und zu behaupten, der Mechanismus, die Vorstellung von der Ein-

heit, oder besser Einerleiheit der Welt, ist die allein richtige. Das Gegenteil, der Dualismus, die Ansicht einer zweifachen Welt, der Gegensatz von Leib und Seele, von Stoff und Geist, von Äußerem und Innerem, von Irdischem und Himmlischem, von Diesseits und Jenseits, sei ebenso sehr eine Illusion, wie der Lauf der Sonne um die Erde, wie der Gedanke, daß unser Planet der Mittelpunkt des Weltalls sei, wie das Gefühl der Freiheit u. v. a. Während der transcendentale Idealismus einerseits nur die Welt der Idee als wirklich und das Sichtbare nur als eine Erscheinung des Unsichtbaren auffaßt, nimmt der konsequente Materialismus anderseits nur das Sichtbare, Stoffliche, als das Wirkliche, Dauernde an und betrachtet das Unsichtbare als das nur Vorübergehende und darum nicht Seiende, nur als die schnell vergehende Blüte des unvergänglichen Stoffes. Zwischen diesen beiden Gegensätzen schwankt die Philosophie beständig hin und her und wird wohl in diesem Schwanken lange nicht, wenn überhaupt je, ihren Ruhepunkt finden. Indessen mag das sein, mag der Dualismus der Welt von manchen Seiten nur als subjektive Auffassung des Menschen gelten, und mag man darin den Grund zu dem Schlusse zu haben glauben: die höhere, unsichtbare, un- und übersinnliche Welt existiert nur in den Köpfen des Menschen, und alles, was ihr angehört, also auch die höchste Idee, nämlich Gott, hat keine reale, objektive, wirkliche, sondern nur ideale, subjektive, gedankliche Existenz, — wir werden zeigen, daß es ebenso leicht ist, aus den unwiderleglichsten logischen Gründen die Existenz der Sinneswelt zu leugnen, und daß wir für diese nicht weniger, aber auch nicht mehr Beweise haben als für jene, nämlich nichts mehr als allein unsere subjektive Erfahrung und die Vorstellungen, die wir auf derselben uns von ihr machen können. Und wenn man darum jenes versucht, so kann man dieses mit demselben Rechte und mit demselben Erfolge. Bekanntlich hat die Hegel'sche Philosophie die Anschauung, daß Gott und mit ihm die ganze höhere Welt, nur ein Produkt des menschlichen Geistes, genauer seiner Phantasie sei, bis zum äußersten Extrem verfolgt, und einer der negativsten Schüler des großen Philosophen, Ludwig Feuerbach, erklärt in seinem s. Z. berühmten Buche „Das Wesen des Christentums" (2. Aufl. 1843) geradezu: Gott lebt nur im Kopfe des Menschen. Das Bewußtsein Gottes ist das Selbstbewußtsein des Menschen, die Erkenntnis Gottes die Selbsterkenntnis des Menschen. Zu sagen: „Ich lebe durch Gott", ist eine Thorheit. Die Wahrheit ist: Gott lebt durch mich. Das göttliche Wesen ist nichts anderes als das menschliche Wesen. Der Mensch macht sein Subjekt zu einem Objekt. Gott ist nichts anderes als eine Abstraktion des Menschen. Daher der Mensch nicht das Geschöpf Gottes, sondern umgekehrt, Gott das Geschöpf, das Produkt des denkenden Menschen. Dafür spricht die unleugbare Thatsache, daß die Vorstellungen von Gott, wie die religiösen Anschauungen überhaupt genau dem momentanen Bildungsstande des Individuums, wie eines bestimmten Geschlechts entsprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Der Streit innerhalb der Evangelischen Gemeinschaft geht in einer Weise weiter, die wohl am meisten für die dabei beteiligten Advokaten von Wert ist. In Allentown sollte die Sitzung der Ostpennsylvania-Konferenz stattfinden. Bischof Baumann war in Allentown, um den Vorsitz zu führen. Ein Komitee versuchte ihm ein Schreiben einzuhändigen, in welchem ihm mitgeteilt wurde, daß er infolge seiner Absetzung nicht als Vorsitzender anerkannt werden würde. Bischof Baumann verweigerte indes die Annahme des Schriftstückes und erschien zur Eröffnungszeit der Konferenz vor der Kirche, wo dieselbe abgehalten werden sollte. Hier wurde ihm aber der Eintritt verweigert, und ihm erklärt, man werde ihn nur einlassen, wenn er das Versprechen geben werde, keinen Versuch zu machen, zu präsidieren. Bischof Baumann soll sich dann mit seinen beiden Advokaten beraten und darauf hin mit seinen Anhängern auf der Kirchentreppe eine Konferenz eröffnet haben, die sich natürlich sofort wieder vertagte, um in einer andern Kirche ihre Sitzungen zu halten. Diese Spaltung der Konferenz hatte natürlich zur Folge, daß eine Anzahl Gemeinden doppelt besetzt wurden. Infolge davon spielten sich am Sonntag den 8. März in einer Reihe von Kirchen die widerwärtigen und anstößigen Vorgänge ab, welche sich mit den Versuchen zweier Prediger, ein und dieselbe Kanzel in Besitz zu nehmen, verbinden mußten.

Auch in der Central-Pennsylvania-Konferenz wurde Bischof Baumann der Eintritt in die Kirche, wo dieselbe stattfand, verweigert. Einen Versuch, dort eine Gegenkonferenz zu organisieren hat er aber nicht gemacht. Da die Ostpennsylvania-Konferenz die älteste Konferenz der Evang. Gemeinschaft ist, so hat ihr Verhalten eine Bedeutung für die ganze Evang. Gemeinschaft. Jedenfalls scheint man gerade hier das bischöfliche Ansehen am wenigsten zu fürchten oder auch zu achten. Eine entscheidende Wendung kann aber der Streit erst mit der nächsten Generalkonferenz der Evang. Gemeinschaft nehmen.

In Preußen ist durch den Rücktritt des Kultusministers Goßler wiederum eine bedeutende Strecke auf der Bußfahrt nach Rom gemacht worden, da sein Nachfolger als eine Windthorst genehme Persönlichkeit bezeichnet wird. Ob nun der inzwischen eingetretene Tod Windthorsts einen Stillstand oder eine Wendung bringen wird, kann niemand sagen. Daß Rom seinen kirchenpolitischen Führer in Deutschland verloren hat, ist freilich wahr, aber der parlamentarische Krieg ist so ziemlich zu Ende; ausgenommen wenn der Kaiser von Deutschland noch das ganze Reich an Rom verschreiben wollte, aber das wird man jetzt noch nicht verlangen.

Charakteristisch bleibt immerhin die durch eine Reihe von Zeitungen gehende Nachricht, daß der Reichskanzler Caprivi sich mit dem Hinweis auf die Erregung der Protestanten für die Verzögerung der Erleichterung der Ordensgesetzgebung Rom gegenüber, beim Papste entschuldigt haben soll. Die Nachricht ist eigentlich zu lächerlich, als daß sie wahr sein sollte. Es ist sehr wohl möglich, daß sie ein ultramontanes Tendenzfabrikat (im gewöhnlichen Leben Lüge genannt) ist; aber man muß doch gewiß sein, daß das Ansehen des deutschen Kaisers und seines Kanzlers gewaltig gesunken ist, wenn man erwartet, daß einer solchen Nachricht irgendwelcher Glaube geschenkt wird.

Die Bestrebungen für Freiheit und Unabhängigkeit der evangelischen Kirche sind dagegen gar nicht vom Fleck gekommen. Die vom Reichskanzler angekündigte Bereitwilligkeit der Regierung eine Entschädigung für den Wegfall der Stolgebühren zu gewähren, liegt in einer ganz andern Linie.

Auch der Abschied des Präsidenten des preußischen Oberkirchenrates Dr. Hermes und die Ernennung des Dr. Barkhausen sind keine Anzeichen dafür, daß von seiten der Regierung oder gar des Kaisers an eine Umgestaltung des Verhältnisses des Staates zur evangelischen Kirche gedacht wird. Auch scheint es, daß man im Hinblick auf die Dinge, die man eben mit und ohne Fürstenhilfe nicht ändern kann, die Freiheitsbestrebungen

einstweilen vertagen will. Es wird nämlich gesagt: „Was unserer Kirche vor allem Not thut, ist eine stärkere Initiative und eine lebendigere Fühlung des Kirchenregimentes mit der Kirche selbst mit den Synoden und Versammlungen, mit den Bestrebungen und Veranstaltungen der Mission, mit der Presse und dem Vereinsleben. Seit geraumer Zeit kommt bei uns fast alles kirchliche Leben aus privaten Kreisen, nicht aus den Anregungen der organisierten Kirche. Wir nennen als ein Gebiet ungeheurer Schmerzen und Versäumnisse nur eins, den Kirchenbau und die Gemeindegründung in Berlin und in den großen Provinzialstädten. Solcher Fragen aber sind viele. Für die durch Katholizismus und Unglaube, durch Sozialdemokratie und Judentum bedrohte Landeskirche ist das Erste und Wichtigste, daß sie überhaupt die Dinge anfaßt, kraftvoll auftritt, Kräfte äußert, Kräfte anstellt. Die Verfassungsfrage ist erst die zweite, welche auf der Tagesordnung steht."

Unter die kirchlichen Ereignisse der deutschen Reichshauptstadt gehört wohl auch der Besuch des General Booth, der, wie es scheint, mit den Plänen, die er in seinem Buche "In darkest England" dargelegt hat, im Zusammenhang steht. In diesem Buche bespricht der General das Massenelend der heutigen Großstädte und schlägt Maßregeln zu seiner Abhilfe vor. Er will die mit dem Untergang bedrohten Elemente der Gesellschaft zunächst in städtischen Asylen unterbringen, sodann auf Farmkolonien versetzen und endlich nach überseeischen Kolonien verpflanzen. Der Plan ist in diesen Grundzügen allerdings sehr einfach und wenn dem General das nötige Geld nicht fehlt, so wird er ihn auch ins Werk setzen. Ob er ihn vollenden wird, ist freilich eine andere Frage. Der General bietet in diesen seinen Bestrebungen ein Gegenbild zu den verschiedenartigen Sozialisten. Diese stellen alle möglichen Theorien über die Ursachen des Massenelendes auf und suchen die wirklichen, sowie die vermeintlichen Ursachen desselben zu zerstören. General Booth dagegen stellt ein Bild dieses Elendes dar, ohne nach seinen Ursachen zu fragen und sucht dieses Elend zu beseitigen. Daß die alten Ursachen natürlich immer wieder neues Elend erzeugen, wird der General wohl schwerlich in Abrede stellen, aber mit solchen Erwägungen sich zu befassen, ist seine Sache nicht. Er scheint's eben vom Standpunkte eines sehr praktischen Arztes zu nehmen. Ist die Krankheit da, so frägt man, wie sie beseitigt werden kann. Breitet sie sich weiter aus, so hat eben der Arzt mehr zu thun, und kann er es nicht mehr bewältigen, nun so ist eben seine Kraft zu Ende. Eine solche Praxis mag gut sein für den, der sie betreibt, und auch für die, die er durch seine Behandlung rettet, aber der Sache ist sie so wenig völlig gewachsen, wie ein Verfahren, das darauf ausgeht, die wirklichen samt den möglichen Ursachen des Leidens zu beseitigen, weil dadurch oft mehr Schaden als Nutzen angerichtet wird. Wenn der General seine Unternehmungen mit den Leistungen der Franziskaner des Mittelalters vergleicht, so mag er mehr Recht haben, als er selbst ahnt.

Schon bei seiner Ankunft in Berlin wurde der General von Reportern abgefaßt und seine Äußerungen über Deutschland sind nur insofern interessant, als sie zeigen, daß einer ganz gut General der Heilsarmee in England sein kann, ohne daß er die Verhältnisse in Deutschland zu kennen braucht. Wenn er z. B. sagt, daß Deutschland zu wenig Leute auf dem Lande und zu viele in der Stadt habe, so mag das ja ganz richtig sein; wenn er aber meint, in Deutschland sei Land genug für die Deutschen; Deutschland bedürfe der Kolonien nicht, so könnte man sagen: Gerade so wenig wie England. Wenn man jedem armen Mann in England gerade soviel Land geben würde, als er selbst bebauen kann und jedem englischen Großgrundbesitzer so viel abnehmen würde, als er nicht zu bebauen braucht, so würde noch Land übrig bleiben.

Der Zudrang zu der am 23. Februar abgehaltenen Versammlung war trotz des Eintrittsgeldes von einer Mark ein sehr großer. Das Geld soll zur Erbauung einer Heilsarmeehalle dienen. Wenn der General erklärte: „Wir wollen das Gefühl für die Reform wecken, nicht ihr Land erobern," so ist gegen ein derartiges Unternehmen nichts zu sagen. Nur scheint er die Thatsache vergessen zu haben, daß das Gefühl für soziale Reform in Deutschland schon seit Jahren stärker geweckt ist als in irgend einem andern

Staate der Welt. Daß die Reform erst angefangen hat, daß sie noch lange nicht abgeschlossen ist, ändert an dieser Thatsache nichts.

Um den Hinweisen darauf, daß General Booth eigentlich der Besitzer aller Gelder der Heilsarmee, man könnte sagen Besitzer der Heilsarmee selbst sei, zu begegnen, hat er vor einiger Zeit in einer öffentlichen Versammlung ein Dokument unterzeichnet, in welchem er sich verpflichtet, alles für die Heilsarmee geschenkte Geld für keine andern Zwecke zu verwenden. Das hat freilich nicht viel zu sagen, da der General die Heilsarmee unbedingt beherrscht und ein standesgemäßer Unterhalt des Generals und seiner höheren Offiziere auch zu den Zwecken der Heilsarmee gehört.

Das Lehrbuch der Diasporakonferenz für 1890 ist erschienen. Dasselbe berichtet über die Thätigkeit der deutschen evangelischen Kirche aller Orten der Erde außerhalb Deutschlands. Auch über unsere Evangelische Synode, ihr Bekenntnis und ihre Anstalten namentlich das Predigerseminar, wird berichtet. Das meiste, was der Bericht enthält ist der Mehrzahl der Leser der Th. Ztsch. entweder durch die amtlichen Synodalberichte oder aus eigener Anschauung bekannt, und wenn nur solche Berichte über uns in die Welt geschickt würden, so hätten wir gewiß keinen Grund uns zu beschweren. Wir möchten zwar weder unsere jetzigen noch früheren Seminaristen durch allzuviele Lobsprüche verwöhnen, aber sagen wollen wir doch, daß der Schluß des Berichtes über den Besuch unseres Predigerseminars durch Dr. Borchard am 23. September 1890 lautet: „Überrascht wurde ich bei der meistens nur mäßigen Vorbildung der Zöglinge durch die Arbeiten und Leistungen. Nur bei der treusten Benützung der Zeit und der gewissenhaftesten Anstrengung der Zöglinge ist es möglich, dieses Ziel zu erreichen.

Interessant ist auch ein Abschnitt der Ansprache des P. O. H. Kraft aus Buffalo, der als Mitglied der luth. Generalsynode über diese berichtet. Da heißt es unter der Überschrift Einheimische Mission u. a wie folgt: „Manchmal nehmen auch eine Anzahl von Pastoren derselben Synode gemeinschaftlich die Gründung einer Mission in die Hand. So habe ich mit zwei Amtsbrüdern vor etwa neun Jahren in B. eine evang. Missionsgemeinde dadurch gegründet, daß wir uns in einem neuen Stadtteile einen Bauplatz sicherten (ein Stück davon wurde vom Eigentümer geschenkt), ein Kirchlein darauf bauten (wozu wir das Geld teils von Gliedern unserer Gemeinden kollektierten, teils aus eigener Tasche hergaben) und dasselbe dem gottesdienstlichen Gebrauch übergaben mit der Aufforderung an die umwohnende evangelische Bevölkerung: „Kommet, denn es ist alles bereit!“ Etwa ein Jahr lang haben wir drei dem stetig wachsenden Häuflein, das sich zusammen fand, gepredigt, bis es stark genug war, mit Unterstützung der Synode einen Missionar zu bezahlen. Jetzt erhebt sich dort eine große Kirche; das kleine Kirchlein ist in ein Gemeindeschulhaus umgewandelt worden und aus dem einstigen Missionsgemeindlein ist eine blühende Gemeinde, die Evangelische Trinitatisgemeinde geworden.

Eine sonderbare Art des Fortschritts nehmen die Baptisten für sich in Anspruch. Daß in Beziehung auf die Kindertaufe viel Gleichgiltigkeit und Nachlässigkeit herrscht, auch bei Mitgliedern solcher Denominationen, welche die Kindertaufe anerkennen ist bekannt. Daß aber jene Gleichgiltigkeit eine Annahme baptistischer Grundsätze sei, ist erst eine Entdeckung baptistischer Gelehrter. Es wird nun auf Grund kirchlicher Statistiken herausgerechnet, daß nicht mehr als ein Sechstel der protestantischen Kirchenglieder Amerika's an der Sitte des Kindertaufens festhalten, also fünf Sechstel aller amerikanischen Protestanten, wenn auch nicht in Theorie, so doch in Praxis Baptisten seien.

Ob es wohl noch eine bessere kirchliche Rechenmethode giebt? Schwerlich. Die Zahl der Gleichgiltigen und Nachlässigen wird, wo kein Zwang angewendet werden kann und keine materielle Not treibt, immer eine große sein. Daß man aber die Nachlässigen in einer Kirche praktisch als Anhänger der andern zählen kann, ist nur ein Beweis, daß man diese andere Kirche niedrig schätzt.

Schulnachrichten.

Die evang. Stephansgemeinde in Merrill, Wisc., hat Lehrer Hofmann, der bis dahin die Schulstelle an der evang. Paulsgemeinde in Lincoln, Nebr., bediente, an ihre neu zu gründende Gemeindeschule berufen, und hat derselbe diesen Ruf angenommen. Die dadurch vakant werdende Lehrerstelle an der Paulsgemeinde in Lincoln wird durch Lehrer Sieveking, bis dahin die Gemeindeschule der evang. Paulsgemeinde in Pekin, Ills., bedienend, wieder besetzt werden, indem derselbe den von der Paulsgemeinde in Lincoln an ihn ergangenen Ruf angenommen hat.

Sicilianische Fibel. (Aus dem „Daheim“) Eine Fibel ist nach unseren Begriffen ein sehr trockenes Ding, und manche deutsche Mutter, welche ihre Kinder in die Mysterien des ABC und des Lesens einführt, hat schon gewünscht, daß ein wenig Poesie mit der Prosa des Lebens verbunden sein möchte. An die deutschen Mütter mußte ich denken, als mir eine sicilianische Fibel zur Hand kam. Das ist ein Büchlein mit Hülfe dessen viele Generationen das Lesen erlernt haben und trotz der Neuzeit mit ihren Errungenschaften an neuen Fibeln weiß es sich doch zu behaupten. Es ist ein ergötzliches Buch, und eben deshalb will man von Änderungen nichts wissen. Auf der ersten Seite beginnen die großen Buchstaben des ABC. — So sagen wir, aber niemand sagt so in Sicilien. Über dem großen A sieht man ein großes Kreuz, und deshalb sagen die kleinen ABC-Schützen: „Wir lernen das heilige Kreuz“ (Dialekt: Santa cruci). Wer in Sicilien nichts vom Alphabet versteht, von dem sagt man: Er hat nicht einmal das heilige Kreuz gelernt. — Bei uns zeigt die Mutter den ersten Buchstaben und sagt: Der heißt A, und das Kind sagt A, — in Sicilien hat jeder Buchstabe einen Namen, der von seiner Gestalt hergenommen ist. Die Mutter zeigt auf den ersten Buchstaben A und sagt zum Söhnchen: Sieh doch, welch ein hübsches Bild — ein reizender kleiner Hut (Dialekt: Lu cappiduzzu, Hütchen); dann kommt B: Sieh doch, da haben wir eine Brille. Das C ist der Halbmond. Nun aber D; was für ein Bild ist das? Die Mutter sagt: Der hat sein Bäuchlein an der verkehrten Seite, also nennen wir ihn pancia indietro. Damit ist natürlich die erste Lektion beendigt, denn mancherlei schöne Geschichten knüpfen sich daran, auch erregt das D ein heiteres Gelächter. In der folgenden Lektion knüpfen sich daran die Laute der Buchstaben. Jeder der großen Buchstaben repräsentiert in der Fibel ein Bild, z. B. H ist ein Stuhl mit Lehnen, I ein Stock, P giebt zu lachen, denn dieser Buchstabe heißt Panza supra, d. h. Bauch oben, O ist ein Ochsenauge, V ein Hufeisen 2c.

Hat das Kind „das heilige Kreuz“ gelernt, so folgt die zweite Stufe, welche im Dialekt arrijunciri (verbinden) heißt, also das Syllabieren. Da fragt oft eine Mutter die andere: e cincu littri? Dies will sagen: Kann das Kind schon fünf Buchstaben zusammensetzen? Vielleicht heißt die Antwort: Mein Junge ist schon weiter, er ist schon: In primo luogo. Was das sagen will, zeigt die Fibel, welche im dritten Abschnitt kleine Sätze enthält. Der erste Satz lautet verzweifelt unkindlich und wäre in einer deutschen Fibel unmöglich: “In primo luogo, ricordati dei due precetti: non fare agli altri quello, che non vorresti fosse fatto a te.” (An erster Stelle erinnere dich der zwei Gebote: Was du nicht willst, das dir geschieht, das thu auch keinem andern nicht.) Wenn das Kind die drei ersten Worte lesen kann: “In primo luogo” — so ist es der Stolz seiner Mutter. So war es seit Jahrhunderten, so ist es heute, und wollte man jenen Satz in der Fibel streichen, so würde dies in den Augen der Mütter ein Sakrilegium sein. Der Deutsche läßt seinen deutschen Rhein sich nicht nehmen, so verteidigen die Mütter Siziliens ihr: “In primo luogo.” — Wenn ein Kind beim Lesen nicht fleißig ist, und trotz aller Mühe es nicht zum: “In primo luogo” bringt, so wird unter Umständen harte Strafe angewendet. Schläge? Nein. Nachsitzen? Nein. Der Lehrer steckt seinen Zeigefinger in den Mund und betupft in Gegenwart der übrigen Schüler mit diesem nassen Finger die Nasenspitze des trägen Schülers. Dies ist eine Ehrenstrafe der schlimmsten Art und bekannt unter einem derben Ausdruck, der in Sicilien, weil allbekannt, keinen Anstoß erregt.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

19. Jahrg. | Mai 1891. | Nro. 5.

Die Schönheit des evangelischen Bekenntnisses.

Von P. J. B. Jud.

„Die evangelische Synode von Nord-Amerika, als ein Glied der evangelischen Kirche, erkennt die heiligen Schriften des alten und neuen Testamentes als Gottes Wort und als untrügliche Regel des Glaubens und Lebens an." „Die evangelische Synode etc. als ein Teil der evangelischen Kirche," welch' reiner feiner Takt, der auf wahrhaft christlicher Bescheidenheit und Demut beruht, hat doch die Väter unserer Synode beseelt, als sie über diesen Satz sich einigten. Da liegt alles sektenhafte Verurteilen, jedes damnamus, anderen Kirchen gegenüber, fern. Fern liegt jenes Auftreten, das was rechts und links liegt, verurteilt, um schließlich zu sagen: Nun kommen wir, die eine wahre Kirche, die una sancta, und bringen die Wahrheit, die alle andern nicht erkannt haben, die aber uns zu der letzten betrübten Zeit geoffenbart ist. Die evangelische Synode will nichts besonderes sein, nur ein Teil der evangelischen Kirche, die gegen Menschensatzungen Front macht und sich auf den Grund des untrüglichen Gotteswortes stellt. Es mag ja groß klingen, in die Welt hineinzurufen: Hier! hier! wir haben die reine Lehre, wir sind die wahren Hirten, alle andern sind anderswo eingestiegen, sie sind Räuber und Mörder. Aber wahr ist solcher Ruf nicht, sondern Täuschung: schön ist solcher Ruf nicht, denn er entbehrt der Bescheidenheit, die auf christlicher Demut und Liebe beruht; das Wort des Herrn befolgt er nicht: Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet, verdammt nicht, auf daß ihr auch nicht verdammt werdet. Mit dem obigen Satze stellt sich die evangelische Kirche aber nicht nur neben die Schwesterkirchen, sondern verbindet sich auch mit der Vergangenheit. Wir alle sind nicht die Erfinder der Wahrheiten, nicht einmal die Finder der biblischen Wahrheit, sondern sind das Produkt der Vergangenheit. Es mag dem Hörer göttlicher Predigt, dem Studenten der Theologie noch so sehr vorkommen, sein Pastor oder Professor schneide aus dem Grünen, und mag ja im engeren Sinne auch wahr sein, in Wirklichkeit würde keiner das sagen, was er sagt, ohne Befruchtung von früher her. Jedes Loslösenwollen von diesen Banden, die durch die Zeiten hinabreichen, führt zu luftiger Schwärmerei und zu fanatischem Sektengeiste, der den Tod in sich selber trägt. Was wäre selbst ein Luther ohne einen Augustin, Tauler, Lyra etc. gewesen? Wir meinen damit nicht, daß ein jeder

auf die Worte eines vorangegangenen Meisters schwören, oder gar ihm wörtlich nachplappern müsse, auch nicht jene kompilatorische Weise, die wie ein Hamster zusammenträgt, sondern meinen jene Weise, die wie die Bienen den Stoff aufsaugt und in sich verarbeitet, so daß derselbe zum süßen Honig wird. Das alte Weizenkorn erstirbt, wenn es für neues Gras gekeimt hat, aber die auf dem Weizengrase aufsprießende Ähre wird neu befruchtet und füllt sich dann mit neuer köstlicher Frucht. Darum löst sich die evangelische Synode nicht los von der Vergangenheit, sondern bekennt sich als ein Teil der immer bestehenden evangelischen Kirche.

Aber warum der evangelischen? Warum nicht der Kirche überhaupt? Macht die evangelische Kirche nicht damit Front gegen die ältere „katholische" Kirche? Wir erkennen auch die katholische Kirche an, sobald sie sich mit uns auf dem Boden des untrüglichen Wortes stellen, unsern Glauben und Hoffnung, unser Leben und Handeln darnach prüfen will. Dagegen die römische Kirche verwerfen wir, weil sie über Gottes Wort Menschenwort und Konzilienbeschlüsse, Dekretalien und Papstsprüche stellt. Wir müßten gerade das, was wir gleich nachher als unsere Platform bekennen, verlassen, wenn wir die römisch gewordene Kirche auch noch anerkennen und als Teil uns zu ihr bekennen wollten. Es gab auch in der katholischen Kirche Männer, von Cyprian und Augustin an durchs ganze Mittelalter hinab bis auf Jansen, Fenelon, Sailer und Boos, die evangelisch waren, trotzdem sie den katholischen Namen trugen, von denen wir uns gerne befruchten lassen, und vor denen wir im Geiste gerne unseren Glauben und Hoffen, und Handeln und Leben darlegen und nach Gottes Wort prüfen lassen. Mit dieser evangelischen Gemeinde aller Zeiten fühlen wir uns verbunden. Dagegen kann es allerdings sein, daß wir hie und da eine evangelisch sich nennende Kirche fast ebenso ignorieren wie die römische, weil sie wieder eine Tradition, nur eine neuere, über Gottes Wort stellt, und uns nach ihrer Tradition richten will. Der rufen wir einfach zu: Vor eure Tribüne stellen wir uns nicht, euer Gesetz erkennen wir nicht an, eure Autorität achten wir nicht, vor euch verantworten wir uns nicht, einfach weil ihr nicht mehr evangelisch seid. Wir geben euch das Recht, uns zu prüfen nach Gottes Wort, aber wir nehmen uns dasselbe Recht, euch nach demselben Wort zu prüfen.

Was wir anerkennen, sind die Schriften des alten und neuen Testamens, und zwar als Gottes Wort. Ist dies nicht ein herrliches Bekenntnis, das alles deckt? Wir haben ein Gottes Wort, das über allem menschlichen Meinen und Gutdünken steht, das da ist ein Richter der Sinnen und Gedanken des Herzens, der theologischen Meinung und Erfindungen. Und dieses Wort ist nich etwa ein unbestimmtes Ahnen und Fühlen, besteht nicht in menschlichen Schlüssen und Spekulationen, ist nicht ein inneres Licht, sondern ist ein Buch in zwei Deckel gebunden, in Millionen Exemplaren verbreitet, daß keiner sagen muß: Wer steigt in den Himmel und holt es uns herab, oder wer fährt übers Meer und holt es uns her? Könnte es etwas Schöneres und Herrlicheres geben, als den Willen und Ratschluß des höchsten Wesens,

von dem die ganze Welt mit jeder Faser ihres Daseins abhängt, der darum notwendig auch Richter der Sinnen und Gedanken, Worte und Werke aller seiner Kreaturen sein muß, in klarer verständiger Form zu haben? Wenn es kein solches Gottes-Wort gäbe, müßte sich von selbst Sehnen und Verlangen aller Menschen nach einem solchen richten. Aber ebenso sicher ist es, daß neben solchem Gottes-Wort alles andere Wort nur insofern noch Wert hat, als es mit diesem stimmt, aus diesem geschöpft ist und zu diesem hinführt, und alles andere Wort und seine Autorität hinfällig wird.

Erkennen wir einmal eine Schrift so als Gottes Wort an, so folgt aus dieser Anerkennung mit zwingender Notwendigkeit, daß dieses Wort uns „Regel und Richtschnur unseres Glaubens und Lebens" werden muß. Das ist ja das Wahre in der Fabel des Christophorus, der nur dem Höchsten dienen wollte, daß unsere Vernunft uns treibt, den Dienst des Höchsten zu erwählen. Jeder Dienst, der dem Niederen geleistet wird, muß uns verderblich werden, wenn uns die Gewißheit fehlt, daß er zu gleicher Zeit der Dienst des Höchsten ist, sintemal der Höchste jeden niederen Befehlenden und Gehorchenden zur Rechenschaft ziehen muß, wenn Befehlen und Gehorchen gegen seinen Willen sind. Diesem Gottes-Wort unterziehen wir allen objektiven Glauben und jedes subjektive Glauben. Kein Glaubenssystem, welcherlei Namen es auch trägt, mit welchen Waffen es auch verteidigt wird, hat demnach für uns einen autoritativen Wert, wenn es sich nicht diesem Gottes-Wort unterstellt, vor diesem Gericht die Probe aushält. Auch dieses ist wieder ein Postulat der menschlichen Vernunft. Jeder republikanische Staat hat ein Grundgesetz, eine Konstitution, Verfassung oder wie es geheißen wird. Vor diesem Gesetz muß sich jedes lokale und temporäre Gesetz prüfen lassen; widerspricht letzteres dem ersteren, so wird es hinfällig und ungültig. Auch die römische Kirche folgt diesem Postulate, indem sie den Papst, wenn er ex cathedra redet, als abschließenden Richter anerkennt. Aber sie verliert ihren Weg vollständig, indem sie nicht nur neben dem zwar anerkannten Gottes Wort in der Bibel, noch die Tradition stellt, sondern den Papst (also einen Menschen, von dem sie sonst zugiebt, als Mensch könne er auch fehlen) zum höchsten Gesetz macht und seine Entscheidung schließlich weder durch Gottes Wort, noch durch die Tradition gebunden ist. Die Verwirrung war eine konsequente, anstatt an Gottes Wort festzuhalten, setzte die römische Kirche das quod semper et ubique creditum est, das Traditionsprinzip. Aber dieses bedurfte ja wieder der Entscheidung und zwar war es eine unendlich schwierigere, als die Entscheidung darüber, was Gottes Wort sagte. Manche Lehre wurde in Afrika, Rom oder Gallien mit allem Eifer verteidigt, wer wollte aber entscheiden, ob in der übrigen Welt, wo über diese Lehre kein Streit war, dieselbe geglaubt oder verworfen war? So drängte die erste Abweichung von Gottes Wort zur menschlichen Autorität, von der toten zu einer noch lebenden Autorität. Aber eben damit setzte man die ganze Wahrheit von der göttlichen festen Autorität hinweg auf das schwankende Schiff menschlicher Meinung, die schließlich zur Pilatusfrage ausarten muß: „Was ist Wahrheit?" Das Papsttum ist

schon mehr als einmal dem krassesten Unglauben verfallen. Niemand muß es besser wissen als der Papst selbst, wie seine Entscheidung nicht eine göttliche, sondern eine menschliche ist. Niemandem muß es darum schwerer werden, an die eigene Unfehlbarkeit zu glauben als ihm, aber er ist die oberste Autorität, darum wenn er an sich nicht mehr glaubt, glaubt er überhaupt an nichts mehr. Und der angebliche Stellvertreter Christi muß zum Antichristen werden, darum glauben und halten wir fröhlich an dem geschriebenen Worte, als an der obersten Autorität über alle Glaubenssysteme, fest.

Aber, wird uns entgegnet, wer entscheidet nach der Bibel über Wahrheit und Täuschung menschlicher Meinungen? Die Bibel kann es nicht thun, sie ist nur das Gesetz, nicht der oberste Gerichtshof. Wir antworten getrost: Gott selbst durch seinen Geist. Allerdings erscheinen da keine Dekrete vom Himmel her, auch thut er für das eine System oder das andere nicht einmal ein Wunder, aber er leitet jeden aufrichtigen Jünger in alle Wahrheit, nimmt es immer wieder von dem, das Jesu Christi ist und teilt es den Seinen mit. In der Kirche aber heißt es: Wahrheit besteht, Lüge vergeht. Wie unendlich viele Irrlehren sind in der Kirche entstanden, von Gottes Männern an Gottes Wort geprüft worden, und wurden vom Geiste Gottes gerichtet in der Kirche und sind wieder — verschwunden, ohne Gericht und gerichtliche Entscheidung. Einen andern Grund kann niemand legen, außer dem, der gelegt ist, Jesum Christum. So aber jemand auf diesen Grund bauet Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stoppeln, so wird eines jeglichen Werk offenbar werden, der Tag wird es klar machen; denn es wird durchs Feuer klar werden, und welcherlei eines jeglichen Werk sein, wird das Feuer bewähren. Wird jemandes Werk bleiben, das er gebauet hat; so wird er Lohn empfangen. Wird aber jemandes Werk verbrennen, so wird er des Schaden leiden; er selbst aber wird selig werden, doch als durchs Feuer. 1. Cor. 3, 11—15. Darum appellieren wir an kein menschliches Gericht, das wieder, wie alle Concilien und Dekretalien irren und fehlen kann, sondern lassen Geist auf Geist wirken.

Aber dann wird die Irrlehre überhand nehmen! Wir fürchten das nicht. Die Irrlehre wird nur durch Geist überwunden, wie die Erfahrung lehrt. Als Jacobi einst sehr furchtsam über den Zustand der Kirche an Claudius schrieb, antwortete letzterer, man muß nicht gleich die Bundeslade halten wollen, wenn ein paar Ochsen nebenaus treten. Durch Kirchengerichte wurde nicht nur manche Irrlehre bestärkt, sondern die Kirche auf die entgegengesetzte Irrlehre gedrängt, wie die Geschichte der römischen Kirche voll von Beispielen ist.

Aber wie, ruft man uns zu: Wird denn dadurch die Kirche nicht zerrissen? Zeigt euch das nicht die Erfahrung? Wir antworten: die Kirche Jesu Christi wird nie und nimmer zerrissen, sie ist es auf den heutigen Tag nicht, bei all den vielen Denominationen. Die menschlichen Organisationen mögen zerrissen werden und mögen neue entstehen, die heilige allgemeine christliche Kirche wird nie zerrissen, sie ist vorhanden in allen ehrlichen aufrich-

tigen Seelen, die ihr Heil in Christo suchten und fanden. Sie wird sich auch als die una sancta offenbaren; dann werden alle Organisationen, die ja nur zeitweilig notwendig sind, wird die Form zum Guß, als Schalen zerbrochen werden und wird ein Hirt und eine Herde sein. Darum bleiben wir getrost bei dem Bekenntnis: Gottes Wort soll Regel und Richtschnur unseres Glaubens sein.

Ist sie es für den Glauben, so ist sie es ohne weiteres für unser Leben, da der Glaube das Leben regiert. Ob die öffentliche Meinung, ob die Gesetze der Staaten, Handlungen und Sünden höher oder tiefer taxieren, ob bald eine übertriebene Humanität die Sünde für Krankheiten erklärt, oder ein Rigorismus alles durch Gesetze vollkommen machen will, — für uns giebt es nur einen Maaßstab für unser Handeln, es ist das Wort Gottes. Und ist dies nicht schön und gut? Alle Gesetze werden einst von der Bildfläche verschwinden, aber dies Wort wird nimmer vergehen, denn es ist der Wille des Ewigen und Unveränderlichen.

Aber, hören wir eine Stimme von der Linken her, eure Erkenntnis ist ein unbewiesener Glaubenssatz. Was ist es für ein Unterschied, ob ich den Papst oder ein Buch als den Ausdruck göttlichen Willens annehme? Ich muß beides glauben. Wir antworten: Das ist nun unser Glaube, und unsere Überzeugung und die Forderung des Glaubens, die wir an jeden stellen, der mit uns teilhaben will an kirchlicher Gemeinschaft. Das Bekenntnis beweist nicht, sondern drückt Überzeugung und Glaube aus. Gerne und willig treten wir mit jedem, der zu uns will, in die Diskussion unseres Bekenntnisses ein und zeigen die inneren und äußeren Gründe für unsere Überzeugung. Aber ins Bekenntnis gehören sie nicht. Also auch nicht hieher, da wir nicht das Bekenntnis beweisen, sondern seine Schönheit und Trefflichkeit behandeln. Das Bekenntnis ist das Panier, nicht die Festung einer Kirche. Die Festung ist in Psalm 18, 3 und 31, 3. 4. gezeichnet.

Aber eine Frage tritt nicht von der Linken, sondern von der Rechten an uns heran. Ihr bekennt euch zu Gottes Wort, aber wie faßt ihr die Hauptlehren desselben auf? Denn der Auffassungen sind viele, wahre und irrige. Hier gebt das Paßwort, hier bekennt Farbe, ob wir euch annehmen oder euch von uns ausschließen müssen. Hier sind wir Rede und Antwort schuldig, denn es sind nicht solche, die die Grundlage jeder Kirche angreifen, sondern diejenigen, die dieselben Grundlagen mit uns bekennen. Und unser Bekenntnis hält darum auch die Antwort nicht zurück: „Wir bekennen uns, heißt es weiter, zu der Auslegung, wie sie in den Bekenntnisschriften der lutherischen und reformierten Kirche, als da sind die Augsburgische Confession, den lutherischen und Heidelberger Katechismus niedergelegt sind, soweit sie zusammen stimmen.“ Damit tritt die evangelische Synode von dem göttlichen auf menschliches Gebiet über. Hier findet sie nicht mehr Gottes Wort im absoluten Sinne, wie in den Schriften des alten und neuen Testaments. Keine Bekenntnisschrift ist ihr inspiriert, wie Gottes Wort in der Bibel, sie unterschreibt die Koordination, wie sie der Lutheraner an der Stirne trägt: „Gottes

Wort und Luthers Lehr, vergehen nun und nimmermehr," nicht, glaubt das ebenso wenig von einer reformierten Bekenntnisschrift, sondern die Bekenntnisschriften sind ihr menschliche Spiegelbilder der göttlichen Wahrheit, wobei es ja natürlich nicht nur auf das Urbild, sondern auch auf die Beschaffenheit des Spiegels ankommt. Wo und in welchen Punkten das Urbild rein wiedergegeben ist, da stimmt es in allen Spiegelbildern. Das ist ja dann auch wirklich der Fall in der Lehre von Gott, von Christo, der Erlösung, dem Wege dazu ꝛc.; ja sogar in den Postulaten eines gesegneten Abendmahlsgenusses findet sich genug Konsensus, um dasselbe mit einander genießen zu können; es kann nichts anders sein, denn der Geist der Wahrheit ist einer. Der Dissensus rührt von der menschlich-individuellen Unzulänglichkeit und der immer noch sündigen Menschheit auch der größten Gottesmänner her. Gott sei ewig Lob und Dank, wir hängen ja nicht von diesen geschichtlichen Dokumenten ab, deren Verfassern es nie in den Sinn kam, durch dieselben für alle Zeiten die Glaubensgesetze vorschreiben zu wollen, sondern nur für sich, ihre Genossen und ihre Zeit den Glauben bekennen wollten, — sondern derselbe Geist wirkt fort in der Kirche und wird heute noch dem geringsten Tagelöhner, wie dem gelehrtesten Professor zu teil, wenn er darum bittet. Dieser Geist, der alle Dinge erforschet, hilft auch dem Geringsten, die Einheit in den verschiedenen Bekenntnissen, so weit er sie für sein Leben notwendig hat, heraus finden. In der That ist dieser Geist im Volksleben stärker als alles konfessionelle Geschrei. Es ist eine wahre Sisiphusarbeit, welche die konfessionellen Kirchen treiben. Wenn die Leute in der Predigt haranguiert, im Unterricht fanatisiert werden für ein Bekenntnis, und der größte Teil der Zuhörer dann anderswo hinkommt, hält ihn der Ketzergeruch nicht ab, sich dort anzuschließen, und warum? als weil die wirklichen sogenannten Ketzer anders aussehen, als die vorgemalten. Z. B. wenn der beste Lutheraner die Ketzer sucht, die bei der Abendmahlsausteilung sagen: das bedeutet den Leib und das Blut Christi, so findet er keine solche Kirche, somit sind es ja auch nicht die Ketzer, womit ihm die Gemeinschaft untersagt ist.

Aber warum sagt unser Bekenntnis nur die Bekenntnisschriften der lutherischen und der reformierten, nicht aller evangelischen Kirchen? Allerdings hätte die Synode auch gerade so gut auf den Konsensus aller evangelischen Bekenntnisse stellen können. Allein auch unser Bekenntnis ist ein geschichtliches Dokument. Wie das lutherische Bekenntnis sich mit der griechischen Kirche nicht auseinandersetzt, weil die griechische Kirche für die Reformation weder Hindernis noch Förderung war, so ging es der evangelischen Synode. Die vielen Synoden und Denominationen traten mit ihr in keine Berührung, sie standen ihr fern. Darum nannten sie eben die Bekenntnisschriften der Kirchen, die nach ihrer Existenzberechtigung fragten. Und das waren eben die lutherische und reformierte Kirche. Mit evangelischen Kirchen sich auseinander zu setzen, die das Gebiet unserer Wirksamkeit nicht begrenzen, weil sie geographisch oder sprachlich geschieden sind, hielten die Väter unserer

Synode ebensowenig für notwendig, wie die Väter der luth. und reformierten Kirche. Man antwortet eben nur, wo man gefragt wird. Vielleicht wird dies später geschehen, wenn unsere Synode mit englischen Schwesterkirchen durch unsere Nachkommen mehr in Berührung tritt. Aber so viel ist sicher, sie wird sich auch da nur auf den Konsensus stellen, sonst müßte sie ihr Prinzip verlassen.

Schlösse nun das Bekenntnis mit diesen Worten ab, so würde der Synode mit Recht theologische Feigheit vorgeworfen, weil sie gerade da, wo man ein ehrliches entscheidendes Wort von ihr verlangt, schweigt. Aber das thut dieselbe nicht. Sie sieht dem Dissensus ebenso gerade ins Gesicht und bekennt: „In ihren Differenzpunkten aber hält sich die evang. Synode an die daraufbezüglichen Stellen der hl. Schrift und bedient sich der in der evang. Kirche obwaltenden Gewissensfreiheit. Parteileidenschaft, die allerdings so tief drunten sitzt, daß sie nicht über die eigene Fenz hinaussehen kann, ist nun allerdings damit nicht zufrieden; sie verlangt, daß man ihr Recht und dem Gegner Unrecht gebe. Die gerechteste Untersuchung bei einem Prozesse findet bei der verlierenden Partei keine Anerkennung; sie wünscht die Untersuchung lieber weniger gerecht um selber Recht zu behalten. Wenn aber der Richter erst die Überzeugung ausspricht, ihr seid beide im Unrecht, so bekommt er sicher von beiden Seiten Prügel. In diesem Falle befindet sich die evangelische Synode. Sie urteilt ja direkt nicht, aber indem sie sich keiner der genannten Kirchen anschließt, so erklärt sie allerdings damit: Ihr habt beide Unrecht, eben indem ihr euch um dieser Differenzpunkte willen streitet und einander ausschließt, statt die noch nicht abschließbaren Fragen offen zu lassen und euch auf Grund dessen zu einigen, was ihr beide als Grundlage eurer Seligkeit anerkennt.

Der Apostel sagt das Wort: Wachset aber in der Gnade und Erkenntnis Jesu Christi, 2. Petri 3, 18, zu Leuten, die Christum hatten. Trotzdem sie Jesum als Grund ihres Heiles kannten, so war damit nicht gesagt, daß sie ihn im ganzen Umfange seines Wesens erkannten. Es gab für den einzelnen Christen an Christo offene Fragen, die er nach und nach zu lösen hatte, durch Forschen und durch Umgang mit Jesus. Was für den einzelnen Christen notwendig ist, das ist auch der Fall für die Kirche. Sie hat alle Wahrheit in Gottes Wort, aber damit hat sie nicht zugleich alle Erkenntnis der Wahrheit dieses Wortes. Diese ist das Ziel, dem sie durch Forschen und Gebet zustreben und entgegen wachsen soll.

Wenn nun eine einzelne Person oder eine kirchliche Partei mit einem abgeschlossenen Bekenntnis auftritt und dasselbe für unfehlbar erklärt, so beraubt sie sich nicht nur des schönsten Rechtes und der herrlichsten Fähigkeit, die Gott uns für die Zeit der Vorbereitung auf unsere Vollendung gegeben hat, des Wachsens in der Erkenntnis und der Gnade (denn dieselben sind unzertrennlich verbunden), sondern schneidet sich selber den Lebensnerv ab, und muß stagnieren und ersterben. Wo kein Wachstum mehr ist, tritt der Tod ein, das ist Grundgesetz für die Zeit der Vorbereitung und Diesseitigkeit.

Wo aber eine fertige Bekenntnisformel ist, da ist ein Wachsen in der Erkenntnis nicht mehr möglich; denn das Bekenntnis drückt das Erkannte aus. Wir finden darin wenigstens einen Grund dafür, daß Gott es durch die ganze Kirchengeschichte niemals zugelassen hat, daß weder eine kirchliche Versammlung noch irgend ein Gottesmann ein Bekenntnis verfassen durfte, dem die Gesamtheit der Christen, also die ganze sichtbare Kirche, zugestimmt hätte. Wo auch nur partiell, wie in der römischen und griechischen Kirche solche Bekenntnisse als die vollendete Erkenntnis der Wahrheit angenommen wurden, da trat Stagnation, Veräußerlichung und Tod ein. Die reformatorischen Kirchen wurden nur durch ihr Bei- und Durcheinandersein, wodurch das Fertigsein des Bekenntnisses gegenseitig immer wieder in Frage gestellt wurde, vor dem Tode teils bewahrt, teils immer wieder zum Leben erweckt.

Allerdings ist es wahr, daß solche „offenen Fragen" immer wieder weiter führen und uns treiben, die ganzen Bekenntnisse wieder einer Prüfung zu unterziehen, wie denn der lutherische Abendmahlsbegriff die Frage nach der Ubiquität Christi notwendig nach sich zieht. Aber das führt so lange der erste Teil unseres Bekenntnisses festbleibt, doch nicht zum Irrtum, sondern eben zu Gottes Wort zurück. Was schadet dies? Trauen dann die konfessionellen Christen dem menschlichen Worte der Bekenntnisse mehr bewahrende Kraft zu, als dem Worte und dem leitenden Geiste Gottes? Wird der leitende Geist, der in verschiedenen Bekenntnissen, die zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten doch einheitliche Wahrheiten aussprechen gelehrt hat, diese Wahrheiten entziehen, wenn unter Gebet mit ehrlichem Sinne wieder in der Quelle nach der Wahrheit geforscht wird? Fürchten sie denn das so sehr, daß wir uns an die auf die betreffenden Lehren bezüglichen Schriftstellen halten? Fürchten sie denn, daß die Bekenntnisse diese Prüfung nicht aushalten? Sind sie wohl etwa davon im Geheimen überzeugt, daß die Bekenntnisse doch nicht ohne weiteres die fertige Erkenntnis der Kirche aller Zeiten ausdrücken?

Nein, höre ich sagen, das alles nicht, wenn ihr damit schließt, aber ihr setzt noch hinzu: „und bedienen uns der in der evangelischen Kirche obwaltenden Gewissensfreiheit." Die Meinung wäre also, macht die darauf bezüglichen Stellen der heiligen Schrift zu eurem Bekenntnis. Das thun wir, aber alle, nicht nur die eine oder die andere. Aber eben darin wollt ihr nicht mit uns halten. Denn was sagt ihr lutherischen Brüder dazu, wenn die reformierten Brüder kommen und sagen: Klarer hat der Herr nirgends vom Abendmahl gesprochen, als in Johannes 6. 35 41, 48—51, 53—58, 63, also diese Stellen müßt ihr dann vor allem zu eurem Bekenntnis machen. Was sagt ihr reformierten Brüder, wenn die Lutherischen uns zurufen: Nein, nein, Luk. 22 19, 20 und 1. Cor. 23—27 müssen euer Bekenntnis sein? Jede Partei behauptet, die von ihr angeführten Stellen seien die Hauptsache, die andern müssen nach diesen erklärt werden? Was sollen wir thun, wenn jede Partei uns mit einem damnamus droht und unser Gewissen

in die Enge treiben will mit ihren Autoritäten? Wir sagen, wir haben so gut ein Gewissen, als Dr. Martin Luther und Huldreich Zwingli. Diese Autoritäten binden uns so wenig, als sie sich haben binden lassen durch Dekretalien, Konzilienbeschlüsse, Päpste und Kirchenväter. Wir danken es ihnen, daß sie ihr Gewissen und Gottes Wort diesen alten Autoritäten entgegengestellt haben, wir lassen uns gern von ihnen zu Gottes Wort hinführen, aber derselben Freiheit bedienen wir uns auch, in Gottes Wort selbst zu forschen und zu fragen nach des Herrn und seiner Apostel Worte tiefster Meinung. Und was der erbetene Geist uns geoffenbart, das wollen wir fröhlich wieder bekennen und verkünden. Keine der Stellen aus Gottes Wort macht uns das Mahl unseres Herrn gemein, jede führt zur Buße und zum Glauben. Wir stellen auch nach unserem Forschen nicht die Behauptung auf, damit eine vollendete und darum für alle als abschließend geltende Erkenntnis Christi auch nur im Abendmahl zu haben; aber freuen uns, nach jedem Forschen gewachsen zu sein, und noch mehr darüber, daß wir gesehen haben, wie viel wir noch wachsen können in Gnade und Erkenntnis. Wir freuen uns, daß wir nicht nur einmal, sondern bei jedem Abendmahlsgenusse Gnade um Gnade nehmen können. Und endlich freuen wir uns ebenso, daß wir Jesum nicht nur im Abendmahl, sondern täglich im Gebete und seinem Wort genießen können. Ja wir freuen uns, danken Gott, daß das Abendmahl uns nicht mehr eine vom Streit umschwärmte Festung ist, die wir immer verteidigen müssen, sondern eine Segensquelle, aus der wir immer wieder freudig schöpfen dürfen. O wie kalt klingt es doch, wenn in einer Konfirmanden-Prüfung die Frage an die Kinder gerichtet wird: Was lehrt die katholische Kirche? Was lehrt die reformierte Kirche? Was lehren wir? wenn in der Beichte immer wieder der Streit über das Abendmahl durchtönt, anstatt daß das Herz des Beichtkindes zu der Gnadenquelle geführt wird. Je länger ich darum das Bekenntnis unserer Synode betrachte, desto schöner wird es mir.

Geistesstörung und Besessenheit.

Von P. J. G. Enßlin.

(Schluß.)

Wenn der Blindgeborene, Joh. 9, 31, behauptet, daß Gott die Sünder nicht hört, so spricht er damit eine Wahrheit aus, die hier ihre Anwendung findet; denn offenbar will er damit nicht behaupten, daß Gott das Gebet der Sünder nicht hört, zumal aber doch geschrieben steht: „Du erhörest Gebet, darum kommt alles Fleisch zu dir," Ps. 65, 3, sondern er will das damit sagen, daß der Sünder, wenn er auch der Hilfe Gottes aus Gnaden gewürdigt wird, deshalb noch nicht als Vermittler und Träger der Gnaden- und Heils-Güter, oder als ein Segnender auftreten und den Finger Gottes, wie Jesus offenbaren kann. Ein Segnender darf darum nicht bloß vom Fluch und Zorn Gottes durch die Gnade erlöst sein, sondern muß auch im Glauben bewährt und zu einem geheiligten

Werkzeug geworden sein.*) Das schon aus dem einfachen Grunde, weil es zum Segnen der besonderen Gaben und Kräfte von oben bedarf, die gleichsam nur Vertrauenspersonen, oder Treuen und Bewährten verliehen werden können; denn es kann im Reiche Gottes niemand etwas nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel. Joh. 3, 27. Auch läßt sich der Teufel nicht von jedermann und ohne Widerstand in sein Haus fallen und sein Werk zerstören; denn wo die Berufung und Bewährung nicht sind, da heißt es von seiner Seite: „Jesum kenne ich wohl und Paulum weiß ich wohl, wer seid ihr aber? Acta 19, 15. Haben nicht z. B. schon manche, welche in der römischen Kirche mit dem Exorcismus betraut wurden, die Erfahrung gemacht, daß ihnen von den Dämonen ihre Sünden namhaft gemacht und solche vorgerückt wurden, für welche sie noch keine Absolution gesucht und erlangt hatten? Ehe Abraham ein Segnender werden konnte, mußte er in den Bund mit Gott getreten und durch Glaubensproben bewährt worden sein. 1. Mos. 15, 18 und 1. Mos. 22, 16—18. Ehe Christus als ein Segnender auftreten konnte, mußte er die Versuchung von seiten des Satans bestanden haben, und ehe die Jünger des Herrn die Macht über die unsaubern Geister bekommen konnten, mußten sie sich in die Nachfolge Christi begeben und darin für ihren Beruf im Glauben so weit bewährt haben, daß der Satan mit seinem Protest gegen sie zurückgewiesen werden konnte. Luk. 10, 18. Überdies aber galt es für letztere, die Sichtung von seiten des Satans zu bestehen, zu wachen und zu beten. Luk. 22, 31 und Matth. 26, 41. Wenn der Herr Matth. 17, 21 sagt: „Diese Art fährt nicht aus, denn durch Beten und Fasten," so will er damit sagen, daß im Glauben an seinen Namen wohl der Sieg über das Reich der Finsternis erlangt werden kann, daß aber auch von seiten der Segnenden durch anhaltendes Gebet, durch Nüchternheit, insbesondere durch Keuschheit, Reinheit und Verleugnung dem Satan alle Ursache abgeschnitten werden muß, die Jünger Jesu anfechten oder ignorieren zu können. In Anbetracht dieser Forderungen wird erklärlich, warum so wenig Kräfte von oben an den Dämonischen geoffenbart werden können und man diesen Mangel mit Kunst und Wissenschaft zu ersetzen sucht. Es dürfte aber auch dadurch der Spruch: „Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist," Jak. 5, 16, zu einer tieferen und ernsteren Auffassung gelangen; denn sollte Gott die Fürbitte derer, welche im festen Glauben auf den Boden der göttlichen Gnade und Verheißung sich stellen, nur das Wohl und Heil ihrer Nebenmenschen und die Ehre Gottes suchen, nicht erhören? Gewiß, denn ihnen gilt noch heute die Verheißung: „In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, und so sie etwas Tödliches trinken, wird es ihnen nichts schaden; auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird es besser mit ihnen werden." Mark. 16, 17. 18. Nachweisbar finden sich seit der Apostelzeit wohl immer solche Glieder in der Kirche, durch welche auch an Dämonischen die Werke des Teufels zerstört wer-

*) Vergleiche aber auch Matth. 7, 22 D. R.

den könnten. Wenn auch die römische Kirche durch ihren professionellen Exorcismus viel Unheil anrichtete, große Mißgriffe machte und die Geistesgabe mit dem bloßen Auftrag der Kirche verwechselte und ihn an Unberufene erteilte, so ist doch nicht zu leugnen, daß durch gewisse segnende Personen viele und schauderhafte Besessenheiten gelöst und überwunden wurden. Es darf daher die brüderliche Handreichung nicht unterschätzt oder im Unglauben und geistlichen Hochmut ignoriert werden; denn sie gehört zur neutestamentlichen Ökonomie, wie es aus Röm. 12, 4—6 und 1. Petr. 4, 10 klar und deutlich hervorgeht. Es sagt darum auch der selige Pfarrer Ch. Blumhardt hierüber: „Ach freilich, die Pforten des Himmels, die einst offen standen, scheinen jetzt geschlossen zu sein. Man betet wohl viel, aber wie wenig erreicht man damit! Wie oft kommen die Leute und sagen fast in Verzweiflung, sie beten doch so viel und es wolle sich nicht ändern! Eins fehlt! Laut der ganzen neutestamentlichen Ökonomie, wie sie in allem, was ich aus der Schrift anführte, durchblickt, will Gott seine Gabe durch Vermittelung brüderlicher Handreichung darbieten, oder er will's durch Werkzeuge thun!" Leider wird diese brüderliche Handreichung heutzutage zu wenig gesucht, denn der natürliche Mensch greift eher nach einem irdischen und sogar verbotenen Hilfsmittel, als daß er auf die Bedingungen eingeht, unter welchen der Finger Gottes rettend und helfend für ihn eingreifen mag. Auch ist der Ungläubige trotz seiner vermeintlichen Aufklärung in Finsternis und Unwissenheit befangen, daß er das Recht und die Macht des Satans, die er über den Sünder gewonnen hat, nicht erkennt und die Erlösungsgnade, die ihnen gegenüber durch den Glauben geltend gemacht werden kann, nicht zu schätzen weiß.

So wenig aber die Ungläubigen von diesen geistlichen Dingen verstehen, so wenig treffen sie es in der Behandlung der Dämonischen; denn obgleich sie mit scharfem Verstand an den leiblichen Übeln zu operieren suchen, so erkennen sie doch nicht die wirkliche Ursache der Krankheit und eine angemessene Behandlung solcher Kranken liegt ihnen viel zu fern. An der richtigen Behandlung der Geistesgestörten liegt aber sehr viel; denn sie steht im engsten Zusammenhang mit dem Eingreifen des Fingers Gottes. Es dürfte daher noch zum Schluß ein Wort über die Behandlung der Dämonischen und Geistesgestörten geredet werden. Zwar wollen wir uns damit nicht in ein fremdes Gebiet begeben und etwa darüber referieren, wie Geistesgestörte von den Ärzten und in den Irren-Anstalten behandelt werden könnten, sondern es soll nur eine solche Behandlung zur Sprache kommen, welche dem Seelenzustand der Dämonischen angemessen sein möchte und dem Eingreifen des Fingers Gottes Vorschub leisten könnte.

Was im allgemeinen zu einer richtigen Behandlung solcher Unglücklichen führen mag, ist die einfache Wahrheit, daß ihren Übeln an und für sich keine besondere Sünde als Ursache zu Grunde liegen muß, sondern die sündige Natur, wie sie uns allen von Geburt aus anhaftet, dem Reiche der Finsternis Recht und Macht einräumen kann. Diese Wahrheit sollte jeden Menschen vor hartherziger, liebloser und wegwerfender Behandlung warnen, denn was

sind wir besser oder vorzüglicher, als viele, die Gott mit solchen Übeln heimgesucht hat. Ihr Zustand sollte vielmehr zur Teilnahme und zum Erbarmen, zur Demut und Geduld, insbesondere aber zur Erlangung des Heils in Christo und zum Kampfe gegen die Macht der Finsternis antreiben. Freilich hat es bei vielen Geisteskranken den Anschein, als wäre ihr Krankheitszustand nur ein launenhafter und als kämen ihre boshaften und schändlichen Äußerungen aus ihrem eigenen Herzen, dieweil sie auch da und dort mit vollem Bewußtsein verübt zu werden scheinen, während es doch nur Einwirkungen böser Geister sein mögen, die es entweder auf den Ruin der betreffenden Kranken, oder auch ihrer Umgebung abgesehen haben. Solches Gebaren mag die Mitverbundenen zur Ungeduld, Härte und Widerstand reizen, aber dadurch wird nichts Gutes bewirkt, sondern nur dem Reiche der Finsternis in die Hände gearbeitet. Es werden leider viele Dämonische und Geisteskranke, weil ihr Zustand nicht genügend erkannt wird, hartherzig ihrem Schicksal preisgegeben, oder verstoßen, ohne daß sich die Angehörigen gedulden, oder nach göttlicher Hilfe sich umsehen wollen. Wegen der leiblichen Übel, die gewöhnlich mit der Geistesgestörtheit verbunden sind, werden viele nur ärztlich behandelt, was ihnen oft wenig nützt, ja unter Umständen ihr Übel verschlimmert; denn es ist selbstverständlich, daß bei zerrütteten Seelenzuständen weniger auf den Leib, als vielmehr auf den Geist gewirkt werden muß und daß eine angemessene Seelsorge am ehesten und sichersten zum Ziele führt. Zwar kann eine gewöhnliche Seelsorge, die in Belehruug, Bestrafung und Tröstung besteht, in den wenigsten Fällen geübt werden, indem solch geistliches Zureden oder Zusetzen, insbesondere von den Angehörigen, in der Regel die Kranken nur aufregt und oft bis zur Raserei steigert. Eben in Bezug auf die richtige Art der Seelsorge erklärt sich der erfahrene Pfr. Ch. Blumhardt folgendermaßen: „Wenn ich rücksichtlich der Behandlung um Rat gefragt werde, so sind es gerade die drei genannten Stücke, die ich den Angehörigen gewissermaßen verbiete und die ich selbst in meiner Praxis nur sehr mäßig und vorsichtig anwende, so daß ich selbst in der Predigt, zu welcher ich die Unglücklichen schicke, nichts auf sie besonders Bezügliches vorbringe. Von oben her muß etwas kommen, wie es klar der Herr andeutet. — Es ist wahr, um meines unverschämten Geilens willen hat mir der Herr eine Kraft gegeben, namentlich für dämonische Kranke, auch solchen gegenüber, denen es sonst niemand ansieht, ich aber auch nicht sage, daß sie dämonisch krank sind; denn du mußt nicht denken, daß hier so viel vom Teufel und den die Menschen plagenden Dämonen gesprochen wird. Auch wenn ich jetzt in die Kräfte der Finsternis mehr hineinsehe, als manche andere, so spricht doch vielleicht niemand, der auch etwa daran glaubt, weniger davon als ich, am wenigsten vor den Kranken selbst. — Ich lasse mir auch nicht viel von und über sie sagen, weil nach langer und vielfältiger Erfahrung mir oft schon ihr Anblick genügt, um das Nötige zu durchschauen. Ihre Geschichte und ihre Zustände lasse ich mir in der Regel auch darum nicht umständlich erzählen, weil die Leidenden und Kranken so oft es damit verderben, daß sie alles in ihrer Ängstlichkeit so wichtig nehmen und

darum mehr sehen, hören und wahrnehmen, als wahr ist. Ich rede aufs ungezwungenste, oft scheinbar leichthin über ihre Anliegen, habe aber im stillen mein Augenmerk und Bitten zum Herrn gerichtet, mein einziges Gebet, das ich für die besondere Person der Kranken verrichte, — übergebe sie sodann, je nachdem es Leute sind, in den einfachen Umgang meines Hauspersonals, oder entlasse sie, was gewöhnlich nach wenigen Minuten geschieht, und befehle ihnen den Besuch meiner Gottesdienste in der Zeit ihres Hierseins an. Daß ich auf letzteres einen Hauptwert lege, ist jetzt so ziemlich überall bekannt, weswegen die Kranken meist nur am Samstag, oder am Sonntag-Morgen, da sie mich erst nach dem Gottesdienste besuchen dürfen, hierher kommen."

Aus diesen schlichten Worten des seligen Pfarrers B. geht klar und deutlich hervor, daß zur richtigen Behandlung der Geistesgestörten und Dämonischen Glaubens-Augen notwendig sind, welche ihre Zustände im biblischen Lichte betrachten und zugleich Mittel und Wege sehen, wie auf ihren Geist und Seelenzustand förderlich gewirkt und die in ihnen auftretende Macht der Finsternis überwunden werden kann. Es ist aber auch daraus zu folgern, daß es an der christlichen Liebe, wie sie vom Apostel Paulus 1. Cor. 13 gepriesen wird, nicht fehlen darf, denn sie ist es, welche sich in eine solche Mitleidenschaft hinein ziehen läßt, die sich der Elenden hilfreich annimmt. Sie wird darum hauptsächlich von denen gefordert, welche als Angehörige mit den Geistesgestörten verbunden und in eine solche Mitleidenschaft gezogen sind, durch welche sie nach Matth. 18, 25 auch an die Bezahlung ihrer Schuld erinnert werden. Wie sie sich gegenüber den besonderen Formen der Gebundenheit zu verhalten haben, kann sie nur die von oben stammende Weisheit lehren, die immer und immer wieder aus dem Worte Gottes geschöpft werden muß, wobei ihnen aber auch der Rat erfahrener Personen behilflich sein kann. Das, was ihnen oft in der Behandlung am schwersten werden mag, ist nicht nur das, daß sie für ihre Kranken die Hilfe des Herrn zu suchen und dabei die Stellung zu erlangen haben, nach welcher der Finger Gottes helfend und rettend eingreifen kann; sondern auch, daß sie den Wirkungen der Dämonen, die oft auch auf sie einen quälenden Einfluß auszuüben suchen, in richtiger Weise Widerstand leisten lernen. In dieser Beziehung mag wohl dem äußern nach die Behandlung verschieden gefordert werden; denn daß jenes kranke Weib, die nach Luk. 13, 11 allem Anschein nach andächtig in der Schule sitzen konnte, anders behandelt werden mußte, als jener Gergesener, bei welchem Fesseln und Bande notwendig erschienen, das bedarf wohl keines Beweises. Allein Liebe und Erbarmen muß auch in den verschiedensten Formen der Geistesstörung geübt werden. Härte, Abstoßung, Verachtung und dergleichen wirken schon bei gesunden Menschen aufregend, oder auch deprimierend auf das Seelenleben, wie viel mehr bei Geistesgestörten, die in den meisten Fällen ein zerrüttetes Nervensystem haben und darum leicht durch solche Behandlung in Ekstase versetzt werden. Als allgemeine Regel mag darum gelten, den Geistesgestörten gegenüber alles Aufregende zu vermeiden und Mittel und

Wege zu suchen, wodurch sie, je nach ihren Seelenzuständen beruhigt und gleichsam zu sich selbst gebracht werden können. Es ist zwar oft sehr schwer, das Richtige zu treffen und zu thun, insbesondere in solchen Fällen, da die Krankheit nur als eine launenhafte und wetterwendische erscheint und der Kranke selbst scheinbar mit Bewußtsein bittern Haß, Neid, Eifersucht, Falschheit und dergleichen gegen die Umgebung offenbart. Man ist leicht versucht, entweder in trotziger, überdrüssiger Weise allen Verkehr mit den Unglücklichen abzuschneiden, oder auf dem Wege der Zurechtweisung, Auseinandersetzung und Verteidigung dem Übel entgegen zn treten. Das eine wie das andere wird bei Dämonischen eine gegenteilige Wirkung haben und darum fruchtlos sein. Es erfordert zuweilen ein großes Maß von Geduld, Liebe und Verleugnungssinn, insbesondere auch Einblicke in die Kräfte der Finsternis, um in solchen Fällen sich zurechtfinden zu können und vor Mißgriffen bewahrt zu bleiben. Nur durch gläubigen Aufblick zum Herrn, als zu dem, der nicht über Vermögen versucht werden läßt und alles zu unserem Heil und zu seiner Ehre lenkt, kann der richtige Standpunkt erlangt und gehalten werden. Aus der göttlichen Weisheit aber muß von jedem einzelnen, dem Bedürfnis entsprechend das Richtige zur Behandlung gesucht werden. Doch mag aus dem bisher Gesagten das als beachtenswert hervorgehen, daß viel an der Kunst gelegen ist, den Ekstasen und Aufregungen der Geistesgestörten vorzubeugen, oder sie zu mildern und zu beschleunigen. In dieser Richtung ist der Rat der Knechte Sauls von besonderer Bedeutung, 1. Sam. 15, 16, denn er führt darauf, daß edle Mittel angewendet werden müssen, um den bösen Geist in seiner Wirkung zu unterbrechen, das von ihm überwältigte Ich loszumachen und zum Bewußtsein zu bringen. Die Erfahrung lehrt, daß durch Ignorierung der beleidigenden Auslassungen, durch Schweigen und Ausweichen, durch interessante, die Aufmerksamkeit spannende Wendung der Rede und Unterhaltung, insbesondere durch den Gesang eines geistlichen Liedes und dergleichen, obengenanntes in vielen Fällen erzielt wird. Die Liebe ist in dieser Beziehung erfinderisch und sucht, wie David mit seiner Harfe, den bösen Geist zu verdrängen und im Gemüte Ruhe zu schaffen. Freilich sind genannte Beruhigungsmittel nur Notbehelfe, wodurch an für sich noch keine Erlösung vom Übel oder vom Widersacher erzielt werden kann. Allein sie sind, verbunden mit dem Worte Gottes und vom christlichen Geist durchhaucht, fürs Seelenleben der Kranken sehr förderlich. Die eigentliche Hilfe kommt durch den Finger Gottes, der, wie schon bewiesen, in entsprechender Weise gesucht und durch anhaltendes Gebet und Fürbitte zum gnädigen und rettenden Eingreifen bewogen werden muß. Dabei sollen die Verheißungen Gottes zur Beharrlichkeit bis ans Ende antreiben; denn Jesus ist Sieger über das Reich der Finsternis und wer auf ihn traut, soll nicht zu Schanden werden; seine Gnade ist überschwänglich groß! Ephes. 2, 7; 3, 20.

Der lutherische Katechismus und die zehn Gebote.

Von A. v. Audel, Pastor zu Königsberg (Pr. Hessen-Nassau).
(Eingesandt von P. H. Fleer.)

Zu einer Zeit, in welcher man Luthers unschätzbare deutsche Übersetzung der heiligen Schrift einer ernsten und eingehenden Kritik unterzogen und sich daran gemacht hat, den Text derselben, wo durchaus nötig, zu berichtigen, darf uns wohl eine falsch verstandene Pietät nicht abhalten, auch den Katechismus Luthers einmal einer unbefangenen und gewissenhaften Prüfung zu unterwerfen. Es ist ja keine Frage, daß die lutherische Kirche in diesem Katechismus ein wahres Kleinod besitzt, und daß derselbe ein so außerordentlich wertvolles und praktisches Handbuch zum Religionsunterricht bildet, wie wohl kaum in irgend einer andern Kirchengemeinschaft etwas Ähnliches gefunden wird. Die Vortrefflichkeit des Heidelberger Katechismus soll damit keineswegs in Abrede gestellt werden; allein jeder Vorurteilsfreie wird zugeben müssen, daß letzterer, namentlich für den Gebrauch in Volksschulen, große Schwierigkeiten bietet. Der lutherische Katechismus dahingegen ist kurz, kräftig und deutlich, und es bietet derselbe in seiner knappen Form Raum und Veranlassung zu passenden rechtgläubigen Erklärungen, die eben durch die praktische und entschiedene Fassung des Katechismus besonders erleichtert, ja sozusagen an die Hand geben werden, während anderweitige, z. B. rationalistische Anschauungen sich mit dem Inhalt desselben gar nicht in Einklang bringen lassen. Gewißlich nimmt jeder gläubige Seelsorger und Lehrer den lutherischen Katechismus immer wieder gern in die Hand und freut sich jedesmal darüber, in demselben ein so vorzügliches Hilfsmittel für den Religionsunterricht zu besitzen. Allein eben so gewiß hat wohl jeder aufrichtige Diener der Kirche und der Schule hinsichtlich gewisser Punkte im Katechismus auch seine Bedenken und vielleicht ein Bedauern. Heben wir für jetzt nur einmal die Fassung der zehn Gebote im lutherischen Katechismus hervor. Wer von uns hat es nicht oft mit Schmerz empfunden, daß der Wortlaut desselben im Katechismus mit dem in der heiligen Schrift nicht übereinstimmt, und wer kennt nicht die Verlegenheit, in welche der Lehrer oder Pfarrer geraten kann, wenn ein nachdenkender Schüler die Frage an ihn richtet, warum denn doch die Gebote in der Bibel so ganz anders lauten als im Katechismus. Ja, wir wissen ganz wohl, mit welchen Antworten man solche Schüler in der Regel zu beruhigen sucht, aber wir wissen auch sehr gut, daß solche Erklärungen im Grunde gar wenig genügend und befriedigend sind, und wie wünschenswert es wäre, daß die Kinder vermittelst des Katechismus den richtigen Wortlaut des Gesetzes kennen lernten. Wohl bemühen sich viele Pfarrer, den ihnen anvertrauten Zöglingen doch den richtigen Sinn der biblischen zehn Gebote beizubringen, beeilen sich auch wohl, in den Konfirmandenstunden den Kindern den biblischen Text derselben zum Auswendiglernen aufzugeben. Aber damit ist doch keineswegs gründlich geholfen, sondern es entsteht vielmehr dadurch eigentlich eine Verwirrung, und wird damit erst recht zugestanden, daß es bei uns in dieser Sache sich nicht so verhält, wie es sollte.

Auch hinsichtlich der Zählung der zehn Gebote hat es seine außerordentlichen Schwierigkeiten. Wer vermag denn irgend etwas mit Grund zu entgegnen, wenn ihm vorgehalten wird, daß im lutherischen Katechismus eigentlich bloß neun Gebote angeführt sind? oder welchem Schulinspektor, ist es noch nicht vorgekommen, daß ein Lehrer zu ihm sagte: „Ja, Herr Schulinspektor, zwischen dem neunten und zehnten Gebot sehe ich keinen Unterschied; ich behandle eben diese zwei Gebote zusammen?"

Bedenken wir ferner auch, daß, nicht allein bei den Juden, sondern in allen übrigen Kirchen, ausgenommen in der römisch-katholischen, die zehn Gebote vollständig nach dem Wortlaut der heiligen Schrift (2 Mose 20), sowie in richtiger Zählung sich finden. Sogar die römisch-katholische Kirche hat die zehn Gebote insofern richtiger, als in ihrem Katechismus im ersten Gebot auch verboten wird, „ein geschnitztes Bild zu machen, um dasselbe anzubeten," und im dritten Gebot gesagt wird: „Gedenke, daß du den Sabbat heiligest" (siehe „Katechismus der katholischen Religion für das Bistum Mainz"). Die griechische Kirche aber, wie die englisch-bischöfliche, die reformierte Kirche, die schottische Kirche, die Nonkonformisten, die Methodisten, die Baptisten, die Irvingianer und die Darbysten, kurz sämtliche rechtgläubige Kirchengemeinschaften, mit einziger Ausnahme der lutherischen, haben und lehren die zehn Gebote nach der Bibel und ebenso übereinstimmend in richtiger Ordnung und Zählung.

Bedenken wir nun auch die Verwirrung, die dadurch entsteht, wenn ein lutherischer Christ z. B. von dem vierten Gebot redet, wobei ein anderer sich das fünfte Gebot denkt.

Oder darf jemand es wagen, die Wichtigkeit dieser Sache in Abrede zu stellen? Sagt nicht die heilige Schrift im Eingange der zehn Gebote ausdrücklich: „Und Gott redete alle die Worte?" Darf man behaupten, es sei Geringes, das eine Gebot — das zweite nach richtiger Zählung — gänzlich fortzulassen? Oder ist es etwa von keiner Bedeutung, daß wir, anstatt des wichtigen und ausführlichen Sabbatgebotes, bloß sagen: „Du sollst den Feiertag heiligen?" Oder sind wir berechtigt, die Frage aufzustellen: „Was sagt nun Gott von diesen Geboten allen?" und darauf als Antwort dasjenige hinzuzufügen, was der HErr selbst dem im Katechismus weggelassenen zweiten Gebote beigefügt hat? Und ist es denn unbedeutend, daß wir ein zusammenhängendes Gebot auseinanderreißen und ganz willkürlich zwei Gebote daraus machen, wie wir mit dem letzten Gebote gethan? (Die katholische Kirche thut das gleiche, nur in anderer Weise, indem sie als das neunte Gebot hinstellt: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib," und als zehntes Gebot: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, Acker, Knecht, Magd, Ochs, Esel, noch Alles, was sein ist.")

Wir sind der Meinung, daß wir bei ernstlicher Erwägung dieser Dinge kein gutes Gewissen haben können, und daß es uns darum zu thun sein muß, die zehn Gebote endlich einmal ganz und gar so, wie sie aus dem Munde Gottes gekommen sind, festzustellen und zu lehren, und

durchaus auf keine andere Weise, wie auch, daß wir notwendigerweise dazu gelangen müssen, die von allen anderen rechtgläubigen Kirchen anerkannte allein richtige Zählung der Gebote anzunehmen.

Vielleicht wird uns hier oder dort die Meinung entgegentreten, daß, wie wahr und wie wichtig das hier Vorgebrachte auch sein möge, bei der obwaltenden Lage der Dinge eine Änderung in dieser Beziehung gar zu große Schwierigkeiten haben würde und man daher nicht daran denken könne. Hierauf möchten wir ganz einfach erwidern, daß, wenn eine Sache einmal klar und deutlich als Recht und die Ausführung derselben als Pflicht erkannt worden ist, man dann vor keinen Schwierigkeiten zurückschrecken darf, sondern im Namen Gottes mit aller Entschiedenheit dahin wirken muß, das Notwendige durchzuführen. Wir meinen aber, daß bei einem mutigen und einmütigen Vorgehen sich die Sache gar nicht so sehr schwierig gestalten werde, und daß Synoden und Kirchenbehörden wohl zu bewegen sein werden, in dieser Angelegenheit das Erforderliche zu verfügen. Die so vortreffliche Form und Ordnung des lutherischen Katechismus kann ja recht gut beibehalten werden, wie solches ja z. B. im hessischen Landeskatechismus, sowie zum Teil auch in dem evangelischen Katechismus, herausgegeben von der Bezirkssynode Wiesbaden, der Fall ist.

Ja, die Sache, welche wir hier anzugeben uns gedrungen gefühlt haben, ist überaus wichtig und sie darf nicht länger beiseite geschoben werden. Hat doch Luther in seinem Katechismus selber gesagt: „Wer aber anders lehret und lebet, denn das Wort Gottes lehret, der entheiliget unter uns den Namen Gottes; davor behüte uns, himmlischer Vater.“ Gewiß, wir können Gott nicht genug danken für das, was durch seine Gnade Luther gethan. Dr. Martin Luther hat für seine Zeit und Verhältnisse fürwahr Herrliches geleistet. Aber selbst seine wärmsten Verehrer werden weit entfernt sein, zu behaupten, daß er Vollkommenes gestiftet und hinterlassen hätte. Und sie werden auch wohl zugeben, daß wenn Luther jetzt unter uns auftreten könnte, er der erste sein würde, der die Hand anlegte, um das von ihm angefangene Werk zu vollenden.

Und so dürfen wir denn sicherlich getrost den besprochenen Übelstand in unserer evangelischen Kirche fest ins Auge fassen und entschieden die Wege einschlagen, die dahin führen können, auch in dieser Hinsicht die reine Lehre zu pflegen. Ja, wir zweifeln nicht im geringsten daran, daß auf solchen Bemühungen ein ganz besonderer Segen Gottes ruhen werde.

Die Konsequenz des Lehrers.

Von Lehrer W. Riemeier.

Wenn es die Aufgabe der Volksschule ist, den Kindern des Volkes denjenigen Grad von Bildung zu verschaffen, den jedermann ohne Rücksicht auf Stand und Beruf haben muß, so erscheint uns zwar die Volksschule zunächst als Unterrichtsanstalt. Als solche erscheinen uns die hiesigen Freischulen

vornehmlich. Die Bildung aber soll nicht bloß eine intellektuelle, sondern vielmehr eine sittliche sein und diesen Hauptzweck soll besonders unsere Gemeindeschule im Auge haben. — Nicht daß wir hiermit sagen wollen, die intellektuelle oder wissenschaftliche Bildung dürfe deswegen etwas einbüßen — denn wir sollen und müssen mit der Freischule Schritt halten, — sondern wir glauben, eben durch die sittliche und intellektuelle Bildung mit derselben wohl einen Vergleich aushalten zu können. Unwissenheit ist ein großes Unglück, aber schlimmer ist doch die Verderbnis der Sitten und der Mangel einer sittenstrengen Erziehung der Jugend.

Wellington sagt ganz richtig: „Mit all' eurer Schulbildung — ohne Maßregeln zur sittlichen Erziehung — werdet ihr nur raffinierte Teufel erziehen. Daß es in den Freischulen an dieser sittlich religiösen Erziehung sehr mangelt, liegt klar auf der Hand und wird von vielen Eltern tief bedauert und beklagt. —

Die Gemeindeschule soll nun nicht bloß eine Unterrichts-, sondern vielmehr eine Erziehungsanstalt sein. Als solche hat sie in gemeinschaftlicher Handreichung mit dem Elternhause die Kinder zur Ordnung, Pünktlichkeit, Reinlichkeit, Höflichkeit, Wohlanständigkeit, Dankbarkeit, Züchtigkeit in Gebärden Worten und Werken, zur Wahrhaftigkeit, zum strengen Gehorsam und zum andauernden Fleiß, — überhaupt zu allem Guten, — kurz zur christlichen Tugend zu erziehen. Die christliche Tugend aber kann dem Kinde nicht angelehrt, sondern muß ihm angewöhnt werden.

Alle Erziehung ist Gewöhnung. Die Gewöhnung aber beruht auf Übung. Diese besteht in der öfteren Wiederholung, durch welche der Mensch sich die Fertigkeit erwirkt, das Rechte uud Gute zu thun, so daß es ihm schließlich zur anderen Natur wird und er gar nichts anderes mehr als das Gute und Rechte mag und will.

1. These. Jede Erziehung zur Tugend muß mit der Gewöhnung zum Gehorsam den Anfang machen.

Der Gehorsam muß das Erste sein, denn wenn der Schüler nicht gehorchen, d. h. nicht auf das Sittengesetz, welches ihm in der Person des Lehrers verkörpert entgegentritt, horchen lernt, dann kann die Schule nichts leisten. Freilich meinen wir hier nicht jenen unbedingten, blinden, knechtischen Gehorsam, der den Schüler zum willenlosen Werkzeug, zum zitternden Sklaven herabwürdigt, und der den Lehrer zum unbarmherzigen Despoten, zum starren Tyrannen stempelt, sondern jenen Gehorsam, der im Vernunftbereiche sittlicher Gesetze liegt und dem sich der Schüler freiwillig und freudig unterwirft. Dieser Gehorsam hat seine Wurzel freilich weder in einem barbarischen Abschreckungssystem, noch in einer süßlichen Ziererei, weder in einer sentimentalen Tändelei, noch in einer weiten Auseinandersetzung der Beweggründe und der Notwendigkeit des Gehorsams.

Es ist eine erfahrungsmäßige Thatsache, daß sich der rechte Gehorsam weder mit der Rute, noch mit Scheltworten, weder mit Schmeicheleien, noch

mit Geschenken, noch mit Gründen erzwingen läßt. Gründe gehören für Erwachsene, nicht für Kinder.

2. These. Der rechte Gehorsam hat seine einzige Pfahl- und Nährwurzel in der sittlichen Konsequenz des Erziehers.

Hiermit kämen wir nun auf das eigentliche Thema: Die Konsequenz des Lehrers, und wollen von derselben reden als von einer der nötigen Lehrereigenschaften, die zu einer guten Schuldisciplin nötig sind.

Die Konsequenz des Lehrers ist zur guten Schuldisciplin so nötig, als das liebe Brot zur Erhaltung des Lebens. Wo dem Lehrer die Konsequenz fehlt, da fehlt ihm alles, nicht nur allein die Autorität und der Respekt, sondern auch die dauernde Liebe und Anhänglichkeit seiner Schüler. Wenn der Lehrer die Kinder zwischen seinem und ihrem Willen in der Schwebe läßt; wenn er heute erlaubt, was er — ohne daß sich die Umstände geändert haben — ein andermal verbietet, und wenn er heute vergißt, was er gestern gesagt hat; dann kein Wunder, wenn die Erziehung mißrät und die Schuldisciplin dem Lehrer Schande macht, wenn die Kinder ihm den Gehorsam kündigen.

Der konsequente Lehrer ist stets ruhig und besonnen. Was er aber nach reiflicher Überlegung für richtig befunden und dem Schüler als das Gesetz der Schule mitgeteilt hat, das ist und bleibt ein- für allemal und unter allen Umständen das Gesetz für die Schule. Die Konsequenz darf durchaus keine Willkür verraten, sondern muß stets einen sittlichen Zweck im Auge haben, daher wir sie auch sittliche Konsequenz nennen.

3. These. Die sittliche Konsequenz ist das ruhige stete Bedachtsein des Lehrers auf exakte und strenge Durchführung seiner Befehle und Vorschriften zum Besten der Schüler.

Die Mittel zur Durchführung des gegebenen Willens des Lehrers können sein, wie vorhin angedeutet, die Gewöhnung, dann auch die Verhütung und Behütung und auch Gewährung. Es sind dies nun notwendige Vorstufen und nicht Wesen und Ziel der Erziehung, weil sie nicht aus innerster, freier Selbstbestimmung hervorgehen.

Durch Verhütung soll der Lehrer absichtlich vom Kinde fern halten, was diesem nachteilig werden könnte. Wollte der Lehrer z. B. nach einer Religionsstunde ein ausgestopftes Tier besprechen oder sonst einen andern Gegenstand, und brächte denselben vorher schon mit in die Schule, so wäre derselbe leicht Ursache zur Aufmerksamkeit. Um Geräusch und Lärm zu vermeiden, halte man Ordnung im Kommen und Gehen.

Durch gewissenhafte Vorbereitung kann der Lehrer viel Zerstreuung und Unaufmerksamkeit verhüten, weil er dadurch seinen Unterricht interessant macht.

Durch Behütnng wurde manches Kind vor Verirrungen bewahrt, besonders das Behüten vor verführischer Gesellschaft und unchristlicher Litteratur. Endlich nennen wir die Gewährung. So nötig es ist, durch Konsequenz den kindlichen Willen, während der ersten Stufe der Willensbildung,

unmittelbar zu leiten, so darf man doch nicht den Willen des Kindes so beschränken, daß gleichsam jede eigene Willensregung völlig unterdrückt wird. Kommen die Kinder mit der Bitte, (kann auch wohl in ungeschickter Weise geschehen) jenes hübsche Lied noch einmal singen, oder das hübsche Lesestück noch einmal lesen zu dürfen, so darf sich der Lehrer von dem Willen der Kinder bestimmen lassen, ohne an der Konsequenz etwas einzubüßen. (Ich erinnere noch an die spelling-matches.)

4. These. Die sittliche Konsequenz schließt die Liebe nicht aus, sondern ein.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß viele meinen, zu einer guten Schulzucht gehöre ein finsteres Gesicht und barsches Wesen, welches man Konsequenz nennt. Viele, besonders junge Lehrer, vermögen Konsequenz und Liebe schwer mit einander in Einklang zu bringen und meinen, um sich Liebe und Anhänglichkeit bei den Kindern zu erwerben, müsse man die Konsequenz, welche sie Strenge nennen, zurücktreten lassen. Solcher Meinung gegenüber muß ausdrücklich betont werden, daß es nicht Liebe sondern Schwäche ist. Eine strenge Ordnung und eine ernste Zucht bringen dem Kinde Segen, Verweichlichung dagegen Unsegen.

Anfangs sträuben sich die Schüler gegen die Konsequenz und finden sie hart; aber wohl dem Lehrer wenn die erwachsenen Schüler sagen: „Er war streng, aber ich habe was Tüchtiges bei ihm gelernt." Darin liegt ein Bekenntnis der Liebe. Strenge Erziehung thut besonders in der gegenwärtigen Zeit not, in der die Jugend in Gefahr steht, der Ungebundenheit einer falschen Freiheit zum Opfer zu fallen.

Der Lehrer vergesse es nie: je freier die Formen des Lebens sind, desto strenger muß die öffentliche Erziehung sein. — Aber dabei muß doch auch das andere ausdrücklich konstatiert werden, daß der konsequenteste Lehrer zugleich der freundlichste und liebevollste Mann von der Welt sein kann. Strenge ist ja nicht Härte, und rohe Gewalt ist nur das Zeichen gemeiner Charaktere. Jene Freundlichkeit und Heiterkeit muß im Lehrerberuf sogar ausdrücklich gefordert werden, denn Heiterkeit und Frohsinn sind das schöne Vorrecht edler und charaktertüchtiger Naturen. Jean Paul sagt: „Heiterkeit ist der Himmel unter dem Alles gedeiht, Gift ausgenommen."

5. These. Die sittliche Konsequenz hat nicht in äußeren Dingen, sondern in der Tiefe des Lehrercharakters ihren Grund.

Ist der Lehrer ein sittlicher Charakter, dann ist seine Schulzucht gut, ist er ein charakterloser Mensch, dann ist sie schlecht. Die Schuldisciplin ist der Prüfstein für das tiefinnerste Wesen des Lehrers.

„Man kann, was man will, wenn man will, was man kann." Endlich muß noch erwähnt werden, daß der konsequente Lehrer zur Durchführung seines Willens nicht viele Worte braucht, sondern daß ein Wink, ein Blick, ein Wort oder — genügt, um seinen Wünschen und Befehlen Folge und Geltung zu verschaffen.

Die Zukunft der Religion.

(Aus der Allgem. Deutschen Lehrerzeitung.)

(Fortsetzung.)

Je roher, sinnlicher die Denkart ist, desto roher, sinnlicher auch die religiösen Vorstellungen. Je gebildeter, edler, geistiger jene, desto erhabener, feiner, abstrakter diese, was der Dichter in dem bekannten Worte ausdrückt: „Wie einer ist, so ist sein Gott, darum ward Gott so oft zum Spott! Wenn Gott dem Vogel Gegenstand wäre, so wäre er ihm nur als geflügeltes Wesen Gegenstand, der Vogel kennt nichts Höheres, nichts Seligeres, als das Geflügeltsein. Die Götter der Heiden tragen genau den Stempel der Denkart, welche diese Völker beseelte, und in den Bildern, welche sie sich von denselben machten, spiegelt sich deutlich wieder: Gott ist nichts als ein Geschöpf des Menschen, und er hat keine Existenz als nur in ihm und durch ihn. Für den, welcher des Gedankens Gottes nicht fähig ist, existirt er deshalb auch nicht. Für den Materialisten giebt es deshalb eine über die Sinne und den Stoff erhabene Welt nicht, sie ist ihm nichts als ein Hirngespinst. als ein Erzeugnis der Gehirnnerven, wie der Urin ein Erzeugnis der Nieren, die Thränen ein Produkt der Augendrüsen.

Wir antworten darauf: Daraus, daß es Menschen giebt, welche unfähig sind, an Gott zu glauben, zu schließen, daß Gott überhaupt nicht sei, wäre nichts anderes, als aus der Thatsache, daß es andere giebt, welche infolge von Farbenblindheit nicht rot, blau, grün u. s. w. unterscheiden können, zu folgern, es gäbe keine rote, blaue, grüne u. s. w. Farbe; oder daraus, daß es Taube giebt, welche Töne nicht vernehmen können, zu behaupten, es existiere überhaupt keine Welt der Töne. Wir werden ja sehen, daß auch diese sinnlichen Erscheinungen in der Weise nicht existieren, wie sie das populäre Bewußtsein sich vorstellt, daß sie vielmehr subjektive Vorgänge im Innern des Menschen sind. Aber zu behaupten, daß sie das bloß sind, und daß ihnen überhaupt keine Realitäten im äußeren zu Grunde liegen, wäre ebenso thöricht, als das andere, daß die Ideen von Gott und einer höheren Welt weiter nichts seien als Illusionen, Schöpfungen des phantasierenden Menschengeistes. Mit Recht wendet Wundt in seiner Ethik S. 42 gegen diese Folgerungen ein, daß die für die psychologische Auffassung unabweisbare Thatsache, daß die Vorstellung einer idealen Welt nicht ein Gegenstand der Erfahrung, sondern ein Erzeugnis der Phantasie und des Willens ist, die Frage, ob und inwieweit dieser Welt neben der ungeheuren subjektiven Wirksamkeit, die sie im menschlichen Bewußtsein ausübt, noch eine objektive Wirklichkeit zukomme, an und für sich völlig dahingestellt lasse, und macht gegen F. geltend, daß er eine der psychologischen Quellen der religiösen Vorstellungen im wesentlichen richtig bezeichnet, aber nicht alle, und daß darum seine einseitigen Schlüsse ebenso sehr auf einseitigen psychologischen, als auf völlig haltlosen metaphysischen Voraussetzungen beruhen.

Und in der That, so blendend und bestechend diese Schlüsse und Folgerungen sind, und so niederschlagend für die Annahme einer höheren Welt sie

zu sein scheinen, so nichtig und verfehlt sind sie. So sehr sie den berücken können, der denken zu können glaubt, und dazu gehört vorzugsweise die große Menge, so wenig imponieren sie dem, der wirklich logisch denken kann, und der in der Geschichte und in den Systemen der übrigen Wissenschaften, namentlich der Psychologie und der Metaphysik etwas Bescheid weiß. Einem solchen ist nämlich die für den vulgären, sogenannten gesunden Menschenverstand völlig verblüffende und schier unfaßliche Thatsache bekannt, daß man, wie eben angedeutet, aus denselben Gründen, aus welchen Feuerbach und viele andere die höhere Welt nur als ein blasses Gedankending erklären und Gott nur als eine subjektive Fiktion des menschlichen Verstandes, bez. der menschlichen Phantasie gelten lassen wollen, die ganze sichtbare Welt, die uns umgiebt, eben als solche nachweisen kann und in der That nachzuweisen versucht hat, daß nach den gleichen Voraussetzungen und Schlüssen es sehr leicht ist, das gesamte sinnliche Sein, von dessen Wirklichkeit der Mensch durch seine Sinne absolut sicheres Bewußtsein zu haben glaubt, zu einem leeren subjektiven Scheine zu verflüchtigen.

Schon der berühmte Physiker Lichtenberg, einer der scharfsinnigsten und genialsten Denker unseres Volkes († 1799 zu Göttingen), hat die Bemerkung gemacht, alles Empfinden, alle sinnliche Wahrnehmung sei nur ein Insichfinden, und der Mensch erkenne die äußere Welt nur in so weit, als er fähig ist, sie in sich zu überzeugen. Darum sei all unser Wissen von der Welt nichts als eine subjektive Vorstellung. Was der geniale Gelehrte des vorigen Jahrhunderts damit aufgestellt, hat die Wissenschaft unseres Jahrhunderts glänzend bis ins Einzelnste bestätigt. Diese Wissenschaft in den Gestalten der Physik, Physiologie, Psychologie und Metaphysik lehrt uns unzweideutig: unsere ganze Erfahrungswelt ist eine durch und durch subjektive Welt. Die etwa außer uns existierende objektive Welt an sich kennen wir gar nicht. Sie existiert für uns, und also überhaupt, nur in so weit, als wir fähig sind, sie durch unsere Sinne in uns zu reproduzieren. Diese ganze, von uns als sicher angenommene Welt auf, über und unter der Erde besteht bloß in dem, was wir von ihr wahrnehmen, in dem Sichtbaren, Hörbaren, Tastbaren, Riechbaren, Schmeckbaren. Alle diese aber sind rein subjektive Empfindungen in uns, auf deren äußere Ursache wir wohl schließen können, welche aber selbst niemals in unsere Wahrnehmung eintritt. Die strengste Empirie, die genaueste Beobachtnng des rein Thatsächlichen führt zu dem Ergebnisse, daß alle unsere Erfahrungen lediglich subjektiver Natur, d. h. unserer Erfahrung gänzlich unzugänglich bleiben. Das naiv-populäre Bewußtsein kann daher wähnen, was der Mensch durch irgend einen Sinn von der Welt außer sich wahrnimmt, sei wirklich die Sache selbst, sei Objekt, wie er z. B. wähnt, die Sonne gehe thatsächlich um die Erde. Die Wissenschaft der Astronomie zeigt uns, daß das Gegenteil der Fall ist, und diejenige der Physiologie, daß wir von den Dingen nichts kennen als die Bilder, welche unsere Seele von denselben durch unsere Sinne erzeugt, keineswegs aber die Dinge selbst. Wir haben von diesen nichts anderes, als das in unserem

Bewußtsein erzeugte Bild derselben. Oder was ist für diese äußeren Dinge charakteristischer als ihre Farbe? — Der einfache Menschenverstand meint, sie sei etwas Wirkliches, Reales, Objektives an demselben. Aber die Optik hat uns längst bewiesen: was wir Farbe nennen, ist nicht so an den Dingen, wie wir es als grün, weiß, blau, rot u. s. w. empfinden, sondern alle Farbe ist lediglich eine subjektive Vorstellung in uns. So und so viel Billionen Ätherschwingungen sind dasjenige, was in mir die Empfindung Rot, Blau u. s. w. bewirkt. Diese Empfindung Rot, Blau u. s. w. aber ist nichts Äußeres, sondern lediglich ein Inneres in mir. Die ganze Welt des Lichtes und der Farbe ist ein subjektives Phänomen. Darum kann Dubois Reymond behaupten, „das biblische: „Es werde Licht! und es ward Licht!" ist physiologisch falsch. Licht im objektiven Sinne existiert überhaupt nicht. Licht wurde erst, als der erste rote Augenpunkt eines Infusoriums zum ersten Male hell und dunkel unterschied." Die Welt des Lichts wie der Töne existiert nur, soweit Wesen vorhanden sind, welche Seh- und Gehörsubstanz haben, um dieselbe in sich zu erzeugen.

Dasselbe gilt von allen übrigen Sinnesempfindungen und damit auch von den Vorstellungen, die wir von den Eigenschaften der Dinge und von diesen selbst haben. Töne, Tast-, Geruchs- und Geschmacksempfindungen sind ebenso rein subjektiv, wie diejenigen des Gesichts, und darum existiert die ganze Welt für uns, weil sie nichts als ein Komplex sinnlicher Wahrnehmungen für uns ist, nur als eine Reihe subjektiver Vorstellungen, ein Erzeugnis unseres individuellen Bewußtseins.

Ist deshalb die Welt überhaupt bloß eine subjektive Erscheinung ohne realen Bestand, ohne objektive Wirklichkeit? Wollten wir hier dieselben Schlüsse ziehen, welche vor und nach Feuerbach viele für das Dasein Gottes sich gestatten, so wäre diese Konsequenz unvermeidlich. In der That hat es nicht an denen gefehlt, welche so weit gegangen sind und mit einem Scharfsinn den Beweis gegen die objektive Existenz der Welt zu führen versucht haben, der dem Scharfsinn derer mindestens nichts nachgiebt, welche das Gleiche gegen das Sein der höheren Welt unternommen haben. Schon der Vater der neueren Philosophie, Cartesius, hat es ausgesprochen: Alles, auf dessen Dasein nur als einer Ursache zu gegebenen Wahrnehmungen geschlossen werden kann, hat eine nur zweifelhafte Existenz; nun sind alle Erscheinungen von der Art, daß ihr Dasein nicht unmittelbar wahrgenommen, sondern auf sie nur als die Ursache gegebener Wahrnehmungen geschlossen werden kann; also ist das Dasein aller Gegenstände äußerer Sinne zweifelhaft. Und deshalb bezeichnet er als die unbedingte Notwendigkeit für die Philosophie, daß sie vom Selbstbewußtsein des Menschen, von dem ausgehen müsse, was diesem innerlich, unmittelbar gewiß ist, wenn sie zu gesicherten Resultaten kommen wolle. Daher sein berühmter Fundamentalsatz: Cogito, ergo sum. Deshalb sind auch ihm schon Eigenschaften, welche wir den Dingen zuschreiben, z. B. Farbe und Zeit, nicht affectiones rerum, also Wirkungen von Ursachen, die in den Dingen selbst liegen, sondern nur modi

cogitandi, Vorstellungweisen. Alle sinnlichen Qualitäten liegen in uns, d. h. in unserer Seele. Noch entschiedener spricht dieses der Franzose Nicole Malebranche aus. Alles, was wir empfinden, wie warm, weich, gelb, süß, und was wir sonst als äußere Eigenschaften der Dinge zu bezeichnen pflegen, sind bloß subjektive Seelenzustände, die mit den Bewegungsvorgängen der äußeren Dinge gar nichts gemein haben und uns wohl eine Kunde geben, daß dort draußen etwas vorgeht, jedoch durchaus nicht, was es ist. Alle Wahrnehmungen sind demnach völlig verschieden von dem Wesen der Dinge. Was wir uns als weich, warm, gelb, süß u. s. w. vorstellen, und da diese Vorstellungen nur subjektiv sind, ist es zweifelhaft, ob es eine materielle Welt außer uns überhaupt giebt. Die äußersten Konsequenzen dieser Anschauung aber ziehen bekanntlich die Engländer Berkley und Hume. Beiden ist esse (sein) = percipi (wahrgenommen werden). Beide erkennen unbedingt an, daß die sinnlichen Eigenschaften der Dinge nicht in diesen selbst, sondern nur als Vorstellungen in der Seele existieren, daß die Dinge selbst, wenn und soweit sie überhaupt vorhanden sind, durchaus nicht adäquat den Vorstellungen sind, die wir von ihnen haben, geschweige denn diese jene selbst sind. Der erstere aber geht wirklich so weit, die Erscheinungen der äußeren Welt für bloße Phänomene, für bloße subjektive Produkte unserer geistigen Thätigkeit zu erklären und ihre Realität vollständig zu leugnen. Wie wir im Traume unbewußt eine Welt in uns aufbauen, welche mit dem Schlafe wieder verfliegt, so bauen wir im Wachen durch bewußte Thätigkeit eine Welt um uns auf, die im Schlafe für uns vergeht, im Tode vollständig vor uns in Trümmer fällt, wie ein Schatten vor uns verschwindet. Denn, weist B. überzeugend nach, alle Dinge erscheinen dem Geiste im Rahmen von Raum, Zeit und Bewegung. Aber da wir diese nur an den Dingen selbst wahrnehmen, als Eigenschaften derselben, diese Eigenschaften aber nichts sind als subjektive Sinneswahrnehmungen, so sind auch diese nichts anderes. Selbst Mathematik und Mechanik bezeichnen nichts Absolutes, sondern nur die relative Beziehung der einzelnen Erscheinungen auf die menschliche Vorstellungsweise. Ihre Wahrheiten können demnach nicht als absolut, sondern nur für die subjektive Auffassung des menschlichen Denkens gelten.

Was indes die englischen und französischen Denker als einseitige Wahrheiten aussprachen, hat ein deutscher richtig gestellt: der Vater der neueren Philosophie, Immanuel Kant. Wohl ist die Welt, in der wir leben, nur eine Erscheinungswelt, das ist seine Lehre, aber Raum und Zeit und damit auch die in demselben erscheinenden Dinge sind nicht bloß Wirkungen oder Produkte unserer Geistesthätigkeit, sondern sie haben wirkliche Realität außer uns. Zeit und Raum sind zwar selbst nichts Objektives und Reales, aber die in der Natur des menschlichen Geistes notwendig begründeten subjektiven Bedingungen, nach welchen er alles Sinnenmaterial in gesetzmäßiger Weise in sich zusammenordnet, also nicht bloß durchaus wahre, in und mit den Erscheinungen der Dinge unmittelbar gegebene Vorstellungen, sondern, weil

reine Anschauungen unseres Geistes, auch die Fundamente aller Wahrheit in der äußeren Sinnenwelt. Wenn Cartesius in den Wahrnehmungen nur unsichere Abbilder der Dinge sehen wollte, nicht die Dinge selbst; Berkley nur Scheinbilder ohne realen Hintergrund, so erklärt Kant; was ich wahrnehme und erfahre im Rahmen von Raum und Zeit, so sehr es nur meine Vorstellung ist, ist doch das einzig Reale, welches ich überhaupt wahrnehmen und erfahren kann, es ist also die volle und die einzige empirische Wahrheit, die mir als menschlichem Wesen zu Gebote steht, und über welche ich nicht hinaus kann. Was wir von der äußeren Welt wahrnehmen, ist allerdings bloß der Schein, oder genauer, der Wiederschein der Dinge in unserer Seele. Aller Schein aber deutet hin auf ein Sein, alles Innere auf ein Äußeres, alle Wirkung auf eine Ursache. Und weil nun die Dinge außer uns eine bestimmte Wirkung ausüben auf unser Inneres, darum können wir nicht bloß, sondern müssen wir mit logischer Notwendigkeit auf die Existenz derselben schließen, wenn uns auch das Wesen derselben notwendig verborgen bleibt, und wir uns mit dem subjektiven Eindruck begnügen müssen. Alle Wahrnehmung ist subjektiv, und unser Wissen von der Welt ist ein subjektiv geartetes und darum mangelhaftes. Es ist aber falsch, die Objektivität überhaupt zu leugnen. Das in der ganzen Welt in uns und um uns unbedingte Axiom der Kausalität (Gesetz von Ursache und Wirkung) zwingt uns vielmehr unbedingt, auch zu dem denkenden Ich ein gedachtes Nichtich (wie sich Fichte ausdrückte), außer dem vorstellenden Subjekt ein vorgestelltes Objekt, außer der inneren Welt eine äußere Welt als real bestehend anzunehmen, welche der Geist so weit in sich reproduziert, als er nach seinem Wesen und den Sinnesorganen, die ihn mit der äußeren Welt verbinden, dazu fähig ist. Ist es ganz richtig, daß jede Sinneswahrnehmung nicht bloß, wie man früher wähnte, eine Wirkung von äußeren Ursachen ist, bei der sich die Seele rein passiv verhalte, sondern daß die Seele hier, wie überall in ihrem Leben, zugleich aktiv, schöpferisch thätig sein muß, wenn überhaupt eine Wahrnehmung zustande kommen soll, und daß bei der Wahrnehmung die äußeren Dinge also nicht bloß in der Seele wiederscheinen, etwa wie die Sonne im See, wie das Bild im Spiegel, sondern daß sie thatsächlich schöpferisch von derselben rekonstruiert werden, so steht doch nicht minder fest, daß die Seele zur Vorstellung der Dinge kommt durch gewisse Einwirkungen dieser selbst, und daß diese Vorstellungen dieselben zwar nicht den Dingen selbst entsprechen, sondern, weil subjektiv wieder erzeugt, auch subjektiv geartet sind, aber daß sie doch in so weit der Natur der Dinge entsprechen, als die Seele fähig ist, die von ihnen ausgehenden Wirkungen aufzunehmen und zu verarbeiten. Es gilt von jeder Sinneswahrnehmung, was Wundt in seinen „Beiträgen zur Theorie der Sinneswahrnehmungen" S. 444 von derjenigen des Raumes sagt: „Die Synthese in der Wahrnehmung ist eine schöpferische Thätigkeit, indem sie den Raum konstruiert; aber diese schöpferische Thätigkeit ist keineswegs eine freie, sondern die Empfindungseindrücke und die bei der Synthese mitwirkenden äußeren Anstöße zwingen mit Notwendigkeit,

daß der Raum in voller Treue rekonstruiert (also nicht erst konstruiert) werde." Wie der Raum ein objektiv Gegebenes ist und darum allein zu einem subjektiv Vorgestellten werden kann, so greift jede subjektive Wahrnehmung in uns auf ein objektiv Vorhandenes außer uns hin, dessen Wirkung jene ist. Wenn der Mensch im Traume, den Schranken der Zeit und des Raumes entrückt, eine Welt erzeugt, welche ein Wiederschein, oft auch ein Widerspruch seiner augenblicklichen Lebenslage ist, so reproduziert er schöpferisch unbewußt, was er im Wachen bewußt thut; die Gestalten, die ihm dort erscheinen, sind bloße Scheingestalten, Geburten seiner Phantasie, die mit dem Erwachen wieder verschwinden und oft kaum eine blasse Erinnerung zurücklassen. Die Wahrnehmungen, welche er mit wachem und gesundem Geiste hat, sind Reproduktionen desselben, welche als Wirkungen von Ursachen aufzufassen sind, die in den Eigenschaften der ihn umgebenden Dinge liegen, und so subjektiv geartet diese sind, so sehr Gefühl und Gemütsverfassung, Denk- und Willensart diese Wahrnehmung färben — sie lassen mit Notwendigkeit auf die Existenz einer Welt von Dingen schließen, welche nicht bloß Geschöpfe unseres Geistes sind, sondern Wesen und Wirklichkeit haben.

Ist es trotzdem sehr schwer, den Begriff des Realen, Wirklichen zu bestimmen — die Meinungen gehen darüber so weit auseinander wie die philosophischen Prinzipien; der Materialist wähnt, daß nur die Materie real sei, der Spezialist oder Idealist umgekehrt, daß nur dem Geiste dieses Attribut gebühre — so gilt jetzt ziemlich der Satz: „So viel Aktualität, so viel Realität" (Wund, Ethik, S. 395), so viel Wirksamkeit, so viel Wirklichkeit. Die Wirkungen, welche unsere Seele empfindet, sind so viel Hindeutungen auf Wirklichkeiten, die Erscheinungen so viel Beweise für Wesenheiten, womit zugleich ausgesprochen ist, daß nicht die materiellen Substanzen, sondern die Kräfte die wahren Realitäten sind, welche diese Wirkungen ausüben und empfinden, daß also nur dem Geistigen Realität im eigentlichen Sinne zukommt.

Was aber von der äußeren Welt gesagt werden kann, gilt nicht minder von der inneren, von der Welt, die wir in uns tragen, von der Welt der Empfindungen, Gefühle, Vorstellungen, Begriffe, Ideen, Triebe, Begehrungen, Wallungen, mit einem Worte: des geistigen Lebens. Auch hier stehen wir nicht bloß vor einem subjektiv Erzeugten, sondern objektiv Gegebenen, und auch diese Welt ist nur zu verstehen, wenn wir sie nicht bloß als ein Produkt individueller Geistesthätigkeit, sondern als den Wiederschein einer höheren Gesamtheit auffassen. Auch hier gilt der Grundsatz: „Aller Schein deutet hin auf Sein," alle Erfahrung ist Wirkung von Ursachen, die nicht allein im Menschen, sondern auch außer ihm liegen; so viel Aktualität, so viel Realität. Denn mag man sonst über diese Welt denken, was man will, mag man sie materialistisch, als das Erzeugnis der Materie, spiritualistisch als das Erzeugende betrachten, — eins steht fest: diese Welt ist vorhanden, sie ist dem einzelnen Menschen gewiß, er lebt in ihr, aus ihr; er blickt als Subjekt auf sie als Objekt, er freut sich der Güter derselben, wie er die

Güter der äußeren Welt erstreben und genießen kann. Und noch mehr. Er sieht in ihr seine Welt, seine eigentliche Bestimmung. Und noch mehr. Er ist sich bewußt, die Zugehörigkeit zu dieser Welt, seiner Natur, seiner Bestimmung zu verdanken, aber zugleich, daß er diesem Wesen gemäß mit anderen Wesen gleicher Art in Verbindnng, in Gemeinschaft steht, und daß durch Berührung mit dieser Gemeinschaft er allein dieser Welt und ihrer Güter gewiß und immer gewisser wird. Und die tiefinnerste Befriedigung, welche er in dieser Welt findet, sagt ihm weiter, daß diese Welt, obwohl sie eine unsichtbare ist, doch keine Traumwelt bloß, die spurlos zerfließt, sondern eine wirkliche, ja, gegenüber der äußeren Welt mit ihren flüchtigen und ihm dem Wesen nach unerkennbaren Erscheinungen, eine wahrhaft reale, wahrhafte und dauernde Welt ist, eine Fülle von Gütern bergend, die ihm nicht genommen werden können, gegenüber der Welt des Scheins das eigentliche Sein. Auch von dieser Welt weiß er zwar wenig, aber ist ihrer doch unmittelbar gewiß. Sein Bewußtsein sagt ihm, daß er Glied einer äußeren Welt ist, welche ihm, dem Subjekt, als Objekt gegenüber steht, und die er zwar nach ihrem objektiven Sein nicht hervorzubringen braucht, denn sie ist da, und nicht hervorbringen kann, denn er ist selbst aus ihr hervorgegangen und ein Glied derselben; aber die er doch immer neu subjektiv erzeugt in sich und nur in dem Maße erkennt. Sein persönliches Selbstbewußtsein sagt ihm nicht minder unzweideutig, daß er ein Besseres ist, als die äußere Welt, und daß er dazu berufen ist, durch sein Wollen diese Welt zu beherrschen und einer höheren teilhaftig zu werden, beziehentlich eine solche miterzeugen und erhalten zu helfen. Das ist die Welt des vernünftigen Denkens, des ästhetischen Gefühls, des sittlichen Wollens, eine Welt, die sich ebenso stetig entwickelt wie die äußere, ebenso gewiß ist wie diese, aber an der nur der Mensch teil hat, weil er nur die Fähigkeiten hat, sie in sich aufzunehmen und aus sich zu erzeugen.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Unter den Presbyterianern droht auch Streit auszubrechen und zwar wegen der Antrittsrede des Dr. Briggs am Union-Seminar in New York. Dieselbe ist schon seit einigen Monaten in den presbyterianischen Blättern lebhaft besprochen worden. Nun scheint aber die Sache über den bloßen Zeitungsstreit hinausgehen zu wollen. In den Versammlungen der Presbyterien wurde die Sache auch zur Sprache gebracht und vier derselben haben Anträge an die Generalversammlung gestellt, in welchen sie die Ansichten von Dr. Briggs als unverträglich mit der presbyterianischen Lehrnorm bezeichnen. Zugleich wird eine Untersuchung und eventuelle Absetzung des Dr. Briggs gefordert. Auch das New Yorker Presbyterium hat ein Komitee ernannt, das in dieser Angelegenheit berichten soll. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß die Sache vor die Generalversammlung der Presbyterianer kommt und dort am Ende mehr und lebhaftere Debatten hervorrufen mag, als die vielbesprochene Bekenntnisrevision, bei der man über die Art der Veränderung noch keineswegs im Klaren ist.

Was Dr. Briggs hauptsächlich zum Vorwurf gemacht wird, ist, daß seine Ansichten mit der Westminster-Konfession, auf die er verpflichtet ist, im Widerspruch stehen. Angesichts der bereits beschlossenen Bekenntnisrevision verliert dieser Einwand sehr viel

von seinem Gewicht. Denn wenn die Majorität der Presbyterianer ihr Bekenntnis als revisionsbedürftig erklärt hat, so kann der Einzelne auch nicht mehr unbedingt darauf verpflichtet werden.

Was über die Rede selbst berichtet wird, geht so sehr auseinander, daß entweder die Rede selbst unklar gewesen, oder mißverstanden, oder mißdeutet sein muß. Als die drei Hauptquellen göttlicher Wahrheit werden nämlich — nach den Berichten — in der Rede bezeichnet: erstens die Bibel, zweitens die Kirche, und drittens die Vernunft. Diese drei sind natürlich in Einklang zu bringen. Um das zu können, müssen die Hindernisse beseitigt werden, die durch mißleitete Menschen aufgerichtet sind. Die größten Hindernisse sollen bei der Bibel sich finden; als solche werden bezeichnet: Abergläubische Verehrung des Bibelbuches; Glaube an die Inspiration eines jeden einzelnen Wortes; Mißverständnisse in Beziehung auf seine Authentie; Glaube an seine Irrtumslosigkeit; Annahme seiner Wunder als historische Wahrheiten; die Nichterfüllung der kleinsten Einzelheiten der Weissagung. Die Kirche und die Bibel könne ihren vollen Einfluß nur ausüben, wenn die Menschheit diese Hindernisse beseitige; dann beginne der Frühling eines neuen Zeitalters.

Daß niemand zween Herren dienen kann, hat auch die Kirchengeschichte sattsam bewiesen. Daß es unmöglich sei, zu gleicher Zeit und in gleicher Weise die Bibel und die Kirche als Wahrheitsquelle anzusehen, hat sich in der Reformation herausgestellt, ebenso hat es sich gezeigt, daß man die Bibel und das man „die Vernunft" nannte nur scheinbar vereinigen konnte. Wenn es aber mit zwei Herren nicht geht, so kann man es ja mit dreien versuchen. Die Sache wäre neu, wenn sie nicht in anderer Form auch schon dagewesen wäre.

In Beziehung auf die Bibel kommt Dr. Briggs — nach den vorliegenden Mitteilungen zu schließen — zu keinem positiven Resultate; denn auch die dreistesten und selbstgewissesten Negationen geben keine brauchbare Position. Ganz und gar aber lassen die Berichte einen Einblick in das Verhältnis von Bibel und Kirche, sowie von Bibel und Vernunft und von Vernunft und Kirche vermissen.

Ganz unkirchlich scheinen die Ansichten von Dr. Briggs wenigstens insofern nicht zu sein, als von einem hervorragenden Gliede der Presbyterianerkirche (allerdings einem Laien, der aber ein bedeutender Jurist ist), darauf hingewiesen wird, daß Dr. Briggs mit seinen Ansichten nicht allein stehe und daß dieselben bei der ganzen Richtung der Kirche mehr oder weniger unvermeidlich seien. Derselbe sagt u. a.: „Erklären wir nicht als Kirche fortwährend, daß wir das wissenschaftliche Streben fördern, daß wir die höchsten Errungenschaften desselben, sowie alles neue Licht, das von Geschichte, Litteratur und Philosophie ausgeht, willkommen heißen? Sollten wir, wenn aufrichtige und wahrhaftige Männer ihr Leben dem Bibelstudium und der heiligen Litteratur widmen und sie uns die Resultate ihrer Lebensarbeit mitteilen, nun sofort über Rationalismus und Ketzerei schreien, wenn diese Resultate unsern vorgefaßten Meinungen widersprechen? Warum forschen, warum nach mehr Licht suchen, wenn wir bereits am äußersten Ende der religiösen Wahrheit angelangt sind. Unsere Würde und unsere feste Stellung als Kirche sollte darin bestehen, alles neue Licht aufzunehmen, alle neuen Ansichten, Theorien und Entdeckungen zu untersuchen, uns Zeit zu nehmen, alles zu erproben, das Gute zu behalten und das Verkehrte abzutun.

Was ich am meisten beklage in dem Vorgehen, welches bei der Generalversammlung beantragt wird, ist der Streit und die Entzweiung, zu welcher es unvermeidlich führen muß. Es bedroht die Eintracht und Einheit der Kirche...... Hier beginnt ein Streit, der die ganze Kirche in zwei sich bekämpfende Parteien teilen wird. Wenn Dr. Briggs wegen seinen Ansichten zur Verantwortung gezogen wird, so werden Tausende und Zehntausende sich finden, die mit ihm übereinstimmen. Er wird von manchen unterstützt werden, die zu den besten Männern und den besten Gelehrten der heutigen Zeit zählen. Ist es weise, ist es christlich, einen solchen Streit hervorzurufen, dessen Folgen niemand absehen kann? Die Geschichte von 1837 warnt wie das Licht eines

Leuchtturms vor einem solchen Kurse. Gebe Gott, daß wir nicht wieder durch den Kummer und die Demütigung jener traurigen dreißigjährigen Zeit hindurch müssen."

Da Dr. Briggs Presbyterianer ist und da bei den Presbyterianern die Laien auch zur Kirche gehören, so kann er sich darauf berufen, daß er wenigstens einen Teil der „Kirche" auf seiner Seite hat. Wenn aber „die Kirche" sich in zwei widersprechende Parteien teilen sollte, wie kann sie noch Quelle göttlicher Wahrheit sein und Autorität beanspruchen?

Die Parteien innerhalb der Evangelischen Gemeinschaft treffen ihre Vorbereitungen zum Entscheidungskampfe, der allem Anscheine nach vor den weltlichen Gerichten ausgefochten werden muß. Es werden nämlich zwei Generalkonferenzen tagen, eine in Indianapolis, die andere in Philadelphia. Die Einladung nach Indianapolis ist von den Beamten der Buchanstalt in Cleveland ausgegangen, denen die letzte Generalkonferenz es überlassen haben soll, den Ort für die nächste Versammlung zu bestimmen. Da die Buchanstalt ganz in den Händen der Escher- und Baumannpartei ist, so ist die Bestimmung dieses Ortes jedenfalls auch im Interesse dieser Partei geschehen. Nun hat aber auch die Ostpennsylvania-Konferenz eine Generalversammlung nach Philadelphia berufen. Diese Konferenz stützt sich bei ihrem Vorgehen auf eine Vorschrift der Kirchenordnung, welche sagt: „Die Zeit und der Ort der Generalkonferenz soll durch die Bischöfe mit Genehmigung der Stimmenmehrheit der Konferenz festgesetzt werden. Ist aber kein Bischof vorhanden, so soll dies die Konferenz oder die älteste jährliche Konferenz durch Stimmenmehrheit thun und diese soll den andern Konferenzen bestimmte Nachricht von Ort und Zeit erteilen."

Die Frage, welche Konferenz die rechtmäßige sei und namentlich, welcher von beiden Generalkonferenzen das Verfügungsrecht über das Eigentum der Evangelischen Gemeinschaft zustehe, kann also nur gerichtlich entschieden werden. Dabei wird es sich weiterhin um die Frage handeln: Ob diejenige Konferenz die rechtmäßige war, welche auf Grund der Kirchenordnung berufen war, oder diejenige, welche auf Grund eines Beschlusses der Generalkonferenz zusammentrat, der diese Kirchenordnung beiseite setzte. Daß die sogenannte Minoritätspartei gegenüber einem Verfahren der „Majorität" sich auf den Boden ausdrücklicher Gesetzesvorschriften stellt und dadurch sich zu sichern sucht, ist ebenso natürlich wie begreiflich. Daß aber die Majorität einen gesetzlich zweifelhaften Weg einschlägt, der ihr die Entscheidung aus der Hand nimmt, und sie von dem Urteil eines weltlichen Gerichtshofes abhängig macht, ist — wenig gesagt — befremdend. Es scheint doch, als wäre es viel einfacher gewesen, wenn die Majorität alle zweifelhaften Schritte vermieden hätte, mit der Minorität zusammen auf einer Generalkonferenz tagen, — und sie dort so gründlich überstimmen würde, daß dieselbe jeden Versuch weiterer Opposition aufgeben würde. Da die Minorität so unbedeutend sein soll, so wäre doch dieser Weg der kürzeste und sicherste. Die Majorität einer gemeinsamen Generalkonferenz wüßte sicher, daß sie Majorität wäre; während bei geteilter Konferenz jede Partei in ihrer Versammlung eine überwältigende Majorität haben wird, aber keine wissen kann, ob sie nicht im Prozeßwege von der andern überwältigt wird. Wenn die „Minorität" etwas wagt, so ist das begreiflich, denn sie kann dabei nur gewinnen, wenn aber die „Majorität" sich zu Schritten herbeiläßt, die ihr absolut keinen Gewinn bringen können, sondern nur die Möglichkeit eines vollständigen Verlustes darbieten, so ist das entweder sehr unbedacht oder sehr gut überlegt. Vielleicht das letztere. Ist es das, so ist die angebliche Majorität ihrer wirklichen Majorität nicht ganz gewiß und will sich für diesen Fall noch ein letztes Auskunftsmittel sichern, oder die Führer der Majorität sind der Ergebenheit der Geführten nicht so sicher, daß die nicht befürchteten, sie selbst könnten, um die Minorität zu gewinnen, fallen gelassen werden. Welche Gründe ein derartiges Verfahren hat und welche Ziele es eigentlich verfolgt, wird natürlich, wie bei aller Kriegführung, nicht ausgeplaudert, aber es wird sich dennoch in der Weiterentwicklung der Dinge herausstellen.

Daß um die Farbe des Konfirmationskleides willen die Konfession gewechselt wird, erscheint sehr unglaublich, wird aber dennoch als Thatsache berichtet. Der evang. Oberkirchenrat hatte nämlich verfügt, daß die Konfirmandinnen in schwarzen Kleidern eingesegnet werden sollten. Eine Mutter, die selbst Katholikin gewesen war, oder es noch ist, wünschte, daß ihre Kinder in weißen Kleidern konfirmiert würden, da für ihre Anschauung eine Konfirmation in schwarzen Kleidern zu sehr einer Leichenfeierlichkeit gleich gesehen hätte. Um dieß nun zu vermeiden, traten die Mädchen zur katholischen Kirche über, wo sie in Weiß konfirmiert werden konnten. Wir wollen nun freilich nicht behaupten, daß an Konfirmandinnen, die für ein weißes Konfirmationskleid katholisch werden, viel verloren wäre. Aber ebensowenig wird man behaupten können, daß durch eine oberkirchenrätliche Konfirmationskleiderfarbeverordnung viel gewonnen wird. Man sollte doch denken, daß der preußische Oberkirchenrat gegenwärtig wichtigeres zu thun hätte, als Kleidervorschriften zu erlassen.

Der Eifer, mit welchem römische Priester umhergehen und suchen, ob sie nicht eine Seele, oder wenigstens eine Leiche erhaschen können, hat sich in neuerer Zeit wieder an zwei lehrreichen Beispielen gezeigt. Im ersten Falle handelte es sich um „Bekehrung" eines beinahe toten protestantischen Mädchens, worüber folgendermaßen berichtet wird: „In der Universitätsklinik des Juliushospitals in Würzburg mußte ein 23jähriges evang. Mädchen, Margaretha Schlelein, die Tochter streng kirchlich gesinnter Bauersleute in Geckenheim bei Uffenheim, wegen eines schweren Leidens Hülfe suchen. Sie that, obwohl mit der Pflege zufrieden, gegenüber ihrer Mutter unwillige Äußerungen, welche, wenn sie wirklich nicht auf direkte Bekehrunsversuche zu beziehen sein sollten, jedenfalls eine starke Abneigung gegen den Katholizismus überhaupt bezeichnen. Die Kranke wurde nämlich in einem Isolierzimmer von zwei Barmherzigen Schwestern verpflegt. Der Zustand verschlimmerte sich; trotz der Sehnsucht der Leidenden nach geistlichem Zuspruch wurde ein evang. Pfarrer nicht benachrichtigt, wohl aber erschien in der Nacht vom 20. zum 21. Februar nach 12 Uhr, d. h. 3 Stunden vor dem Tode, als die Kranke im Fieber lag, der röm.-kath. Priester mit zwei Zeugen." Die Wärterin will die Sterbende um Mitternacht gefragt haben, ob man den evang. Pfarrer rufen solle; diese aber habe einen katholischen zu sehen verlangt. Die Sterbende soll alsdann dem sofort erschienen Priester die üblichen „Erklärungen" mit „reiflicher Überlegung," „vollem Bewußtsein," „klarster Disposition" abgegeben und um ein kath. Begräbnis gebeten haben. Mit den protokollarischen Aussagen stimmt freilich nicht ganz die mündliche Erklärung des Priesters an die Mutter, wonach die Sterbende nur „genickt" hat. Laut Protokoll hat der Priester die Sterbende auch „unterrichtet" und ihr die Sterbesakramente gereicht. Die Erbitterung der am anderen Tage eingetroffenen Eltern war eine große. Auf die Nachforschungen, welche das zuständige evang. Pfarramt unverzüglich veranlaßte, erklärten die Ärzte, daß die Verstorbene in der fraglichen Zeit gar nicht mehr zurechnungsfähig gewesen sei. Einer der Herren bezeichnete, obwohl Katholik, den Vorfall als unerhört und als eine Schande. Noch soll bemerkt werden, daß die revidierenden Ärzte schon um 10 Uhr die Zeichen beginnenden Todeskampfes konstatierten, und um 12 Uhr, also kurz vor der „Bekehrung," gar keine Fragen mehr an die Sterbende richteten. Nach jener unzweideutigen Erklärung konnte der telegraphisch mit der Beerdigung betraute Pfarrer diesem Auftrage nicht nachkommen, sondern es fand in Geckenheim das Begräbnis nach evang. Ritus unter so außergewöhnlich großer Beteiligung der Umgegend statt, daß die katholische Geistlichkeit für geraten fand, zu Hause zu bleiben. Hoffentlich bestätigt sich die Nachricht, daß wegen „Proselytenmacherei" Anzeige an die Staatsanwaltschaft erstattet sei. Seltsam berührt auch die Haltung der Spitalverwaltung. Als dem Direktor vorgehalten wurde, man müsse ja Protestanten vor dem Hause warnen, soll er gesagt haben: „Wir brauchen sie nicht." Aber seit wann ist denn eine Universitätsklinik etwas konfessionell Katholisches?"

Die andere Leiche — vielleicht auch Seele — welche in den Schoß der römischen Kirche aufgenommen wurde, war die des Prinzen Napoleon, dessen Leben allerdings

weder das eines Christen noch eines anständigen Heiden war, dessen Tod aber doch, dank den Bemühungen der auf seine Seele lauernden Priester, ein katholischer gewesen ist. Es heißt in dem betr. Bericht:

„Ein widriges Schauspiel entwickelte auch die katholische Kirche. Sie hat, als der Prinz scheinbar im Sterben lag, die Hand gierig nach seiner Seele ausgestreckt und sich durch seine entschlossene Abwehr nicht abscheuchen lassen. Kardinal Mermillod, Kardinal Bonaparte und Abbe Puyol umflatterten den totkranken Mann. Sie saßen im Sterbezimmer, in der Krankenstube, am Schmerzenslager und hielten das Auge auf ihn geheftet. Sie lauerten auf seine Bewegungen. Rührte er sich, so blieben sie still oder wichen zurück. Wurde er regungslos, so schlichen sie näher heran, ganz nahe, bis er wieder die Augen öffnete und sich gegen sie wehrte. Der römische Berichterstatter der „Debats“ hat aus dem Munde des Kardinals Mermillod selbst folgende Darstellung seiner Unterredung mit dem Prinzen Napoleon erhalten, die der Kardinal für eine Beichte ausgiebt. Mermillod fragte: „Sie wissen, daß sie bald vor Gott erscheinen werden?“ „Ich weiß es,“ war die Antwort. „Sie haben viel Böses gethan, besonders diesem Engel an Aufopferung, der hier nebenan ist.“ (Prinzessin Klotilde hielt sich im Nebenzimmer auf.) „Verlangen Sie Verzeihung?“ „Ich verlange Verzeihung.“ „Ich absolviere Sie.“ Und das war alles. Nach dieser „Beichte“ konnte der Sterbende natürlich mit den Sakramenten versehen werden. Als zwischen 6 und 7 Uhr morgens die Lethargie in völlige Bewußtlosigkeit übergehen zu wollen schien, erteilte ihm der Abbe mit Zustimmung der Prinzessin Klotilde die letzte Ölung und die Absolution. Nach einer Version soll der Prinz das vorgehaltene Kruzifix geküßt und in die von den Anwesenden gesprochenen Gebete eingestimmt haben; nach der eigenen Erklärung des Abbe dagegen hat der Kranke beharrlich jeden geistlichen Zuspruch abgewiesen. Und doch wurde er absolviert und wurde dem Toten ein silbernes Kruzifix in die gefalteten Hände gelegt? Ein Anhang des Testamentes erklärt, der Prinz bleibe in der Sterbestunde den radikalen Anschauungen seines ganzen Lebens treu, und er wolle religionslos beerdigt sein. An diese Bestimmung hat sich die italienische Königsfamilie jedoch bekanntlich nicht gekehrt.“

Da diese Bekehrung natürlich nur zu Reklamezwecken ins Werk gesetzt wurde, so darf man sich über ihre Formlosigkeit so wenig wundern, wie über die letzte Ölung des General Sherman, die wesentlich den gleichen Zweck hatte.

Wie dankbar sich Rom für die vom preußischen Staat geforderten Millionen erweisen wird, davon kann folgende Thatsache eine Vorstellung geben. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß der letzte Wahlaufruf der Trierer Sozialdemokraten aus dem Redaktionsbureau des bekannten Hetz-Kaplans Dasbach hervorgegangen ist. Diese fast unglaubliche Sache wurde zuerst durch den Wortführer der Sozialdemokraten ohne Namensnennung verraten. Als Dasbach in seiner „Trierer Landeszeitung“ sie leugnete und herausfordernd den Namen der Mittelsperson verlangte, die jener aus Diskretion nicht nennen wollte, so erklärte schließlich ein Dritter: „Um dem unwürdigen Spiel mit der Wahrheit, welches in der „Trierer Landeszeitung“ getrieben wird ein Ende zu machen, erkläre ich hiermit, daß Herr Braun, Redaktionssekretär der Trierer Landeszeitung, den Wahlaufruf der hiesigen Sozialdemokraten verfaßt hat.“ Nun hatte freilich das Leugnen ein Ende; Herr Braun wurde geopfert, damit ihn Hr. Dasbach von seinen Rockschößen abschütteln könne — für die, welche ihm nach alledem noch Glauben schenken. Die Sozialdemokraten selbst scheinen letzteres nicht eben zu thun, denn sie schreiben in ihrem Dortmunder Organ über den Trierer Vorfall wie folgt: „Für unsere dortigen Parteigenossen ist der Umstand, daß sie zu der verlogensten Partei, die es überhaupt giebt, Beziehungen unterhalten haben, gewiß nicht ehrend; jedenfalls werden sich dieselben von den Ultramontanen haben verleiten lassen, in geschilderter Weise mit denselben Verbindungen anzuknüpfen, was den Schwarzen um so eher gelingen mußte, weil die sozialdemokratische Sache dort erst im Entstehen begriffen ist. Der Vorgang beweist aber, daß den Ultramontanen jedes Mittel recht

ist, die Herrschaft zu erlangen. Jedenfalls hatte man so gerechnet, daß durch eine Stärkung unserer Partei die Liberalen geschwächt werden, und daß bei einer Stichwahl unsere Genossen sich auf die Seite der Schwarzen schlagen würden." Bekanntlich ist Kaplan Dasbach Mittelpunkt einer umfassenden ultramontan-sozialistischen Preß- und Agitationsthätigkeit. Vor länger als einem Jahre baten angesehene katholische Männer in Saarbrücken seinen kirchlichen Oberen, den Bischof Korum von Trier, dem „unheilvollen Treiben" dieses Kaplans ein Ende zu machen. Bischof Korum, ein Zögling und wie man sagt Affiliierter des Jesuitenordens und schon um deswillen einer der zuverlässigsten Bundesgenossen der Regierung in der sozialen Frage, hat bis heute gegen Dasbach keinen Finger gerührt.

In dem „Brooklyn Eagle" fand kürzlich ein interessanter Disput zwischen Juden statt. Ein Rabbi Sparger hatte nachzuweisen gesucht, daß Christus entweder eine mythische Person oder ein Betrüger gewesen sein müsse. Dagegen protestierten drei Mitglieder des Vorstandes der amerikanisch-jüdischen Freidenker Association. Obwohl sie nicht glaubten, daß der christliche Glaube der rechte sei, so fühlten sie sich doch gedrungen zu erklären: 1. daß die rasche Ausbreitung der christlichen Religion etwas wunderbares sei; 2. daß das Christentum jedes Volk, das es annehme, bessere; 3. daß die Juden die größten Wohlthaten unter den Völkern genössen, die der Lehre Christi am entsprechendsten lebten; 4. daß die jüdische Religion freilich eine ruhmreiche Vergangenheit, aber nur wenig hoffnungsreiche Zukunft habe; 5. daß Jesus unmöglich nur eine mythische Person sein könne, wie so viele Juden behaupten. Sie schließen mit dem bedeutsamen Bekenntnis: „Als ehrliche Freidenker gestehen wir zu, daß wir in Zweifel sind, und daß wir begierig sind von jemand zu hören, der imstande wäre, zu beweisen, daß der Messias noch erst zu kommen hat." Die drei Männer heißen: Meyer Rodefeldt, Israel Posner und Mark Levy.

Vor kurzem fand zu Tilburg in Nordbrabant eine Zusammenkunft sämtlicher Bierbrauer aus der Stadt und Umgegend statt, um über Mittel und Wege zu beraten, durch welche man den vernichtenden Mitbewerb der Trappisten, die in Tilburg eine große Brauerei errichtet haben, entgegentreten könne. Verschiedene an den Bischof von Hertogenbosch in diesem Sinne gerichtete Vorstellungen sind erfolglos und unbeantwortet geblieben, während dank dem Einfluß von geistlicher Seite der Absatz des Trappistenbräues unter dem Privatpublikum derart zugenommen hat, daß die Brauerei zu Anfang d. J. bedeutend vergrößert werden mußte; überdies hat das Kloster jetzt einen Braumeister angestellt, unter dessen Leitung auch bayrisches Bier gebraut wird. Es wurde in der genannten Zusammenkunft ein Ausschuß ernannt, der die Interessen der Laienbierbrauer wahren soll, und am 11. März sollte in Hertogenbosch eine Versammlung sämtlicher Bierbrauer der Provinz gehalten werden, in welcher weitere Schritte beraten werden sollten.

Warum ich auf die „Erwiderung" nicht antworte.

Wer für ein Blatt, wie die „Theologische Zeitschrift" schreibt, hat in jedem Falle, also auch in dem einer Kontroverse, die Leser im Auge zu behalten. Sie sind die Jury, die schließlich das Verdikt abgiebt. Sich selbst zu rechtfertigen und zu wiederholen, was man gesagt und nicht gesagt habe, ist für die Leser nicht nur langweilig, sondern auch ein Mangel des Glaubens an die Urteilsfähigkeit der Leser. Ich traue den Lesern zu, daß sie die Protokolle der General-Synode, der Distriktssynoden, wie des Lehrervereins, und ebenso das Wort „zur Versöhnung" und dessen „Erwiderung" aufmerksam gelesen haben, und sich gewiß ein Urteil, und zwar ein gerechtes bilden werden. Ob meine Pillen auf meinen verehrten Gegner angreifend, oder wie eine „schlüpfrige Masse" wirken, und ob seine auf mich homöopathisch wirken, daß sind solche Privatsachen, daß ich den Leser nicht damit behelligen möchte. Darum Sapienti sat. J. B. Jud.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

19. Jahrg. Juni 1891. Nro. 6.

Das Reich Gottes und die Kirche.

Wenn Jesus Matth. 25, 34 sagt, daß das Reich Gottes seit Grundlegung der Welt bereitet ist, so kann auch seine Verkündigung vom Kommen des Reiches Gottes nicht so gemeint sein, daß er damit etwas absolut neues nie vorher dagewesenes ankündige. Auf der andern Seite tritt aber eine Beziehung des Reiches Gottes zur Welt d. h. zur göttlichen Schöpfung hervor, welche über die bloße Unterscheidung beider hinausgeht und auf einen realen Zusammenhang von Welt und Reich Gott hindeutet. Die Welt oder genauer gesagt der Weltverlauf liegt in gewissem Sinn zwischen zwei verschiedenen Phasen des Reiches Gottes. Erstens ist nämlich das Reich Gottes bereitet seit Grundlegung der Welt, und zweitens wird es ererbt von den Gerechten nach Ablauf der Weltzeit. Insofern es von Gott bereitet ist, hat es Realität, auch abgesehen von der Welt; es wird nicht erst durch die Weltentwicklung hervorgebracht, sondern ist schon vor derselben da; dagegen kommt es erst zur Erscheinung, wenn die Weltentwicklung ihren Abschluß erreicht hat. So wie die Welt Besitztum des natürlichen Menschen war, ebenso ist das Reich Gottes Besitztum, derer, die in der Weltzeit als Gerechte erwiesen worden sind. Das was die Gerechten zu Erben des Reiches Gottes macht ist nicht vor der Grundlegung der Welt geschehen, sondern hat sich innerhalb des Weltverlaufes vollzogen. Nur, daß nicht alle der Welt Angehörigen auch Erben des Reiches Gottes werden; es treten vielmehr bei dem einen Dinge hervor, die sie geradezu vom Reiche Gottes ausschließen. Die Welt und der Weltverlauf kann sich also dem Reiche Gottes gegenüber auf zweierlei Weise verhalten; entweder wirkt der Weltverlauf für das Reich Gottes, oder ihm entgegen. Der Acker der Welt kann sowohl den guten Samen der Kinder des Gottesreiches wie den Unkrautsamen der Kinder der Bosheit zur Reife bringen. Innerhalb der Welt liegen sowohl die stärksten Förderungen wie die größten Widerstände dem Reiche Gottes gegenüber. Je nachdem man die Welt unter dem ersten oder zweiten Gesichtspunkt betrachtet, erscheint sie gut oder als böse. Beides allerdings nicht im vollen Sinne. Sie ist nicht so gut, daß das Gute an ihr keiner Steigerung mehr fähig wäre oder daß nicht auch Böses in ihr Raum hätte; aber sie ist auch nicht so böse, daß sie nicht mehr Gegenstand der göttlichen Liebe, des göttlichen Wohlwollens sein und das Gute in ihr nicht mehr wirksam sein könnte. Damit ist die Welt in ein ganz

anderes Licht gestellt als im ganzen Altertum und es beginnen eine Menge Fragen lösbar zu werden, für welche das ganze Altertum und auch das alte Testament keine befriedigende Antwort haben konnte.

Damit, daß das Reich Gottes vor der Welt da ist, daß mit der Erscheinung des Reiches Gottes die Welt sowohl ihr Ende als auch ihre Vollendung erreicht, und daß endlich der Weltverlauf beherrscht und bestimmt ist durch seine Beziehungen zum Reiche Gottes, ist ein Standpunkt für eine Weltanschauung gewonnen, die von allem vorhergehenden so verschieden war, wie das kopernikanische Weltsystem vom ptolemäischen. Auch das Alte Testament weist dem Menschen den Standpunkt für die Weltbetrachtung immer innerhalb der Welt an. Die alttestamentliche Offenbarung bleibt in diese Schranken von Himmel und Erde eingeschlossen.

Selbst für die bloß theoretische Betrachtungsweise ist die Idee des Reiches Gottes schon ein unermeßlicher Gewinn. Es liegt gegenüber allen den Zweifels- und Verzweiflungsfragen, mit denen das heidnische und jüdische Altertum abgeschlossen hatte, etwas versöhnendes in der Erhebung auf diesen Standpunkt. Die vorübergehende Herrlichkeit des Weltwesens wie die fortwährende Duldung seiner unleugbaren Verkehrtheit läßt sich begreifen im Hinblick darauf, daß der Weltverlauf entscheidend ist für das Eingehen der Menschen ins Reich Gottes oder ihr Ausgeschlossensein von demselben. Auch das menschliche Leben unterliegt im Hinblick auf das Reich Gottes einer ganz andern Wertschätzung als im Hinblick auf die Welt. Nicht mehr darnach wird es beurteilt, was es in der Welt und für die Welt ist, sondern darnach, welche Bedeutung es für das Reich Gottes hat. Das, was vorher Hauptzweck des Daseins war, die Erhaltung und der Genuß des Lebens („auf daß du lange lebest und dirs wohlgehe") wird zu einer bloßen Zugabe, die nur im Hinblick auf vorübergehende zeitweilige Bedürfnisse Wert hat, während der Hauptwert des Lebens in der Möglichkeit der Erlangung des Reiches Gottes liegt. Selbst ein Dasein, das in der Welt und für die Welt ein so wertloses war, wie das Leben des armen Lazarus, kann für das Reich Gottes von höchstem Werte sein. Eine solche Betrachtungsweise nimmt den Zweifelsfragen, denen wir bei Hiob, Assaph, dem Prediger, und auch an einzelnen Stellen der Propheten begegnen, mit einem Male alle Bedeutung. Sie sind nur der Beschränktheit des Gesichtskreises entsprungen und fallen mit der Erweiterung desselben ganz von selbst dahin.

Nun tritt uns aber das Reich Gottes weder in seiner Verhüllung im Alten Testamente noch in seiner Offenbarung im Neuen Testamente als bloß theoretische Größe entgegen. Es ist immer eine in der Welt wirkende Lebensmacht gewesen, die allerdings durch die verschiedenen Formen, in welchen sie wirkt, bald mehr bald weniger verhüllt ist. Im alten Testamente nun kommt die Idee des Reiches Gottes aus dieser Hülle nicht heraus, sie ist mit derselben noch derart verwachsen, daß ein Versuch, die Schale vom Kerne zu lösen, nur die Zerstöruug beider zur Folge gehabt hätte. Wohl ist die Theokratie eine Form, in der das Reich Gottes wirksam ist, aber es läßt sich so wenig

davon unterscheiden, daß das Reich Gottes nur als diesseitige Vollendung der Theokratie geschaut werden kann.

Mit der Verkündigung des Reiches Gottes in der Predigt Jesu tritt eine Wendung ein. Hier löst sich die Idee des Reiches Gottes von allen Formen der alttestamentlichen Theokratie so bestimmt, so klar und so rein ab, wie der reine Weizen sich von der Ähre loslöst, um ein neues lebendiges Samenkorn zu bilden, dem gegenüber die alten Formen der israelitischen Theokratie und des mosaischen Kultus als leere Spreu erscheinen. Aber jenes Wort: Das Reich Gottes ist herbeigekommen, wirkt gerade in dieser seiner Entkleidung von allen Formen mächtig in dem Bewußtsein der Hörer; die Sache selbst, gerade in ihrer Freiheit von allen formellen Beschränkungen, erweist sich als ein Saatkorn, das infolge der ihm innewohnenden Lebenskraft auf dem richtigen Boden mit Naturnotwendigkeit Lebensbewegungen hervorruft. Es zieht die Menschen massenhaft an; vom Kommen des Reiches Gottes erwarten sie Erlösung von den Übeln, unter denen sie leiden, eine Vollendung und Verklärung ihres Daseins. Ja es vermag die Verkündigung der Nähe des Reiches Gottes eine Anzahl Leute ihrem Lebensberuf zu entziehen, um sie ganz für den Dienst der Verbreitung dieser Reichsbotschaft zu gewinnen. Dabei steht die Sache selbst so sehr im Vordergrund ihres Bewußtseins, daß nach den Formen, in welchen das bevorstehende Reich Gottes zur Erscheinung kommen soll, zunächst gar nicht gefragt wird.

Der Hinweis auf dieselben fehlt bei dem Herrn zwar nicht ganz, aber es sind nirgends die politisch- und priesterlich-theokratischen Lebensformen, die wieder aufgefrischt würden, sondern es wird auf viel ursprünglichere Formen zurückgegangen, um die Wirkungsweise des Reiches Gottes in der Welt und sein Verhältnis zur Welt zu veranschaulichen. Daraus geht hervor, daß das Reich Gottes in der Welt sich mit derselben Naturnotwendigkeit gestaltet, wie der Halm und die Ähre aus dem Samenkorn. Nicht eine alte ihres Inhalts entleerte Form ist es, die wieder neu gefüllt werden soll, sondern die Sache verlangt eine neue ihrer Natur angemessenere Form als die alte es war. An die Stelle der Gemeinschaft der Abstammung tritt die Gemeinschaft im Glauben an das Wort vom Reiche Gottes und an den Mittler desselben, in welchem Gott selbst im Fleische zur Herbeiführung seines Reiches erschienen ist; an die Stelle des Lebens unter den Gesetzesvorschriften tritt das Leben in der Gemeinschaft mit Christo; an die Stelle des Opferdienstes die Wirksamkeit für das Reich Gottes, an die des natürlichen Zusammenhangs des Volkes tritt der geistige Zusammenschluß auf Grund des Bekenntnisses der Gemeinde zu ihrem Haupte Christus, oder mit einem Wort, das Reich Gottes erzeugt die Kirche als die Erscheinungsform in der es in der Welt wirksam ist. Daß das Reich Gottes und die Kirche identisch sind, wird in den Evangelien nicht gesagt, vielmehr werden beide bestimmt unterschieden. Das Reich Gottes ist — wie vor Grundlegung der Welt — so auch schon vor Beginn der Kirche vorhanden. Ebenso umfaßt es Gebiete, die weder von den Gesetzesbestimmungen erreicht, noch von den Grenzen des kirchlichen Lebens umfaßt werden. Ande-

rerseits aber begreifen die Formen des Gesetzes wie des kirchlichen Lebens vieles unter sich, was für das Reich Gottes unwesentlich ist, ja in diesen Formen können Dinge existiren, die im Widerspruch mit dem Reiche Gottes stehen, gerade so wie unter der strengsten Beobachtung der gesetzlichen Formen die Gesetzlosigkeit bestehen kann. (Vergl. Matth. 23, 28.)

Wir hätten also die drei Begriffe Reich Gottes, Kirche, Welt. Die eigentlich praktische Frage ist die, was ist die Kirche, oder auf welchem Grunde muß eine Gemeinschaft ruhen, welches muß ihr Bestand und was ihr Ziel sein, wenn sie sich in Wahrheit Kirche, genauer gesagt Kirche Christi nennen will. Nur darf man nicht meinen, daß diese praktische Frage für sich allein genügend oder gar richtig beantwortet werden könne, ohne die Rücksicht auf die Frage nach dem Reiche Gottes und nach der Welt. Daß die Kirche in enger Beziehung zum Reiche Gottes stehe, wird wohl am leichtesten und von den meisten zugegeben; dagegen findet sich schon die erste Differenz darin, daß die Kirche entweder mit dem Reiche Gottes identificiert wird, oder daß sie als dem Reiche Gottes untergeordnet und ihm dienstbar dargestellt wird.

Auf der andern Seite wird aber auch jede äußere geschichtliche Kirche von manchen als derart mit der Welt verbunden aufgefaßt, daß Kirchentum und Reich Gottes geradezu als Gegensätze hingestellt werden. Einzelnen kirchlichen Gemeinschaften gegenüber mag es wohl zu Zeiten richtig sein; sie können dermaßen entarten, daß sie das Reich Gottes nicht mehr ausbreiten, sondern es bekämpfen; daß aber jede äußere Kirchengemeinschaft einen Abfall vom Reiche Gottes darstelle, ist angesichts der Berichte über die Wirksamkeit Jesu eine mehr als dreiste Behauptung, denn sie würde zu der Folgerung führen, daß Jesus entweder gar keine äußere Gemeinschaft der zu ihm sich Bekennenden stiften wollte, oder daß er selber durch die Stiftung der Gemeinde seiner Bekenner, oder der Kirche, die Wirksamkeit für das Reich Gottes aufgegeben habe. Mit diesen Behauptungen aber ließe sich die Betrachtung der neutestamentlichen Schriften als Geschichtsquellen unmöglich vereinigen.

Es wird also dabei bleiben, daß nach dem neuen Testament die Gemeinde der Gläubigen, die Kirche, von Christus gewollt und gestiftet ist, damit sie dem Reiche Gottes diene, daß sie in ihrem Bestand und ihrer Entwicklung wesentlich bestimmt sei durch ihren Hervorgang aus der Reichspredigt des Herrn und durch ihr Ziel der Erscheinung des Reiches Gottes auf Erden.

Wie verhält sich aber die Kirche zur Welt? Steht sie im Gegensatz dazu oder nicht? Ist sie ihr über- oder gleichgeordnet? Umfaßt die Welt mehr als die Kirche oder weniger? Steht die Welt auch, abgesehen von der Kirche, in Beziehung zum Reiche Gottes oder nicht? Das sind alles Fragen, die nicht bloß theoretische Bedeutung haben; denn je nach ihrer Beantwortung wird sich sowohl die Kirche selbst als auch ihr Verhältnis zur Welt verschieden zu gestalten suchen. So ist es auch in der That geschehen. Es ist nun merkwürdig, wie die Auffassung der Kirche sowohl in ihrem Verhältnis zum Reiche Gottes wie zur Welt stetem Schwanken unterliegt, wie sie sich bald mehr an den Begriff des Reiches Gottes anlehnt, bald mehr die Welt-

stellung der Kirche hervorhebt. Beides kann soweit gehen, daß eine Kirche sich einerseits mit dem Reiche Gottes, andererseits mit einem Weltreich zu identificieren versucht, wodurch natürlich die Kirche als besondere Erscheinung neben beiden gar nicht als das Normale mehr gelten könnte.

Was nun den geschichtlichen Verlauf der Sache selbst betrifft, so ist schon im Neuen Testament die Thatsache auffällig, daß in den apostolischen Schriften die Bezeichnung Reich Gottes viel seltner vorkommt als in den drei ersten Evangelien. Es wird allerdings die Thätigkeit der Apostel als Verkündigung des Reiches Gottes (Apostg. 8, 12; 19, 8; 20, 25; 28, 23. 31) bezeichnet, aber das, was sichtbar in der Welt dasteht, sich wie die Sterne von der Dunkelheit des damaligen Weltlebens abhebt, sind die christlichen Gemeinden (Phil. 2, 15). Diese Gemeinden bilden in ihrer Gesamtheit noch nicht das Reich Gottes; sie sind vielmehr aus der Verkündigung des Wortes vom Reich hervorgegangen und das Ziel ihres Strebens ist der volle Besitz des Gottesreiches (1. Theff. 2, 12), um des Reiches Gottes willen leiden sie hier in der Welt (2. Theff. 1, 5); sie sind noch nicht im vollen Genuß desselben, aber sie wissen sich, vermöge ihrer Gemeinschaft mit Christo, als dazu erbberechtigt.

Auf der andern Seite sind sie doch schon im Besitz von Lebensgütern, die während der irdischen Lebenszeit einen innern Besitzstand bilden, der das Reich Gottes darstellt (1. Cor. 4, 20, Röm. 4, 17, Kol. 1, 13); ebenso ist die Thätigkeit, welche die Gemeinden ausbreitet und erhält, keineswegs bloßer Dienst an der Gemeinde und für dieselbe, sondern Mitarbeit am Reiche Gottes (Kol. 4, 11).

Aber immerhin tritt die Vorstellung des Reiches Gottes im Bewußtsein der apostolischen Zeit zurück. Es erscheint erst mit der Wiederkunft Christi in seiner alles umfassenden Macht (2. Tim. 4, 1) und der Einzelne, der das Unterpfand des himmlischen Erbes, den Geist, hat, ist zwar des Eingangs in das Reich Gottes sicher (2. Petr. 1, 11); aber dieser Eingang ins Reich Gottes fällt zusammen mit dem Ausgang aus dieser Welt und mit dem Freiwerden von ihren Übeln. 2. Tim. 4, 18.

Ebenso ist es nicht das Verhältnis des Reiches Gottes zur Welt, sondern das Verhältnis der Kirche zur Welt, was in den apstolischen Briefen in den Vordergrund tritt. Daß das Reich Gottes allen Weltreichen überlegen sei, daß einst der Tag kommen wird, an dem alle Kniee im Namen Jesu sich beugen und alle Zungen bekennen sollen, daß er der Herr sei, ist eine für das Bewußtsein der Apostel unerschütterliche Wahrheit. Aber diese Wahrheit ist eben eine Wahrheit religiösen (nicht philosophischen oder theologischen) Glaubens, der sich bethätigen muß, und lebendiger Hoffnung (nicht bloß interesseloser Berechnung), die arbeitend und leidend ihrem Ziel entgegenringt, und so ergeben sich aus dieser Wahrheit zwei praktische Fragen: 1. Wie hat sich das Leben des einzelnen Christen dieser Welt gegenüber zu gestalten? 2. In welcher Weise haben die Gemeinden sich in der Welt und den Weltmächten gegenüber zu verhalten?

Es liegt in der Natur der Sache, daß innerhalb des jüdischen Volkes

die zweite, innerhalb der heidnischen Welt die erste dieser Fragen in den Vordergrund trat. Der einzelne Judenchrist blieb dem Gesetze den Sitten und dem Gotte seiner Väter getreu; er war, formell betrachtet, nur der Vertreter einer Lehre, die nach pharisäischer Ansicht noch gar nicht einmal unbedingt als Ketzerei hingestellt werden konnte (Apostelgesch. 23, 6—9), und einer Lebensführung, wie sie vom Gesetz und der pharisäischen Frömmigkeit selbst gefordert wurde. Solange die Anhänger des Nazareners nicht aus dem Rahmen einer Synagogengemeinschaft heraustraten, solange ihre Leiter keine Schritte thaten, die bisherigen Führer des Judentums aus ihrer Stellung zu verdrängen, solange sie sich begnügten, ruhig auf die Wiederkunft des Gekreuzigten zu warten, konnte man sie gewähren lassen und ließ sie, nachdem Saulus Christ geworden war, auch — von einzelnen Ausbrüchen des Hasses abgesehen — wirklich gewähren. Und die Jerusalemer Gemeinde hatte sich auch bald und — nach manchen Anzeichen — etwas zu gut in diese Verhältnisse hineingepaßt, sodaß endlich der Untergang Jerusalems die Lösung der Frage nach dem Verhältnis der Gemeinde zum nationalen Judentum ins Unabsehbare vertagte.

Anders lagen die Verhältnisse in der heidnischen Welt. Wenn es auch da hieß: „Der Acker ist die Welt," so war das Feld für die neue Saat nur insofern bearbeitet, als die vorhergehende Saat ihre Blüten verlor und einem, wenigstens in religiöser Beziehung fruchtlosen Absterben entgegenging. Der aus dem Heidentum in die christliche Gemeinde Eintretende konnte den Göttern seiner Väter gar nicht und den überkommenen Sitten wenigstens nicht ganz treu bleiben. Nahm er mit dem Glauben an Christum auch das Gesetz Moses an, so war er allerdings rasch fertig; die väterlichen Sitten mußten nach jenem bemessen werden. Nur daß damit nichts gewonnen war; das Judentum war eben auch zu einer — wenn auch sonderbaren — Form des Weltlebens geworden und seine Verweltlichung war nur um so gefährlicher und giftiger, weil sie sich in den Deckmantel religiöser Gewissenhaftigkeit hüllte.

Dem gegenüber ist die praktische Auffassung und Anwendung der Wahrheit: „Der Acker ist die Welt" bei Paulus die Grundlage seines eigenen Verhaltens, und auch der Vorschriften, die er andern giebt. Die Welt, insofern sie göttliche Schöpfung ist —, die Ordnungen der menschlichen Gesellschaft, sofern sie auf ihrer Naturgrundlage sich naturgemäß aufbauen, sind gut, d. h. stehen nicht notwendig im Gegensatz zum Reich Gottes, sondern sollen und können demselben dienen. Dabei sind die Ausführungen des Apostels von einer solchen Weite des Gesichtskreises, daß sie alles umfassen, und von einer solchen Klarheit der Anschauung, daß nur Voreingenommenheit sie mißverstehen kann.

Der Christ hat als Erbe des Reiches Gottes nicht die Welt zu räumen; nein gerade in der Welt hat er zu leben, zu wirken, zu dulden und sich zu bewähren. Tragen die heidnischen Sünden wesentlich den Charakter des unnatürlichen und widernatürlichen, des unehrenhaften und schändlichen (Röm. 1, 26—31), so sollen die christlichen Tugenden sich im Streben nach

der Vollkommenheit darstellen, das jedem gesunden, aufrichtigen, menschlichen Urteil als tugendhaft und löblich erscheinen muß. Nicht um ein Umgestalten der Weltverhältnisse handelt es sich, sondern um eine fortwährende Selbstumgestaltung, wodurch die Fähigkeit den göttlichen Willen zu erkennen und zu thun bewahrt und gestärkt wird. Innerhalb der natürlichen Lebensverhältnisse, in welche der einzelne hineingestellt ist, hat sich sein Christentum zu bethätigen und zu bewähren; es bedarf weder eines künstlichen Bodens, der erst zu schaffen, oder einer Umgebung, die von der natürlichen Welt abgeschnitten wäre. Der Christ kann Kind Gottes und Erbe des göttlichen Reiches sein, als Untergebener eines heidnischen Herrn, als Unterthan einer heidnischen Regierung, sogar in einer Ehe, in welcher der eine Teil noch im Heidentum zurückbleibt. Er bedarf keiner Vorrechte in der Welt, wenn er nur geduldet wird, wenn nur das in der Welt verbreitete Böse, der Aberglaube und das Laster ihm nicht zugemutet wird.

Wenn der einzelne Christ sich mit Duldung begnügen konnte, so bedurfte die einzelne Gemeinde auch nicht mehr. Und das Heidentum duldete auch das Christentum — eine Zeit lang — wenigstens insofern, als den Christen gegenüber jüdischer Verfolgungswut der Schutz gewährt wurde, den die Gesetze einem jeden Einwohner oder Bürger des römischen Reiches zusicherten (Apostgesch. 18, 14; 23, 27; 25, 16). Wie sich dagegen die heidnische Welt den einzelnen Gemeinden oder gar der Gesamtheit der Christen gegenüber verhalten würde und welche Ziele die Christenheit als Ganzes der Welt gegenüber zu verfolgen habe, konnte in der apostolischen Zeit noch nicht so deutlich hervortreten, weil eine äußerlich als Einheit auftretende Kirche sich noch gar nicht gebildet hatte.

Aber etwa gleichzeitig mit dem Tode des Apostels Paulus fällt ein unheimliches Licht auf diese noch dunkle Frage. Wie sich das römische Reich zum Christentum stellen würde, läßt sich daran sehen, wie sich der Kaiser in Rom zur christlichen Gemeinde in Rom stellt. Es zeigt sich, daß die Duldung, welche die Christen genossen hatten, wesentlich darauf beruhte, daß sie von der Welt nicht weiter beachtet worden waren. Weder Heidentum noch Judentum wollten eine Gemeinschaft aufkommen lassen, deren Ziele nicht bloß über die gegenwärtigen Weltzustände, sondern üb r diese Welt überhaupt hinausgingen. Nirgends wird der Gemeinde Christi ein Ort in der Welt vergönnt, weder in Jerusalem, das zum geistlichen Sodom und Ägypten (Offenbg. 11, 8). noch in Rom, das zur großen Babel geworden ist. Judentum und Heidentum stürmen auf die Gemeinde ein. Da flammt in der Form der Prophetie die Reichsidee mächtig auf. Die Gemeinde mag vergehen, das Reich muß doch bleiben, man mag Christum verkennen oder verstoßen, er kommt dennoch. Nur um eins handelt es sich, und zwar für jeden einzelnen Christen, im Kampf mit den verführenden und drohenden Weltmächten zu überwinden, dann geht er ein in das Reich Gottes, in das neue Jerusalem, wo die Macht der Sünde und des Todes keine Wirkung mehr ausüben können (Offbg. 12, 10; 19, 6; 21, 6). (Fortsetzung folgt.)

Böse Geister.

Ein Bild aus dem religiös-kirchlichen Leben Süditaliens.

(Aus der Allgem. Evang.-Luth. Kirchenzeitung.)

Der Glaube an böse, den Menschen geistig und leiblich schädigende Geister ist in Süditalien allgemein, eine dunkle Wolke an dem religiösen Himmel der Einwohner. In Sicilien aber hat jene Wolke die düsterste Gestalt, die bestimmt ausgeprägteste Form und die weiteste Ausdehnung. Jener Glaube hängt mit dem Hexenglauben zusammen. Man hat für dasjenige Wesen, welches wir nicht anders als „Hexe" bezeichnen können und stets weiblich denken, verschiedene Namen. Das Wort Strega entstammt der alten Welt, ebenso das Wort Megara, neuere Bildungen dagegen sind z. B. Fattuchiera (fare) und Maliarda (male). Eine Strega erlangt nach der Vorstellung ihre Macht durch Verbindung mit mächtigen, bösen Geistern, und wer sich mit dem Haupt der letzteren in Verbindung setzen will, hat nichts weiter nötig, als die Quaresima del Diavolo zu machen. Quaresima (quaranta = 40) ist die kirchliche Bezeichnung der Fastenzeit, in welcher der Mensch durch Fasten und andere „prattica religiosa" das göttliche Wohlgefallen erringen und mit dem Himmel, wie die römische Kirche sagt, in nähere Verbindung treten soll. Diesen Ausdruck überträgt man auf ein anderes Gebiet. Es giebt eine prattica, wodurch man sich mit dem Diavolo in Verbindung setzt, um von demselben überirdische, magische Kräfte zu erlangen; dieselbe dauert ebenfalls vierzig Tage und besteht — entsetzlich zu sagen — darin, daß man in der genannten Zeit tagtäglich eine „Todsünde" begeht, deren es nach römisch-katholischer Lehre bekanntlich sieben giebt. Nicht jede Strega und nicht jeder Stregone wendet dies allerwirksamste Mittel an; man hat auch andere Mittel, wie es verschiedene Geister giebt; daher aber kommt es auch, daß viele jener weiblichen und männlichen Magier in ihrer Wirksamkeit beschränkt sind. Und dabei handelt es sich nicht etwa um Nachtvögel, die in unzugänglichen Schlupfwinkeln hausen, sondern um Tagvögel, die ihr Werk ungestört am lichten, hellen Tage treiben. In Rom und Turin hat die Polizei einen Versuch gemacht, jene Vögel zu bannen, und ein Prozeß in letztgenannter Stadt erregte unlängst einiges Aufsehen. In Süditalien und Sicilien aber sind die Streghe und Stregoni wie die Geier im Orient, welche unbehelligt überall ihre Beute erstreben. Sie betreiben ein Geschäft wie jeder andere, der heidnische Aberglaube erhält sie, und deshalb mag auch hier das Wort gelten: Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler. In Süditalien zählen die Streghe und Megare, die Fattuchieri und Stregoni nicht nach Hunderten, sondern nach Tausenden, und von dem Sumpf des Aberglaubens, in welchem diese Giftpflanzen wachsen, steigt eine Malaria auf, unter welcher das Volk mehr zu leiden hat, als von der Fieberluft, die doch nur im Sommer manchen Teil des Landes heimsucht.

Wer oft mit dem südlichen Volke verkehrt, gewöhnt sich an manches, was allmählich seinen auffallenden Charakter verliert. Dazu aber gehört nicht die

Thatsache, daß das Volk beständig den Teufel im Munde führt. Auch in Deutschland geschieht dies nicht selten, und jeder, welcher in Landstrichen der plattdeutschen Sprache, z. B. in Holstein oder Mecklenburg, gelebt hat, wird dieser Behauptung zustimmen. Was in dieser Hinsicht die Volkssprache des Nordens enthält, ist ein Kinderspiel gegen dasjenige, was man im Süden hört, wo der Diavolo die Volkssprache mit Schimpfreden, Flüchen und Redensarten deshalb so sehr erfüllt, weil das Volk fest an böse Luft- und Höllengeister glaubt, welche seine Phantasie beschäftigen, die bekanntlich im Süden weit reger ist als im Norden.

Von den Sprichwörtern und Redensarten Siciliens möchte ich hier nur einige anführen; viele derselben sind indes der Art, daß eine Übersetzung die deutsche Sprache besudeln würde. Überhaupt zieht sich durch die verschiedenen Dialekte des Südens eine solche Gemeinheit der Worte und Ausdrücke des täglichen Lebens, daß den Fremdling ein Grauen beschleicht, wenn er vernimmt, welche Ausdrücke beständig über die Lippen von Männern, Weibern und Kindern kommen. Ein Sprichwort Siciliens lautet (im Dialekt): Lu diavulu è grossu, e fila suttili, d. h. der Teufel ist grob (eigentlich dick), aber er webt fein. Ein anderes: Lu diavulu lu sapi, a cu' havi a fari li corna, d. h. der Teufel weiß, wo seine Hörner etwas zu thun haben. Ein drittes: Lu diavulu ê saputu, pirchi è vecchiu, d. h. der Teufel hat's gewußt, warum er alt ist. Wenn jemand in heftigen Zorn gerät, so sagt man: fa lu diavulu a quattru, d. h. er stellt einen vierfachen Teufel dar. Wer jemals südliche Streitscenen, z. B. zwischen Weibern, sah, weiß, wie wahr jene Redensart ist.

Bildliche Darstellungen des Diavolo sind in Sicilien überaus häufig. Mit kirchlicher Approbation werden z. B. die Bilder des vom Teufel versuchten Einsiedlers S. Antonio (Abbate genannt) verkauft, wobei dann die bekannten Legenden von den teuflischen Versuchungen des Heiligen alljährlich in Hunderten von Kirchen von der Kanzel aus erzählt werden, zuweilen, wie ich mit eigenen Ohren hörte, mit cynischer Naivetät. Diese Bilder stellen den Diavolo völlig ebenso dar, wie man es im mittelalterlichen Deutschland gewohnt war, und dem entspricht auch die heutige Volksvorstellung. Zahlreiche Volkserzählungen, von Mund zu Mund überliefert, entprechen den deutschen Märchen dieser Art; auch fehlt der sonst im Süden so seltene Humor nicht, wenn es sich um Märchen vom dummen und betrogenen Teufel handelt. Die mittelalterliche Legende, welche bekanntlich aus Virgil einen Heiligen und eben damit einen Zauberer (Taumaturga) machte, stellte demselben eine Heerschar von Teufeln zur Verfügung, die er nach Belieben zur Ausführung seiner Wunderwerke benutzte. Diese Legende ist in Neapel bis heute unvergessen, wenn auch der Taumaturga Vigilio seit fast 400 Jahren durch St. Generaro ersetzt ist, den die Kirche offiziell als Taumaturga bezeichnet.

Bemerkenswert ist in Sicilien auch die Thatsache, daß man es nach Möglichkeit vermeidet, das Wort: Diavolo auszusprechen. Man ändert das

Wort und sagt Diascolo; man sagt auch: Il Maladittu oder anciulu neru (schwarzer Engel), oder chiddu cu licorna, d. h. der mit den Hörnern. Gerät aber jemand in Zorn, so kommt das alte Wort wieder über die Lippen, und einer der gewöhnlichsten Flüche des Volkes lautet: Santo diavolo, wobei man aber, um sich zu entschuldigen, sofort ein Kreuz schlägt, welches nach katholischer Lehre die bösen Geister ebenso vertreibt, wie dies durch aqua santa geschieht. Jene Scheu, den Namen des bösen Geistes auszusprechen, ist ein Beweis, daß man denselben fürchtet. Die Furcht vor bösen Geistern ist in Süditalien allgemein, und ein Beweis dieser angstvollen Gedanken sind die Namen, mit denen man zahlreiche, in ihrem Wirkungskreise verschiedene böse Geister bezeichnet. Einer der mächtigsten Geister heißt in Sicilien Lu Cifru (Lucifer).

Böse Geister sind die Urheber aller möglichen Übel, auch der kleinen. Wenn man z. B. ein Glas zerbricht, oder wenn man sich zu seinem Schaden verspätet ꝛc., so wird das mit Flüchen den bösen Geistern auf die Rechnung geschrieben. Weit verbreitet ist auch der Glaube, daß böse Geister Sturm und Unwetter, Hagel und Gewitter veranlassen; ebenso sind sie Urheber von Erdbeben und Wasserhosen. Ein böser Geist, der namentlich in dieser Hinsicht schädlich wirkt, heißt in Sicilien Mazzamareddu, ein Wort, welches vielleicht der Mörder bedeute (ammazzare = töten). Den Wahn, daß böse Geister die Seele der Stürme sind, findet man in Süditalien allgemein, namentlich auch in den Abruzzen, wo die verschiedenen Namen für schädliches Wetter zugleich die Namen der betreffenden bösen Geister sind. Ein solcher heißt in den Abruzzen z. B. Mazzemarelle, der Urheber schädlicher Wirbelwinde. Solche Geister sieht das Volk auf den Wolken reiten, wobei letztere ihm als Drachen mit Riesenköpfen und langen Schweifen erscheinen. Eine gewisse Gutmütigkeit besitzt nach sicilianischer Volksanschauung derjenige Geist, welchen man Fulettu (Follia, Narrheit) nennt. Er bewirkt tausend kleine Störungen, z. B. veranlaßt er, daß ein Wanderer sich verirrt, daß man eine Stecknadel nicht findet, daß man beim Rosenkranz die Geduld verliert ꝛc.

Zu diesen Geistern, die man im ganzen als gefallene Engel betrachtet, kommen viele andere, nämlich Seelen der Menschen, welche man als Anima condannate bezeichnet. Und unter ihnen stehen die Seelen der Ermordeten obenan. Sie halten sich in der Nähe der Mordstätte auf, welche oft mit einem Holzkreuz bezeichnet wird; dort hört man im Windeswehen ihr Seufzen. Fa lu murmuru, sagt das Volk, und meidet solche Stätte, wo der Geist umherschweift, denn es ist möglich, daß man eine solche anima verschluckt, wodurch der Zustand der Besessenheit entsteht. Die Geister der Ermordeten leiden Qual und wünschen in den Körper eines Menschen zu gelangen, welches ihnen am leichtesten um Mitternacht gelingt.

Hier tritt uns ein klar erkennbares Stück Heidentum entgegen. Nach antiker Anschauung mußten die Geister derer, welche kein Begräbnis erhalten hatten, umherirren. Lemures wurden nach römischer Anschauung diejenigen

Geister genannt, welche wegen Versäumnis religiöser Bräuche oder aus andern Gründen keine Ruhe hatten; in letzter Hinsicht kam namentlich der gewaltsame Tod in Betracht. Man nannte diese Seelen larvae, auch umbrae vagantes. Als Remus von Mörderhand gefallen war, erschien sein Geist und sprach klagende Worte. „Nahe dem Lager ersahn sie den blutigen Schatten des Remus." (Ovid, Fasti VI, 457). Beim Jahresfeste der Lemurien dachte sich der Römer den Begriff der umbrae vagantes weiter. In einer Maiennacht schweiften die abgeschiedenen Seelen näher, besuchten die früheren Wohnstätten und mußten durch uralte religiöse Bräuche wieder zur Ruhe gebracht und aus der Wohnstätte entfernt werden. (Ovid, Fasti VI, 420 ff.).

Ein zweites Stück Heidentum ist der Gedanke einer Seelenwanderung. Während derselbe im griechisch-römischen Altertum nicht hervortritt, hat das „christliche" Süditalien denselben wieder aufgenommen. Der Zustand der sog. Spirdati (Spiritati, Besessene) ist nach sicilianischer Volksanschauung die Folge davon, daß eine umherschweifende anima condannata, oder ein anderer böser Geist in den Körper eines Lebenden eintrat. Um dieselben zu vertreiben, wendet man sich in Sicilien meistens an Hexenmeister, welche das Volk Caporali nennt, oder auf dem Festland, z. B. in Kalabrien, an eine Megara. Ein solcher Caporale (Befehlshaber) hat nach dem Volksglauben Herrschaft über böse Geister. Von Ärzten sind mir entsetzliche Dinge in dieser Hinsicht berichtet; ebenso haben in den letzten Jahren Tribunalverhandlungen traurige Dinge ans Licht gebracht. Die irrenden Seelen treten aber nicht nur in die Körper der Menschen, sie wählen auch Tierleiber zum Aufenthalt.

In ganz Kalabrien herrscht der Glaube, daß die „Schatten" der Toten sich in verschiedenen Tieren bergen, in Eidechsen, Schmetterlingen, Ratten, Kröten, namentlich aber in Schlangen. Daher die Verehrung für gewisse Arten der letzteren, welche vollständig der antiken Schlangenverehrung entspricht. Die Kirche hat auf Sicilien und im weiteren Süditalien ungefähr 1500 Jahre Zeit gehabt, den Aberglauben auszurotten, derselbe aber besteht in ungeschwächter Kraft weiter, ja er hat sogar das Element der dem hellenisch-römischen Leben unbekannten Seelenwanderung aufgenommen.

Es ist wahr, die Kirche hat gegen den Aberglauben gekämpft, aber auf ihre Weise. Wir haben uns eingehend mit den Diöcesanbeschlüssen zahlreicher Städte Siciliens beschäftigt, Akten aus den letzten Jahrhunderten. Alle miteinander verdammen die in Verbindung mit bösen Geistern bewirkte Zauberei, aber alle bezeigen auch, daß Bischöfe und Klerus den Glauben des Volkes völlig teilen. Die Geistlichkeit ragt um keinen Zoll über die abergläubischen Volksmassen hinaus, und die Beschlüsse der Synoden sind nichts weiter als das Verbot der für wirklich und wirksam gehaltenen Zauberei, sowie die Aufforderung, sich der Mittel zu bedienen, welche die Kirche mit ihren Heiligen und Reliquien, ihren Bildern und Ölfläschchen, ihrem Zaubersegen und Weihwasser darbietet. Eines der merkwürdigsten Denkmäler des kirchlichen Aberglaubens ist eine Anweisung für Beichtväter aus dem 18. Jahr-

hundert. Hier werden alle die verdammt, welche Geister in Ringe und Medaillen einschließen und dem Diavolo Salz, Brot, Käse &c. anbieten, so wie die, welche Bohnen auf den Altar legen, oder Haare, Wachs, Geschriebenes, Gebete, damit der Priester über solchen Dingen die Messe lese. Mit dem verflossenen Jahrhundert hörte die Kirche in Sicilien auf, sich um den Aberglauben des Volkes zu kümmern, und die Diöcesansynoden schliefen ein. Während der letzten vierzig Jahre hat man in Süditalien wieder angefangen, Synoden zu halten, die aber in nichts anderem bestehen, als in kirchlichem Prunk und Vorlesung einiger Dekrete. Um den Jammer des Volkes kümmert sich niemand, auch der Papst nicht. Man scheint den früheren Kampf gegen den Aberglauben aufgegeben zu haben; man hat eingesehen, daß er nichts nützt, besitzt aber nicht den Mut, nach dem Grunde der Erfolglosigkeit zu fragen. Das arme Volk ist nur dazu da, die Herrlichkeit der Kirche zu bewundern, und die Kirche hat nur die Aufgabe, ihre Herrlichkeit vor allem Volk zu zeigen.

Unter den animae vagantes, welche man in Sicilien auch malombre, böse Schatten, nennt, befinden sich auch allbekannte und berühmte. Allgemein ist der Glaube, daß Judas Ischarioth eine solche malombra sei, zum ewigen Wandern verurteilt. Diese anima condannata steht nur dann still, wenn sie bei einer Terebinthe anlangt; denn an einem solchen Baum hat sich Judas erhängt. Ebenso schweift umher der s. g. Battadeu, d. h. der, welcher Gott fortstieß. Dies ist der Name des ewigen Juden, dessen Legende man in Sicilien sehr wohl kennt. Zu ihnen kommt sogar eine Gestalt der ältesten Legende, Simon Magus, der bekanntlich in dem Aufenthalt des Apostels Petrus in Rom eine Rolle spielt. Dazu haben zahlreiche Orte Siciliens ihre Specialität an Fantasimi (Phantasmen, Geister). Auf der Insel Lipari weiß man von einem Geist, der nach seiner Art sich mit dem wilden Jäger Deutschlands vergleichen läßt; andere Geister sind der bekannten weißen Dame ähnlich. Viele Höhlen und Ruinen sind Wohnsitze der Malombre, welche dort auch hörbar ihr Wesen treiben, und von dort aus namentlich am heißen Spätnachmittag, wenn die Straßen einsam und menschenleer sind, den Wanderern Schaden thun. Man nennt diese Tageszeit: uri scommodi, unbequeme Stunden. Es ist eine bemerkenswerte Thatsache, daß man in Süditalien dort, wo belebte Straßen einander kreuzen, fast immer an einer Ecke ein Heiligenbild in einer Nische erblickt, vor dem man eine brennende Lampe unterhält. Auch schlagen noch heutzutage viele an Kreuzwegen das schützende Kreuz. Man nennt in Kalabrien jene Bilder an den Wegen: Cone, oder Conicelle, ein Wort, welches vom Griechischen (εἰκών, das Bild) herzuleiten ist. Wenn der Mond sein Licht über die Fluren gießt, fürchtet man sich, einer Quelle nahe zu kommen; denn dort schweifen alsdann die Spiriti, und letztere hat man auch im Walde zu fürchten. In einem von den Monti Erei umschlossenen Thal Siciliens, wo einst die Nymphen ihren Wohnsitz hatten, hausen jetzt Teufel, welche das Angesicht von Weibern besitzen. Bei äußerlicher Einführung des Christentums wurden

die Nymphen der Heiden für Unholdinnen erklärt. In Sicilien und Kalabrien kennt das Volk zahlreiche Höhlen, wo seit vielen Jahrhunderten die diavoli bisweilen mit Ketten rasseln und heulen. In Sicilien giebt es nichts, was neben dem Kultus der Heiligen die Volksphantasie so sehr beschäftigte als die von Geistern bewachten unterirdischen Schätze, deren Auffindung und Gewinnung jedesmal an abergläubische Bräuche, zum Teil schauderhafter Art, gebunden ist. Wir können Hunderte von Stellen namhaft machen, wo der Volksglaube das Vorhandensein solcher Schätze und Geister behauptet, und von beiden Märchen erzählt, die eine stattliche Sammlung bilden würden, wollte man sie zu einem Buch vereinigen. Die meisten dieser legendenhaften Schätze sollen eine Hinterlassenschaft der Saracenen sein, welche bekanntlich diese Insel Jahrhunderte hindurch beherrschten, bis sie den Normannen weichen mußten. Von einem jeden dieser Schätze sagt man, er sei liatu, ein Dialektwort für legato, gebunden, und damit meint man die Wacht der Geister, deren Zauber durch einen Gegenzauber gebrochen werden muß, wenn man sich des Schatzes bemächtigen will. Vielfach heißt es, der den Schatz bewachende Geist sei der eines Menschen, dessen Blut zu diesem Zweck neben und über dem Schatz vergossen wurde; oft aber sind es Geister in Gestalt von Tieren: Drachen, Löwen, Böcke 2c., oder es sind auch Geister der Hölle, die zu diesem Dienst verurteilt wurden. Andere schatzhütende Geister sind z B. Il nanu moro, der schwarze Zwerg, La Moncella, die kleine Nonne, La vecchia di li fusa, die Alte mit dem Gewebe (vielleicht eine Erinnerung an die Parzen). Auch redet man viel von einem Geist Namens Eo schiavo, der Sklave, der mit einem Schwert sein Wächteramt ausübt. Es giebt in Sicilien sogar Priester, welche hinsichtlich der Bannung solcher Geister Rat erteilen. Die römisch-katholische Kirche, welche 1500 Jahre in Sicilien als Volkslehrerin herrschte, welche sich rühmt, die Lehrerin der Völker zu sein, hat es in Sicilien noch nicht so weit gebracht, daß Menschenopfer vollständig aufhörten. Menschenopfer sind in neuester Zeit gebracht, um jene Schatzgeister zu bannen und Schätze zu heben! Sangu chiama sangu, sagt das Volk und meint, daß die durch Vergießung von Menschenblut entstandene Bewachung eines Schatzes vorzüglich durch dasselbe Mittel, d. h. durch ein Menschenopfer beseitigt werde, von andern Mitteln hier zu schweigen. Auch Kalabrien ist von solchen Märchen erfüllt, welche von Schätzen und den sie hütenden Geistern erzählen, die man sich meist als Schlangen oder Drachen vorstellt.

Die hellenisch-römische Welt bezeichnete mehrere Stellen als Eingang zum Geisterreich der Unterwelt. Am bekanntesten war der noch jetzt vorhandene lacus Avernus bei Neapel, wo in alten Zeiten giftige Dünste dem geheimnisvollen Erdenschoß entstiegen. Viele Jahrhunderte hindurch, ja bis auf den heutigen Tag, galt der Ätna als Eingang zur Hölle. Ganz dasselbe lesen wir bei neapolitanischen Chronisten bis zum vorigen Jahrhundert. Von ähnlichem Glauben war der Papst Gregor I. erfüllt. In der Nähe Neapels liegt der jetzt ausgetrocknete See Agnano, wo sich die berühmten

heißen Dampfbäder von S. Germano befinden. Gregor I., der, wie seine Schriften beweisen, jeder Art des Aberglaubens huldigte, erzählt im vierten Buch seiner Dialogi, daß der Bischof Germanus von Kapua in dem erwähnten Dampfbad die Seele des verstorbenen Diakonus Paschalis schaute, der zur Pein des Fegfeuers verurteilt war, weil er sich gegen den Papst Symmachus erklärt hatte. Gregor erzählt, Paschalis habe den genannten Bischof gebeten, ihn aus der Pein des Fegfeuers zu befreuen. Der Ätna heißt beim Volk Siciliens Mongibello, und von ihm schreibt ein Chronist: Plures etiam in confinibus montis a daemonibus arrepti sunt.

Der Stand des Wiedergebornen.

Von P. J. G. Enßlin.

In 1. Joh. 3, 9 stellt der Apostel eine Behauptung auf, welche vielfach mißverstanden wird; denn nach der einen Seite wird ihre wörtliche Aussage zu wenig berücksichtigt und darum auch in negativer Weise zurechtgelegt; nach der andern Seite wird sie auf solche Verhältnisse bezogen, nach welchen sie sogar mißbraucht wird. Den falschen Auffassungen gegenüber aber muß es doch eine richtige geben; denn die Behauptung des Apostels ist eben doch ein Wort, das durch den Geist Gottes geredet ist und mit andern Aussagen der heiligen Schrift im Einklang steht. Der Apostel stellt auch seine Behauptung nicht nur so unbegründet hin, sondern weist nach, daß der aus Gott Geborne darum nicht sündigen kann, weil Gottes Same bei ihm bleibt. Es darf daher nur diese Begründung schriftgemäß gefaßt und behandelt werden, um die richtige Deutung seiner Behauptung zu finden.

In Anbetracht der vererbten sündhaften Natur des Menschen, welche hauptsächlich im Fleische ihren Sitz hat, muß wohl zugegeben werden, daß auch der beste natürliche Mensch durch eigene Kraft nimmer dahin kommen kann, daß ihm das Sündigen zur Unmöglichkeit wird; denn durch sie ist der Mensch unter dem Gesetz der Sünde und sein Zustand ist ein solcher, in welchem sich der ganze Mensch in den Banden fleischlicher Bestimmtheit befindet und in Hinsicht auf das Verhältnis zu Gott, ein Zustand des Todes genannt wird. Röm. 6, 13. Allein, was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich; weshalb auch der Apostel von einem Verhältnis der Menschen reden kann, in welchem ihm das Nicht-sündigen-können zur angebornen Natur wird. Aus Sündern und verlornen Menschen müssen Gotteskinder werden, wenn sie ins Reich Gottes eingehen wollen. Gott aber nimmt keine Kinder an, die nicht seines Samens sind, sie müssen es in Wahrheit und Wirklichkeit sein, daher auch jeder, der ins Reich Gottes eingehen will, aus Gott geboren oder wiedergeboren werden muß. Das ist es auch, was der der Herr Joh. 3 8 als unbedingte Notwendigkeit hinstellt, um fürs Himmelreich geschickt zu werden. Die Wiedergeburt aber ist kein Menschenwerk, sondern eine Schöpfung Gottes. Was er gethan hat, um sie bewirken zu können, wird in das herrliche Schriftwort zusammengefaßt: „Also hat Gott

die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Joh. 13, 16. Also durch Gottes Sohn sollte diese schöpferische That geschehen und der von Gott lose Mensch in die Verbundenheit oder Lebensgemeinschaft mit Gott wieder versetzt werden. Durch ihn hat auch Gott das ewige Leben, das im Anfang beim Vater war, in der Menschheit offenbar werden lassen und durch ihn eine Verwandtschaft mit uns aufgerichtet, auf daß wir mit dem fleischgewordenen Wort eins werden und in die Lebensgemeinschaft mit Gott aufgenommen werden können; das ist in Joh. 5, 24 klar und deutlich gesagt. So wichtig nun aber in dieser Beziehung sein Kommen ins Fleisch war, so wichtig war auch sein Hingang zum Vater; denn dadurch erstand er das Recht, einen Stellvertreter, den heiligen Geist, senden zu können, Joh. 16, 7, durch den er wirkt, bis er ihn mitteilen und das in uns erstorbene Gottesbild wieder herstellen und unsern Geist seinem wahren Wesen wieder zurückgeben kann. Dieweil aber der lebendigmachende Geist in das noch ungeheiligte Wesen des Menschen, nämlich in das Fleisch, nicht eingehen kann, muß er sich ethisch mit diesem wirklichen Leben, das noch Fleisch ist, vermitteln. Dies geschieht durch die Verkörperung des Geistes im Wort, welches die Sünde richtet, Vergebung verheißt und Glauben wirkt, so daß der von Gott lose Mensch seinen verlorenen Zustand erkenne, sich von der Sünde scheiden und im Glauben den Inhalt des Wortes ergreifen und sich aneignen kann. Zwar ist durch die Aufrichtung des Glaubens an und für sich noch nicht die eigentliche Geburt aus Gott geschehen, sondern vorerst nur eine Zeugung des neuen Lebens, oder eine Verbindung mit dem Leben aus Gott, Jak. 1, 18, denn die Wiedergeburt setzt analog der leiblichen Geburt eine gewisse Reife des neuen Lebens, oder des neuen Menschen voraus, in welcher er den Forderungen Gottes, die sein Bund erheischt, nachkommen kann und für das Zeugnis des heil. Geistes befähigt ist. 1. Petri, 3, 21. Nach den Bestimmungen der hl. Schrift und nach den Gesetzen des Reiches Gottes muß die Geburt aus Gott das sein, was nach Joh. 5, 24 zustande kommen soll, nämlich ein gläubiges Hindurchdringen vom Tode zum Leben, oder: Das in den Tod geben des alten Menschen und das Auferstehen zu einem neuen Leben in der Nachfolge Christi, wie es Röm. 6, 4 klar gesagt ist. Solche Geburt aber, die einen heilgen Wandel und darum auch eine ethisch physische Wandlung des ganzen Naturlebens zur Folge haben muß, kann nur bei solchen stattfinden, die sich bereits ethisch entwickeln und in denen Christus schon eine entsprechende Gestalt angenommen hat, Gal. 4, 19. Ihr muß eine successive Vorbereitung vorangehen, die göttlicherseits durch Berufung mit ihrer geistigen Einwirkung, vermittelst dem Samen des Wortes Gottes, und menschlicherseits durch Empfängnis des Wortes Gottes mit Buße und gläubiger Erfassung der Gnade Christi geschieht; denn wo ist ein Wiedergeborener, der nicht ein lebendiger Christ ist? Wo ist aber ein lebendiger Christ, der nicht durch Gottes Wort gläubig werden mußte. Nach den Aussagen der Apostel ist die Taufe derer, welche Christum im Glauben ergriffen haben, ein Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des

heil. Geistes; Tit. 3, 5, denn ihre Wiedergeburt fiel in der apostolischen Zeit mit dem Taufakt zusammen, oder es kam bei ihnen durch denselben mit ihrem Christentum und Glaubensleben zur Entscheidung und zum Durchbruch, weil solches durch den Taufbund gefordert wird. Es waren sich deshalb auch die Getauften bewußt, daß sie in den Tod Christi begraben und Christo nach in einem neuen Leben wandeln sollen. Röm. 6, 4. In unserer Zeit, da die Kindertaufe kirchliche Ordnung ist, hat sich daher jeder Getaufte dahin zu entwickeln, daß das lebendige Wort Gottes in seinem Herzen haftet und dieser Same Gottes eine Bekehrung und Wiedergeburt bewirken kann, die eine Ausgestaltung des Bildes Gottes in ihm zur Folge hat. Wollte man annehmen, daß jeder, der in seiner Kindheit kirchlich rechtmäßig getauft worden ist und wie ein Nikodemus und die Pharisäer rechtmäßig der äußeren Kirche oder dem Vaterhause angehört, auch wiedergeboren ist, so dürfte man wohl mit Recht fragen: Wo sind aber die Früchte des Geistes? Aber da heißt es, wie Prof. Beck sagt: „Sie sind aus der Taufgnade gefallen, wälzt aber damit auf sie, was Hebräer 6, 4—6 geschrieben steht, — nur um einen Lehrartikel aufrecht zu halten." Dabei aber gilt es immer zu bezeugen, daß das bloße Herr, Herr sagen nicht zum Himmelreich berechtigt und ein entscheidender Anfang im Christentum gemacht werden muß, der eine völlige Bekehrung und Unterwerfung unter Gottes Willen in sich schließt. Matth. 7, 21. Dieses Bezeugen muß in unserer Zeit oft lange getrieben werden, bis es beim Menschen zum Durchbruch kommt; denn in unseren gegenwärtigen Verhältnissen ist das Christentum auch für unbekehrte Menschen etwas von Kind auf wenigstens Bekanntes, oder Angelerntes, oft gar für sie Abgedroschenes. Das Christentum erscheint nicht mehr in dem entschiedenen Gegensatz zum schon bestehenden bürgerlichen und religiösen Leben; vielmehr ist es verwoben mit Haus, Schule, Staat und Kirche und hergebrachten Gemeinschaftsformen. Wir haben ein Weltchristentum oder eine christianisierte Welt. Aus diesen christlichen Äußerlichkeiten aber muß sich erst das Herzenschristentum und Geisteschristentum (das des Bekehrten) allmählich gestalten und abklären. Mit dem überlieferten Christusbegriff, mit dem Volksmessias und mit dem verweltlichten Christentum, in welchem man großgewachsen ist, muß gebrochen werden. Denn wo nicht der gekreuzigte und auferstandene Christus so erkannt und angeeignet ist, daß der Mensch in seinem Christentum frei wird von den äußeren Satzungen, in welchen das religiöse Leben sich diesseits glaubt fassen und stützen zu müssen, wer noch nicht im Sinn und Wandel vom gegenseitigen Geistesleben, von den überweltlichen Grundfesten des Reiches Gottes überzeugt ist, wer nicht in der oberen Welt seine Heimat findet, daß sie Ziel und Strebepunkt seines Wesens ist und er mit ihren Kräften sich dessen nicht entschlagen kann, was dieser Welt als hoch und unentbehrlich gilt, oder sich nicht der Welt gekreuzigt und die Welt als ihm gekreuzigt auffassen und behandeln kann, der kann wohl schon im allgemeinen zu Christo bekehrt sein, ist aber noch nicht zu der Geburt von oben gelangt, von der es heißt: Das obere Jerusalem, die freie Kirche des himmlischen Zions, ist unser aller Mutter. Dieses in den Tod geben des

alten Menschen und Auferstehen zu einem neuen Leben wird im neuen Bunde durch den Geist des erhöhten Christus bewirkt, indem durch seinen heiligenden Einfluß ein gut- und rein-sein-wollen geweckt wird, so daß der Mensch die Kirche, oder das Vaterhaus nicht verläßt, oder zu ihr zurückkommt, sich unter das Gesetz Gottes begiebt, arbeiten, warten und stille sein lernt. Hat er aber das gelernt, nun kommt erst, wie Prof. Beck sagt: „Die wahre Geburt, nicht als Früh-, oder Fehl-Geburt;" denn man wird durch das Gesetz, als den Zuchtmeister, für das Heil in Christo vorbereitet und wie der verlorene Sohn durch Buße und Glauben für die Versöhnungsliebe empfänglich. Letztere aber wirkt einen Liebeszug, der das Liebesband zerstört, welches unsere Seele an die Sünde kettet und die seelisch entwickelte Sündenlust tötet. Die Realitäten und Kräfte der übersinnlichen Welt aber, die in Christus aufgeschlossen und durch seinen Geist, der in alle Wahrheit leitet, vermittelt werden, treiben zum Guten an und begründen ein Leben in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, Eph. 4, 24. Durch Wort und Geist Gottes wird also im Menschen eine Bildungskraft, ein sündloser Same, oder ein neues Leben erzeugt, das sich zum neuen selbstthätigen Ich entwickelt, oder ausgeboren wird, welches dem alten Ich gegenüber die Herrschaft in Anspruch nimmt. Ist die Geburt geschehen, oder ist der entscheidende Anfang zum christlichen Bildungsprozeß gemacht worden, so daß der alte Mensch in den Tod gegeben worden und ein neuer auferstanden ist, so kann der Mensch mit dem Apostel sprechen: „Das Gesetz des Geistes, der da lebendig macht, hat mich frei gemacht vom Gesetz der Sünde und des Todes, Röm. 8, 2, und: So lebe nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir." Gal. 2, 20. Dem neuen Menschen ist es darum Natur und, vermöge der Neugeburt, Element seines inneren Lebens, nicht nur, daß er überhaupt denkt und will, wie dies die Natur bei dem alten Menschen ist, auch nicht, daß er überhaupt nur fromm denkt oder fromm will, wie dies bei vielen Frommen des alten Testaments der Fall war, ohne daß sie wiedergeboren waren, sondern daß er geistlich, das heißt im göttlichen Sinn denkt und will und prüfend unterscheidet, was geistlicher und fleischlicher Wille ist. Der Wiedergeborne hat darum, wie Prof. Beck sagt: „Das Göttliche als den Lebensgrund einer neuen Persönlichkeit in sich, so daß es ihm nicht nur ideale Notwendigkeit ist, dem göttlichen Gesetze nachzukommen, sondern natürlicher habitus; zumal ihm die Immanenz des heil. Geistes eine gleichartige Bildungskraft eingezeugt hat und seine ganze Natur, die sonst im natürlichen Zustand zusammen unter der Herrschaft des Fleisches stehen, umwandelt zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes." Eben durch diese Bildungskraft vermag, will und versteht es der Wiedergeborne im innersten Grunde seines Vernunftlebens immer wieder gegenüber seinem alten Ich, sich selbst zu reinigen mit dem Geiste Jesu Christi, um das göttliche Leben in sich von seinem Centralgrunde aus, nach innen und nach außen zu entwickeln und zu gestalten.

In diesem soeben beschriebenen Stande will der Mensch dem Tode keine Frucht mehr bringen und kann auch seiner göttlichen Natur nach nicht

sündigen, wenigstens nicht mit Wissen und Willen, wie es in Joh. 3, 9 klar und deutlich gesagt ist; denn wie sollte er der Sünde wollen leben, der er doch abgestorben ist. Röm. 6, 2. Allein diese Fassung der Geburt aus Gott, welche der johanneischen Behauptung entspricht, läßt doch noch der Frage Raum: Warum giebt Johannes an andern Orten zu, daß der Wiedergeborne noch sündigen kann?

Aus Achtung vor dem apostolischen Theologen dürfen wir wohl schon zugeben, daß er sich in einer so wichtigen Sache nicht geirrt, oder widersprochen habe, sondern eine Wahrheit lehrte, die trotz des scheinbaren Widerspruchs mit dem Verhältnis des Wiedergebornen im Einklang stehen muß. Die Behauptung des Apostels, daß der Wiedergeborne nicht sündigen kann, bleibt auch in ihrer Richtigkeit, obgleich die Möglichkeit zu sündigen zugegeben werden muß, es darf nur sein Leben, das ein Bildungsprozeß ist, näher ins Auge gefaßt werden. Man begegnet heutzutage da und dort der Ansicht, daß das Leben eines Wiedergebornen von seiner Neugeburt an, ein sündloses ist. Diese Anschauung ist unbiblisch und muß dagegen gesagt werden, daß es wohl das Ziel eines Wiedergebornen ist, vollkommen zu werden, aber nicht, daß er durch die Neugeburt dieses Ziel schon erreicht hat. Es kann nämlich durch keine Theologie nachgewiesen werden, daß durch die Geburt aus Gott die sündliche Natur des Menschen wesentlich aufgehoben oder abgethan ist; denn die Wiedergeburt ist ein innerer Vorgang, durch welchen an und für sich dem Fleische die Möglichkeit zu sündigen nicht benommen wird. Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch, bis es dem Tode und der Verwesung anheim gefallen ist. Der Herr spricht darum in dieser Beziehung: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach, Matth. 26, 41, und ist kein nütze," Joh. 6, 63. Wer sich aber dünken läßt, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle, 2. Cor. 10, 12. Es liegt zwar in diesen Stellen noch kein direkter Beweis dafür, daß der Wiedergeborne kein sündloses Leben führen kann, so lange er im Fleische lebt; denn die Neugeburt hat auch eine ethisch physische Umwandlung des ganzen Naturlebens des Menschen zur Folge. Beim Wiedergebornen führt der Geist Christi die Herrschaft über das Fleisch, wie auch Paulus Gal. 5, 16 sagt: „Wandelt im Geist, so werdet ihr die Lüste des Fleisches nicht vollbringen." Allein diese Herrschaft des Geistes kann sich nur so weit äußern, als die Erkenntnis der Wiedergebornen reicht, oder, der Wiedergeborne kann nur in soweit im Geiste wandeln, als er das alte Ich und den guten, wohlgefälligen und vollkommenen Gotteswillen erkennen kann. Es ist wohl beim Wiedergebornen natürlicher habitus, als Kind den Willen des Vaters zu thun, aber er muß ihn kennen lernen, welches nach und nach, oder stückweise geschieht. Es ist ohne alles Widersprechen also, daß der Wiedergeborne, dieweil er als Kindlein geboren wird, 1. Petri 2, 2, zu wachsen und vollkommen zu werden hat, und zwar in aller Lehre, in aller Erkenntnis, in der Gnade und Liebe und allen christlichen Tugenden, Eph. 4, 15, 2. Petr. 3, 18, auf daß er prüfen lernt, welches da sei der gute, wohlgefällige und vollkommene Gotteswille, Röm. 12, 2. Obgleich der Apostel sprechen

konnte: „So lebe nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir," so mußte er doch bekennen, daß er nur stückweise erkenne, 1. Cor. 3, 12, und sich nicht dafür halte, das Ziel der Vollkommenheit schon ergriffen zu haben, Phil. 3, 12. Denn nicht das Maß unseres Erkennens und Thuns ist das Bestimmende für die Frage, ob Bekehrung und Wiedergeburt eingetreten seien. Das Maß macht nur Stufenunterschiede. Dagegen alle Zeichen einer wahrhaften Bekehrung und eines bleibenden Herzensverhältnisses zu Christo, wie es in der Wiedergeburt erzielt wird, konzentrieren sich durch alle Stufen hindurch darin, wie wir mit unsrem Sinn zum Wort des Herrn im allgemeinen stehen, ob seine Worte ohne selbstische Auswahl, so wie sie sich selbst geben, sei es als Lehre oder Strafe, als Gebot oder Verheißungen in uns haften und wir in seinem Worte haften. Daß es beim Wiedergebornen während seiner successiven Entwicklung und Reifung vom unmündigen und jetztgeborenen Kindlein, bis zum Mannesalter in Christo, ohne Fehler und Irrungen nicht abgeht, davon können solche überzeugt werden, welche auf Grund von 1. Joh. 3, 9 einer Vollkommenheitslehre zu huldigen geneigt wären; denn auch bei den heiligen Aposteln kamen derartige Fehler vor. Gal. 2, 11—15. Treffend sagt Prof. Beck in dieser Richtung: „Der christliche Bildungsprozeß (der mit der Neugeburt begonnen hat) ist seiner Grundform nach ein ineinandergreifender Sterbens- und Lebensprozeß, in der Ähnlichkeit mit Christo. Es greift ineinander. Es ist eine Spirallinie. Nun kann man sich orientieren: Jetzt wie ein Sterbender, dann wieder ein Lebender. So steigt's. Das Ganze aber hat einen Anfang (die Neugeburt), auf die Vollkommenheit muß man warten." Ein völlig sündloses Leben des Wiedergebornen kann darum nur dann erst erreicht sein, wenn er das Mannesalter in Christo erreicht hat, oder wenn Christi Lebensbild völlig in ihm abgestaltet ist. Vor der Erreichung dieses Zieles schon sein Leben für ein sündloses zu halten, ist nur dem möglich, der sich selbst betrügt und seine Schwachheitssünde, weil sie nicht mit Wissen und Willen geschehen, ignoriert. 1. Joh. 1, 8. Zwar wäre es ebenso der Wahrheit zuwider, wenn man den Unterschied zwischen der Sünde des Unbekehrten und des Wiedergebornen verkennen wollte. Ersterer kann vorsätzlich und mutwillig sündigen, während Letzterer nur aus Schwachheit, oder aus Unwissenheit, Unvorsichtigkeit und Übereilung sündigt; denn ein Sündenleben kann neben dem Wiedergeburtsleben nicht bestehen. Die Sünden des Unbekehrten sind, sofern er mit dem Christentum bekannt ist und durch Taufe, Konfirmation oder dergleichen in die Gemeinschaft mit Gott und der Kirche versetzt wurde, als ein Abfall von Gott zu bezeichnen. Aber die Sünden des Wiedergebornen, welche aus Schwachheit und Übereilung geschehen, können nicht als ein Zeichen der Teufelskindschaft, oder als ein Abfall von Gott bezeichnet werden, denn sonst müßten sie auch die Folgen haben, welche Hebr. 6, 4. 6. angegeben sind, und könnten die Wiedergebornen auch um ihrer unbewußten Sünde und um ihrer Schwachheit willen nicht mehr zur Buße erneuert werden. Wohl ist es möglich, daß auch ein Wiedergeborner durch beharrliches Sündigen und Widerstreben der Zucht des heil. Geistes zum Abfall von Gott

und Christo kommen kann, sonst würde nicht so ernst und nachdrücklich vor dem Falle gewarnt werden. Allein dieser Abfall von Gott setzt voraus, daß im Wiedergebornen ein entscheidender Anfang zu einer Entwicklung gemacht worden ist, durch welchen das göttliche Leben wieder in den Tod gegeben und der satanischen Art seine Stelle eingeräumt wurde. Durch diesen entscheidenden Anfang aber, der eine Geburt zur Teufelskindschaft in sich schließt, tritt der Mensch aus dem Stande der Wiedergeburt heraus und ist ein zweimal erstorbener Baum, Judä 12., der nicht so leicht wieder zur Buße erneuert werden kann. So ein Gefallener kann nicht mehr als Wiedergeborner, oder als solcher gelten, auf welchen 1. Joh. 3, 9 zu beziehen ist. Der Behauptung des Apostels kann auf Grund von Hebr. 6, 4—6 nur fruchtlos widersprochen werden. Vielmehr liefert die Stelle hier den Beweis, daß die Schwachheitssünden des Wiedergebornen, in welchem doch ein bleibendes Herzens- und Lebensverhältnis zu Gott zustande gekommen ist (das nicht so leicht wieder getrennt werden kann, Röm. 8, 35), kein Abfall von Gott sein kann. Sie mögen wohl das Verhältnis zu Gott trüben und stören, Eph. 4, 30, und schwere Kämpfe verursachen, Matth. 26, 75, aber sie dürfen das Liebesband nicht lösen, noch den glimmenden Docht des Glaubens auslöschen. Gott selbst kommt dem strauchelnden Kinde entgegen, wie er es schon durch Johannes mit dem glaubenstärkenden Worte thut: „Und ob jemand sündiget, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesum Christum, der gerecht ist. Und derselbige ist die Versöhnung für unsere Sünde." 1. Joh. 2, 1. 2. Überdies aber bleibt es auch neben der Unvollkommenheit in der Entwicklung Natur und Notwendigkeit des Wiedergebornen, sich dem alten Ich gegenüber zu reinigen durch den Geist Jesu Christi, das heißt auch, durch wahre Buße aus dem getrübten und gestörten Verhältnis wieder herauszukommen und seinen Beruf und Erwählung festzumachen. Aus dem bisher Gesagten geht also deutlich hervor, daß nicht jeder einmal kirchlich rechtmäßig Getaufte, nicht einmal jeder Bekehrte wiedergeboren ist, sondern nur derjenige, bei welchem der entscheidende Anfang zu einem neuen Leben in Gott gemacht worden ist; daß aber da, wo durch die Neugeburt der christliche Sterbens- und Lebens-Prozeß begonnen hat, ein Sündenleben unmöglich ist; denn das eingezeugte göttliche Leben, das sich zu einem neuen Ich und Personleben entwickelt hat, kann nicht sündigen. Wegen der successiven Entwicklung des Wiedergebornen ist es wohl möglich, daß er aus Schwachheit noch sündigen kann, aber sein Ziel ist, die Vollkommenheit, oder das Mannesalter in Christo, zu erreichen. Bis dahin aber gilt es, mit dem Geiste Jesu Christi das göttliche Leben nach innen und nach außen zu entwickeln und zu gestalten. 1. Theff. 5, 23.

Liebet eure Feinde.

(Von Lehrer Held.)

Im Jahre 1741 geschah, trotz des Kammergerichts in Berlin, eine Gewaltthat, wie sie seitdem im Staate Preußen wohl nicht mehr ihres gleichen gefunden hat. Der „junge Fritz" hatte zwei Jahre vorher den Philosophenrock aus- und das Staatskleid damaliger Zeit angezogen.

Der Staatsminister Friedrich Wilhelm v. Rochow hatte sich früher als Präsident der westphälischen Kriegs- und Domänenkammer ungerechten Handlungen seitens gewisser Hofleute widersetzt und sich wegen des „Havelbruchs" die Feindschaft des preußischen Generallieutenants v. Rochow und des Feldmarschalls von Katt (des vorigen Schwiegervater) zugezogen. Er mußte es nun mit ansehen, wie im Frühjahr 1741 mitten durch seine Güter von Gettin an, anfangs der Plane entlang, dann querfeldein bis nach dem Kirchdorf Krahne hin, in einer Länge von fünf Viertelstunden Zeltpflöcke in zwei Reihen eingeschlagen wurden. Bald füllten sich die Zelte, Baracken und Ställe, im Centrum mit königl. preußischer Infanterie, in der zweiten Linie der Artilleriepark, in der dritten, auf beiden Flügeln Kavallerie, die Front dem Rittersitz und nunmehrigen Hauptquartier Rekahn zugewendet. Und nun wurde hier „Krieg im Frieden" gespielt. Schonung des Rochow'schen Eigentums war nicht die erste Pflicht der Soldaten. Die Wasserbauten in der Plane wurden vollständig verdorben, der Fluß versandete. Ein wohlgepflegter, starker Kiefernwald, der zur Anziehung der Regenwolken beitrug, den Flugsand von Feldern und Wiesen abhielt und reich an Hochwild war, wurde um 34,000 Stämme vermindert, während doch aus dem nahen Brandenburg leicht Holz herbeigeschafft werden konnte. Weil diese 34,000 Bäume nicht ausreichten, wurden binnen zwölf Wochen die Schriftstücke des Rochow'schen Familienarchivs Stück für Stück zur Heizung benützt. Eine Feuersbrunst, durch die Soldaten veranlaßt, legte das ganze Dorf Krahne, Kirche und Schäferei in Asche. Die rote Ruhr grassierte unter den Bewohnern. Mitten im Frieden in Freundesland hauste ein Teil der königl. preußischen Armee.

Als das Lager nach sieben Monaten aufgehoben wurde, hinterließ es eine Wüste. Der Schaden wurde nachher selbst von einer königlichen Kommission auf 50,000 Thaler geschätzt und das ganze Dorf Krahne erhielt bare 6000 Thaler. Das Gut, welches im Anfang zwölfhundert Thaler jährlich abgeworfen und durch oben erwähnte Verbesserungen des Ministers bis sechstausend Thaler per annum gebracht worden, war so nachhaltig verwüstet, daß es erst nach zwanzigjähriger Arbeit wieder die Höhe von 1740 erreichte. Um sich der Rettung seines Gutes zu widmen, legte der Minister 1742 sein Amt nieder.

Sein Sohn, Friedrich Eberhard von Rochow, war während seines Vaters angestrengter Arbeit als Garde du Corps Reiter bei Lowositz und Prag thätig gewesen. Am letzteren Orte erhielt er einen Hieb durch die Pulsader

der rechten Hand und mußte den Dienst quittieren. Im folgenden Jahre verheiratete er sich mit Frl. von Bose welche, selbst kinderlos, die geistige Mutter des ihr untergebenen Landvölkchens geworden ist.

Die Kriege Friedrichs des Großen hatten zur Verwahrlosung der Schulen und daraus folgender Unwissenheit, Aberglauben und Verdorbenheit beigetragen. Der Domherr verlor in zehn Jahren durch den Aberglauben seiner Schäfer 9000 Thaler an Schafen. Die Notwendigkeit einer Schäferschule war dadurch auffallend nahe gelegt. Von der Schäferschule zur Volksschule war der Schritt nicht weit. Im Jahre 1773 wurde die Schule zu Rekahn als Musterschule für die übrigen Dörfer errichtet.

Im Jahre 1775 machte Anton Fr. Büsching die „Reise von Berlin nach Rekahn" (acht Meilen in zwanzig Stunden). Er beschreibt seine Erlebnisse in einem Buch von 332 Seiten, mit 14 Seiten Register, sowie „Landkarten und anderen Kupferstichen". — Beide, Rochow und Büsching, als treue Volksfreunde, strebten energisch für Hebung der Volksschule. Besonders interessant ist, was Büsching in Folgendem schreibt:

„Ich weiß nicht, ob ich mich wundern oder ärgern soll, daß man so wenig auf hinlängliche Mittel bedacht ist, den Stadt- und Landschulen tüchtige Lehrer zu verschaffen. Es fehlt zwar in Ansehung derselben nicht an Klagen, Wünschen und Schriften, wohl aber an Geld und Ehre, und doch ist ohne beides nichts auszurichten! Gesetzt aber auch, man erteilte beides den Lehrern, welche dem Range nach die ersten sind, so sieht man doch gar zu wenig auf die Belohnung und Ermunterung der untersten (Volksschul-) Lehrer, auf welche doch das meiste ankommt. Ich kann den alten Wahn kaum länger dulden, daß zu dem Unterricht in den ersten Anfangsgründen Leute von geringerer Geschicklichkeit hinlänglich wären, da doch unaussprechlich viel darauf ankommt, daß die Kinder nicht im Zuschnitt verdorben werden."

Dazu erläutert v. Rochow: „Woher rührt die Vortrefflichkeit des preussischen Kriegsheers anders, als von den Offizieren, die von unten auf gedient haben? Unsere Premierlieutenants können im Notfall ganz füglich die Stelle der Obersten vertreten. Alles dieses hat einleuchtende Wahrheit. Dagegen hat man bisher zu den Schulmeisterstellen auf dem platten Lande nur Handwerksleute und Bedienten bestellt, welche in den Seminarien höchstens mechanisch zu denken und zu unterrichten lernten. Der Handwerksmann und Bediente denkt aber sein Leben lang als solcher und wenn man ihn zum ahnsehnlichsten Rang erhöbe. Also sind beide für das Lehrsach im Zuschnitt verdorben, und was sie später etwa noch lernen, ist nur so lange zu schätzen, als man es auf eine Reparatur, nicht auf einen Hauptbau zur Verbesserung der Nation abgesehen hat."

Nicht nur die Errichtung von Schulen, sondern auch die Hebung des Lehrerstandes ließen sich Rochow und Büsching angelegen sein. Namentlich wünschten sie das, was die Lehrer anderer Himmelsstriche nicht weniger schmerzlich vermissen: entsprechende Würdigung ihres Wirkens durch entsprechende Einnahme und wohlverdiente Ehre. Wenn es noch bis in die neueste

Zeit herein möglich war, daß irgend ein kleiner Handwerker als Lehrer gewählt werden konnte, und dann (in einem speziellen Fall dieser Art) behauptet wurde: „Von einer Entwürdigung des Lehrerstandes kann dabei keine Rede sein, da kein Mann des Lehrerstandes, sondern geradezu ein kleiner, verkommener Handwerker zu solchem Lehrerposten gesucht wird" — so ist das eine entsetzliche Wahrheit. Denn dann treiben nicht arme Lehrer nebenbei ein Handwerk, sondern arme Handwerker besorgen nebenbei die Schulmeisterei. Diese auf gesetzlichem Recht fußende Erniedrigung ist damit schlagend dargethan. Sie bestand aber bis 1873 (vielleicht heute noch) nicht nur in dem Lande der Obotriten, sondern auch in Hannover, dem Fürstentum Kalenberg u. a. Die daraus folgenden landläufigen Ansichten treten auch in Amerika auf und habe schon Gelegenheit gehabt, die Lehrer und Lehrerinnen an öffentlichen Schulen darum höher geschätzt zu sehen, „weil sie nicht nur gezweigte Lehrer seien." Diejenigen, welche sich entrüsten über Schulmeisterstolz und daß es eine „Entwürdigung" sein sollte, wenn ein Handwerker auch Lehrer werde, wird aber doch bei einigem Nachdenken so viel klar sein: Nur ein ungebildeter Handwerker kann sich einbilden, daß er jeden Augenblick auch Lehrer sein könne. Der tüchtige, gebildete Handwerker verabscheut jede Pfuscherei. —

Die guten Früchte der Rochow'schen Schule blieben nicht verborgen. Das war die Rache derer von Rochow für das „Straflager" auf dem väterlichen Erbgute: aus der Verwüstung ein blühender Besitz und daraus eine mit aufopfernder Liebe gepflegte Volksbildung.

Die Zukunft der Religion.

(Aus der Allgem. Deutschen Lehrerzeitung.)

(Fortsetzung.)

Auch diese Welt ist subjektiv und objektiv zugleich, sie existiert in und außer uns, sie ist individuell und universell. Wir wissen uns an sie unmittelbar gebunden und doch als freie Glieder derselben, die ebensoviel aus ihr für ihr individuelles Sein empfangen, als in dem Maße zu ihrer Entwicklung beitragen, als sie Kräfte dazu empfangen haben. Wie die Entwicklung der Natur eine stetige ist, so ist es diejenige des Menschengeschlechts insbesondere. Jene ist vorwiegend eine äußere, diese eine innere, und was die letztere reguliert und ermöglicht, das sind nicht die äußeren Lebensbedingungen und die Gesetze, nach denen das äußere Dasein sich regelt, sondern das sind die Ideen, welche in der Menschheit entstehen, die Ideen des Wahren, Schönen und Guten, welche schöpferisch in dem Leben derselben wirken und immer neue Phasen der Entwicklung hervorrufen, die Ideen, welche, in dem Gefäße der Sprache fixiert, sich forterben, von Geschlecht zu Geschlecht, die fruchtbaren Samenkörner bilden, aus welchen auf dem Boden des inneren Lebens immer neue Triebe, Blüten und Früchte für dasselbe erwachsen und in ihrer Gesamtheit eben jene höhere Welt bilden, gegen deren Wert und Fülle die äußere Welt als verschwindend bezeichnet werden muß.

Jeder findet, wenn er geboren wird, diese Welt um sich vor, wie er mit seinem Leibe in die Natur hineingeboren wird. Und wie er nun mit seinem Leibe in die ihn umgebende Welt hineinwächst und diese in sich aufnimmt, auf sie gestaltend einwirkt und von ihr Gegenwirkungen empfängt durch die Sinne, die ihn mit ihr verbinden, durch die Stoffe, die er aus ihr zum Wachstum und zur Erhaltung seines Lebens aufnimmt und an sie zurück giebt, durch die Hände, mit denen er arbeitet, so wächst er auch mit seinem Geist in die höhere Welt hinein, in dem Maße, als sich derselbe entfaltet, aus ihrem Reichtume empfangend, das Empfangene verarbeitend und zugleich je nach dem Maße seiner Fähigkeiten wieder zurückgebend und damit erhaltend, bereichernd. Wie sein leibliches Leben mit der äußeren, so steht jeder auch durch sein geistiges mit der höheren, geistigen in einer Verbindung bis ins Unendliche. Aber während jenes spurlos im All verschwindet, vermag er bei diesem Wirkungen auszuüben, die unvergänglich sind. Was der Dichter von einem Genius der Menschheit singt: „Es wird die Spur von deinen Erdentagen nicht in Äonen untergehn!" — das gilt mehr oder weniger von jedem Menschen. Jedes Menschenleben ist ein Glied in einer unendlichen Kette, welche in die Vergangenheit zurück und in die fernste Zukunft hinausreicht, eine Masche in dem Gewebe, von welchem Goethe sagt: „So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit und webe der Gottheit goldiges Kleid;" eine Zelle an dem Geistesorganismus, der in der geistigen Entwicklung unseres Geschlechts sich schöpferisch immer neu und immer vollendeter gestaltet.

Und je tiefer nun einer in den Reichtum dieser Welt eingedrungen, und je reichlicher er aus demselben geschöpft, und anderseits, je mehr er fähig gewesen ist, nach den Kräften seines Geistes befruchtend, anregend, neuschaffend in dieser Welt thätig zu sein, desto klarer hat er auch das Vorhandensein derselben anerkannt, aber vor allem, desto klarer ist ihm auch geworden und desto freudiger hat er auch bekannt, daß diese Welt, so wenig wie die äußere, dem Menschen, überhaupt einem Irdischen ihren Ursprung verdankt, sondern daß ihre Wurzeln wie ihre Krone über das Vergängliche und Sichtbare hinausreichen.

Wir haben gesagt: Jeder empfängt aus der geistigen Welt für seine Entwicklung, jeder trägt zur Erhaltung und Entwicklung derselben bei. Aber beides geschieht in sehr verschiedenem Grade nach dem Maße der individuellen Begabung, und verschieden ist darum die Wirksamkeit der Individuen für die Entwicklung des geistigen Universums. Jener oberflächliche, seichte Individualismus, wie er sich am Ende des vorigen Jahrhunderts auf allen Gebieten des sozialen und geistigen Lebens geltend machte, und wie er in den negativen Strömungen auf diesen Gebieten auch in unserer Zeit sich wieder übermächtig erhebt, — wir erinnern an den schon erwähnten Ludwig Feuerbach und die ihm geistesverwandten extremen Vertreter der Hegelschen Philosophie, an Max Stirner und sein Buch: „Der Einzige und sein Eigentum," an Ferdinand Lasalle und Marx, sowie an deren Anhänger, in deren Schriften und Anschauungen, wie Bestrebungen die theoretischen Ansichten jener erstgenannten zu praktischen Früchten reifen — er wähnt, daß, wie die

äußere Welt nichts sei als ein Haufen von Atomen, auch die innere Welt nichts sei als das Produkt der Gesamtheit der Individuen, und daß es darum in der Macht dieser einzelnen Individuen liege, diese Welt noch Majoritätsbeschluß ebenso wieder zu vernichten, wie sie dieselbe nach ihrem Gutdünken hervorgebracht haben. Die ungeheure Beschränktheit, um nicht zu sagen der frevelhafte Unsinn dieser Anschauungen, hat sich in seiner ganzen Bodenlosigkeit gezeigt, als am Ende des vorigen Jahrhunderts die große Nation das Dasein Gottes wegdekretierte, um es gar bald wieder zu bestätigen, und sie geht nicht minder hervor aus der Entwicklungsgeschichte der Menschheit überhaupt. Diese Geschichte zeigt uns nämlich zweifellos, daß die geistige Welt nicht die Summe der geistigen Produkte der unterschiedslosen Gesamtheit der Individuen ist, sondern ihre Existenz wie ihren Reichtum jenen großen Geistern verdankt, welche man auch die Genien der Menschheit nennt, jenen vor unzähligen andern geistig hochbegabten Menschen, welche aus der Fülle ihres Inneren schöpfend, neue, bis dahin ungeahnte oder doch wenigstens unerkannte Ideen in den Geistesboden der Menschheit streuten, ihrem geistigen Leben damit die mächtigsten Anregungen auf Jahrhunderte, ja Jahrtausende gaben und das Denken und Streben in neue, bis dahin ungeahnte Bahnen lenkten. Auch diese Genien wurzeln in der Vergangenheit, die hinter ihnen lag, in der Gegenwart, die sie hervorbrachte. Aber was sie geben, ist unendlich mehr, als was sie empfangen, was sie verarbeiten unendlich geringer, als was sie neu schaffen. Ist jeder Genius, sei es auf dem Gebiete der Wissenschaft oder der Kunst oder der Religion, ein Kind seines Geschlechts und seines Zeitalters, so ist doch **das** sein Charakteristikum, daß er das Denken und Trachten desselben in eine völlig neue Richtung bringt und damit demselben das Gepräge seines Geistes aufdrückt. Indem die Gedanken des Genius sich den einzelnen Individuen einprägen und in diesem lebendig werden, entsteht dann eine neue Weltanschauung und damit eine neue Willensrichtung in der Gesamtheit, und die Entwicklung der inneren, wohl auch der äußeren Welt tritt in eine neue Phase. Das geniale individuelle Denken, Fühlen und Wollen zieht immer weitere Kreise in seinen Strom hinein, es wirkt anregend, befruchtend, bestimmend auf andere Individuen und damit auf die Gesamtanschauung, in welcher sich jene als geistigem Organismus zusammenfassen.

Woher stammen nun die Offenbarungen des Genies und damit die gesamte geistige Welt? Der platte Verstand sagt: aus dem menschlichen Geiste, und da dieser nichts ist als die Blüte der Materie, setzt der Materialismus hinzu, aus dieser, und die sogenannte höhere Welt ist also nichts als ein Produkt der niederen. Lehrt aber in Bezug auf das letztere die Wissenschaft zweifellos, daß der Materialismus eine überwundene Theorie ist, so zeigen uns die Zeugnisse tiefsinniger Denker in Bezug auf das erstere, daß der menschliche Verstand nicht als die letzte Quelle der geistigen Welt angesehen werden kann. Zu allen Zeiten haben gerade die Genien der Menschheit erkannt und betont, daß sie ihr geistiges Leben nicht sich selbst verdanken, sondern schöpfen aus einer höheren Quelle. Wir schweigen von den Selbstzeugnissen der Propheten des alten und der Apostel des neuen Testaments — sie sind klar und ent-

schieden genug, und die Zeit wird noch kommen, wo man sie besser schätzen lernt als bisher — aber man ist gewohnt, in ihnen verdächtige, weil religiös voreingenommene Zeugen zu sehen. Wie aber sie ihre Verkündigungen der unmittelbaren Eingebung Gottes zuschreiben, so kennen wir Genien genug, welche bekennen, ihre Schöpfungen nicht ihrem eigenen, bewußten Verstande zu verdanken, sondern darin eine Gabe der Gottheit verehren. Einer der weisesten und edelsten Menschen, welche die Erde betreten, war Sokrates. Aber es ist bekannt, daß er erklärt hat, die Gottheit gebe sich ihm durch eine Stimme, die in seinem Innern erklinge, kund und lenke von Jugend an seine Handlungen. Er nannte die Stimme seinen Dämon oder Genius und konnte am Ende seiner Laufbahn vor seinen Richtern sagen: „Ein Beweis, daß ich durchaus nicht gegen die Gottheit lüge, ist, daß, so oft ich meinen Schülern die Ratschlüsse des höchsten Wesens verkündigte, sie mich niemals auf einem Irrtum ertappt haben" (Xenophon, Mem. I., 1 IV. 8). Sein größter Schüler war der göttliche Plato. Aber wie er Gottähnlichkeit als das Ziel alles menschlichen Strebens bezeichnete, so ist ihm die tiefste Quelle alles höchsten Denkens und Schaffens die göttliche Begeisterung, die besser ist als nüchterne Besonnenheit, weil nur durch sie der Mensch hervorbringt das Göttliche, woran die Seele als an einem hellglänzenden Nachbilde dasjenige wieder erkennt, was sie in der Stunde der Entzückung schaute, Gott nachwandelnd, und, welches schauend, sie notwendig mit Lust und Liebe erfüllt (Phädrus). Diesem edeln, tiefsinnigen griechischen Weisen nach haben auch andere Ähnliches erfahren und bekundet. Das pati deum (von Gott Ergriffenwerden) der Alten bestätigen die Denker, Dichter und Künstler in ihren Worten und Werken zu allen Zeiten. Ein Mozart bekennt, daß ihm seine herrlichen Melodien gekommen sind, er wisse nicht, wie und woher. Ein Haydn ruft, als er, erblindet, zum ersten Male seine „Schöpfung" aufführen hört, in seliger Freude und kindlicher Demut aus: „Das ist nicht von mir, das stammt von oben!" Ein Göthe bemerkt, daß seine Dichtungen geartet sind, je nachdem ihn seine Geister behandelt. Wenn Shakespeare von den „ewigen Augenblicken" redet, die jeder, namentlich jeder große Mensch habe, so deutet er dadurch nicht minder auf diese Thatsache hin, als in seinen Werken überhaupt, namentlich durch das tiefe Wort: „Es giebt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt!" Die feinsten Kenner der Erzeugnisse der Kunst heben hervor, daß, wie diese selbst Offenbarungen eines Göttlichen, die Reflexe einer höheren Welt in dem Spiegel dieser sichtbaren, sinnlichen sind, die Erzeuger der Kunstwerke Werkzeuge gewesen sind in der Hand eines höheren Meisters, der durch sie sein Wesen und Walten bezeugt. Ist jedes Kunstwerk die Darstellung eines Idealen, die Verkörperung eines Unsichtbaren, so ist es zugleich ein Zeugnis für die reale Existenz einer Welt, welche über dieser sichtbaren, sinnlichen erhaben ist, und soweit wir diese Zeugnisse verstehen, gewinnen wir Anteil an derselben und werden durch ihre Wirkungen ihrer selbst gewiß, wie wir auch die Wirkungen der uns umgebenden materiellen Welt auf unsere Sinne ihrer gewiß werden.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Daß es den beiden faktischen Bischöfen der Evangelischen Gemeinschaft nicht an Entschlossenheit fehlt, zeigt das Verfahren der Kansas-Konferenz, auf welcher Bischof Escher den Vorsitz führte. Es wurde nämlich beschlossen, daß kein Pastor eine Anstellung erhalten solle, der sich nicht unbedingt und entschieden für Escher und Baumann und gegen Dubs erkläre. Da nun bei dem Reisepredigersystem der Evang. Gemeinschaft die Anstellung eigentlich mit jeder Konferenz abläuft, so wurden natürlich alle Glieder dieser Konferenz einem solchen Examen unterworfen, bei welcher nicht die Anhänglichkeit an die Gemeinschaft, sondern an eine Partei innerhalb derselben den Ausschlag gab. Zur Erledigung der Streitfrage wäre nach der Verfassung der Evang. Gemeinschaft nur die Generalkonferenz berufen, die aber doch sicher erst zu untersuchen hätte. Ihrer Entscheidung hätte sich dann natürlich jedes Glied zu fügen, auch wenn es der Ansicht wäre, daß die Generalkonferenz geirrt hätte; denn Anspruch auf Unfehlbarkeit wird sie wohl nicht machen. Nun sollen aber schon zum voraus die einzelnen Glieder eine Art Entscheidung abgeben, zu der sie weder berechtigt noch auch — wenn sie nur eine Seite gehört haben — befähigt sind. Das alles aber nicht etwa um die Majorität in ihrer Macht zu erhalten, sondern um die „sog. Minorität" zu vernichten. Und das geschieht hier in Amerika und in einer Kirche, die mit Stolz auf ihre „wahre Freiheit" blickt. Nur in Rom und in Rußland will man keine Minorität dulden; in Rom thut man sie in den Bann und verbrennt sie — wenn man kann — und in Rußland schickt man sie nach Sibirien, und in der Evang. Gemeinschaft entsetzt man sie ihres Amtes. Das ist bischöflich gehandelt.

Die Evangelische Allianz, deren Versammlung dieses Jahr in Florenz abgehalten wurde, hat natürlich nicht mehr das Aufsehen erregt, wie die Allianzversammlungen früherer Jahre. Einerseits lag die Sache wohl daran, daß infolge äußerer Umstände, wie der Typhusepidemie, die in den Zeitungen übertrieben wurde, die Zahl der Besucher geringer war, als sie sonst gewesen wäre, andererseits war der Entschluß, in Italien zu tagen, auch in gewissem Sinne ein Wagnis, das, so lange man noch im ungewissen war, die Begeisterung notwendig etwas herunterstimmen mußte. Außerdem hat der Protestantismus in Italien durchaus keine hervorragende Stellung. Die wenigen protestantischen Italiener üben auf das öffentliche Leben keinen bemerkenswerten Einfluß; die Anhänger Roms stehen allem evangelischen feindlich und die antikirchlichen, liberalen Italiener stehen ihm gleichgültig gegenüber. Dementsprechend hatte sich auch der Anfang der Versammlung gestaltet. Bis zum wirklichen Beginn derselben war in den Florentiner Zeitungen nichts davon erschienen; nur die römischen Fastenprediger hatten nach ihrer Weise und zu ihren Zwecken davon Notiz genommen. Man hatte deshalb Vorsichtsmaßregeln für nötig gefunden. Die Versammlungen waren nicht frei, sondern jeder Besucher mußte sich durch eine Eintrittskarte legitimieren.

Besser gestaltete sich die Sache, als man über die ersten Schritte hinweg war. Die Presse hat wahrheitsgemäße und wohlwollende Berichte über die Versammlung gebracht, ebenso wurden die Versammlungen von hervorragenden Mitgliedern des florentinischen Adels besucht.

Die Eröffnung fand durch den greisen Prof. Geymonat statt, welcher die Versammlung italienisch, französisch, deutsch und englisch anredete. Noch gewandter in dieser Hinsicht war der Vorsitzende Prochet, der außer den vier genannten Sprachen noch die spanische beherrscht. Daß während der Versammlung die Kanzeln der evang. Kirchen von auswärtigen Allianzmitgliedern besetzt waren, ist ebenso selbstverständlich, wie der massenhafte Besuch dieser Kirchen.

Die Verhandlungen litten nach den Berichten unter einer Überfülle von Referaten und einem Mangel an Diskussion. Das wird sich freilich bei einer Versammlung, deren Theilnehmer verschiedene Sprachen sprechen, nie ganz vermeiden lassen. Außerdem

haben die Evang. Allianzversammlungen mehr anzuregen als zu erledigen, mehr auf Aufgaben für das christliche Leben hinzuweisen, als sie zu lösen. Man wird daher in vielen Fällen die Formulierung eines Beschlusses, der die Ansicht der Majorität ausdrückt, leicht entbehren können. Eine neue Erscheinung bildete die Anwesenheit und Ansprache des Prof. Raffaele Mariano aus Neapel. Derselbe ist zwar Katholik, aber er war — wie er sagte — nach Florenz gekommen, um zu beweisen, daß er sich des Evangeliums von Christo nicht schäme. Der Gegenstand seiner „feurigen und tiefen" Ansprache war „der religiöse Gedanke in Italien." Im Laufe seiner Rede kam er auch auf das Verhalten der Deutschen Regierung Rom gegenüber zu sprechen, das er als „Opportunismus ohne Phrasen, aber auch ohne Prinzipien" bezeichnete. Und darin hatte der Mann gewiß recht.

Merkwürdig ist übrigens, wie wenig der an und für sich bedeutungsvolle Umstand, daß die Versammlung in Italien stattfinden konnte, in den Berichten betont wird. Vor 25 Jahren wäre das noch unmöglich gewesen und bei Gründung der Allianz (1846) hat gewiß noch niemand daran gedacht.

Die Bestrebungen für Freiheit und Unabhängigkeit innerhalb der preußischen Landeskirche haben eine Art von Erfolg gehabt, welche den Leitern dieser Bewegung keineswegs sonderlich willkommen erscheint. Der neuernannte Vorsitzende des Evang. Oberkirchenrates Dr. Barkhausen ist „zum wirklichen Geheimerat mit dem Prädikat Excellenz ernannt und mit der Befugnis ausgestattet worden, gleich dem Kultusminister unmittelbaren Vortrag beim Kaiser halten zu dürfen." Damit wäre formell allerdings viel erreicht. Die Forderung, daß die Minister nicht mehr zwischen dem obersten Bischof der Landeskirche und den Vertretern derselben stehen sollten, wäre erfüllt. Aber nun scheint eben wieder der richtige Summus Episkopus zu fehlen. Kaiser Wilhelm II. thut eben, was er will d. h. wenn er kann. Da ist es nun — soviel man bis jetzt merken konnte— keineswegs so, daß die Wünsche der Evangelischen Kirche auch Wille des Kaisers wären. Vielmehr hat er auch in evang. kirchlichen Angelegenheiten schon sein Sic volo sic jubeo ausgesprochen, wenn bis jetzt auch nur in betreff der Länge der Predigten. Es kann aber sehr leicht sein, daß er bald auch über ihren Inhalt etwas zu sagen haben wird, und da mag der Umstand, daß der Kaiser oder genauer gesagt der König von Preußen der evangelischen Kirche amtlich etwas näher getreten ist, für manchen auch etwas unbequem werden. Die Möglichkeit, daß ein Fürst seinen Geistlichen sagt, wie sie zu predigen haben, ist ja keineswegs ausgeschlossen und hat sich erst neuerdings wieder verwirklicht. Der Prinzregent von Braunschweig, Prinz Albrecht von Preußen hat jüngst ein Handschreiben an das Konsistorium seines Landes erlassen, in welchem er bestimmte Anregungen für die P r e d i g t w e i s e der Landesgeistlichen zu geben suchte. Ein eingehender Auszug aus diesem Handschreiben, das vom 7. December v. J. datiert ist, lautet: „Ich wünsche die Predigt von der Liebe Gottes zu den Menschen für unsere Zeit. Ist die Menschenseele, sagen wir gleich jeden Sonntag, wo der Gottesdienst besucht wird, mit dem Gefühl erfüllt: Gott ist die Liebe, Gott hat dir die Liebe erwiesen seit Anbeginn, das Kirchenjahr spiegelt diese Gottesliebe nur wider, illustriert dieselbe an jedem Sonntag; sollte da nicht eine Wärme entstehen, die sich mitteilen will? Vielleicht ein Feuer, daß sich äußern muß, das zu heiß ist, um sich in der Seele festhalten zu lassen? Predigt von der Nächstenliebe ist ja schön, gut und notwendig, und wird gewiß nicht ausgeschlossen. Aber mir scheint dies schon in unserer Zeit wie ein direkter Hinweis auf die Praxis und damit auf das leidige Geld. Das will ich nicht. Von dem Gefühle, Gottes Schuldner zu sein, erfüllt wegen seiner uns zuerst erwiesenen Liebe wünsche ich die Kirchgänger nach dem Gottesdienst. Das Gefühl, zur Abtragung dieser Schuld etwas thun zu müssen, nicht, wie der Staat, mit Geld und im günstigen Falle mit guten Worten, sondern mit der ganzen Macht der von Gottesliebe überwältigten Seele und ihrer dadurch gewonnenen inneren Kraft: das ist es, was ich erzeugen möchte. Die Predigt von der Nächstenliebe in unserer Zeit wird selten, wenn sie besonders angeraten und empfohlen würde, frei vom Geruch nach Gelde sein. Der Erfolg der immer wieder

betonten Gottesliebe zu Weihnachten, Epiphanias, Ostern, bis Pfingsten und durch die Post-Trinitatiszeit von einem Sonntag zum anderen, sollte der nicht sein, daß das, was unserer Zeit am meisten fehlt, sich allmählich in die Herzen und Seelen der Kirchgänger unmerklich vielleicht zuerst, dann aber immer mächtiger einschleicht, bis es zur Flamme auflodert und, nachdem es vom Ohr zum Herzen drang, wünscht, sich geltend zu machen, als Schuldner des großen Gottes, der die Liebe ist. Die Liebe muß dann aus der Menschenseele heraus, d. h. sie muß ausufern und dann, sollte ich denken, wäre das erreicht, was unserer Zeit, soviel es sich um Kirchgänger handelt, am meisten fehlt. Man schilt wohl den Bauer geizig. Ich glaube nicht, daß es diese Eigenschaft beseitigt, wenn ihm dieses vorgeworfen wird und er aufs Geldgeben hingewiesen wird. Wenn er sich aber, und jeder andere auch, als Schuldner Gottes fühlt, um seiner großen Liebe willen, so wird das Eis, welches der Geiz ums Herz legt, vor dieser Glut nicht bestehen können. Es wird getrachtet werden müssen, die innere Wärme auszustrahlen, sie alle Handlungen und Thätigkeiten des alltäglichen Lebens erfüllen zu lassen und neue Menschen aus den Kirchgängern zu machen, die selbst durch dies tägliche Leben predigen, ohne Sang und Klang was sie gehört und gelernt haben während der Gottesdienste. Das ist es, worauf es mir ankommt, daß der Nerv des Christentums, eben die Liebe Gottes zu den Menschen, die Unterscheidungslehre von allen anderen Religionen der Welt, wieder in volle Wirksamkeit komme und vom Prediger aufs neue den Kirchgängern und damit den Gemeinden eingepflanzt werde. Haben wir das angestrebt, so wird die praktische Äußerung, wie ich hoffe und vertraue, nicht völlig ausbleiben, die Nächstenliebe. Im alten Testament ist sie mit dem „Du sollst" befohlen. Im Neuen muß das sich aus anderen Gründen als dem Gehorsam gegen das Gesetz ergeben. Dies, eben dies ist es, was ich angestrebt sehen möchte in den Predigten".

Was würde der Prinzregent von Braunschweig aber sagen, wenn erst einmal nur ein Jahr lang Glied einer amerikanischen Kirchengemeinschaft gewesen wäre?

In Bayern will man, da die Rückkehr der Jesuiten wohl nicht so bald erlaubt werden wird, wenigstens den Redemptoristen, oder wie sie nach ihrem Stifter genannt werden, Liguorianern die Thore öffnen. Der Orden ist nämlich seinerzeit durch den Bundesrat als mit dem Jesuitenorden verwandt, erklärt worden und nun soll die bayerische Regierung den Antrag gestellt haben, der Bundesrat möge Jesuiten und Redemptoristen als nicht verwandt erklären. Man beruft sich dabei auf Gutachten der münchner und würzburger Universitäten, nach welchen diese Orden nicht verwandt sein sollen. Ebenso will man ein derartiges Gutachten von Döllinger haben. Wie man sich hierbei auf Döllinger als Autorität berufen kann, ist eigentlich nicht recht klar, denn bei Behandlung der Altkatholikenfrage hat man ihn doch als einen exkommunizierten angesehen, dessen Meinung keine Gültigkeit in katholisch-kirchlichen Angelegenheiten beigelegt werden könne. Außerdem hat gerade Döllinger in seiner „Geschichte der Moralstreitigkeiten in der römischen katholischen Kirche" den Beweis der geistigen Verwandtschaft der Liguorianer mit den Jesuiten geliefert, indem sowohl die Moraltheologie Liguoris wie sein Ordensregel eine Kopie der jesuitischen ist.

In Württemberg ist das Gesuch des Bischofs von Rottenburg um Zulassung der Mönchsorden abschlägig beschieden worden. Es ist aber das ein willkommener Anlaß für die Ultramontanen, wieder die Gekränkten und Beschädigten zu spielen.

Schmerz nnd Entrüstung, schreiben sie, streiten in unserem Innern über die abschlägige Antwort, die im katholischen Volke überall (?) aufs Tiefste entrüstet habe. Die ultramontanen Wortführer in der Abgeordnetenkammer werden verpflichtet, von der Regierung Darlegung der Gründe zu verlangen, womit die„ berechtigtsten, heilsamsten, gemeinnützigsten Forderungen der Katholiken abgespeist sind. Die Furcht vor den Leuten des Evangelischen Bundes wird das katholische Volk nicht abhalten, jene geistigen Hilfskräfte unserer Kirche zu f o r d e r n, auf welche wir ein Recht haben und deren nicht wir allein nur, sondern auch das S t a a t s w o h l in diesen sozialen Nöten ganz besonders bedürfen. Glücklicherweise sind es nicht die ultramontanen Heißsporne,

denen die Fürsorge für das Staatswohl in erster Linie obliegt, sondern das Staatsministerium und der König, der durch das immer mehr sich steigernde, unbegründete Drangsalieren seitens der Ultramontanen nachgerade in seinem unermüdlichen Bestreben für Erhaltung des konfessionellen Friedens aufs unangenehmste und empfindlichste berührt sein dürfte. Da nicht nur der Minister des Innern, sondern auch der Ministerpräsident der katholischen Kirche angehören, so darf mit Sicherheit angenommen werden, daß bei Beratung der Bitte des Bischofs das Staatswohl ebenso sehr als das Wohl der katholischen Kirche ins Auge gefaßt wurde. Daß die Ablehnung dem 82jährigen Bischof besonders schmerzlich gefallen sei oder gar, daß sie in dem größeren Teile der katholischen Geistlichkeit des Landes verstimmend gewirkt haben sollte, darüber sind die Ansichten geteilt. Im evangelischen Volke hat man die Nachricht von der Ablehnuug mit großer Befriedigung vernommen, weil man darin eine entschiedene Abfertignng der ultramontanen Störer des konfessionellen Friedens und eine Bürgschaft für Aufrechterhaltung desselben erkannte. Allerdings hat man überall, wo das klare Urteil nicht durch konfessionelle Hetzerei getrübt war, einen anderen Bescheid gar nicht erwartet und hat die mit so großem Lärm inscenierte Ulmer Katholikenversammlung mit ihren 18,000 Besuchern bezüglich dieser Frage lediglich als einen großen Schlag ins Wasser angesehen, der wenigstens für Eisenbahnverwaltung nicht ohne Nutzen war. Die ultramontane Drohung, es werde jetzt auf katholischer Seite die Vertrauensseligkeit gegen die Regierung aufhören und die letzten Schlafmützen werden von den Köpfen der Katholiken schwinden, wird man an maßgebender Selle mit Gemütsruhe abwarten. Übrigens ist bereits das Komite des „Ulmer Katholikentages" zusammen getreten behufs Beratung „bestimmter Schritte." Ein ohne Zweifel nach eingehender und reiflicher Überlegung des Ministerrats gefaßter Regierungsbeschluß hat natürlich in den Augen der ultramontanen Wortführer, die nun einmal den konfessionellen Frieden unter keinen Umständen wollen, absolut keine Bedeutung. Im Lande hofft man indessen mit fester Zuversicht, eine ganz entschiedene Zurückweisung der ultramontanen Anmaßungen und weitgehenden Gelüste seitens der Regierung werde nicht auf sich warten lassen.

Daß bei dem Tode Windthorsts an heuchlerischer Verherrlichung des schlimmsten Feindes, den das deutsche Reich hatte, unglaubliches geleistet wurde, ist bekannt. Man hätte manchmal meinen können, daß keiner sich größere Verdienste um das deutsche Reich erworben habe, als gerade der Mann, der es aus allen Kräften zu schädigen versuchte. So schrieb z. B. das „Deutsche Adelsblatt: „....Windthorst, der Rufer im Streit der christlich germanischen Weltanschauung mit den finsteren Mächten des modernen Zeitgeistes ist nicht mehr. Schon hat sich die Gruft über dem alten Kämpfer geschlossen, aber aus seinem Grabe wächst mit urgewaltigem Drange eine heilige Mahnung an das deutsche Volk empor: Begrabt den alten unseligen Hader, räumt rüstig auf mit den Scheidewänden, die euch trennen, daß ihre Trümmer euch nicht begraben; seid einig und seid stark."

Solchen unglaublichen Leistungen gegenüber behält der „Deutsche Merkur" recht mit der Frage: „Was ist Wahrheit?" Wem ist diese Frage nicht auf die Lippen gekommen, als er in den Tagen nach dem 14. März, an dem die „Perle von Meppen", Ludwig Windthorst, gestorben war in einer Reihe von Zeitungen das Loblied eines Mannes lesen konnte, dem eine große Zahl eben dieser selben Blätter seit bald zwanzig Jahren, oder noch länger, nicht müde geworden waren, seine Deutschfeindlichkeit, sein Welfentum, seine Bekämpfung jeder freiheitlichen Regung, welche nicht geeignet ist, dem Ultramontanismus zu dienen, vorzuhalten? Der Führer der ultramontanen Partei, welcher bis auf das Jahr 1890 unausgesetzt alles bekämpft hat, was zur Hebung des deutschen Reiches und Preußens, zur Stärkung des Heeres, zur Kräftigung der Staatsgewalt gegen Angriffe von der Kanzel, im Auslande, im Innern zu dienen geeignet war; derselbe Mann, welcher gegenüber den reichstreuen Fraktionen jedes Mittel für erlaubt hielt, was ihm paßte, der bei den Wahlen mit den Sozialdemokraten Hand in Hand ging, wenn deren Mithülfe geeignet war, einem Centrums- oder Fortschritts-

manne zum Siege zu verhelfen, oder die Wahl eines Nationalliberalen, Freikonservativen zu Falle zu bringen: dieser Mann wird als Leiche mit Kränzen von denselben Parteien gekrönt, seiner Leiche folgten hervorragende Mitglieder derselben, um aus dem Munde der fungierenden Geistlichen die politische Mahnung zu hören, festzuhalten an den von dem Verstorbenen im Leben befolgten Grundsätzen. Derselbe Mann, welcher im Jahre 1870 seine Überzeugung von der Unwahrheit der am 18. Juli 1870 geschaffenen Dogmen in der schärfsten Art ausspricht, sich dann mit dem Opfer des Intellekts unterwirft und seitdem geriert, als sei er das harmloseste, frommgläubige Kindlein, das alles glaube, was sein Kaplan 2c. lehrt, wird wegen seiner Überzeugungstreue in den Himmel gehoben. Ein Mann, der bis zu seinem sechzigsten Lebensjahre sich blutwenig um die katholischen Dinge und Fragen kümmerte, von dem niemand etwas gehört hat zur Zeit der Kölner Frage (1837 ff.), — wäre der Centrumsmann schon damals so strenggläubig und kirchlich gewesen, so würde er gewiß mit 25 Jahren seine Stimme erhoben haben — der sich schweigend verhielt, als die großen Kirchenstürme in Baden und Württemberg stattfanden, der kein Wort des Tadels in der Öffentlichkeit sagte, als man in Österreich das Konkordat abschaffte, der nur eifriger Römling wurde, als es galt, dem neuen deutschen Reich mit der römischen Frage ein Bein zu stellen, und als die Bekämpfung des preußischen Staates in der Kulturkampfzeit ein lohnendes Feld ultramontaner Politik wurde, er wird hingestellt als ein Mann, der eigentlich von Kindsbeinen an nur für die katholische Kirche gestrebt habe. Einem Manne, der vor wenigen Jahren überführt wurde, daß er den päpstlichen Brief über das Septenat trotz unmittelbarer Kenntnis ignorierte, um unter dem Scheine, als sei das die katholische Meinung, gegen die Militärvorlage zu wühlen, giebt der „heilige Vater" ein öffentliches Zeugnis, das die Meinung erzeugen muß, als habe derselbe in kindlichem Gehorsam nur stets dasselbe gedacht und gewollt, was Vicarius dei im Vatikan als Folge der Angehörigkeit zu seiner Schar von jedem Geschöpfe verlangt. Und das alles, weshalb? Weil er etwa durch seine Rücksichtslosigkeit, durch Gebrauch jeglichen Mittels, durch Schlaubeit den großen Erfolg herbeigeführt hat, daß die vom preußischen Staate erlassenen Gesetze beseitigt worden sind, der Staat Niederlage über Niederlage erlitten, der Ultramontanismus Oberwasser bekommen hat? Nein. Was Windthorst und das Centrum im Bunde mit Welfen, Polen 2c. im Landtage gethan hat, was an Widerstand seitens der Preßkapläne und der verhetzten Massen gethan worden ist — das Alles hätte nicht die Wirkung herbeigeführt die uns jetzt als Thatsache entgegentritt, wenn nicht von 1872 an eine Reihe unzweckmäßiger Maßregeln seitens der Regierung ergriffen worden wäre, und wenn nicht die Regierung die Flinte in dem Augenblick ins Korn geworfen hätte, wo sie die Früchte hätte ernten können. Der Ultramontanismus war am Verenden, seine Widerstandsfähigkeit gebrochen, der Sieg stand bevor, als im Jahre 1878 aus der Initiative der Regierung die Umkehr ergriffen wurde. Da allerdings hatte der schlaue Windthorst eingesetzt. Seine Beihülfe in der Zollpolitik hat als Gegenleistung die Kulturkampfgesetzvernichtung gefunden; in Militärfragen hat er erst 1890 zu Diensten gestanden, sehr schlau, weil er zu gut wußte, daß der Reichstag, wenn er sich ablehnend verhalte, über die Klinge springen und der neue ein anderes Gesicht annehmen würde. Seinem Namen hat Windthorst allerdings seit 1867 volle Rechnung getragen. Denn ein Hügel, Busch oder Nest war er, von dem Wind ausging, der vielfach zu Sturm wurde, aber ein Wind, der auch der römischen Kirche nicht zum Heile gereichen wird, da er in den unbotmäßigen Preß- und Volksversammlungsbeherrschern ein Element entfacht hat, welches an den Zauberlehrling erinnert. Wir leben in einer wunderbaren Zeit. Der geistige Schöpfer des Deutschen Reiches ist seit Jahr und Tag daheim auf seiner Scholle und schmollt. Fortschritt, Centrum 2c. haben unausgesetzt die Anhänglichkeit an den Riesen im Sachsenwalde als Mangel an Königstreue und dergl. denunziert. Da stirbt der ärgste Widersacher der Hohenzollernpolitik und man erschöpft sich in Aussprüchen und Kränzen des Beileids. Es mag dem größten Staatsmann, den Deutschland gehabt hat, sonderbar zu Mute gewesen sein, als er die Berichte in den Tagen des 17. und 18. März las.

Die Hermannsburger Freikirche hat sich wiederum gespalten. Die Pastoren Ehlers, Madaus und Meinel sind wegen ihrer Stellung zur Inspirationslehre von fünf andern Pastoren exkommuniziert worden. Die lutherische Freikirche scheint nach dem Gebahren dieser Leute darin zu bestehen, daß jeder alle andern exkommunizieren muß, damit er sich nicht falscher Lehre teilhaftig macht.

„Am 5. April hat Kardinal Lavigerie unter großer Teilnahme der Europäer und Eingeborenen die erste Niederlassung der „Bewaffneten Sahara-Brüder" (Frères armés du Sahara) in Biskra eingeweiht, von denen zugleich zwölf die Gelübde auf fünf Jahre ablegten. Der Orden wurde infolge der Beschlüsse des brüsseler Kongresses zur Bekämpfung der Sklaverei gegründet. Die Brüder sind alle frühere Soldaten und Offiziere, unter 35 Jahren alt, an die afrikanische Lebensweise und Arbeit, besonders Acker- und Gartenbau gewöhnt. Sie sollen von dem leben, was das Land bietet, was sie in ihren Pflanzungen ernten. Deshalb werden sie Brunnen graben und die Oasen durch Bewässerung, Anpflanzungen von Dattel- und Feigenbäumen, Palmen 2c. vergrößern. Ihre Hauptaufgabe bleibt, die Eingeborenen gegen die Sklavenjäger zu schützen und zu Christen und Arbeitern zu erziehen. Die dem Klima angepaßte weite Uniform ist mit dem roten Malteserkreuz geschmückt. Sie sollen allmählich ihre Siedelungen fest begründen und in der Sahara vorschieben. In verschiedenen Teilen der Sahara, namentlich zwischen Biskra und Wargla, sind schon Brunnen erbohrt worden, welche so reichlich Wasser liefern, daß große Baumpflanzungen angelegt und Oasen durch Bewässerung gebildet werden konnten." Nichts Neues unter der Sonne gilt auch hier. Der Kardinal hat die längst verschwundenen geistlichen Ritterorden in etwas modernisierter Form wieder ins Leben zu rufen versucht. Ob aber die neue Form vom alten Geiste beseelt sein wird, oder ob sie sich ebenso modernisiert wie manche Mönchsorden, die wie Karthäuser und Trappisten vielfach nichts sind als industrielle Gesellschaften in der Mönchkutte, das muß eben die Zeit lehren.

Ein sehr drastisches Mittel, um sich eine zahlreiche Zuhörerschaft für eine Karfreitagspredigt zu sichern, soll Dr. Parker in London angewendet haben. Er kündigte vorher als Thema an: „Die Huxleys von Gadara, oder: Was die Nachbarn sich erzählen über die Teufel und über die Schweine." Huxley ist der bedeutendste Vertreter der naturalistischen Naturwissenschaft und bekämpft zugleich den General Booth auf das heftigste. Der Zudrang war so stark, daß Hunderte weder Sitz- noch Stehplatz fanden, sondern umkehren mußten. Die besonders stark vertretene Heilsarmee hatte sogar eine Musikbande zur Begleitung der Lieder gestellt. Die Predigt wird nun als Traktat verbreitet.

Eine mohammedanische Gemeinde in Liverpool: das ist denn doch eine Nachricht, die selbst aus dem mancherlei Seltsames bietenden englischen Leben überraschen dürfte; denn diese Mohammedaner sind Engländer! Stifter ist ein Advokat Quilliam, früher „Ermahner" einer Wesleyanischen Sonntagsschule. Bei einer Reise nach Marokko imponierte ihm, dem eifrigen Anhänger der Temperenzgesellschaft, die Enthaltsamkeit der Moslims von alkoholischen Getränken dermaßen, daß er dem Islam glaubte den Vorzug geben zu müssen! Er studierte den Koran, erklärte sich, nach Liverpool zurückgekehrt, für einen Anhänger des Propheten, machte alsbald einen Proselyten, nach einigen Wochen einen zweiten, hat aber nun seine „Gemeinde" auf etwa fünfzig gebracht. Sie erfreut sich einer Moschee und ist vom Sultan, der über diese Ausbreitung des Islams beglückt ist, mit einer Bibliothek beschenkt worden! Am 18. April hat sogar in dieser Moschee die erste Trauung in England nach mohammedanischem Ritus stattgefunden. Der Bräutigam war ein in London praktizierender mohammedanischer Advokat, während die Braut eine Christin ist. Nachdem der Ehebund einige Tage vorher in der St. Gile's Kirche in London von einem christlichen Geistlichen eingesegnet worden, erfolgte am 18. April in Liverpool der Abschluß der Ehe nach den Satzungen der Lehre Mohammeds.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

19. Jahrg. Juli 1891. Nro. 7.

Das Reich Gottes und die Kirche.

(Fortsetzung.)

Der Sturm der Neronischen Verfolgung ging vorüber ebenso wie der Untergang Jerusalems, ohne daß sich alle die Erwartungen und Befürchtungen erfüllten, welche sich für einen nicht geringen Teil der ersten Christengemeinden mit dem Hinblick auf diese Dinge verbunden hatten. Mit dem Untergang des jüdischen Gemeinwesens war nicht bloß die Wahrscheinlichkeit, sondern auch die Möglichkeit zerstört, daß das Christentum als Kirche sich an der Stelle des Judentums als Staat anbauen könne. Der Platz war einmal nicht mehr vorhanden. Nicht minder aber war durch die Neronische Verfolgung die Hoffnung vernichtet, daß die christlichen Gemeinden unter demselben Maß der Duldung sich entwickeln könnten, das Rom dem Judentum zu Teil werden ließ. Ebensowenig aber hatten jene Sturmzeiten mit der Parusie Christi und mit der machtvollen Aufrichtung seines Herrlichkeitsreiches abgeschlossen.

Auf der andern Seite aber war auch das Christentum, oder besser gesagt, die Christengemeinden nicht untergegangen. Es hatte sich gezeigt, daß in der That eine weltüberwindende Macht in ihnen wirksam war. Aber man war in den überstandenen Stürmen gleichsam mitten hinein in den Ocean verschlagen worden und wenn man auch vor dem Scheitern bewahrt blieb, so hatte man doch in gewissem Sinn die Richtung und Stellung verloren, die man in der Welt einnahm. Dabei war es aber auch nicht möglich sich derart in der Welt festzuankern, wie das Judentum oder genauer, der Pharisäismus es that, dadurch daß man auf jede Thätigkeit nach außen verzichtete und das Gesetz beobachtete, soweit man es ohne zu großen Schaden und ohne zu viel Gefahr konnte, und, wo man es nicht thun konnte, wenigstens lehrte und mit einem resignierten Fanatismus glaubte. Das Christentum war noch viel zu jung, um in solch greisenhafter Weise seine Lebenskraft durch kluge Berechnung zur Lebenszähigkeit umgestalten zu können. Es galt nicht, das, was man im Laufe einer tausendjährigen Geschichte erworben, so gut und zähe als möglich zu erhalten, sondern, wenn das Christentum nicht vergehen sollte, so mußte es erst werden, wenn es sich nicht verlieren sollte, so mußte es sich erst erfassen, wenn es klar und voll zum Bewußtsein über seine Stellung in der Welt kommen wollte, so mußte es sich erst wieder von der

Verwirrung und Betäubung erholen, in welche es durch die erlittenen Schläge versetzt worden war, und wieder zu völlig klarem Bewußtsein über sich selbst kommen. Einer der Apostel, der von Anfang an die Dinge miterlebt und den gewaltigen Umschwung der Dinge überlebt hatte, war noch übrig: „Der Jünger, welchen Jesus lieb hatte." Er hatte ja schon einmal eine geschichtliche Katastrophe überwunden, die für den Bestand der neuen Heilsgemeinde viel tiefgreifender war und viel kritischer zu sein schien, als die jüngsten Ereignisse es waren. Damals war die Hülfe nicht durch geschickte Anpassung an — nach menschlicher Erkenntnis — unabänderliche Verhältnisse gekommen, das wäre Verleugnung des Herrn gewesen; ebensowenig kam sie durch die geistige Gewalt der Ideen, die im Jüngerkreise erfaßt worden waren. Es war überhaupt nicht der Jüngerkreis gewesen, durch den und in dem sich die Kraft zur Überwindung jener Mächte der Finsternis und des Todes erzeugt hatte. Vielmehr war das alles geschehen durch den Herrn selber; er hatte die Welt überwunden, er hatte als der Auferstandene seinen Jüngern den Frieden und die Freude mitgeteilt, die sie in der Welt nicht finden konnten, indem er sie durch das Schauen seiner verklärten Persönlichkeit und durch die Mitteilung seines Geistes in die Gemeinschaft seines Auferstehungslebens versetzt hatte. Und dabei hatte es sich nicht um die Gemeinschaft als solche gehandelt, denn die hatte sich im entscheidenden Augenblick aufgelöst und ein jeder war für sich allein gestanden oder gefallen; sie hatte sich auch wieder gebildet, die einzelnen hatten sich wieder zusammengefunden, aber ohne daß die Gemeinschaft ihnen das ersetzen konnte, was sie vermißten. Ja selbst das einstimmige Zeugnis des ganzen Jüngerkreises konnte dem Einzelnen nicht das Glaubensleben mitteilen, vermöge dessen er allein Jesum als Herrn und Gott anerkennen und in Gemeinschaft mit ihm leben konnte. Selber mußte Thomas es erlebt haben, daß der Glaube an den Auferstandenen Wahrheit sei, niemand konnte ihm dafür bürgen als der Herr selbst, der auch in allen denen, die glauben ohne zu sehen durch den Parakleten diese Selbstgewißheit wirkt.

Das waren alles Dinge, auf die man sich nur wieder zu besinnen brauchte, um wieder Stellung in der Welt nehmen zu können. Es war das freilich nicht eine mechanische Wiederholung, sondern eine vom Geiste gewirkte Erinnerung (Joh. 14, 26). Die alte Wahrheit war dieselbe geblieben und blieb dieselbe; sie wurde nur vermöge der Lehrwirksamkeit des Geistes unter den neuen Verhältnissen wieder erkannt und tiefer erfaßt (Joh. 16, 13) und richtig angewendet. Die Stellung Christi in der Welt (1. Joh. 4, 17) ist maßgebend für die Stellung jedes einzelnen Christen und damit jeder christlichen Gemeinschaft. Dabei ist der Jünger niemals über seinem Meister. Das war nicht bloß ein Lehrsatz, der eine Wahrheit aussprach, die objektiv unwandelbar war, sondern wesentlich Richtschnur für das praktische Verhalten (Joh. 13, 17). Diese Erkenntnis konnte demütigend sein; das Handeln nach derselben war beseligend.

War das Reich Christi nicht von dieser Welt, so konnte auch die Gemeinde der wahren Jünger Christi nicht von dieser Welt sein. Weder Welt=

unterjochung noch Weltverklärung war ihr Ziel, sondern Weltüberwindung. Aber gerade in dieser Weltüberwindung offenbarte sich und sollte sich zeigen, daß Gott die Welt geliebt hatte. In ihrer Überwindung bestand zugleich ihre Rettung, soweit sie überhaupt gerettet werden konnte. Eben darin offenbarte sich die Liebe Gottes zur Welt, die Liebe Christi zu den Seinen und die Liebe der Jünger unter einander (Joh. 3, 16; 13, 1. 35).

Damit war für jeden einzelnen und für alle eine Stellung gefunden, die immer und unter allen Umständen die richtige war, vorausgesetzt, daß jeder selbst war, was er sein sollte. Sein inneres Verhalten zu Christo war bestimmend für sein äußeres Verhältnis zur Welt. Bestand dagegen das erste nicht, so konnte sich das zweite ganz beliebig gestalten. Daher sind es schon mehr wie einmal die Johanneischen Schriften gewesen, von denen aus man bei Erneuerung des christlichen Lebens die richtige Stellung zur Welt und Kirche zu gewinnen suchte. Aber so bedeutungsvoll diese Schriften gerade in diesem Stück für den wirklichen Jünger Christi heute noch sind, so unbrauchbar bleiben sie für den bloßen Kirchenmann oder den bloßen Kirchenpolitiker und so unfaßbar für den bloßen Namen- und Scheinchristen. Es ist gerade wie mit der Magnetnadel. Wohl richtet sie sich nach den Polen, aber es geschieht dadurch, daß sie dieselbe Kraft in sich hat, welche in der Erde wirksam ist. Fehlt ihr diese, so kann sie die Formen und den Namen der Magnetnadel tragen, aber ihre Richtung ist eine zufällige und bestimmt durch äußere Umstände.

So wie das Johannesevangelium die Vorstellung des Reiches Gottes zurücktreten läßt, wie die Johanneischen Briefe den Haß der Welt als etwas, über das man sich nicht wundern solle, hinstellen, so hatte man auch im nachapostolischen Zeitalter gelernt, sich in die wirklichen Zustände hineinzufinden und innerhalb derselben an dem Ausbau und vor allem an der Sicherung der christlichen Gemeinden und an ihrer Zusammenfassung zu einer großen und sichtbaren Gemeinschaft zu arbeiten. Dadurch tritt die Kirche mehr in den Vordergrund, während die Welt sich darstellt einerseits in dem Staats- und Kulturleben, das auf der Grundlage des Heidentums erwachsen war und durch das Christentum sich in seinen Grundlagen bedroht sahe, andererseits in den bestehenden Sitten, Bräuchen und natürlichen Lebensgewohnheiten, die durch das Christentum umgestaltet, eingeschränkt oder gar ausgerottet werden sollten. Auf diesen Linien wogt der Kampf oder herrscht Waffenruhe je nach den Zeitläuften; aber immer sind es auch heute noch dieselben Gegensätze wie von Anfang an. Auf der ersten Linie stellt die Kirche ihre Politik und ihre Theologie, auf der zweiten ihre Sitte, ihren Ritus und ihre Askese auf.

Jemehr nun die Idee des Reiches Gottes verblaßt, desto bestimmter, begrenzter und handgreiflicher gestaltet sich der Begriff der Kirche nicht bloß im Gegensatz zur Welt, sondern auch im Unterschied von den Christen und christlichen Gemeinden. Ihr Vorbild hat die christliche Kirche in der alttestamentlichen Theokratie und ihre Darstellung in den Bischöfen. So schon der römische Klemens und namentlich die Ignatianischen Briefe. Gerade in diesen wird

ausdrücklich die „allgemeine Kirche" der Gesamtheit der Christen und der Gemeinden gegenübergestellt. Ebenso bestimmt wird dann von Irenäus und Tertullian die Stellung der Bischöfe hervorgehoben, welche ihre Autorität zur Vertretung der Kirche nach außen und zur Regierung und Heilsvermittlung nach innen dadurch besitzen, daß sie Nachfolger der Apostel sind und der Gemeinde gegenüber die Stellung der alttestamentlichen Priester einnehmen. Damit waren dem antiken Staat und der antiken Kultur gegenüber die Ziele gegeben. Anerkennung, Beschützung und schließlich Alleinberechtigung der kirchlichen Hierachie, ebenso Erhebung des Dogmas zu staatlich geduldeten, bestätigten und zuletzt allein anerkannten Lehrsätzen, während alle andern Lehren unterdrückt werden sollten. Auf der andern Seite übte man diese kirchliche Gewalt unter der Bevollmächtigung des Staates, und der Glanz, mit dem die Kirche z. B. in Nizäa auftrat, war in vieler Hinsicht ein Widerschein der Herrlichkeit des römischen Reiches. Kein Wunder, wenn nun Eusebius den Kaiser als theokratischen Herrscher hinstellt. So viel auch die höfische Schmeichelei dazu beigetragen hat, so war doch ein Teil des dem ersten „christlichen" Kaiser gespendeten Lobes aus der Erkenntnis hervorgegangen, daß er durch Einreihung der offiziellen Kirche in den Staat dieselbe in der Hauptsache an das Ziel ihrer Wünsche gebracht hatte. Wollte man dem Staate gegenüber nicht als revolutionär auftreten, so konnte man überhaupt nicht viel weiter gehen, man konnte das bereits erhaltene noch vollständiger in Besitz nehmen, aber wesentlich mehr zu fordern, hatte man weder im Sinne, noch hielt man es überhaupt für möglich und rätlich. Auf diesem Standpunkt ist die griechische Kirche bis zu dieser Stunde stehen geblieben. Man wird zwar das Reich des Zaren nicht geradezu mit dem Reiche Gottes identificieren, aber thatsächlich ist die Alleinherrschaft des orthodoxen Dogmas und Ritus innerhalb der Grenzen des Zarenreichs das höchste Ziel, das man sich denken kann.

Etwas weiter hinaus, aber keineswegs höher hinauf, hat sich die römische Kirche ihr Ziel gesteckt. Sie will allerdings auch Anerkennung und Alleinherrschaft, aber in anderm Sinne als die griechische. Nicht bloß Herrschaft im Staate soll es sein, sondern auch Herrschaft über denselben, ja über alle Staaten der Welt. Diesen tritt sie nicht bloß als ideale Einheit eines Bischofskollegiums unter Christo als dem Haupte der Kirche gegenüber, sondern als eine durch eine Persönlichkeit repräsentierte, einheitlich organisierte Macht, die alle Gebiete des Lebens zu beherrschen versucht. In dieser allseitigen Herrschaft der Kirche stellt sich für die mit der Zeit ausgebildete römische Anschauung des Reiches Gottes auf Erden dar. Der Unterschied zwischen Kirche und Reich Gottes verschwindet für die römische Auffassung in demselben Maße als der römische Oberpriester (Pontifex maximus) sich vom Nachfolger des heil. Petrus zum Stellvertreter Christi und schließlich zum Stellvertreter Gottes (vicarius dei) emporarbeitet. Damit ist die römische Kirche die anspruchsvollste Umsturzmacht der Welt geworden, die sich allerdings in den Mantel einer weltrettenden Macht einzuhüllen versucht, aber ihre wahre Natur nie ganz verleugnen kann.

Den ersten bedeutenden theoretischen Fortschritt stellt Cyprian dar. Er betont die Einheit der Kirche und ihre alleinige Fähigkeit zur Heilsvermittlung so stark wie möglich, wenn sich auch der Satz: Extra ecclesiam nulla salus (außer der Kirche kein Heil) noch nicht buchstäblich bei ihm findet. Die Behauptung aber, daß Cyprian schon den Primat des römischen Bischofs anerkannt und sich diesem untergeordnet habe, beruht auf „Korrekturen" der Cyprianischen Schriften im römischen Interesse, die man sonstwo als Fälschungen bezeichnen würde.

Die weitere Ausbildung dieser Anschauung ist das Werk Augustins. Die Idee des Reiches Gottes schwebt ihm wohl noch vor, aber von einem Unterschiede des Reiches Gottes und der Kirche will er nichts wissen. Daß die Kirche ebenso sehr es nötig habe wie der Staat, sich an der Idee des Reiches Gottes zu messen und ihr nachzustreben, kann ihm natürlich gar nicht einfallen. Ebensowenig kann ihm in den Sinn kommen, daß die Grenzen des Reiches Gottes weiter sind als die Schranken der Kirche. Die Idee des Reiches Gottes wird dem Staate gegenüber geltend gemacht, der dadurch zu zu einem Gebiet des kirchlichen Machtbereichs umgestaltet werden soll, ebenso wie dieselbe Idee gebraucht wird, um das ganze Menschenleben den kirchlichen Satzungen und der Herrschaft des Priestertums zu unterwerfen. Außerhalb der Kirche ist nicht nur kein Heil, sondern überhaupt nichts Gutes. Was nicht aus der Kirche hervorgeht, das ist Sünde, so hat sich das Apostelwort unter dem Einfluß Augustins für die Praxis der römischen Kirche umgestaltet. Es sind vielfach Augustins Anschauungen, die Leo XIII. in seiner Encyklika über den christlichen Staat reproduziert und die vom Jesuitenorden freilich in viel weiter ausgebildeter Form in die Praxis umgesetzt werden. Wenngleich Augustin noch nicht in bewußter Absicht im Dienste des römischen Pontifex gestanden hat, so ist er dennoch von Rom trefflich ausgenützt worden. Seit Augustin ist der Kirchendienst an sich schon Gottesdienst. Die Kirche ist die bleibende Mittlerin zwischen Gott und den Menschen. Die Kirche ist nicht deswegen die wahre Kirche, weil sie die Gemeinschaft der Gläubigen wäre, sondern die Gläubigen sind es nur deswegen, weil sie Glieder der wahren Kirche sind. Die Kirche ist die Inhaberin — man könnte fast sagen die Eigentümerin — des heiligen Geistes. Der Glaube ruht nicht auf der persönlichen Überzeugung und der lebendigen Erfahrung von der Wahrheit der Schrift, sondern der Glaube an die Schrift ruht auf der Autorität der Kirche. Eine in sich selbst gewisse Glaubensüberzeugung des Einzelnen ist die Grundlage aller Ketzereien. Alles Natürliche ist an und für sich schon sündig, oder geradezu Sünde. Aufgehoben kann es freilich nicht unter allen Umständen werden, daher muß es umgestaltet werden, damit es wenigstens erlaubt sei. Das geschieht durch die Kirche. Die Ehe z. B. ist an sich weder heidnisch noch jüdisch noch christlich, sie gehört zur natürlichen Ordnung des Menschenlebens. Nach römischer durch Augustin begründeter Anschauung mußte sie, um nicht Sünde zu sein, die Weihe der Kirche haben, zum kirchlichen Sakrament werden. Die Welt hat nur soweit Wert und

Berechtigung, als sie in den Dienst des kirchlichen Lebens genommen werden kann. Daher ist die Sittlichkeit etwas durchaus künstliches. Sie ist nicht die in ihrer Art wieder naturgemäße Entwicklung der neuen Kreatur in Christo, sondern ein Leben, das sich soviel wie möglich vom natürlichen Leben unterscheidet und rein nach dem Urteil der Kirche richtet. Daher steht das Klosterleben eben wegen seiner künstlichen, ja zum Teil unnatürlichen Ordnungen höher als das den natürlichen Verhältnissen entsprechende Familienleben. Die materiell produktive Thätigkeit des Menschen, der Erwerb von irdischen Gütern ist sündlich, der Erwerb für die Kirche verdienstlich. Die den natürlichen Verhältnissen entsprechende Stillung des Hungers ist nur dann nicht sündlich, wenn sie sich innerhalb der Fastengebote der Kirche hält. Die menschliche Erkenntnis darf sich nur innerhalb des ihr von der Kirche zugewiesenen Gebiets bethätigen, jede Überschreitung dieser Schranke ist Sünde. Die Welt hat keinen Raum mehr außerhalb der Kirche, um so mehr aber innerhalb derselben. So hat sich das Weltwesen in die Kirche hineingeflüchtet und zwar in seinem ganzen Umfang. Was außerhalb der Kirche Sünde oder mindestens kein gutes Werk ist, das ist innerhalb derselben recht und gut. Freilich nimmt es andere Formen an, aber die Sache bleibt dieselbe. Je künstlicher, ja unnatürlicher die kirchliche Form, desto größer der Grad der Heiligkeit, der mit der Anpassung an dieselbe verbunden ist. Die kirchliche Heiligkeit und Sittlichkeit, wie sie sich namentlich in der kirchlichen Askese darstellt, ist nicht in erster Linie eine Lebensäußerung, sondern eine Kunstübung oder gar Handwerksbetrieb. So wie die Kunstfertigkeit durch zeitweise Einstellung der Kunstübung nicht zerstört wird, so wird auch der Grad der Heiligkeit durch Sünden, die nicht in erster Linie aus bewußtem und gewolltem Gegensatz gegen die kirchliche Form und Herrschaft hervorgehen, wenig geschädigt. So kann die Heiligkeit des priesterlichen Cölibates ganz gut neben geschlechtlichen Ausschreitungen bestehen. Ebenso kann die mönchische Armut sich mit einem genußreichen Leben ganz wohl verbinden, wenn nur die Klosterregel formell nicht überschritten wird. So hat man den heidnischen Polytheismus in der Form des Heiligendienstes, den heidnischen Naturalismus, der auch die Gottheit als Götter und Göttinnen bildete, im Mariendienst mit in die römische Kirche herübernehmen können und der Aberglaube kann nun in der Form angeblicher christlicher Frömmigkeit ungehindert sich entfalten. Mit dem blinden Glauben, dem sacrificium intellectus verbindet sich die größte Schlauheit, mit dem Kadavergehorsam die größte Herrschsucht, ohne daß die Kirche etwas dagegen einzuwenden hätte, solange sie diese Dinge in ihren Dienst nehmen kann. Die Kirche ist nicht mehr das Haus und der Tempel, sondern sie ist zum Acker geworden. Die Welt ist eigentlich nur noch der Dünger, der Same ist die Macht der Hierarchie und die Frucht eine Weltherrschaft der Kirche.

Einer im Verwesungsprozeß befindlichen Welt gegenüber, wie sie in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung bestand, ließ sich das durchführen, wie sich denn die romanischen Völker bis heute noch nicht aus den römischen Formen herausarbeiten konnten. (Fortsetzung folgt.)

Noch ein Wort zur Lehrerfrage.

(Von P. M. Habecker.)

Die Lehrerfrage hat, wenn man so sagen darf, Staub aufgewirbelt. Wer schon je, in Reih' und Glied marschierend, sich von Staubwolken beschatten lassen mußte, der wird die Erfahrung gemacht haben, daß die Sehkraft der Augen sowohl, als auch die Thätigkeit der Lungen darunter zu leiden hatten. Solch' ein Zustand ist nicht weniger als angenehm. Auf die Dauer wird er unerträglich. Die Qual der Situation wird nun nicht dadurch gehoben, daß man etwa dem Ursprung des Staubes nachdenkt, oder auch über die Wirkung des Staubes philosophische Betrachtungen anstellt. Man sehnt sich einfach darnach, den Staub sobald als möglich los zu werden. Ein erfrischender Regen löscht den Staub und reinigt die Luft. — Solch' ein Landregen wäre nun auch für die, durch die Lehrerfrage in Bewegung gesetzten Staubwolken, eine schöne Sache. — Nun bin ich zwar nicht unter die Regenmacher gegangen, auch bin ich nicht etwa derart von mir eingenommen, daß ich die Meinung hätte, allein das richtige Wasser für qu. Staub in Pachtung zu haben; wenn ich trotzdem ums Wort und um Gehör bitte, so geschieht es, weil ich hoffe, daß ein brüderliches, von Herzen kommendes Wort, auf beiden Seiten freundliche Aufnahme finden wird. —

Im letzten Jahrgang der „Theol. Zeitschr." (cfr. pag. 250) wurden betreffs der Schulfrage, folgende Forderungen genannt:

1. Wir müssen mehr Gemeindeschulen haben.
2. Wir müssen mehr Lehrer haben.
3. Wir müssen gebildete Lehrer haben.
4. Wir müssen christliche Lehrer haben.
5. Wir müssen ein Lehrerseminar haben.
6. Die Lehrer müssen Glieder der Synode sein. 2c.

Soweit mein synodaler Gesichtskreis reicht, sind die verehrten Brüder in Schule und Kirche mit diesen Forderungen einverstanden. Die brennende Frage ist zur Zeit wohl nur das „Wie" der Eingliederung des Lehrers in die Synode. Das „Wie" der Eingliederung berührt das Rechtsverhältnis des Synodallehrers zu dem Synodalpastor. Dieses Rechtsverhältnis führt uns auf unsre kirchliche Verfassung. Die evang. Synode von Nord-Amerika hat Synodalverfassung. Die Synodalverfassung bricht mit der, im Laufe der Zeit entwickelten — also geschichtlich entstandenen — Episkopalverfassung. Der Bruch, mit der geschichtlich gewordenen Form, wird durch Hinweis auf die apostolische Zeit begründet. —

Allgemein dürfte bezüglich der Kirchenverfassung wohl gesagt werden, daß sie kein jus divinum, sondern ein Adiaphoron ist. — Wenn sie nun auch, für die große Mehrzahl der ehrw. Amtsbrüder, ein Adiaphoron ist, so bleibt es für den evang. Christen doch allzeit von großer, vorbildlicher Bedeutung, auf welche Art und Weise die kirchliche Verfassung und das kirchliche Regiment in der apostolischen Kirche gehandhabt wurden. — Ist z. B. die Bruderliebe der ersten Christen das Ideal, welches uns die Schrift zur Nachahmung

vor das Auge stellt, so ist es doch nur logische Konsequenz, wenn man anderweitige Einrichtungen der ersten Christengemeinden nicht etwa als veraltet und verrostet Eisen in den Handel bringt, — sondern sie anschaut und wieder anschaut „als nütze zur Lehre &c." —

Das wollen wir thun. Zu diesem Zweck stellen wir uns zwei Fragen. Die einleitende Frage lautet: Was lehrt uns Gottes Wort vom kirchlichen Amt?! Die andere Frage lautet: Wie wurde dieses Amt — und zwar in Bezug auf das aus der Verfassung resultierende kirchliche Regiment — von den Aposteln verwaltet?! —

1. Was lehrt uns Gottes Wort vom kirchlichen Amt?

Unser Herr und Heiland hat seiner Kirche nur einen ausdrücklichen Befehl gegeben. Dieser eine Befehl erfordert die Verwaltung der Gnadenmittel. Aus dem einen Befehl läßt sich nur ein Amt, als vom Herrn geboten, folgern. Die Gnadenmittel sind Wort und Sakrament. Der Amtsträger ist also Prediger des Evangeliums und Verwalter der Sakramente. In diesem Amte liegt keine äußere Gewalt und Macht, sondern nur die geistliche Macht des Evangeliums. Damit die dem Amt oder auch dem Amtsinhaber verliehene geistliche Gewalt nicht mit irdischer Gewalt identificiert und zum Herrschen gemißbraucht wird, dient uns Luk. 22, 24 ff zur Lehre. Wo die Herrschergelüste sich regen, da gehe man still ins Kämmerlein und versenke sich betend in die Worte des Herrn, wie sie Matth. 20, 25—28 und auch K. 23, 8—12 zu lesen sind. An diesen Stellen der Schrift wird es klar, daß unser Herr in seiner Kirche und Gemeinde keine Hierarchie haben will. Nicht allein despotisches Herrschen sondern das Herrschen überhaupt wird verboten. Wenden wir uns von den Worten des Herrn zu den Schriften seiner Jünger und Apostel.

1. Petri 5, 3 untersagt Petrus den Ältesten der Gemeinden das κατα κυριεύειν τῶν κλήρων. Der Apostel Paulus vertritt genau dieselbe Ansicht. „Gehülfe ihrer Freude," aber nicht Herr über den Glauben will er sein; 2. Kor. 1, 24. „Diener" nennt er sich 1. Kor. 3, 5. Dagegen können die Stellen Johs. 21, 16. 17, Act. 20, 28, 1. Petri 5, 2 nicht angeführt werden. In qu. Worten ist nur von einem Weiden durchs Wort die Rede. Auch kann dem ποιμαίνειν niemals die Bedeutung von regere octroyiert werden.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so erhalten wir folgende Sätze: Der Herr der Kirche hat derselben nur ein Amt gegeben; das ist das Predigtamt. Dieses Amt hat es mit der Wort- und Sakramentsverwaltung zu thun. Es ist ein Weide- und kein Regieramt. — Aus dem Angeführten ist zu folgern: Gott hat seiner Kirche überhaupt kein Regieramt gegeben; weder als selbständiges Amt (nur ein Amt) noch als Teil des Predigtamtes (nur Weideamt).

2. Wie wurde dieses Amt — und zwar in Bezug auf das aus der Verfassung resultierende kirchliche Regiment — von den Aposteln verwaltet?

Machten wir hinter die unter Frage 1 gefundene Schriftlehre einen Punkt

und Gedankenstrich, dann wären wir übel dran. An der Hand dieser Lehre könnte in praxi (denn practica est multiplex) Synode sowohl als Gemeinde gar bald ein Tohuwabohu werden. — Schriftwort wird interpretiert durch Schriftwort. Darum sagen wir ferner: Obwohl Gott der Kirche kein Regieramt gegeben, so ist und bleibt er doch ein Gott der Ordnung, der da will, daß alles ordentlich und ehrlich zugehe. 1. Kor. 13, 33 u. 40. Wer aber hat nun für Aufrechterhaltung der Ordnung Sorge zu tragen? Die Apostelgeschichte, die Korinther- und auch die Hirtenbriefe geben uns die Antwort. In denselben lesen wir nicht bloß Belehrungen und Ermahnungen, sondern auch Bestimmungen der Apostel. Da wird durch die Apostel Zucht geübt, indem sie Mißbräuchen wehren und Irrlehrer und Sünder ausschließen; Ordnungen werden eingerichtet; Vorschriften werden gegeben, die sich auf Gottesdienste, Steuer, Kirchenvermögen 2c. beziehen. Ja, noch mehr, Paulus und Barnabas visitieren die Gemeinden. — Wenn es somit fest steht, daß die Apostel die sog. kirchenregimentlichen Funktionen geübt haben und dem kirchlichen Amt das darauf bezügliche Successionsrecht nicht abgestritten werden kann, so bleibt uns nur noch das „Wie" dieser apostolischen Thätigkeit zu erörtern. Dafür legt der Apostelkonvent zu Jerusalem bleibendes Zeugnis ab. Auf demselben wird nicht nur den Aposteln, nicht nur den Ältesten, sondern der g a n z e n Gemeinde Sitz und Stimme, und zwar eine die Beschlüsse b e s t ä t g e n d e S t i m m e, gewährt. Wie schön lautet doch der Anfang des von jenem e i n m ü t i g e n B r u d e r k r e i s e verfaßten Schreibens. Da heißt es Act. 15, 23: „Wir, die Apostel und Ältesten und Brüder 2c." Erinnern wir uns ferner der Wahl des Matthias Act. 1, 23 und der Diakonen 6, 3 u. 5, so tritt uns auch da eine a l l g e m e i n e Beteiligung der G e m e i n d e vor das geistige Auge. — Andere Schriftstellen geben denselben Gedanken an die Hand: cfr. 1. Kor. 5, 5, Kol. 2, 16 u. 18, 1 Theff. 5, 21 2c.

Satz: Gott giebt seiner Kirche kein Regieramt, wohl aber Ordnungen, deren Handhabung, von den Aposteln im Verein mit den Brüdern, i. e. der g a n z e n G e m e i n d e geübt wurde.

Auch aus der nachapostolischen Zeit lassen sich Stimmen im Sinn und Geist obiger Ausführungen angeben.

Tertullian sagt: "an non putas, omni fideli licere concipere et constituere duntaxat, quod Deo congruat, quod disciplinae conducat, quod saluti proficiat?"

Cfr. ferner ad. 1. Aug. C. bei Müller 64. Appl. 185 (VI) 214. 215. 286—88. Artt. Smalc. 328—334. ad. 2. A. C. 67—69. Apol. 158 etc. 235. Artt. Smalc. 340. 341. F. Conc. I. 552. II. 698. 699. 700. 703. etc.

Die hier in Frage kommenden Ansichten Zwinglis und Calvins sind bekannt. Beide gehen noch einen Schritt weiter und betonen die Souveränität der Gemeinde und die Kopfzahl derart, daß ich ihnen für die praktische Ausführung nicht das Wort reden möchte. Wörtliche Citate kann ich von Z. und C. nicht erbringen; sie stehen mir nicht zur Verfügung. — —

Haben wir somit einen kurzen Überblick vom kirchl. Amt und der kirchenregimentlichen Praxis, nach den Worten des Herrn, der Apostel und Väter gewonnen, so fragt es sich nun, inwiefern dasselbe betreffs der Eingliederung des Lehrers in die Synode nützlich ist.

Die Kirche besteht aus der Gesamtheit der Gläubigen. Nach dem Beispiel der ersten Christengemeinden hat jeder Gläubige bei den verschiedenen kirchlichen Beratungen Sitz und Stimme. Die Synodalverfassung gründet sich auf dieses Vorbild. Auch sie redet dem allgemeinen Priestertum, der allgemeinen Beteiligung aller Gläubigen, an jeder sich auf die Kirche beziehenden Frage (wenigstens im Princip) das Wort. Durch die besonderen Umstände der Zeit 2c. ist die allgemeine Beteiligung der Gläubigen bei den kirchl. Versammlungen unserer Tage geschwunden. An Stelle der Gesamtheit der Gläubigen (Brüder) sind die Delegaten getreten. Das ist keine divina institutio, sondern eine rein menschliche Einrichtung. Als solche ist sie modificierbar. Ermöglichen es die Zeitverhältnisse 2c., die Modification dem Urbilde gemäß (apostol. Gem.) einzurichten, so ist das eine Gott wohlgefällige Sache. Hierzu bietet die Lehrerfrage die Hand.

Männer stehen vor der Thür, die einen Teil unseres Amtes überkommen haben. Mit uns stehen sie in heißer, schwerer Reichsgottesarbeit. Sie ziehen an demselben Netze, sie arbeiten in demselben Weinberge, sie graben mit uns, sie pflanzen mit uns, sie begießen mit uns das, was zu graben, zu pflanzen und zu begießen ist. Die Verhältnisse machen es diesen Männern und Brüdern in Christo möglich, unsere Synodalversammlungen zu besuchen. Sie bitten um Sitz und Stimme. Nach dem Worte Gottes, nach der Praxis der Apostel ist ihnen beides zu gewähren. Dagegen spricht allein d i e Tradition, die wir als Zopf vom Romanismus überkommen haben.

Wie aber würde sich dann das Verhältnis zwischen Pastor und Lehrer gestalten? — Ich denke etwa so, wie ich es schon jetzt in zwei meiner Nachbargemeinden vor Augen habe. — Sofern nämlich die Beteiligten Individuen evangelische Pastoren und Lehrer sind, Männer in Christo, — (und das sollten sie doch sein! Sind sie es nicht, dann läßt man solch' unerwünschten Sauerteig nicht in die Synode hinein und hat er etwa unter falscher Flagge segelnd Eingang gefunden, so sorgt man dafür, daß er br. m. schleunigst den Ausgang findet) — wird das Verhältnis evangelisch, also recht christlich sein und durch Gottes Gnade immer mehr werden.

So wird denn der evang. Lehrer nicht sagen, ich bin mindestens so viel wie der Pastor. Da wird der evang. Pastor nicht sagen, ich bin der Vorgesetzte des Lehrers. Da wird der evang. Lehrer nicht sprechen, der Pastor hat in meiner Schule nichts zu sagen. Da wird der evang Pastor nicht in kleinlicher Ehr- und Selbstsucht fort und fort das ex officio betonen. — Bizarres Amtsbewußtsein hat dann kein Recht. — Ein Glied e h r t das andere. Ein Glied stärkt, hebt, trägt das andere. Das heilige Amt wird durch die Treue des Trägers an und in seiner Person geheiligt.

So wächst dann auch das Ganze, durchweht vom Geist wahrer Bruderliebe, zur Ehre des Herrn, zum Heil seiner Gemeinde.

Ueber volkstümliche Predigtweise.

Von Sup. Trümpelmann in Torgau.

(Aus den Deutsch-Evangelischen Blättern.)

Welchen Geistlichen, der zu predigen hat, sollte dieses Thema nicht anmuten, und wer möchte nicht die gebotene Gelegenheit ergreifen, dieser Frage gegenüber sich selbst einmal zur Rechenschaft zu ziehen? Kein Wunder darum, wenn das Thema auch wieder in jüngster Zeit vielfach besprochen worden ist und der Broschüren und Zeitungsartikel nicht wenige sind, die sich mit ihm beschäftigt haben. Wir haben es also mit einer zeitgemäßen Frage zu thun. — Allerdings kann es ja nicht befremden, wenn ich behaupte: das Thema ist nicht bloß zeitgemäß in dem Sinne, daß mit ihm eine Bedürfnisfrage der Gegenwart angeregt wird, sondern in dem Sinne, daß es eine zu allen Zeiten wohl aufzuwerfende Frage enthält, also ein jeder Zeit gemäßes Thema ist. — Aber gerade wenn dies und weil dies der Fall ist, so legt sich uns die Frage wieder auf die Zunge: „warum und in welchem Sinn wird das Thema gerade jetzt so oft und mit Vorliebe behandelt? Bloß um zu erfahren, was unter volkstümlicher Redeweise zu verstehen sei? also bloß im Interesse des Wissens, also in dem Interesse, welches allerdings zu jeder Zeit eine erneute Behandlung der Frage veranlassen kann; oder auch in einem anderen Interesse? Liegt vielleicht gerade jetzt ein anderes Interesse seiner Behandlung zu Grunde? Vielleicht dasselbe, welches die Wurzel jener Klagebroschüren und -Artikel ist, die sich mit der Frage beschäftigen, warum unsre Predigten jetzt so wenig Erfolg haben? sodaß also die Frage nach der „volkstümlichen Predigtweise" von dem stillen Hintergedanken begleitet wäre: „Sobald man erst genau weiß, was eigentlich „volkstümliche Predigtweise" ist, — und zwar es so weiß, daß nicht bloß das Wissen, sondern mit ihm die Fähigkeit zur volkstümlichen Rede auf andere übertragen werden kann, so wird, weil dann die echte volkstümliche Rede häufiger als jetzt ertönt, auch mehr Erfolg der Predigt sich zeigen." Damit wäre dann unser Thema zu einer Einzelklage aus der Gesamtklage über die Kirchennot unserer Zeit geworden, sodaß eigentlich die Frage: „wie füllt man die leeren Kirchen wieder? als des Pudels Kern erscheint.

Daß unsre Kirchen leer sind, oder wenigstens nicht so gefüllt, als sie bei kirchlichem Leben es sein würden, steht fest. Leer sind auch die gefüllten Kirchen Berlins, selbst wenn alle ihre Sitzplätze besetzt sind und die Spätergekommenen in den Schiffen stehen müssen, denn 2 oder 3000 Kirchenbesucher in Gemeinden von 60,000, 70,000, 100,000 Seelen sind ein sehr geringer Procentsatz der konfirmierten Gemeindeglieder. Wie aber würde die Leere der Kirche uns angähnen, wenn dort einmal so viele Kirchen ständen, daß jeder konfirmierte Christ seinen Kirchenplatz finden könnte? Es ist nirgends gut, nirgends; — in den Städten zum Teil kläglich, ja in den Kleinstädten, wo der Handwerksphilister mit dem blauen Montage noch eine Macht ist, kläglicher als kläglich; und auf dem Lande? Weite, weite Strecken unseres Va-

terlandes, namentlich die, wo die „Rübe" blüht, müssen wir als kirchlich tot bezeichnen, und auch dort, wo man noch von verhältnismäßig günstigen kirchlichen Verhältnissen reden zu dürfen glaubt, ist's nicht gut. Wenn in Landgemeinden von 600 Seelen, also in Gemeinden von ca. 400 konfirmierten Christen 50 bis 80 sonntäglich die Kirche besuchen, so bleiben 320 bis 350 sonntäglich draußen. Und so muß man rechnen. In einem Kirchenkreise, den man noch zu den guten zählt, geben nach genauen Erhebungen von den ca. 24,300 Evangelischen, die er umfaßt, oder, nach Abzug des dritten Teiles als der Kinder unter 14 Jahren, von den ca. 16,200 Konfirmierten, die übrig bleiben, sonntäglich ca. 2,250 zur Kirche, also fast 14,000 Konfirmierter bleiben draußen. Und an den Festtagen besuchen die Kirche durchschnittlich 4,600 Konfirmierte, sodaß also auch dann wieder ca. 11,600 draußen geblieben sind. — So steht's, und das nenne ich schlecht. Und ich kann mich durch nichts darüber trösten, durch kein: „aber es ist doch noch besser, als in anderen Gegenden", und durch kein: „aber es giebt doch noch Einzelgemeinden in den Städten und auf dem Lande, deren Kirchlichkeit eine ungleich bessere ist;" ich kann's nicht. Ich habe nur ein Urteil: es steht schlecht, — und daß sich die Kirchen doch wieder füllen möchten, das muß unser selbstverständlicher, erster Wunsch sein. Die Füllung der Kirchen würde einer Hebung des kirchlichen Lebens überhaupt gleichkommen, und wir könnten von diesem Augenblicke an gar vieler Vereine unserer Tage entbehren. —

Aber wie die Kirchen füllen? Und um diese Frage zu beantworten, schaut man mit kritischem Auge auf unsere sonntäglichen Gottesdienste und fragt sich, ob sie vielleicht nicht die rechte Form, und wenn dies, nicht den rechten Inhalt haben? ob sie nicht vielleicht anziehender zu gestalten sind? Und da ist's naturgemäß wieder die Predigt, auf welche zuerst unser Blick sich richtet. Denn — gleichviel, ob man ihr eine mehr missionierende Aufgabe zuerkennt, als eine feiernde, gleichviel ob man sie bloß Verkündigung oder mehr Mittel der Erbauung sein lassen will, — ob sie für sich einen sakramentalen Charakter zu beanspruchen hat oder nur als Anhängsel der Liturgie gefaßt werden darf — gleichviel ob sie dies oder jenes ist, sie ist nun einmal thatsächlich nicht bloß ein, sondern der Hauptteil unseres evangelischen Gottesdienstes. Bleiben daher die Kirchen leer, so muß offenbar die Predigt die Kraft der Anziehung verloren haben. Und so ist man denn auch über die Predigt als die Sünderin κατ᾽ ἐξοχήν hergefallen. Es giebt wohl kaum ein Beiwort, das man nicht mit ihr verbunden hätte, und das nicht zugleich das Wort des Gerichtes über sie hätte sein sollen. Die langweiligen, die trockenen, die schwülstigen, die sentimentalen, die dogmatisierenden, die moralisierenden Predigten! Wer kann und mag sie hören! Und so ist's wohl gar so weit gekommen, daß auch Evangelische dem Katholiken Brentano es alles Ernstes nachgesprochen haben, man möchte zur Hebung des evangelischen Gottesdienstes das Plauderstübchen, die Kanzel, beseitigen. Und wenn man auch das schließlich nicht gethan hat, so hat man doch durch Erweiterung des

Altardienstes und durch Einführung liturgischer Gottesdienste Wandel zu schaffen gesucht, aber es ist beim Suchen und Versuchen geblieben, und der Wandel ist nicht eingetreten. Im Gegenteil, wenn noch etwas die Leute im Kirchenbesuche erhalten hat, so ist's die Predigt gewesen. — Um so mehr aber, wenn sie von dem kirchlichen Teil der Gemeinden immer noch als der Hauptteil des Gottesdienstes geschätzt und gesucht wird, und wenn sie andererseits doch die Kraft die Massen anzuziehen, verloren hat, so daß man jetzt wieder auf allerlei außerkirchliche Heil- und Rettungsmittel sinnt, die Gemeinde aus ihrer kirchlichen Gleichgiltigkeit aufzurütteln, umsomehr, sage ich, ist's dann Pflicht, zu fragen, in wie fern läßt sie's fehlen? was fehlt ihr? wie muß sie beschaffen sein? und um so näher liegt der Gedanke: ist sie erst wieder, was sie sein soll, so werden sich die Kirchen auch wieder füllen. —

Den ersten Gedanken, daß es unsre Pflicht ist, ernstlich zu fragen, warum die Predigt der Zugkraft ermangelt, weise ich nicht ab, aber das weise ich von vornherein als eine Täuschung ab, daß in jedem Falle, wenn sich nur erst die Predigt wieder anders und besser gestaltet habe, sich die Kirchen wieder füllen werden. — Ich frage: wenn wir alle von heute ab das arcanum volkstümlicher Predigtweise zugeteilt erhielten und nächsten Sonntag schon mit neuen Zungen redeten, hätten wir wohl den Mut, zu behaupten, von da ab würden wir auch solchen Zudrang des Volkes haben, daß wir die Behörden um Erweiterung der Gotteshäuser angehen müßten? Ich habe den Mut dazu nicht. Muß denn, frage ich, der Mangel an Zugkraft allein der Predigt zur Last gelegt werden? Ich behaupte: und wenn der heilige Gottesgeist uns Prediger noch in einem ganz anderen Grade beseelte, als dies uns bei betender Versenkung im Gottes Wort zu teil wird, wenn er uns beseelte in einem Grade wie die Apostel, so würde auch dadurch in unserer Zeit die Kirchenleere nicht ganz überwunden werden. Hier ist der wunde Punkt. Das ist der Jammer der Zeit. Unsere Zeit ist eine Zeit der Gottesnähe im höchsten Grade für alle, welche die Z e i c h e n d e r Z e i t zu deuten verstehen, aber eine Zeit absolutester Gottesferne für die Herzen der Meisten.

Aber ich sagte vorhin: die Pflicht, ernstlichst die Frage zu erwägen: „welche Schuld trifft die Predigt?" weise ich trotzdem nicht ab. Die erste Bedingung für die Wirksamkeit einer Predigt ist keine andere, als die triviale Wahrheit: sie muß gehört werden; und die Bedingung für eine weitgreifende Wirksamkeit ist: sie muß von vielen gehört werden, und daraus ergiebt sich von selbst die Frage: wie muß also die Predigt beschaffen sein, um die Masse ziehen zu können? Die Masse, die gezogen werden soll, ist jedoch keine ganz gleichartige, sondern nach Rang und Stand, nach Besitz und Bildung reichgegliederte. So ändert sich denn die vorige Frage dahin: wie muß die Predigt beschaffen sein, um alle in gleicherweise, Reich und Arm, Vornehm und Gering, Gebildet und Ungebildet, ziehen, festhalten und befriedigen zu können? Und darauf wird allerdings kaum eine andere Antwort gegeben werden können, als die: „das vermag nur die nach Form und Inhalt echt volkstümliche Predigt!" —

Welches ist nun die echte, volkstümliche Predigtweise? Ich bemerke im voraus, daß ich zwischen volkstümlich und dem Fremdworte populär, als Beiwort zur Predigt, keinen Unterschied mache. Es ist eine willkürliche, sprachlich nicht begründete Deutung, wenn man unter populär das niedrig-Volkstümliche versteht. Man spricht von edler Popularität, wie von edler Volkstümlichkeit und behandelt beide als gleichwertige Ausdrücke. Nur insofern nüancirt sich Populär neben Volkstümlich, als es zugleich die aura popularis ausdrückt, die irgend einer Sache oder einem Gedanken zu Teil wird. So wenn der Verlagsbuchhändler dem jungen Pastor, der seinen ersten Perikopenband herausgeben möchte, sagt: „Danke, Predigten sind nicht mehr populär." Aber populär in diesem Sinne als Beiwort der Predigt benutzen, heißt die Predigt selbst in Frage stellen. Eine Predigt, die da bietet, wonach „die Ohren jucken," ist keine Predigt mehr und kann nicht als Teil des christlichen Kultus angesehen werden. — Also was ist, was bedeutet „volkstümliche Predigtweise?" —

Da drängen sich zwei liebe Freunde an mich heran, um mir für meine Abhandlung eine Direktion zu geben. Der Eine sagt: „Die Moralpredigt ist die κατ᾽ ἐξοχήν volkstümliche, weil sie Sachen, thatsächliche Verhältnisse und praktisch-sachliche Aufgaben bespricht, und der Dr. theol. Bismarck nennt ja denjenigen den populärsten Redner, der „Sachen redet". Der andere ruft mir zu: „Die vielgerühmte Popularität ist nicht eine besondere Kunst, sondern in und mit dem Leben in Christo ist sie von selbst gegeben. Der lebendige Christus ist der biblische Realismus und der biblische Realismus führt wie von selbst auch die richtige und schlichte Popularität mit sich." Ich bin den beiden Freunden aufrichtig dankbar, daß sie mir diese Aussprüche übermittelt haben, aber recht geben kann ich weder dem einen noch dem andern. Dem einen will ich gern darin zu Willen sein, daß ich gegen alle Wortemacherei und Phrasendrescherei ein kräftig Wörtchen rede, ja auch darin, daß ich für die Moralpredigt ein gutes Wort einlege, aber — die Moralpredigt für die κατ᾽ ἐξοχήν volkstümliche zu erklären, das vermag ich nun doch trotz aller Freundschaft nicht. — Und der andere, ja was sagt der doch? Es wird mir schwer, das Gesagte gleich wiederzugeben. Wenn er sagt: „die vielgerühmte Popularität ist keine besondere Kunst, sondern in und mit dem Leben in Christo ist sie von selbst gegeben," so muß ich aufrichtig bekennen, daß ich das nicht verstehe. Es sind mir nämlich in meinem Leben schon Leute begegnet, die wirklich ein Leben in Christo lebten, die aber gar nicht reden konnten, so daß bei ihnen die Popularität nur latent vorhanden gewesen sein kann. Und wenn es dann weiter heißt: „der lebendige Christus ist der biblische Realismus," so ist das auch wieder so geistreich, daß ich es nicht verstehe, — und es gehört wohl auch nicht zu unserm Thema. Zu tagen beginnt er mir jedoch, wenn ich die Worte noch einmal lese: „der biblische Realismus führt wie von selbst auch die richtige und schlichte Popularität mit sich," d. h. also doch wohl: eine in den biblischen Realismus getauchte Predigt ist populär." Ich bin zwar auch diesem Satze gegenüber behutsam, aber er läßt sich doch hören,

und wir werden uns seiner Zeit mit ihm auseinanderzusetzen haben. — Es soll in diesem biblischen Realismus, der selbst also wieder der lebendige Christus ist, die Dogmatik flüssig gemacht werden, so daß nicht bloß einzelne dogmatische Materien, wie die Lehren von Christi Verdienst oder von der Buße oder der Heiligung, oder den Gnadenmitteln, sondern der ganze Christus dem Volk ins Herz gedrückt werde, denn nur so kann das sola fide wieder zu Ehren gebracht werden. — Ach, was sind das für Redensarten! Der ganze ungeteilte Christus soll dem Volke ins Herz gedrückt werden! Gewiß! aber wie denn? in jeder einzelnen Predigt oder in Predigtreihen? „Natürlich in Predigtreihen," antwortet man mir vielleicht, „aber nicht nach dem Gange des Katechismus über Christi Naturen, Stände, Ämter — das ist dogmatisch, sondern lebensvoll nach dem Realismus der Bibel, über Christi Leben, seine Thaten, Leiden, Herrlichkeit, Wiederkommen!" Gewiß — es macht das einen Unterschied und man kann sich solche flüssige Dogmatik wohl gefallen lassen, aber das behaupte ich: man kann über Christi Natur, Ämter, Stände höchst volkstümlich und über Christi Leben und Thaten wieder höchst unvolkstümlich predigen. Es ist ein Irrtum, wenn man meint, das eine trage das Volkstümliche an und in sich, das andere nicht. Eher könnte man sagen, das eine lasse sich leichter volkstümlich gestalten als das andere, mehr aber auch nicht. Das Volkstümliche liegt überhaupt mehr in der Peripherie als in dem Centrum der Rede. Und dasselbe ist auch dem ersten Freunde zu sagen, der die Moralpredigt κατ' ἐξοχήν volkstümlich nennt. Man kann über die christlichen Tugenden volkstümlich predigen und unvolkstümlich. Man kann — ja gerade über die Tugenden — so interessant, so prickelnd und auch anspornend predigen, daß die Zuhörer kein Auge vom Prediger verwenden, und dann wieder so schemenhaft und schematisch, daß sie sich sehr bald zu dem erquickenden Kirchenschlaf zurechtgesetzt haben, mag dieser Schlaf mit offenen oder geschlossenen Augen geschlafen werden. — Auch darf man nicht vergessen, daß auch unseren Gemeinden das Athenertum, gern etwas Neues hören zu wollen, nicht ganz fremd ist. So trat ein junger Pfarrer in eine Gemeinde ein, die niemals Predigten über die christlichen Tugenden gehört hatte. Er erkundigte sich danach, und hielt nun solche Predigten, wie er glauben durfte, nicht ohne Erfolg. In einer anderen Gemeinde waren seit Jahren nur und ausschließlich Moralpredigten gehalten worden, und diese Predigten selbst wieder in echt hausbackener Art. Dort predigte der Pfarrer zwei Jahre lang über die Artikel unseres christlichen Glaubens, hielt Katechismuspredigten, also Predigten dogmatischen Inhaltes, und die Leute folgten diesen Betrachtungen, in denen ihnen die Wurzeln des christlichen Lebens bloßgelegt wurden, mit solchem Interesse, daß der Pfarrer wiederholt in der Woche — auch von einfachen Arbeitsleuten über einzelne Aussprüche befragt und noch nähere Erklärung gebeten wurde, ja daß man sich sogar abends im Wirtshause über die Predigt besprach und stritt. — So kam ich selbst einmal als Superintendent zur Kirchenvisitation in eine Kirche, in welcher — wohl ein Menschenalter lang — ein rationalistischer Pastor gepredigt hatte. Der alte Herr

war übrigens eine hochachtbare Persönlichkeit, einer jener Leute, wie sie Thiersch vor Augen gehabt haben muß, als er über seinen Vorlesungen über Protestantismus und Katholicismus sagte, er höre lieber eine Tugendpredigt aus dem Munde eines Rationalisten, als die Predigt von der Gerechtigkeit aus dem Glauben aus ungewaschenem Munde. Dieser alte Herr stieg auf die Kanzel, um über Johannis 10, das Evangelium vom guten Hirten, zu predigen, und das Thema der Predigt war: „daß Christus gekommen sei, den Menschen eine bessere Sittenlehre zu bringen." Das als Thema zum Evangelium vom guten Hirten! Und wie wurde das weiter ausgeführt! Im vergesse das nicht wieder. Konnte es da wohl für den Superintendenten eine andere Aufgabe geben, als in der Visitationsansprache die Wurzeln des christlich-sittlichen Handels bloßzulegen? sonst von allem andern abzusehen, und das „der gute Hirte läßt sein Leben für die Schafe" in den Vordergrund zu stellen, und das „sie hören meine Stimme" aber etwas tiefer zu fassen als nur in dem Sinne, Christi bessere Sittenlehre kennen zu lernen? Ich hatte das bestimmte Gefühl, daß ein seelisches Aufatmen durch die Gemeinde ging und es konnte dies Bloßlegen der Wurzeln für unser sittliches Thun geschehen, ohne den Prediger selbst irgendwie vor seiner Gemeinde bloßzustellen. In diesen Fällen war das Neue gerade immer das Nötige, und einmal war die Moralpredigt, ein anderesmal die dogmatische Predigt die volksthümliche. Die Schlagwörter Dogmatisch und Moralisch oder Ethisch schließen die Volkstümlichkeit weder aus noch ein. — Und damit glaube ich denn auch diese beiden Schlagwörter abgethan zu haben. Es ist ja nur zu häufig zu hören: nicht dogmatisch, sondern ethisch muß man predigen, wenn die Predigt ansprechen soll. Nein, nicht von der Art der Predigt in diesem Sinne hängt es ab. Wir können keine dieser beiden Arten entbehren; auch die Texte der Schrift bringen es mit sich, daß bald mehr diese, bald jene Art überwiegt, und beide Arten volkstümlich zu gestalten, das ist die Aufgabe. —

Und so sind wir wieder auf die Frage: „Was ist volkstümliche Predigtweise? zurückgeworfen. Vielleicht kommen wir leichter zum Ziele, wenn wir die Frage geschichtlich zu erledigen suchen, oder vielleicht durch die Musterprediger der Gegenwart zur Beantwortung bringen. Durch die Geschichte — sie nennt uns ja Namen, denen der Ruf echter Volkstümlichkeit eigen war und ist. — Daß ich zu diesen Namen nicht den Hannoveraner Sackmann und den Dinkelsbühler S p ö r r e r, den Bauernprediger κατ' ἐξοχήν, rechne, brauche ich wohl nicht besonders hervorzuheben. Das waren Spaßmacher auf der Kanzel, Spörrer noch mehr, als Spaßmacher, ein Hauswurst, und wenn Sackmann mit dem Ausrufe auf die Kanzel tritt: In Limmer (seinem Pfarrort) werden die Leute alle Tage schlimmer, und in Felber (seinem Filial) schlachten sie wohl die Kälber, fressen sie aber selber (d. h. geben dem Träger des geistlichen Amtes nicht das Nierenstückchen), so kann das auch im Anfange des vorigen Jahrhunderts nur Lachen erregt haben. Also diese Sorte Volksredner lassen wir bei Seite. Aber wer sind nun die anderen? Nun, da würden wir zweifellos von Luther anzufangen und dann die leuchtenden

Namen der berühmtesten Kanzelredner jedes Jahrhunderts zu nennen haben, insoweit ihnen zugleich der Ruf großer Volkstümlichkeit eigen gewesen. Aber ich befürchte, wir werden trotzdem nicht weiter kommen. Denn was helfen die Namen, wenn wir nicht erfahren können, wodurch jene Männer sich den Ruf der Volkstümlichkeit erworben haben, oder worin die Volkstümlichkeit ihrer Predigten sich zeigt? Und dabei bleibt, scheint es, nichts anderes übrig, als eine Blütenlese von charakteristischen Stellen aus jenen Predigten zu bieten — dazu aber fehlt die Zeit. Und — ich gehe noch weiter. Selbst wenn die Zeit nicht fehlte, würde uns doch auch die beste Blütenlese nicht weiter bringen, denn so gewiß der Begriff des Volkstümlichen einen Kern hat, der für alle Zeiten gilt, so gewiß hat er wieder etwas um und an sich, was ebenso flüchtig ist, wie die Zeit selbst. Im Wandel der Zeiten wandeln sich die Völker, und mit den Völkern wandelt sich das Volkstümliche. Soweit das Volkstümliche auch das dem Geschmack des Gesammtvolkes Entsprechende ist (und das gehört doch mit zum Begriff), insoweit ist das Volkstümliche selbst in einem fortwährenden Flusse. Ich brauche nicht zu befürchten, daß hier „Geschmack" dem gleich gesetzt werde, was ich bereits als die christliche Predigt selbst zerstörend abgewiesen habe, was die Schrift das nennt, wonach den Hörern die Ohren jucken. Nehmen wir z. B. Luther. Wenn irgend einer, so war er ein volkstümlicher Redner, und es ist ganz recht, wenn man die jungen Theologen auf Luthers Schriften und Predigten hinweist, um daraus zu lernen. — Ich habe eben wieder einmal einen Blick gethan in die drei Kapitel des Johannes, das 14., 15. und 16., „gepredigt, wie es heißt, und ausgelegt von Martin Luther," und dann auch ein paar Blicke in das erste Heft von Luthers Worten für das deutsche Haus in den „Sermon von den guten Werken," und ich habe von Neuem, wie so oft, erfahren, daß eine Flut von Anregungen uns aus Luthers Worten entgegenströmt. Das ist ein Wogen und Wallen des Geistes und ein Zusammenwogen und Zusammenwallen, wie es mir bei keinem anderen Großen im Reiche Gottes so leicht begegnet ist. Die angeführten Schriften sind ja keine eigentlichen Predigten, aber sie haben doch den Tonfall der Predigt, und so wird man ganz zweifellos auch aus jeder wirklichen Predigt Anregungen die Fülle empfangen, auch für die Volkstümlichkeit der Predigt manches, vielleicht viel lernen; aber dürfte man wohl wagen, um die Höhe des Volkstümlichen zu ersteigen, Luthers Predigten zu kopieren? oder selbst wiederzugeben? Und wenn wir sie ganz in die Sprache unserer Zeit gießen würden, so würden sie trotzdem meiner Meinung nach lange nicht mehr die Wirkung haben, die sie damals gehabt haben. Man würde sie vielleicht gar nicht einmal mehr für so volkstümlich halten. Schon ihre Länge würde dem Geschmacke der Zeit nicht entsprechen, und manche Ausführungen, welche sicher damals die Leute gepackt haben, würden wohl jetzt als Längen empfunden werden. — Und wenn ich nun einen uns zeitlich noch ganz nahestehenden Mann nenne, Dräsecke, und erinnere an die begeisterte Anerkennung, die er gefunden — habe ich Recht oder Unrecht, wenn ich sage: „auch Dräsecke würde jetzt, wenn er genau so predigte, wie er seiner Zeit gepre-

digt hat, nicht mehr denselben Beifall finden?" Unsere Zeit ist viel realistischer geworden, als das Zeitalter Dräseckes es war. — Läßt uns nun die Vergangenheit im Stich, so rettet uns vielleicht die Gegenwart. Es giebt ja auch jetzt vielgenannte gefeierte Kanzelredner. Ja, wenn man den Berichten über die Missions- und Gustav-Adolfsfeste folgen darf, muß man eigentlich annehmen, daß wir in der klassischen Blütezeit der Kanzelberedsamkeit stehen, denn so viele „geistreiche, im edelsten Sinne populäre, im Worte Gottes tief gegründete, vom Herzen kommende, zum Herzen gehende Predigten," wie jetzt, sind wohl seit Christi Geburt überhaupt noch nicht gehalten worden; und wenn man diesen Berichten folgen dürfte, wäre die Frage nach der echten, volkstümlichen Predigtweise eine längst gelöste. Indes dürfen wir wiederum nicht vergessen, daß diese Berichte eben über Festpredigten berichten, und daß die Festpredigten immer nur Ausnahmepredigten der gewöhnlichen Sonntagspredigt gegenüber sind. Man muß also die mehrgenannten Prediger unserer Zeit Sonntags in ihren Gemeinden aufsuchen, um kennen zu lernen, was volkstümliche Predigtweise ist. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß auch unter den Kanzelrednern der Gegenwart Strömungen der feineren und gröberen Volkstümlichkeit sich geltend machen, und daß man also auch in der Wahl seiner Vorbilder fehlgreifen kann. So giebt es jetzt gefeierte Kanzelredner, welche die Antithetik der Griechen sich zum Vorbilde genommen haben, und andere, welche durch hausbackene Derbheit überraschen. Ja es kann selbst das nicht geleugnet werden, daß in unseren großen Städten die Mode, das umgekehrte „Edom," eine große Rolle spielt, daß darum mancher gefeierter Kanzelredner eben mehr ein Mann der Mode als des Volkes ist, und daß darum seine Predigten nichts weniger als Vorbilder volkstümlicher Predigtweise sind. — (Fortsetzung folgt.)

Ueber die Aufnahme neuer Schulkinder.

Von Lehrer A. Breitenbach.

Es ist eine Reihe von Jahren darüber vergangen, als ich in unserm stillen Dörfchen am Rheine Lehrer der Kleinen, oder, wie die Leute sagten, „der kleine Schulmeister" war. Aus dieser Zeit findet sich in meinem Tagebuche ein Passus über die Aufnahme neuer Schulkinder, den ich hiermit der Öffentlichkeit übergebe. Vielleicht findet einer oder der andere der jungen Kollegen, eine oder die andere der „Kolleginnen," die an einer Unterklasse arbeiten, darin ein Körnlein Wahrheit.

In den beinahe fünf Jahren, während welcher Zeit mir die Kleinen anvertraut waren, habe ich die Aufnahme fünfmal besorgt, und ich habe dabei die Fehler gemacht, welche, so vermute ich, die allermeisten jungen, mit übermäßigem Diensteifer vom Seminar kommenden und etwas gar zu ängstlich ihre Autorität hütenden Kollegen machen werden. Und doch wie wichtig kann so eine Aufnahme der Kleinen, richtig und verständig ausgeführt, für die künftige Schularbeit an denselben werden! Wenn die Kleinen zum ersten

Mal in die Schule treten, dann geben sie sich ihrem Charakter gemäß, ohne alle Verstellung und unbeeinflußt von den Eltern; denn die Erwartung und die damit verbundene Erregung läßt sie momentan alles vergessen und läßt sie nur an den „Schulmeister" denken, dem sie nun zum ersten Male entgegentreten sollen. Der Schulmeister kann also, falls er nur ein klein wenig Erfahrung besitzt, einen tiefen Blick in das Herz so manchen Kindes thun.

Und wer bringt denn die kleinen Rekruten zur Schule? Hier bei uns nur die Mutter, sehr selten der Vater und noch viel seltener sonstige Angehörige des Hauses. Ich denke, daß es so auch anderswo sein wird. Die Mutter, welche vermöge ihres regen Gefühlslebens an diesem wichtigen Tage, der den Anfang eines neuen Zeitabschnittes in dem Leben des Kindes bildet, daran denkt, wie sauer ihr das Kind in den vergangen sechs Jahren geworden, wie viel Sorge und Mühe mit ihrer Liebe zum Kinde Hand in Hand gegangen, sie will es sich nicht nehmen lassen, ihren Liebling auf seinem ersten Schulgange zu begleiten, ihn dem „Herrn Schulmeister" selbst zu übergeben, um denselben noch manches ans Herz zu legen. Welche prächtige, höchstwillkommene Gelegenheit also für den jungen und unbekannten Lehrer, die Mütter seiner Kinder kennen zu lernen, sich auf so höchst einfache Weise mit der Familie in Verbindung zu setzen, was ihm — namentlich in der Stadt (Großstadt um so mehr) — oft gar nicht möglich ist. Und können die Mütter der Kinder uns nicht manchen wertvollen Fingerzeig inbezug auf die Behandlung der Kinder geben? Ich meine: „Ja!" Da hat einem eine Mutter zu offenbaren, daß ihr Kind leider schwerhörig ist; eine andere weist hin, daß ihr Söhnchen kurzsichtig ist oder sonst schwache Augen hat u. s. w. Wie überaus schätzenswert! Was der Lehrer sonst wohl erst nach längerer Zeit und nicht ohne große Mühe erfahren würde, was vielleicht manchem Kinde eine Rüge eintragen könnte, erfährt er hier sofort und aus der besten Quelle. Daß es hierbei ohne drollige und komische Szenen nicht abgeht, und daß manche Mutter ihrem Liebling in allzugroßer Sorge eben mehr andichtet, als ihm wirklich fehlt, kommt vor, schadet aber nicht viel; der aufmerksame Lehrer wird es bald merken.

Und nun möchte ich dem freundlichen Leser zum Dank dafür, daß er meinen Ausführungen bis hierher gefolgt ist, aus meiner langjährigen Praxis etwas über Aufnahme kleiner Kinder in die Unterklasse mitteilen.

Es war im Jahre 1864. Ich hatte am ersten Schultage nach Ostern die Kinder aufzunehmen und begab mich deshalb schon eine halbe Stunde vor Beginn des Unterrichts zur Schule. Trotzdem aber fand ich dort schon fünf bis sechs Mütter mit schulpflichtigen Kindern anwesend. Hatte diese „ängstlichen Seelen" zum Teil auch die Ungeduld der Kinder so früh zur Schule getrieben, so gingen sie andererseits doch auch gerne; denn sie wollten durch ihr frühes Erscheinen zweierlei erreichen, nämlich erstens ein gutes Plätzchen für ihre Kinder, damit „die armen Kinder doch nicht zu weit nach unten kämen," und zum andern wollten sie, d. h. die Mütter, mit dem „Herrn Schulmeister" in aller Ungestörtheit ein ernstes Worte über ihren Augapfel

reden. Die Kinder saßen bereits in den Bänken, und die Mütter waren beschäftigt, ihnen die Nasen zu putzen, das Haar zu glätten, die Bücher zu ordnen u. s. w. Und was hatten mir diese Mütter alles mitzuteilen! Da vertraute mir die eine an, daß ihr Hans so gar sehr ängstlich sei, und ich möchte doch in der ersten Zeit „nicht so sehr strenge mit ihm sein." Ihr Hans aber war ein pausbäckiger, von Gesundheit strotzender Kerl, der so keck und dreist in die Welt schaute, daß er seine Mutter eigentlich sofort Lügen strafte. Ich versprach der Frau Mutter, alles aufs beste zu besorgen und sie war nun zufrieden. Eine andere Mutter klagte mir, daß ihr kleines Ännchen immer so schlechten Appetit habe, und sie wäre daher gewöhnt, 'nmal inzwischen ein bißchen zu essen; ich möchte ihr das in den Pausen, d. h. zwischen den einzelnen Stunden, doch auch erlauben. Auch diese war bald beruhigt mit dem Zusatze meinerseits, daß ihr kleines Ännchen sehr bald einen gesunden, guten Appetit aus der Schule nach Hause bringen sollte. Eine dritte klagte mir mit mehr als vergnügtem Gesichte, ihr Karl sei ein unartiger „Bengel," und ich möchte ihn nur ordentlich "stramm" nehmen. Eigentlich wollte sie sagen: „Mein Karl ist der beste Junge von der Welt und thu du ihm ja nichts zu leide!" Und gar eine von diesen um das Schicksal ihrer Lieblinge besorgten Mütter kam mit einer Zuckerdüte zutage und übergab sie mir mit der etwas schüchternen Bitte: „Wenn Gretchen sich bangte, dann möchte ich ihr doch einen Bonbon geben, dann bliebe sie lieber in der Schule." Ich habe Kollegen gekannt, welche mit Entrüstung eine solche Gabe zurückgewiesen, ja, die dabei wohl gar recht unliebsame, unliebenswürdige Worte gebrauchten. Ich habe die Kollegen nie begreifen können. Weshalb thaten sie das? Sie haben jedenfalls den Müttern klar machen wollen, daß die Schule eine Stätte ernster Arbeit und nicht ein Ort sei, wo man Leckereien verzehrt. Aber war denn das erst nötig? Nein, denn die Eltern wissen das sehr wohl selbst. Und haben diese Kollegen ihren Zweck erreicht? Mit nichten. Sie haben nur erreicht, daß die Mütter sie von Stund an für unliebenswürdig hielten, und daß sie nun um das Schicksal ihrer Kinder ernstlich besorgt sind, — kurz, sie haben in schroffer Weise das Band, welches sich zwischen diesen Eltern und der Schule zu knüpfen im Begriff stand, zerrissen. Ich habe dergleichen Gaben — und ich habe deren öfter erhalten, ganz ruhig mit einem Scherzworte entgegengenommen, habe wirklich solche Bonbons einem schüchternen Gretchen hin und wieder gereicht. Am liebsten jedoch sparte ich solche Düten zusammen und gab dann einmal in den ersten Schultagen, „wenn es sehr schön gegangen war," jedem Kinde einen Bonbon. Das war dann allemal eine große Freude. Den Ernst der Schularbeit lernen die Kleinen, für welche die ersten Schultage eine ungeheure Anstrengung sind, schon noch kennen, und die Autorität des Schulmeisters kann auch darunter nicht im mindesten leiden, wenn der Lehrer der rechte Mann am rechten Orte ist. Wenn die Autorität eines Lehrers auf so schwachen Füßen einherschreitet, daß sie durch einige Zuckerdüten ins Wanken gerät, dann ist sie überhaupt nicht die rechte.

Doch ich kehre nunmehr zu meiner Aufnahme zurück. Gegen den Schluß

derselben — es waren nur noch einige wenige Frauen anwesend — entstand in dem Korridor (Vorhalle) des Schulhauses ein großes Geschrei und unmittelbar darauf wurde die Thür meines Klassenzimmers aufgerissen und herein trat in großer Aufregung eine Frau, welche ein kleines, aus Leibeskräften schreiendes Mädchen mit Gewalt ins Zimmer zerrte und dann mit Thränen in den Augen klagte, daß ihr kleines Lieschen durchaus nicht zur Schule gehen wollte. Die Mutter blieb einstweilen da, und wir beruhigten das Kind einigermaßen. Hierauf nahm ich Gelegenheit, in Gegenwart der noch anwesenden anderen Frauen zu fragen, warum denn Lieschen solche ungeheure Angst vor der Schule habe, worauf ich die bekannte Antwort erhielt, „daß Lieschen glaube, es gebe in der Schule viel Schläge." „Und woher hat sie denn diesen Glauben?" forschte ich weiter. „Ja," meinte die Mutter ganz unschuldig naiv, „die größeren Kinder haben sie, wenn sie 'mal unartig war, damit geängstigt." Ich nahm nun Veranlassung, den noch anwesenden Frauen das sehr Verkehrte und höchst Nachteilige dieser vielverbreiteten Unsitte, den Kindern die Schule als eine Strafanstalt, den Herrn Schulmeister als einen Barbar hinzustellen, recht klar zu machen, und ich rate jedem Kollegen, bei passender Gelegenheit ein gleiches zu thun.— Das kleine Lieschen hatte sich während dieser Unterredung dermaßen in die Schürze ihrer Mutter verkrochen, daß wir Mühe hatten, sie daraus hervorzuholen. Ich wies ihr nun unter freundlichem Zureden einen recht schönen Platz in der Nähe meines Katheders (Sitz für den Lehrer) an und ersuchte die Mutter, sich nun entfernen zu wollen, und ich setzte hinzu, daß ich Lieschen bald zutraulich machen würde. Das war mir früher in ähnlichen Fällen in der That immer gelungen, aber in diesem speziellen Falle sollte ich mich denn doch gründlich geirrt haben. Eine Weile verhielt sich unser Lieschen ruhig, so ruhig, daß es durch kein Zureden zum Sprechen zu bewegen war. Endlich fing es wieder an zu weinen, und so stille vor sich hinweinend, verbrachte es seinen ersten Schultag. Am zweiten Tage ganz dieselbe Szene. Am dritten Tage brachte es eine größere Schwester unter Schlägen ins Schulzimmer. Es war mir eine solche Angst vor der Schule und zugleich eine solche Schüchternheit bei einem Kinde denn doch noch nicht vorgekommen. Bei meinem Nachdenken darüber, wie das schüchterne Kind am schnellsten und sichersten für die Schule und mich zu gewinnen sei, verfiel ich endlich auf den Gedanken, den Eltern des Kindes, die ich gar nicht kannte, einen Besuch zu machen, mich mit ihnen zu unterhalten und dem Mädchen zu zeigen, daß ich auch ein Mensch wie andere Menschen sei.

Mit einer großen Zuckerdüte versehen, machte ich mich auf den Weg zu Lieschens Eltern. Diese waren nur einfache Bauersleute, biedere Menschen, die den Besuch des Herrn Schulmeisters sehr hoch anschlugen, mich sehr freundlich aufnahmen. Unser Lieschen machte, als ich ins Wohnzimmer trat, Miene, sich um die Ecke zu drücken; indessen blieb es auf meine freundliche Zurede im Zimmer, reichte mir sogar seine Hand. Nachdem das Mädchen „meine Düte" in Empfang genommen, auf Befehl der Mutter höchst

schüchtern sein „Danke schön" gelispelt hatte, unterhielt ich mich längere Zeit mit den Eltern, welche mir bald alle ihre häuslichen Sorgen und kleinen Freuden mitteilten. Ja sogar ihren Viehstand mußte ich in Augenschein nehmen und den schönen Garten bei dem Hause besehen. Bei alledem sah und hörte unser Lieschen zu und antwortete auf meine, an es gerichtete Fragen schon etwas unbefangener, dreister. Zum Schluß mußte es mir in die Hand versprechen, am nächsten Tage allein zur Schule zu kommen, auch nicht mehr zu weinen. Und siehe da, unser schüchternes Lieschen hielt Wort. Es kam allein, freiwillig zur Schule und hat auch nie mehr ohne Ursache geweint.

Übrigens zeigte sich Lieschen in der Folge als ein recht begabtes Kind und wurde eine meiner besten und begabtesten Schülerinnen, die zu tadeln oder zu strafen ich niemals Ursache hatte. Das Kind hing seine ganze Schulzeit an mir mit einer Zuneigung, wie sie mir seitdem kaum wieder von seiten eines Schülers begegnet ist. Siehe, lieber Leser, das verdanke ich nicht zum mindesten dem einen Besuche, der übrigens mir die Eltern ebenso geneigt machte, so daß ich im Vorbeigehen öfter bei ihnen vorgesprochen habe. Lieschen ist heute selbst Mutter, ihre lieben Eltern sind lange tot; sie hat später ihr Brot selbst verdienen müssen, sie war ein ehrliches, gutes Mädchen geworden; und noch heute als Frau und Mutter erinnert sie sich noch gern ihrer Schulzeit und ihres ersten, d. h. des damaligen „kleinen Schulmeisters."

So hatte ich mir durch ein wenig Freundlichkeit nicht nur die Zuneigung meines Schulkindes erworben, nein, auch die Eltern brachten mir bis zu ihrem Tode förmliche Verehrung entgegen.

Schluß: Man soll auch sogenannte Kleinigkeiten im Schulleben nicht gleichgültig behandeln, also auch nicht die „Aufnahme neuer Schulkinder" und: „Ein freundliches Zutrauen erweckt Zutrauen, und Liebe erweckt Gegenliebe."

Die Zukunft der Religion.

(Aus der Allgem. Deutschen Lehrerzeitung.)

(Fortsetzung.)

Und so wenig uns nun je einer überzeugen wird, daß die sichtbare Welt bloßer Schein ist, wir vielmehr aus ihren Wirkungen gemäß dem, uns gleich den Anschauungen des Raumes und der Zeit angeborenen unmittelbaren Kausalitätsgefühl auf ihre Existenz schließen, so wenig wird das je jemandem gelingen in Bezug auf die andere, weil wir für ihr Dasein gemäß demselben Gefühle dieselben Beweise haben. Wie diese Welt in uns schlummert und erwacht in dem Maße, als wir ihre Zeugnisse vernehmen, so werden wir ihrer um so gewisser, da sie uns unmittelbar in unserem Selbstbewußtsein bestätigt wird. Denn der inneren Erfahrung hebt Wundt, Physiologische Psychologie S. 442, hervor, kommt die Priorität zu vor aller äußeren, und das ist der unheilbare, verhängnisvolle Irrtum des Materialismus, daß er dieses schon bei der Grundlegung seines Gebäudes verkennt, da auch die sogenannte äußere

Erfahrung zuletzt nichts ist als innere, weil wir der sinnlichen Erscheinungen nur in so weit uns bewußt werden, als sie uns innerlich erscheinen. Gehört aber nun die Idee der Gottheit zu allen Zeiten als notwendiger Bestandteil zu dieser inneren Welt, bildet sie die Grundlage, wie die Krone derselben, weil wir unsern Geist selbst als ein Nichtirdisches, Übersinnliches, Göttliches erfassen und den Zweck unseres Daseins nur in einem Solchen suchen können, so ist damit diese Idee selbst gerechtfertigt, sie ist uns ebenso unmittelbar gewiß und ebenso notwendig wie wir selbst und die gesamte höhere Welt, als deren Glieder wir uns fühlen.

Und darum sagen wir: Das Setzen von Gott und einer höheren Welt ist dem Menschen ebenso notwendig, weil ureigentümlich, d. h. mit dem seinem innersten Wesen unmittelbar gegeben, als das Setzen von Raum und Zeit und die dadurch ermöglichte Kenntnis der äußeren Welt. Wie Raum und Zeit unmittelbare Formen seiner äußeren Anschauung, so ist es auch die Gottesidee für die innere. So wenig er jene beiden erzeugt und die Dinge, welche ihm im Rahmen derselben erscheinen, vielmehr sie nur für sich in seinem Geiste wiedererzeugt und dadurch allein derselben gewiß wird, so wenig erzeugt er Gott aus sich heraus, daß dieser ohne ihn nicht bestände, wohl aber erzeugt er ihn wieder und wird dadurch seiner gewiß. Sein Wesen kann er noch viel weniger erkennen, als das Wesen der einfachsten sinnlichen Erscheinungen. Was er von ihm gewahr wird, sind nur Wirkungen, wie auch das, was wir von den sinnlichen Dingen gewahr werden, nichts als diese sind. Aber so gewiß uns diese Wirkungen mit Bestimmtheit auf ein Wirkendes schließen lassen, so gewiß sind wir berechtigt, auch auf dem Gebiete der höheren Welt von den Wirkungen auf ein Wirkendes zu schließen, von den göttlichen Gedanken, Gefühlen, Bewegungen und Regungen auf ein Wesen, das sich uns zweifellos bezeugt, und dessen Existenz und Walten uns um so gewisser werden muß, je mehr wir hier nicht auf die zweifelhaften Wirkungen unserer Sinne angewiesen sind, sondern dieselben unmittelbar in unserem Geiste empfangen und durch den Widerhall, denn sie hier finden, gewiß werden, daß sie nicht auf Täuschung beruhen.

Es gilt auch hier Göthes Wort: „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nie erblicken, Läg' nicht in uns des Gottes eigene Kraft — wie könnt' uns Göttliches entzücken?" Wie wir der Sonne Licht nur schauen, weil unser Auge selbst Lichtnatur hat, so können wir Gott nur erkennen, weil und insoweit unsere Seele göttlicher Natur ist. Aber wie auf der anderen Seite die Thatsache, daß wir das Licht durch unser Auge wahrnehmen, die Existenz der Sonne uns bezeugt, so verbürgt uns die andere, daß wir göttliche Regungen in uns spüren, das Dasein eines Gottes, von dem diese allein ausgehen können, wie die Lichtempfindung allein durch die Sonne ermöglicht wird. Wie das Bewußtsein des Lichts dem Menschen in seinem Auge, so ist ihm das Bewußtsein Gottes in seiner Seele gegeben. Aber wie die Empfindung des Lichts ihm eine Bürgschaft für die Realität desselben, so ist ihm die Idee Gottes in ihm ein Zeugnis für die Existenz desselben außer ihm, wenn

es überhaupt zulässig ist, hier Innen und Außen zu trennen. Denn Gott ist erhaben über alle Schranken der Sinnlichkeit, für ihn existiert der Unterschied von Innen und Außen nicht. Wenn wir ihn, indem wir ihn in uns fühlen, auch außer uns suchen und damit in die Schranken von Raum und Zeit bannen, so nötigt uns dazu unsere an die Sinne gebundene Denkweise im Widerspruch zur Idee Gottes.

Und diese Idee Gottes und einer höheren Welt bildet für ihn ein ebenso notwendiges Postulat (unbedingte, unmittelbare Forderung) in Bezug auf sein höheres Leben, wie Raum und Zeit für seine sinnlichen Wahrnehmungen, die Begriffe von Atomen, Materie, Stoff und Kraft, Kausalität für seine natürliche Weltbetrachtung. Wie notwendig diese letzteren sind für alle Naturerkenntnis, ist bekannt. Daß sie aber nichts sind als Postulate, nichts als Axiome, als logisch-notwendige Voraussetzungen, also unbewiesene und unbeweisbare Hypothesen, das sollte nicht minder bekannt sein. Wundt gesteht zu, daß der Begriff der Materie ein gänzlich hypothetischer Begriff ist, welchen wir den Erscheinungen der Außenwelt unterlegen, um uns das wechselnde Spiel derselben erklärlich zu machen. Ein physikalisches Atom, d. h. eine im Vergleich zu den Körpern, mit denen wir Umgang haben, verschwindend klein gedachte, ihres Namens ungeachtet in der Idee aber noch teilbare Masse, sagt Dubois-Reymond in seiner berühmten Schrift „Über das Naturerkennen" Seite 9, der Eigenschaften oder ein Bewegungszustand zugeschrieben werden, mittels welcher das Verhalten einer aus unzähligen solchen Atomen bestehenden Masse sich erklärt, ist eine in sich folgerichtige und unter Umständen nützliche Fiktion der mathematischen Physik. Ein philosophisches Atom dagegen, d. h. eine angeblich nicht weiter teilbare Masse trägen, wirkungslosen Substrates, von der durch den leeren Raum in die Ferne wirkende Kräfte ausgehen, ist bei näherer Betrachtung ein Unding. Und weiter Seite 29: Unser Naturerkennen ist eingeschlossen zwischen den beiden Grenzen, welche einerseits die Unfähigkeit, Materie und Kraft, anderseits das Unvermögen, geistige Vorgänge aus materiellen Bedingungen zu begreifen, ihm ewig vorschreiben. Und wie dieser große Forscher ausdrücklich betont, daß unser Naturerkennen, als Betrachtung der natürlichen Vorgänge im kausalen Zusammenhang untereinander und in ihrer Abhängigkeit von einer oder mehreren letzten Ursachen durchaus keine absolute (unbedingt sichere und vollkommene), sondern ein sehr beschränktes, so auch sehr bedingtes und wenig sicheres ist, so bekennen mit ihm andere offen, daß der Begriff der Kausalität, mit dem die Wissenschaft als ihrem Fundamentalbegriff operiert, mit dem sie steht und fällt, ein durchaus hypothetischer und subjektiver ist, und daß wir auf Grund desselben eine rein subjektive Anschauung der Welt gewinnen, eine Anschauung, die nur insoweit Geltung haben kann, als uns die Welt erscheint, durchaus aber keinen Schluß auf das wahre, wirkliche Sein derselben verstattet. Der Begriff der Kausalität oder das Urteil, daß jedes Ding, jede Erscheinung eine Ursache habe, ist unserem Geiste ebenso gegeben, ist uns eine ebenso unbedingt notwendige Form

des Denkens, wie die Begriffe von Zeit und Raum, von Empfindung und Bewußtsein. Wie wir alle Dinge außer uns und in uns in dem Rahmen von Zeit und Raum wahrnehmen und als Wirkungen auf unser sinnliches und geistiges Sein, so zwingt uns auch unser Geist mit unbedingt logischer Notwendigkeit, allen Erscheinungen eine Ursache zu Grunde zu legen, Ursache und Wirkung sind unbedingt notwendige Kategorien unseres Denkens, wie Kraft und Stoff, Raum und Zeit. Alles Vorstellen vollzieht sich nur durch Kausalsynthese, alles Denken ist ein bewußtes und unbewußtes Setzen von Ursache und Wirkung. Von den einfachsten Sinneswahrnehmungen, bis zu den feinsten logischen Operationen sind alle Akte unseres geistigen Lebens Vorgänge, die unter dem Kausalgesetze sich vollziehen, wie innerlich und äußerlich im engsten Zusammenhange der Erscheinungen stehen. Unsere gesamte Natur oder Erfahrungswelt ist von Kausalität durchdrungen und beherrscht, und alle Grundsätze, welche sich aus dem allgemeinen Kausalgesetz ergeben, gelten daher auch für unser physisches, wie psychisches Sein. Darf das nie vergessen werden, so auch das andere nicht, daß nämlich alle unsere Erfahrung von den äußeren Dingen nur subjektiv ist, und daß also auch das Kausalitätsgesetz nur subjektive Geltung hat, d. h. nur für die Welt gilt, welche wir fähig sind in uns aufzunehmen und zu reproduzieren. So thöricht es nun aber wäre, deshalb das Kausalitätsgesetz nur als eine subjektive Erfindung oder Fiktion oder Illusion zu erklären, da es eben einer unbedingt notwendigen Funktion unseres Geistes entspringt, und dieser Geist uns unbedingt gewiß ist, so thöricht wäre es, die Idee Gottes oder Gott selbst ähnlich aufzufassen, wie man von manchen Seiten zu thun beliebt. Diese Idee ist vielmehr dem menschlichen Geiste gerade so notwendig und immanent, wie jene Begriffe, auf denen alle menschliche Wissenschaft beruht, und er kann sie ohne Verlust für sein inneres Leben, für sein höheres sittliches Sein ebensowenig aufgeben, als jene ohne Verlust seiner Erkenntnis der äußeren Welt. Ja, es läßt sich nachweisen, daß gerade die Kausalitätsidee die Gottesidee mit Notwendigkeit fordert und die festeste Stütze für sie bildet, daß neben den Forderungen des sittlichen Bewußtseins, wie es sich im menschlichen Geschlechte je länger je mehr entwickelt hat, die Betrachtung des ursächlichen Zusammenhangs aller Dinge in der Welt das mächtigste Postulat für die Religion bildet. Daß die von der scholastischen Theologie aufgestellten Beweise für das Dasein Gottes keine Beweise sind, ja, daß von ihnen das bekannte Wort gilt: „Wenn diejenigen Thoren sind, welche Gottes Dasein leugnen, so sind diejenigen noch viel größere Thoren, welche es mathematisch beweisen wollen", ist jetzt allgemein anerkannt. Das Dasein Gottes, als des letzten Urgrundes aller Dinge, läßt sich ebenso wenig, oder vielmehr noch viel weniger, beweisen, wie die letzten Gründe des sichtbaren Seins, die man als Materie, Kraft, Atome u. s. w. zu bezeichnen pflegt. Wie aber die Annahme derselben in unserm Denken einerseits, in dem objektiven Sein anderseits begründet und darum dem menschlichen Geiste notwendig ist, und alle Versuche, das Sein zu erklären, darauf beruhen und darauf hinauskommen, so ist auch die

Annahme Gottes ebenso subjektiv im menschlichen Geiste, wie objektiv in dem Sein und Geschehen begründet, und alle Versuche, das Dasein und Walten Gottes logisch zu erfassen — und von diesen Versuchen wird man so lange nicht lassen, als es denkende Menschen giebt —, führen immer wieder darauf zurück. In einer geistvollen Schrift, „Die Idee der Gottheit", führt der bekannte Philosoph K. Ph. Fischer aus, daß jene Beweise Gottes nur ihrer scholastischen Form entkleidet zu werden brauchen, um als Zeugnisse tiefster Wahrheit gelten zu können. Namentlich der sogenannte kosmologische Beweis, der vor dem Sein der Welt einen Urheber, von der Bewegung der Entwicklung der Welt auf ein primum movens (Aristoteles), von den Lebensäußerungen als Wirkungen einer causa efficiens prima, enthält eine Fülle praktischer Andeutungen, die heute noch ihren Wert haben und nie ihren Wert verlieren werden. Neuerdings hat dieses in seiner tiefgehenden Schrift „Philosophie der Naturwissenschaft" vom Jahr 1882 Professor Fr. Schultze in Dresden ausgeführt in dem 12. Kap. des II. Bandes mit der Überschrift: „Wissenschaft und Religion oder Wissen und Glauben." Die Gottheit, das Ding an sich, wie es Kant nannte, das Urwesen alles Seins, der Urquell, wie das höchste Ziel alles Werdens, sagt er, ist uns nicht als eine durch irgend welche Anschauung zu erfassende Erscheinung in Zeit, Raum, Kausalverknüpfung und sinnliche Empfindung gegeben, wohl aber als eine aus dem tiefsten Grundquell unseres Geistes stammende, notwendige Idee. Mit einer Gewalt, der wir uns nicht entziehen können, zwingt uns die aprioriſche Kausalität in uns, eine erste Ursache zu setzen, deren Hypostasierung die Idee der an sich existierenden Gottheit giebt. Das Objekt der Religion, die Gottheit, ist nicht ein blos Zufälliges im menschlichen Geiste, auf welches derselbe auch nicht zu schließen brauchte. Es ist also auch nicht ein bloß Nebensächliches und darum nach subjektivem Belieben Anzunehmendes oder zu Verwerfendes. Es ist vielmehr eine absolut notwendige Idee, welche, weil sie aus der Grundfunktion unseres Geistes herauswächst, deshalb so unaufhebbar ist wie diese selbst. Die allgemeine, die natürliche Religion, fühlt sich daher Goethe (Wahrheit und Dichtung) zu bekennen gedrungen, bedarf eigentlich keines Glaubens; denn die Überzeugung, daß ein großes, hervorbringendes, ordnendes und leitendes Wesen sich gleichsam hinter der Natur verberge, um sich uns faßlich zu machen, eine solche Überzeugung dringt sich einem jeden auf; ja, wenn er auch den Faden derselben, der ihn durchs Leben führt, manchmal fahren ließe, so wird er ihn doch gleich und überall wieder aufnehmen können.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Ueber die theologischen Streitigkeiten bei den verschiedenen englischen Denominationen hat sich neuerdings auch Talmage in einer Predigt ausgelassen. Vorsichtigerweise aber hatte er die Worte, Sprüche 26, 17: Wer sich menget in fremden Hader, ist wie einer, der den Hund bei den Ohren zwackt, zu seinem Text genommen. Zunächst

bezeichnete er den Satan als den direkten Anstifter aller dieser theologischen und kirchlichen Meinungsverschiedenheiten. Da aber jeder theologische Streit sich um Gegensätze dreht und ohne Gegensätze eine theologische Erörterung so wenig gedacht werden kann, wie eine philosophische, so wäre genau genommen ohne satanische Wirksamkeit keine theologische Entwicklung möglich gewesen. Durch derartige Erwägungen läßt sich natürlich Talmage nicht irre machen. Er weiß, daß ein geistreicher Unsinn oft mehr zieht, als eine selbstverständliche Wahrheit. Daneben hat er allerdings manche Bemerkungen fallen lassen, die seinen Standpunkt, soweit überhaupt von einem solchen in diesem Fall die Rede sein kann, hinlänglich kennzeichnen. Es ist, um es so kurz wie möglich zu sagen, der eines undogmatischen Christentums. Die „unveränderte Religion Christi" welche gepredigt werden sollte, erinnert doch sehr stark an das Zurückgehen auf das „Christentum Christi". Was Talmage persönlich betrifft, so erklärt er, er habe sich lange mit der Prädestination, der Zulassung der Sünde und der Trinitätslehre herumgeschlagen, habe aber alle diese Probleme unlösbar gefunden und seit dreißig Jahren habe er keine zwei Minuten mehr mit dem Studium streitiger theologischer Fragen verloren. Aber gerade das Evangelium Pauli, auf welches ausdrücklich verwiesen wird, enthielt doch auch Stücke, welche streitige theologische Fragen behandelten.

Auf der andern Seite weist er auch darauf hin, daß man keine Zeit und Kraft verschwenden solle, um unbekanntes zu ergründen, wo es genug bekanntes und gewisses gäbe. Man brauche nicht zu versuchen, Gott aus theologischen Schwierigkeiten heraus zu helfen. Er sei von solchen nicht belästigt oder gar bedroht. Man braucht nicht zu fürchten, daß die Bibel auseinanderfallen werde infolge von unhaltbaren Dingen, die man darin finde. Sie habe schon Jahrhunderte lang zusammengehalten und werde es auch noch ferner thun.

Die Opiumproduktion und der Opiumhandel sind im englischen Parlamen Gegenstand der Verhandlungen gewesen und haben zu dem Beschlusse geführt, daß in Indien nur soviel Opium erzeugt und von der Regierung verkauft werden soll, als für medizinische Zwecke notwendig ist. Ob das Oberhaus diesem Beschlusse zustimmt, ist noch keineswegs sicher. Aber auch wenn es geschieht, so wird dieser Beschluß wohl keine allzuschweren Folgen für die Kasse der indischen Regierung haben, die jährlich etwa $12.000,000 aus dem Opiumhandel zieht, denn sie wird im eigenen Geldinteresse den medizinischen Bedürfnissen so liberal als möglich entgegenkommen. Außerdem gilt nur China als das Land, wo Opium anders als für medizinische Zwecke verbraucht wird. Alles sonstwohin ausgeführte Opium wird von dieser Maßregel nicht berührt. Von dem Umfang des Opiumhandels und Verbrauchs kann man sich nur schwer eine annähernd richtige Vorstellung machen. Im Jahre 1890 wurden in die Ver. Staaten eingeführt 380,621 Pfund rohes Opium, 58,982 Pfund zum Rauchen präparirtes Opium und 19,953 Unzen Morphium. Außerdem wird berichtet, daß der Betrag des geschmuggelten Opiums im Jahre 1889 auf 800,000 Pfund geschätzt wurde. Die letztere Schätzung kann vielleicht übertrieben sein, aber auch für den Fall, daß sie es wäre, ließe es sich doch schwer beweisen, daß jährlich etwa eine Million Pfund Opium infolge ärztlicher Verordnungen verbraucht werde. Dabei ist wohl schwerlich anzunehmen, daß die Ver. Staaten das einzige Gebiet seien, in welchem der Verbrauch von Opium sich in den letzten Jahrzehnten so bedeutend gesteigert hat. Trotzdem verbrauchen alle diese Länder das Opium nach Auffassung des englischen Parlamentes nur zu medizinischen Zwecken, während es eben nur in China und von den Chinesen zur Berauschung mißbraucht werden soll.

Ueber den Katholizismus in Nordamerika schreibt das „Tablet," ein Hauptorgan des englischen Ultramontanismus folgendes:

„Trotz des wahrhaft wunderbaren Wachstums, welches der Katholizismus in den Ver. Staaten erlebt (in einem Jahrhundert von 30,000 Seelen auf neun Millionen, sodaß der Rest der Bevölkerung rasch überholt wird) scheint die katholische Kirche in der großen Republik doch an einem bedenklichen Abgang zu leiden, genau wie bei uns (in

England). Dies ist wenigstens der Schluß, zu welchem Rev. Walburg, Cincinnati, in seinem Pamphlet „Die Frage der Nationalität" gelangt. In einer interessanten statistischen Untersuchung vergleicht er die Bevölkerung von 1670 nach ihren verschiedenen nationalen und religiösen Bestandteilen mit der thatsächlichen Bevölkerung von 1890. Hätten sich dieselben Verhältnisse erhalten, wie sie damals bestanden, so müßten es jetzt 18 Millionen irische Katholiken sein, fünf Millionen deutsche, zwei Millionen polnische, italienische, amerikanische und sonstige Katholiken, zusammen 25 Millionen. In Wirklichkeit sind es nur neun bis zehn Millionen. Sind diese Zahlen richtig, so zeigen sie einen schrecklichen Abgang, hauptsächlich wohl unter den armen Einwanderern. — Da ist eine Menge von Raum für „Rettungsarbeit" und für „St. Rafaelsgesellschaften" unter den Hunderttausenden, welche Europa jedes Jahr in die Ver. Staaten ergießt."

Die Verschickung von populären Lehrern und Priestern oder auch Pastoren nach Europa, die von manchen Zeitungen um Reklame und Profits willen geschieht, ist auch von einem römischen Bischof in salutem ecclesiae d. h. um Geld aufzubringen versucht und ausgeführt worden. Der Bischof von Wilmington, Del., inscenierte nämlich einen Wettbewerb um Popularität zwischen Vater Flyne und Vater Bermingham. Er stellte eine freie Reise nach Europa demjenigen von beiden zur Verfügung, dessen Freunde ihre Wertschätzung mit dem größten Betrag an Baargeld bekräftigen würden, das dann für bestimmte religiöse Zwecke verwendet werden solle. Pater Flynes Freunde gaben 13,280 Dollar, Pater Berminghams 10,030 Dollars. „Die wildeste Aufregung herrschte. Mittlerweile gewann der Bischof durch seinen genialen Plan reine 23,328 Dollar." Es ist ja in diesen Dingen viel möglich auch auf protestantischer Seite; aber merkwürdig ist doch, daß ein angesehenes Blatt wie das „Tablet" diese Posse nicht mit einem Wort verurteilt, sondern berichtet wie eine passende, schlaue Finanzoperation für kirchliche Zwecke.

Bei den Verfolgungen der lutherischen Pastoren in den baltischen Provinzen, sowie bei den Judenvertreibungen in Rußland hat nicht bloß die panslavistische Politik der altrussischen Partei, sondern auch die persönliche Bigotterie des Zaren mitzureden. So hat derselbe schon wieder ein Urteil des Straffenats gegen einen lutherischen Pastor bedeutend verschärft, und die Judenvertreibung mit allem ihrem Elend geschieht nicht etwa ohne Wissen, sondern mit Billigung des Zaren, der damit Gott einen Dienst, seinem Reiche eine Wohlthat und seinem religiösen und politischen Eifer Genüge thun will. Es ist nun den jüdischen Bankiers gewiß nicht zu verdenken, wenn sie zur Zeit von Judenausweisungen in Rußland ihrerseits keine russischen Finanzpläne unterstützen; aber daß einige jüdische Bankiers in Europa so mächtig sind, Finanzoperationen eines Weltreichs je nach ihrem Willen bald gelingen und bald scheitern zu lassen, das ist es, was der ernstesten Betrachtung wert ist. Seitdem das Haus Baring zusammengebrochen, sind die londoner Rothschilds, die sich bis dahin mit Barings in die Finanzsuprematie teilten, Alleinherrscher geworden, und da sie gleichzeitig sich vor dem pariser Hause durch größere Maßhaltung auszeichneten, haben sie auch in der Familiengruppe selbst die erste Stellung sich erobert. Daß das Scheitern der neuesten russischen Umwandlungsanleihe nicht ohne Eindruck auch auf die russische Regierung geblieben ist, beweisen die Nachrichten, welche jetzt aus Petersburg und Moskau über eine angebliche Einstellung oder Abschwächung der Verfolgung der Juden in Moskau verbreitet werden. Aber die Gewährung gewisser Fristen ist schon in dem ursprünglichen Ausweisungsbefehl selbst ausgesprochen. Die bisherigen Massenausweisungen betrafen hauptsächlich solche Juden, welche in Moskau keine Immobilien besitzen, oder die nach der neuesten Auslegung der gesetzlichen Bestimmungen durch die russischen Behörden gar nicht das Recht haben, in der alten Zarenstadt zu wohnen. Diese Ausweisungen dauern noch immer fort, und es verlassen Moskau allein auf der brester Bahn täglich ungefähr 300 ausgewiesene jüdische Familien. Aus Kiew werden jetzt sogar Musiker, wenn sie Juden sind, fortgeschickt, und der Generalgouverneur von Transkaspien hat alle Juden aus seinem Gebiete ausgewiesen.

Daß gerade in den katholischen Ländern die Begeisterung für Rom auf dem Gefrierpunkt ist, beweist folgender Bericht über die 20. „Generalversammlung der Katholiken Frankreichs." Der Leser hüte sich aber bei dieser Nachricht, die Vorstellungen von deutschen Katholikenversammlungen auf jene zu übertragen: nach klerikalen Berichten waren bei dem Eröffnungsgottesdienst 88 Männer und 35 Frauen, „meist dem Greisenalter angehörig," zugegen; es waren Notabilitäten Frankreichs, aber kein Bürger oder Arbeiter ließ sich sehen. Die Verhandlungen fanden in einem 500—600 Personen fassenden Saale statt, der aber lange nicht voll war. Die großen pariser Blätter nahmen keine Notiz davon. Recht angesehene Leute wie Chesnelong, Keller, Freppel hielten Reden; letzterer warnte dringend vor dem Staatssocialismus. Aber so gediegen die rethorischen Leistungen waren, so sehr ermangelten sie aller Popularität. Die Klage Kellers, die heutige französische Gesellschaft sei in ihrer großen Mehrheit dem Christentum entfremdet, ist begründet; aber die Zurückgezogenheit der katholischen Geistlichkeit trägt mit schuld an dem Übelstande. Die große Masse der Franzosen zeigt in religiöser und moralischer Beziehung ein stark heidnisches Gepräge; auch die offizielle Welt hat eine wahre Angst, als kirchlich betrachtet zu werden. Wenn der Präsident der Republik nicht wagen darf, in amtlicher Eigenschaft dem Hochamt zu Ehren der Jeanne d'Arc beizuwohnen, so ist das ein neuer Beweis, wie weit das Lob zutrifft, das vor einigen Jahren Leo XIII. der französischen Nation spendete: „treu, edel und der Kirche ergeben." Daß die Führer der französischen Katholiken in bedenklichem Maße die Fühlung mit dem Volke verloren haben, und daß der französischen Geistlichkeit „fast vollständig jener Tropfen socialen Öles fehlt, mit dem jeder gesalbt sein muß, welcher heutzutage in die Entwicklung der Dinge eingreifen will," gesteht auch die deutsche katholische Presse zu.

Das seit länger als drei Jahren vorbereitete, wiederholt signalisirte päpstliche Rundschreiben über die Arbeiterfrage ist nun doch eher erschienen als man erwartet. Es trägt das Datum des ersten Pfingsttages, 17. Mai, und führt, entgegen der Gepflogenheit, die Encykliken nach den ersten Worten des Textes zu benennen, die in diesem Falle „Rerum novarum" lauten, den besonderen Titel: „De conditione opificum". Das umfangreiche Aktenstück zerfällt in drei Teile. Im ersten werden die socialistischen Lehren widerlegt. Eigentums- und Erbrecht werden hier als natürliche göttliche Rechte verteidigt. Grundlage des Eigentums ist die Arbeit. Kollektivismus des Eigentums würde gerade denjenigen am meisten schaden, um deren Unterstützung es sich handelt. Der zweite Teil spricht von der Mitwirkung der Kirche an der Lösung der sozialen Frage. Im dritten Teil folgen die Pflichten des Staates. Der Staat habe darauf zu sehen, daß in den Werkstätten die Religion beobachtet werde, Reinheit der Sitten in ihnen herrsche, gegenseitige Gerechtigkeit walte, die Arbeiter nicht über die Kräfte angestrengt werden 2c. Doch werden der Wirksamkeit des Staates bestimmte Grenzen gezogen: „nur soweit es zur Hebung des Übels und zur Entfernung der Gefahr nötig ist." Eine besondere Fürsorge soll der Staat der „niederen, unvermögenden Masse" angedeihen lassen, die der staatlichen Protektion in anderem Maße als die Besitzenden bedarf. Auf diese grundtätzliche Stellungnahme folgen praktische, ziemlich eingehende Ausführungen über den Nachteil der Ausstände, denen durch Gesetze vorgebeugt werden soll; über den Schutz der Sonntagsruhe, über die Lohnfrage 2c. Differenzen in dieser Beziehung wünscht der Papst durch Kollegien gelöst zu sehen, die aus Arbeitern und Arbeitgebern zusammengesetzt sind, je nach Umständen unter „Mitwirkung und Leitung der Behörden". Es folgen Auseinandersetzungen über den Nutzen der Sparsamkeit, über Arbeitervereine, -Versicherungen, -Syndikate, -Patronate 2c. Besonders erwähnt sei, daß die Gesetzgebung den Eigentumserwerb der Arbeiter begünstigen soll.

Neue Gesichtspunkte bringt das Schriftstück nicht bei; es vertritt das seit Jahren von Konservativen und Centrum Erstrebte. Der Stil ist, wie bei allen Encykliken, welche ja nicht allein auf die Arbeit des Papstes, sondern auf viele Mitarbeiter zurückzuführen sind, der eines diplomatischen Aktenstückes. Doch ist gerade diese Encyklika

in mancher Hinsicht bemerkenswert. Ja, man wird sagen können, sie ist von den zahlreichen Encykliken, welche der jetzige Papst schon hat ausgehen lassen, über den christlichen Staat, die menschliche Freiheit 2c. die wichtigste. Die Arbeiterfrage ist zwar in den früheren Encykliken berührt, hier aber wird sie zusammenhängend und ausführlich, grundsätzlich und praktisch erörtert. Die Encyklika ist eine runde Absage an das Prinzip des laissér-aller, und man darf wohl gespannt sein, ob die widerstrebenden Elemente, besonders Frankreichs und Belgiens, die in Lüttich so schroffer Weise auftraten, den Weisungen ihres kirchlichen Oberhauptes nachkommen oder eine Hinterthür finden werden. Ganz sicher ist der Gehorsam wohl nicht. Eine gewisse Schwebe in der Ausdrucksweise, die sich hier und da findet und von solchen Kundgebungen der Kurie unzertrennlich ist, könnte den in allen Fechterkünsten Erfahrenen doch eine gewisse Deckung bieten. Daß der Papst jene nicht vor den Kopf stoßen, sondern ihnen eine gewisse Freiheit lassen will, geht schon daraus hervor, daß die bereits für vorigen Herbst in Aussicht genommene Veröffentlichung des Schriftstückes mit Rücksicht auf die lütticher Vorgänge vertagt wurde, und die Frage liegt nahe, ob nicht in der Zwischenzeit den Manchesterleuten zu Liebe etliche vorsichtige Änderungen vorgenommen sind. Das angesehenste katholische Blatt Deutschlands sagt vorsichtig, „voraussichtlich" werde die Encyklika für die sozialpolitische Gesamtrichtung des Katholizismus von entscheidender Bedeutung sein. Mit berechtigter Befriedigung weist die deutsche Centrumspresse auf die autoritative Bestätigung ihrer bisherigen Sozialpolitik hin.

Weiter scheint uns bemerkenswert, wie bei aller Betonung dessen, daß nur die Religion das Übel gründlich heilen könne, das staatliche Eingreifen nicht nur als Recht, sondern als Pflicht hingestellt wird. Diese Anerkennung der sozialen Aufgabe des Staates sichert dem Schriftstück Aufmerksamkeit auch außerhalb der katholischen Kirche. Ausdrücklich heißt es: „In dieser wichtigen Frage ist die Thätigkeit und Anstrengung anderer Faktoren unentbehrlich; wir meinen die Fürsten und Regierungen, die besitzende Klasse und die Arbeitsherren, endlich die Arbeiter selbst". Das mittelalterliche Prinzip, welches sich mit der Empfehlung der Charitas begnügte und sich höchstens zur Gründung kirchlicher Anstalten erhob, ist hier zum erstenmal deutlich aufgegeben. Daß die Charitas nicht Pflicht allein der Kirche, sondern auch des Staates sei, ist hier mit einer bis in Einzelheiten gehenden, die Bedürfnisse der Neuzeit berücksichtigenden Sorgfalt erörtert, welche einen gänzlichen Umschwung der kirchlichen Anschauungen zeigt. In dieser Änderung der Grundsätze, nicht in originellen Gedanken und Vorschlägen, liegt, wir wiederholen es, die Bedeutung der Encyklika.

Dabei muß man bedenken, daß die Encyklika nicht in erster Linie für Katholiken abgefaßt ist, sondern für die Bevölkerung und die Regierungen der Industriestaaten, hauptsächlich wohl Deutschlands. Daß gerade hier ein Zurückstellen der dreistesten römischen Ansprüche wie jener unsinnigen Versprechungen von der Heilkraft der römischen Religion für alle geistlichen und weltlichen Schäden ganz am Platze war, konnte sich Leo XIII. ganz gut sagen, ohne seine Unfehlbarkeit in Anspruch nehmen zu müssen.

Wie sehr die Encyklika darauf berechnet ist, Fürsten und Volk in Deutschland für das Papsttum zu interessieren, sieht man aus der Art ihrer Verteilung. Die Nuntiatur in München erhielt 4000 Exemplare zur Gratisverteilung in Deutschland. Es heißt, daß allen Staatsoberhäuptern ein Prachtexemplar übersendet worden ist, welches bei Staaten, die eine zahlreiche Arbeiterbevölkerung besitzen, von einem besonderen Handschreiben des Papstes begleitet war.

Was die Heilsarmee eigentlich ist, darüber läßt sich noch schwerer Auskunft geben, als über die Frage, was eigentlich der Jesuitenorden ist. Beide machen den Anspruch, etwas zu sein, was sie sicher nur in beschränktem Maße sind, und manches nicht sein zu wollen, oder offiziell nicht zu sein, was sie allem Anschein nach und nach den thatsächlichen Verhältnissen und Vorkommnissen doch sein müssen. Daher die so verschiedenen, ja widersprechenden Berichte, die über beide Institutionen zu Tage treten, und zwar ohne

daß man sagen könnte, daß nur die eine oder andere Darstellung richtig sein könnte. Einen solchen Bericht geben wir in folgendem wieder.

Während General Booth, vom Krankenlager wieder erstanden, und seine Obersten und Hauptleute mit Hochdruck an der Verwirklichung des großen socialen Unternehmens arbeiten und erfolgreich um die Millionensammlung sich bemühen, mehren sich die Anzeichen, daß die Heilsarmee selbst in der bisherigen Arbeitsbeschränkung ihren Aufgaben nicht genügt. Der äußerliche, reklamenhafte Zug, der ihr von Anfang an angehaftet und — viele Erfolge gebracht hat, hat sie dazu verleitet, mancherlei Rettungswerke zu organisieren, die, kontrollierbar nur für den mit den Verhältnissen des Londoner Ostendes Nahvertrauten, zwar den Namen der Armee zieren, aber nicht in Wahrheit und Wirklichkeit, sondern — nur auf dem Papier stehen. Jüngst wurde ein Fall dieser Art gemeldet aus dem Whitechapler Verbrecherviertel, demzufolge immer noch Sammlungen in den Armeelisten für eine Rettungsbrigade geführt werden, die entweder niemals bestanden hatte oder seit Jahren eingegangen war. Aus andern Ländern, in denen die Heilsarmee arbeitet, kommen ähnliche und schlimmere Nachrichteu zum Teil offizieller Natur, so daß nicht gesagt werden kann, es seien abgünstige Verkleinerungen, welche dem parteiischen Übelwollen ihre Entstehuug verdanken. Aus Melbourne in Australien, wo die Heilsarmee seit Jahren mit gleicher Energie wie im Mutterlande ihre Kriege führte, kommt der offizielle Bericht der gouvernementalen Polizeiverwaltung, der nach den übereinstimmenden Aussagen der Kriminalbeamten, öffentlicher wie geheimer, es ausspricht, daß die „Gefängnisthorbrigade der Heilsarmee“ den Polizeiorganen nicht den geringsten Dienst geleistet hat, ja daß sie geradezu das Verbrechertum nährt, indem von der Brigade eine Anzahl der schlimmsten Verbrecher tagüber unterhalten und gepflegt werden, während sie des Nachts auf ihre verbrecherischen Wege gehen und Raub und Diebstahl ungehindert ausüben. Alle diese Dinge, wird hinzugefügt, seien dem Kapitän im Einzelnen bekannt gewesen, aber sein nächster Vorgesetzter, der „Oberst“ Barber, habe ihn verhindert, die Sache den Polizeiorganen mitzuteilen. Eine Reihe berüchtigter, der Polizei wohlbekannter Verbrecher fänden des Tages Unterkunft in den Baracken der Armee, während man sie des Nachts ungestört und ohne Kontrolle wie Raubtiere auf die Straße lasse. Die Bemühungen, die Diebe auf bessere Wege zu bringen, seien von Erfolg nicht begleitet, die schlimmen Gesellen seien schlau genug, die Armeeoffiziere zu täuschen, und manche Polizeiorgane hätten — unglaublich, aber wahr — keinen Glauben an die bona fides der Offiziere, die vielfach ihr sogenanntes Rettungswerk betreiben um persönlicher Vorteile willen, das heißt doch wohl nichts Anderes, als daß manche Offiziere der Armee mit ihren verbrecherischen Pfleglingen gemeinsame Sache machen, wohl der schlimmste Vorwurf, der von einer staatlichen Behörde gegen eine Rettungsgesellschaft erhoben werden kann. Der Bericht nennt geradezu die Namen der Armeeobersten, die dem dortigem grauenvollen Treiben Vorschub leisten. Als einer der schlimmsten Verbrecher, Billy Ashe, mit anderen bei einem Hauseinbruche abgefangen wurde, stellte sich heraus, daß der obengenannte „Oberst“ Barker im Besitze von 60 Pfd. Sterling war, die „ohne Zweifel einen Teil der Erträgnisse aus einem großen Raube von Uhren und Juwelen in einem Laden in Collins Street ausmachten.“ — Die Hülfe, fügt ein anderer Beamter hinzu, welche die Armee gewähre, sei in vielen Fällen eine falsch angewandte; die Zufluchtsstätte der Brigade werde lediglich als Operationsbasis von Verbrechern, die für die Polizei absolut unerreichbar seien, benutzt, indem sie von da aus unter der Maske einer erheuchelten Frömmigkeit ihre verbrecherischen Unternehmungen ausführten. Ebenso wenig hätten die Bemühungen der Armee unter den gefallenen Dirnen der Stadt auch nur in einem einzigen Falle wirklichen Erfolg aufzuweisen, während allerdings zugegeben werden müsse, daß in der Armee eine Reihe von früheren der Polizei wohlbekannten Verbrechern sei, deren gesellschaftliche Ehre jetzt über allen Zweifel erhaben sei. Diesen schweren Anklagen der Behörden entgegenzutreten, wird der Leitung des Heilsarmee überlassen bleiben müssen.

Die Ermahnungen des Kardinals Lavigerie, daß der französische Klerus Frieden mit der Republik schließen solle, werden von seiten der klerikalen Blätter mit dem Versuch zur Gründung einer Centrumspartei beantwortet. Es sind von denselben zwei Schriftstücke veröffentlicht worden, deren Redaktion neulich auf dem Kongresse in Lille vereinbart wurde. Das eine richtet sich an alle Katholiken Frankreichs mit der Aufforderung, eine Partei zu bilden, welche nicht die Zahl der politischen Parteiungen vermehren, sondern die Rechte und Freiheiten der Kirche verteidigen solle, bis die gute Sache mit Hülfe Gottes, der selbst für sie streiten werde, obsiege. Das andere ist das Programm der "Union de la France chrétienne" in sieben Punkten: 1. Freiheit der Kirche, hauptsächlich der religiösen Genossenschaften und Beibehaltung der Schwestern in den Hospitälern; 2. gesetzliche Einführung der Sonntagsruhe; 3. Revision der Schulgesetze und Unterdrückung dessen, was darin der kath. Kirche und den Rechten der Familie zuwiderläuft; 4. Reform des Gesetzes, welches unter dem Vorwande des Patriotismus, in Wahrheit aus Haß gegen die Religion die Priester zur Wehrpflicht heranzieht; 5. Wiedereinsetzung der Almoseniere in das Land- und Seeheer zur Friedenszeit und zur Kriegszeit; 6. Gesetze, welche die Entwickelung des Ackerbaues und die Gründung wirtschaftlicher Anstalten begünstigen, die das Los der Fabrikarbeiter verbessern; 7. Wahl christl. Kandidaten auf allen Rangstufen.

Schulnachrichten.

Lehrer G. Esmann, Glied des Lehrervereins, hat die Lehrerstelle an der evang. Petri-Gemeinde in Alleghany, Pa., und Lehrer A. W. Ringeltaube, Glied des Lehrervereins, die Lehrerstelle an der Evangelischen Gemeinde in Ripon, Wis., übernommen.

Eine Stimme aus dem Lager der geistlichen Schulinspektoren.

Als „Schulmeister-Radikalismus“ bezeichneten die preußische Kreuzzeitung und ihre Konsorten hochkonservativen Schlages das Verlangen der Lehrer nach endlicher Beseitigung der geistlichen und Einführung fachmännischer Schulaufsicht in Preußen. Daß dieser sogenannte „Schulmeister-Radikalismus“ jetzt sogar von mehr als strenggläubigen Geistlichen als berechtigt anerkannt wird, ist eben darum ebenso bemerkenswert als hocherfreulich. Ein Geistlicher der schleswig-holsteinischen Landeskirche äußert sich in der Schulzeitung dahin: „Ich spreche es unumwunden aus, daß, nachdem ich die Frage reiflich erwogen, ich das Verlangen des deutschen Lehrerstandes nach geeigneter Fachaufsicht nur als wohlberechtigt und tief begründet anerkennen kann. Zunächst sind wir nur Diener der Kirche und schon deshalb nicht mehr die rechten Schulinspektoren, weil die Schule nicht mehr Anstalt der Kirche, sondern des Staates ist, unbeschadet des nimmer zu raubenden Einflusses der Kirche auf den Religionsunterricht. Die Lokal-Schulinspektion als Nebenamt des Predigers — das will mir denn doch nicht zusagen. Und wenn wir Pastoren auch das wärmste Interesse für die Schule haben, so wird denn doch keiner behaupten wollen, ein Meister in der Volksschulpraxis zu sein. Meinerseits werde ich den Tag mit Freuden begrüßen, wo uns Pastoren endlich die Schulaufsicht abgenommen wird. Ich glaube auch nicht, daß die Kirche von der sicher doch bevorstehenden Trennung einen merklichen Schaden erleiden wird. — Diese Ansicht herrscht im geistlichen Stande durchaus nicht mehr vereinzelt. Mehrere Geistliche haben sich uns gegenüber in gleichem Sinne ausgesprochen. Sobald die Geistlichkeit nicht mehr die geborenen Lokal-Schulinspektoren sind, wird sich zwischen Lehrerschaft und Geistlichkeit ein freundschaftlicheres Verhältnis entwickeln zum Heil der Schule und zum bleibenden Segen der Gemeinden.

A. Breitenbach.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

19. Jahrg. August 1891. Nro. 8.

Das Reich Gottes und die Kirche.

(Schluß.)

So wie sich die Welt gewissermaßen in die Kirche hineingeflüchtet hatte, so mußte die Idee des Reiches Gottes, um der kirchlichen Bande ledig zu werden, sich im Gegensatz zur offiziellen Kirche geltend machen. Wenn irgendwo, so trifft das Gleichnis Mark. 3, 27 hier zu. Der im Boden der christlich-kirchlichen Völkerwelt liegende Same der Idee des Reiches Gottes wuchs auf, ohne daß man es viel beachtete. Die Bedeutung, welche die Worte Christi, namentlich die Bergpredigt für die „altevangelischen Gemeinden" hatten, mußte auch dahin führen, daß man den Besitz des Reiches Gottes und seiner Güter höher achtete, als die Zugehörigkeit zur äußeren Kircht und ihren Segnungen.

Die Geltendmachung des Gegensatzes, in welchem die Idee des Reiches Gottes mit dem wirklichen Zustande der römischen Kirche sich befand, geschah eben durch die „Kirche" selber, die alle verfolgte, welche innerhalb der Kirche noch die „Gebote Christi," wenn auch nur für sich, zu befolgen suchten. So verschiedene Namen auch die evangelischen Sekten des Mittelalters tragen, das eine ist ihnen gemeinsam, daß sie den Satz, daß außerhalb der Kirche kein Heil ist, nicht zu ihrem Bekenntnis machen. Es fallen für sie die Grenzen der Kirche und des Reiches Gottes bald mehr, bald weniger weit auseinander. Da aber auch hier die Erkenntnis wesentlich auf Tradition und Autorität beruhte, da trotz aller Bemühungen um die Verbreitung des Schriftwortes dasselbe doch keineswegs allgemein zugänglich wurde, weil einerseits der Widerstand Roms, andererseits die natürliche Schwierigkeit der Ausbreitung des geschriebenen Wortes eine ungemein große war und da man es zu keiner äußeren Organisation brachte, die sich neben die römische stellen konnte, so fand man weder die Zeit zur völligen Durcharbeitung, noch die Möglichkeit der praktischen Durchführung dieser Ideen. Man mußte sich damit begnügen, sie wenigstens nicht untergehen zu lassen.

Mit der Umgestaltung der Weltverhältnisse, welche im Ausgang des Mittelalters auf verschiedenen Lebensgebieten zustande kamen, brach sich auch der Boden für das Aufgehen der Saat, welche von diesen evangelischen Christen des Mittelalters ausgestreut worden war.

Einerseits wurden die natürlichen Lebensverhältnisse, wie Ehe, Besitz von Eigentum, Erwerb von irdischen Gütern und Ausbildung der Fähigkeiten

des Menschen auch außerhalb des kirchlichen Gebietes und Dienstes nicht mehr angesehen als an und für sich unrecht oder im Widerspruch mit dem Trachten nach dem Reiche Gottes und der Nachfolge Christi, andererseits wurde Widerspruch gegen Dinge erhoben, welche bisher auch von der Kirche und zum Teil in der Kirche unbeanstandet gewesen waren. Das erstere ist die konservative Reformation, die durch Luther, Zwingli, Calvin u. s. w. angestrebt und durchgeführt wurde, das zweite ist der Versuch der deutschen Mystiker, eine radikale Reform herbeizuführen, der sich im Aufkommen des Täufertums ausprägte. Durch die Reformation wurde der Welt außerhalb der Kirche wieder gleichsam der nötige Raum und das gebührende Recht zugestanden, so daß sie nicht mehr nötig hatte, innerhalb der Kirche zu existieren, wenn sie überhaupt ihre Existenz retten wollte. Die menschliche Gesellschaft, der Staat, die geistige Bildung hatte damit außerhalb der Kirche einen Boden gefunden, auf dem sie stehen und arbeiten konnten, ohne daß derselbe ihnen von seiten der protestantischen Kirchen streitig gemacht werden konnte. Luther räumt in politischer Hinsicht dem Staat, oder damals den Fürsten, die weitgehendsten Rechte ein; ebenso sind seine Aussprüche über Ehe und Mönchsgelübde, über weltliche Beschäftigung und Klosterleben zu bekannt, als daß man sie hier zu wiederholen brauchte. Auch die Augustana und die Apologie kommen in ihren Schlußartikeln auf diese Dinge, die aber natürlich nicht theoretisch, sondern — wie sie in den Zeitverhältnissen vorlagen — praktisch behandelt werden. Weltumformend wollte die lutherische Reformation nicht wirken, sie war und blieb so viel als möglich konservativ, vielleicht mehr, als nach mancher Urteil nötig und gut war. Dagegen wurden die Reformationsbestrebungen auf schweizerischem und französischem Boden ins politische Leben hineingezogen und zwar gleich von Anfang an. Nicht bloß die Kirche, sondern auch das Staats- und Gesellschaftsleben sollte umgestaltet werden und ist z. B. in Genf gänzlich umgestaltet worden. Diese Bestrebungen sind nicht in der Natur der protestantischen Kirchen gelegen und gerade diese Kirchen haben nach ihren anfänglichen Überanstrengungen der Entwicklung des Weltlebens späterhin den breitesten Raum gelassen.

Anders war es mit den Anläufen zu einer völligen Neugestaltung aller Lebensverhältnisse, welche die Mystik in Deutschland und zum Teil auch in England machte. Sie sind zwar nicht erfolgreich gewesen, wie man erwartete, noch untergegangen, wie man von seiten der Gegner hoffte, noch haben sie sich ausgelebt und sind dann abgestorben. Nicht bloß Freiheit auf geistigem und religiösem Gebiet war es, was man erwartete und erstrebte, sondern eine allgemeine durchgreifende Neuordnung aller Verhältnisse. Auf die Ausschreitungen, welche in den Bauernkriegen zu Tage traten, und auf die lästerliche Verzerrung der Idee des Reiches Gottes, wie sie im Münsterschen Handel auftrat, soll hier nicht weiter eingegangen werden.

Es waren die Taufgesinnten, welche nicht bloß und nicht in erster Linie eine Neugestaltung der kirchlichen und religiösen Zustände, sondern eine Neugestaltung des ganzen Lebens anstrebten, das — wie es vorlag — im allge-

meinen keineswegs die Gerechtigkeit des Reiches Gottes zur Grundlage oder die Worte Christi im strengen Sinne wirklich zur Richtschnur hatte. Wenn sie auch nicht alle den Besitz von Eigentum und den Erwerb durch Handel für sündhaft erklärten, so griffen doch die Verbote der Eidesleistung, des Waffentragens und der Übernahme staatlicher Ämter sehr tief in das weltliche Leben ein. Wenn auch die Täufer sich entschieden aussprachen gegen diejenigen, „welche mit Büchsen und Spießen ausziehen, um das Evangelium zu erhalten," so war doch ihre Ansicht von der Unzulässigkeit der Leibeigenschaft grundstürzend angesichts der damaligen sozialen Verhältnisse. Nicht minder gefährlich schien ihre Abweisung alles dessen, was wie Hierarchie aussah, ihre Verwerfung der Kindertaufe, wie überhaupt der kirchlichen Sakramentslehre. Eine allgemeine Annahme und Durchführung dieser Ideen vom Reiche Gottes schien mit dem Bestand der römischen, wie der Reformationskirche n und aller bestehenden staatlichen Ordnung völlig unverträglich. Daher denn auch die Täufer zum Teil noch eifriger verfolgt wurden, als die Anhänger Luthers oder Calvins, ja von diesen selbst Verfolgung leiden mußten. Was die Gefährlichkeit der Täufer betraf, so schrieb schon Sebastian Frank im Jahre 1531: „Ich besorge von keinem Volk weniger einen Aufruhr, als von diesem. Sie sprechen, es gelte um Christi willen nur leiden; — wer ein Christ sein wolle, müsse Verfolgung leiden, herhalten, und nicht verfolgen; es gehöre dem Antichrist zu, die andern zu verfolgen, der Kirche (d. h. der Gemeinde Christi), daß sie leide und mit Glauben, Geduld, Hoffen und Harren überwinde." Ebenso war die kirchliche Gefährlichkeit der täuferischen Ideen keineswegs so sehr groß, wie die spätere Zeit klar bewiesen hat. Eine derartige Einfachheit des Lebens und des Kultus, wie sie von einem Teil der Täufer gefordert wurde, war für die an das Bunte gewöhnte Menge nicht anziehend und jene engen Lebensformen, die bei einem andern Teil der Täufer Vorschrift wurden und sich sogar bis auf Stoff, Schnitt und Farbe der Kleider erstreckten, wirkten geradezu abstoßend. So treten diese Leute wieder in den Hintergrund zurück, aus dem sie in dieser Form auch nicht wieder hervorgetreten sind.

Aber die Sache ist wieder hervorgetreten. Auch die Reformationskirchen sind mit der Zeit wieder an der Idee des Reiches Gottes gemessen worden. So durch den älteren, wie durch den neueren Pietismus. Jedesmal aber hat sich die Geltendmachung des Gedankens vom Reiche Gottes innerhalb der Kirche als Sauerteig und Senfkorn im Sinne der betreffenden Gleichnisse Christi erwiesen. Die offizielle Kirche hat da, wo sie überhaupt zur Erkenntnis kam, daß sie noch nicht das Reich Gottes sei und sich anschickte, nach demselben zu ringen, eine erneute Lebens- und Wirkungskraft gegenüber der Welt und in der Welt erlangt. Auf der andern Seite ist die Idee des Reiches Gottes auch wieder beizendes Salz gegenüber allem Entarteten, Krankhaften und Abgestorbenen einer jeden Kirchenbildung und Kirchenform, ebenso aber auch das Licht, nach welchem jede aufwachsende kirchliche Gemeinschaft sich richten und strecken muß, wenn sie nicht zum Pilzgewächs entarten will, das nur aus dem Moder des Weltwesens seine Nahrung zieht und nur im Halbdunkel des bloßen Scheines eines gottseligen Wesens sein Gedeihen findet.

So wie nun mit dem Ende des Mittelalters durch die Entdeckung Amerikas und Australiens die Welt im geographischen und durch das Aufkommen des Humanismus im geistigen Sinne sich erweiterte, so ist dies auch in unserer Zeit namentlich dadurch geschehen, daß der Mensch gelernt hat, sich Naturkräfte dienstbar zu machen, von deren Wirksamkeit man früher nicht viel mehr als bloße Ahnungen hatte. Ebenso sind die Einblicke in das Naturleben, welche in der neuern Zeit erlangt worden sind, auch eine Art Erweiterung der Welt, welche die Frage: Wie verhalten sich diese Weltgebiete zum Reiche Gottes, aufs neue laut werden läßt. Wenn auch niemand bestreiten wird, daß alle diese Dinge durch die Mächte und den Geist der Finsternis mißbraucht werden und dem Reiche der Finsternis dienen können, so wird hinwiederum niemand mit Recht behaupten können, daß sie dem Bösen dienen müßten. Auch diese Weltgebiete sind der Acker, auf dem beides, Gutes und Böses, miteinander wachsen kann. Für Rom ist die Frage ziemlich einfach, es sucht alles in den Dienst der Kirche zu ziehen, das Geld, den Erwerb, die Kunst, die Wissenschaft, die Politik, die menschliche Gesellschaft, alles soll im Dienste des Klerus oder genauer gesagt, der Hierarchie stehen, das Haupt der Kirche nimmt die Stellung eines Fürsten oder eines Gottes dieser Welt in Anspruch, von ihm kommt alles Heil für die Welt, vorausgesetzt, daß sie sich ihm unterwirft. Die protestantischen Kirchen der Gegenwart sind dagegen in entgegengesetzter Richtung zu weit gegangen. Sie glaubten sich von jeder Berührung mit den neuerschlossenen Gebieten des menschlichen Erkennens und Wirkens und vor jeder Einwirkung auf dieselben hüten zu müssen und haben in dem ängstlichen Bemühen, das ihnen Gegebene zu erhalten, es versäumt, das Notwendige für weitere Thätigkeit zu erwerben. Diese Erkenntnis, daß man viel versäumt habe, hat sich wohl auch wieder Bahn gebrochen, aber oft zu verkehrten Mitteln und auf falsche Wege geführt. Man arbeitet vielfach nach dem Muster Roms und frägt: wie können wir das Gebiet kirchlichen Einflusses und kirchlicher Thätigkeit weiter ausdehnen, wie können wir wieder mehr Raum in der Welt gewinnen? Dadurch bildet sich vielfach ein schiefes Verhältnis zu den Dingen heraus. Sie werden nicht nach ihrem Verhältnis zum Reiche Gottes, sondern zur Kirche beurteilt, und da bei etwas gegenseitiger Anbequemung die Kirche eine Menge Dinge in sich aufnehmen kann, so finden unter Umständen Dinge und Zustände Eingang in die Kirche, die geradezu mit dem Wesen des Reiches Gottes im Widerspruch stehen. Man denke nur an die Mittel, durch welche man dem Kirchenwesen Geld und Glieder zuzuführen sucht. Wie viel läuft dabei unter, was wohl dem äußeren Bestand der Kirche recht nützlich zu sein scheint und doch keineswegs unter die Früchte des Geistes, sondern unter die Werke des Fleisches zu zählen ist; man kann dadurch vielleicht in der Kirche "prominent" werden, aber nicht dabei das Reich Gottes erwerben. Es gilt auch hier, die rechte Richtung zu finden und einzuhalten. Das ist nur wieder in derselben Weise möglich, wie im Anfang des Christentums. Es hat freilich nicht mehr dieselben Formen, wie an seinem Anfang und es kann die Kirchengeschichte

ebensowenig von vorn wieder angefangen werden, wie die Weltgeschichte; die ursprünglichen Zustände sind vorbei und werden nicht wiederkehren, aber das wahre Christentum hat noch immer und muß immer dieselbe Richtung haben, die Richtung auf das Reich Gottes, das Warten auf das Kommen Christi. Wie man nun aber auf einem Schiff die gleiche Richtung nicht immer dadurch innehält, daß man die Magnetnadel ein für allemal unbeweglich mit dem Schiffe verbindet, so ist — besteht auch die rechte Richtung der Kirche nicht in einem unbeweglichen Gebundensein an Dinge, die selber keine für alle Zeiten unwandelbare Richtung haben. Gerade die Freiheit, die die Magnetnadel hat, macht es ihr möglich, auf dem sich drehenden Schiffe ihre Richtung nach dem Pole immer wieder zu gewinnen und innezuhalten. Ebenso ist es nur der wahren christlichen Freiheit möglich, in dem Wechsel auch der kirchlichen Zeitströmung ihre Richtung aufs Ewige nicht zu verlieren. So ist es z. B. die Freiheit von den Formen des jüdischen Staatswesens, die den Herrn auf die Frage: Ist es recht, daß man dem Kaiser Zins gebe, die Antwort geben läßt: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. Ebenso mißt der Apostel Paulus das Recht der römischen Obrigkeit nicht darnach ab, ob ihre Regierungsformen denen der alttestamentlichen Theokratie entsprechen, sondern daran, daß sie Gottes Dienerin ist und sein soll, daß sie das Böse bestrafen und das Gute beschützen soll.

Es liegt darum auch heutzutage wieder in der Natur der Dinge, daß in der Theologie nicht der Begriff der Kirche, sondern der des Reiches Gottes in den Vordergrund tritt und daß bei den Versuchen, denselbeu darzustellen, die genaueren Mittel der Erkenntnis, die man namentlich an der Hand der Erforschung der physischen und geistigen Welt gewonnen und verwendet hat, auch hier wieder angewendet werden. Eine genaue und ins Einzelne durchgebildete Vorstellung von der Welt wird ebenso auf theologischem Gebiete genauere und mehr durchgearbeitete Vorstellungen hervorrufen. Eine Erweiterung der Welterkenntnis und Thätigkeit des Menschen in der Welt wird in irgend welcher Weise seine Erkenntnis vom Reiche Gottes und seine Wirksamkeit für dasselbe beeinflussen. Ein christlicher Fürst wird eben vermöge seiner Stellung in der Welt in anderer Weise für das Reich Gottes wirken, als ein christlicher Handarbeiter. Ebenso wird die Vorstelluug vom Reiche Gottes bei einem Gelehrten sich wohl etwas anders gestalten, als bei einem Ackerbauer. Und doch können beide mit demselben Ernst und Eifer nach dem Reiche Gottes trachten, gerade wie der Astronom trotz seiner ausgebreiteten Kenntnis der Sonne doch vermöge desselben Sonnenlichtes sieht, wie das Kind, das von der Sonne kaum mehr als den Namen kennt. Sofern aber beide mit derselben Sache zu thun haben, so besteht doch zwischen ihnen eine Verbindung, die richtiger und wertvoller ist, als wenn man dem Kinde die astronomischen Lehrsätze einbläute, oder dem Astronomen verbieten wollte, eine andere Anschauung darzulegen, als diejenige des Kindes. So sind auch die lebendigen Realitäten des Reiches Gottes, das allen Christen Gemeinsame und sie Verbindende. Das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit ist dem Wesen

nach für alle, die nach dem ewigen Leben trachten, dasselbe (Röm. 2, 7). Scheidend sind dagegen die im Lauf und auch vielfach unter dem Einfluß der Weltentwickelung erwachsenen kirchlichen Formen und theologischen Formeln. Zertrennend und entzweiend wirken die weltlichen Bestrebungen und derjenige Sinn, der statt auf das Reich Gottes, auf die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gerichtet ist. Die eine Kirche entsteht nicht dadurch, daß alle andern von einer verschlungen werden, wie Rom will, noch dadurch daß alle theologischen Formeln nach dem Muster eines einzigen Theologen zugeschnitten werden, wie die Vertreter reiner Lehre wollen; sie erwächst immer wieder aus dem einen Reiche Gotttes, das in Christo auf Erden vorhanden ist.

W. Becker.

Ueber volkstümliche Predigtweise.

Von Sup. Trümpelmann in Torgau.

(Aus den Deutsch-Evangelischeu Blättern.)

(Schluß.)

So haben wir uns denn bis hierher durchgewunden, unsern Weg uns gebahnt und können nun darangehen, positiv festzustellen, was als uubedingtes Erfordernis volkstümlicher Predigtweise anzusehen ist und zwar nach Form und Inhalt der Predigt. Wir brauchen uns nun nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, in welchem Verhältnis die Predigt zur weltlichen Beredtsamkeit steht. Es genüge die Thatsache, daß sie eine an ein gemischtes Publikum gerichtete Rede ist und daß sie die Aufgabe hat, dieser gemischten Zuhörerschaft gerecht zu werden. Wir brauchen uns auch darüber nicht zu beunruhigen, ob auch in der Predigt die Schönheit der Rede bis zu einem gewissen Grade Selbstzweck ist, so daß die Predigt vor allem auch sich als Kunstwerk darzustellen habe, oder ob die Schönheit der Rede nur ein Mittel sei, ihren Zweck zu erreichen. Denn das steht doch fest, daß die Predigt ziehen will, heranziehen und erziehen, gewinnen und sittlich religiös fördern. Was giebt ihr nun, damit sie nicht als Geräusch vor den Ohren vorbeisause, Zugkraft und Förderungsfähigkeit? Zweifellos in erster Linie ihre Volkstümlichkeit. Und da, wie schon gesagt, die verschiedensten Volksschichten gezogen werden sollen, also es durchaus keine für die verschiedenen Stände unterschiedenen Predigten geben kann und darf, so daß, wie es wohl früher manchesmal geschehen ist, eine besondere Predigt für die gnädigste Gutsherrschaft und eine besondere für die Dienerschaft gehalten wurde, so liegt darin die echte Volkstümlichkeit der Predigt, daß sie eben alle Schichten der Gemeinde, Gebildete und Ungebildete in gleicher Weise zieht und befriedigt. Wenn der Gebildete der Predigt folgt, als wäre sie nur für ihn gehalten, und der Ungebildete nicht anders. Wenn alle Hörer dem Prediger mit gespannter Aufmerksamkeit folgen bis zum Schluß und nicht eher sich zu bewegen, zu husten, sich zu räuspern wagen, als bis der Prediger fertig ist. Und nun wollen wir feststellen, was an dem Begriffe der Volkstümlichen das Kernhafte, für alle Zeiten Bleibende und was das Flüchtige, jeder Zeit neu sich Gestaltende ist. —

Als erste Bedingung aller volkstümlichen Predigtweise sehe ich die logische Ordnung der Gedanken an. Streng logisch predigen, das muß sich jeder zum unverbrüchlichen Gesetz machen. Natürlich gehört dazu, daß man streng logisch denken gelernt hat, denn es liegt, wie Rothe sagt, das Denken nur potentialiter im Menschen und will gelernt sein. Um dies zu lernen aber ist das Studium der Philosophie nötig, und so führt uns die abstrakteste Wissenschaft die erste Fähigkeit zu packender, volkstümlicher Redeweise zu. Ich wiederhole: ich meine es sehr ernst mit dieser Behauptung. Der gründlichste, logisch geschulteste Denker besitzt die erste Bedingung, volkstümlich reden, also auch predigen zu können. Man glaube ja nicht, daß ein schlichter Bauer die logisch geordnete Predigt nicht von der logisch ungeordneten unterscheiden könne. Die logische Ordnung und Entwicklung der Gedanken ist das Leitseil, an dem man die Leute festhält und führt. — Demnach würden also nun wohl die Schleiermacherschen Predigten die volkstümlichsten sein, denn diese Predigten sind doch geradezu musterhaft in der dialektischen Entwickelung der Gedanken? Aber wer darf denn diesen Schluß ziehen, nachdem ich in der logischen Gedankenfolge nur die erste Bedingung echter Volkstümlichkeit genannt habe? Für die Schleiermachersche Gemeinde waren natürlich Schleiermachers Predigten Zuckerbrot, für unsere gewöhnlichen Gemeinden sind sie völlig unbrauchbar. Vor allem aber ist zu bemerken, daß zur Beobachtung der logischen Ordnung in der Entwickelung und Zusammenstellung der Gedanken es nicht gehört, den Hörer alle Begriffsspaltung, alle Auseinanderlegung und Wiederzusammensetzung auch des kleinsten Verbindungsgliedes mitmachen zu lassen. Das gehört in die Stille der Studierstube. Das sollen wir lange vorher für uns gethan haben. Und wenn wir es gethan haben, dann können wir schon wagen, die Hauptgedanken und die großen Schwergewichte unserer logischen Ordnung wie Granitblöcke zusammenzufügen, die dann durch ihre eigene Masse zusammenhalten ohne Mörtel und Klammern. — Ich erinnere mich einer Konferenzverhandlung aus der ersten Zeit meiner Amtsführung im Gothaischen. Der Generalsuperintendent Karl Schwarz, dieser feine, dialektisch durchgebildete Geist, hatte — ja, wie soll ich mich ausdrücken, um das Richtige zu treffen und dem Manne, den ich hochzuschätzen allen Grund habe, kein Unrecht zu thun? — nun er hatte keine Sympathie für den lutherischen Katechismus. Die Erklärung der Gebote ließ er noch gelten, die Erklärung der Artikel nicht. Er machte damals die Bemerkung, zusammenhanglos und ohne rechte logische Ordnung lägen die Gedanken wie erratische Blöcke nebeneinander; es fehlten alle Verbindungs- und Vermittelungsglieder, und ich erwiderte darauf, allerdings könnte wohl hie und da ein Verbindungsglied vermißt werden, aber schwerlich die Ordnung. Die Gedanken reihten sich allerdings, jeder bedeutungsvoll, wuchtig, wie Granitblöcke aneinander, aber der Charakter des Erratischen wäre ihnen dadurch genommen, daß sie eben selbst die logische Folge in Gestalt und Fügung darstellten. Und in diesem Charakteristikum des Katechismus haben wir auch ein Charakteristikum der lutherischen sowie der volkstümlichen Predigtweise überhaupt.

Mit dieser Forderung der logischen Ordnung hängen auf das engste zwei andere zusammen, nämlich die Forderung einer sehr genauen Disposition, und die andere, die Gedanken möglichst knapp zum Ausdruck zu bringen und ja nicht durch Wiederholung in anderen Worten breitzutreteten. Die Disposition giebt der Predigt erst die Durchsichtigkeit und Behaltbarkeit. Man braucht deshalb nicht immer „erstens, zweitens und drittens" zu sagen, aber der neue Hauptgedanke, zu dem man von einem zum andern übergeht, muß doch deutlich hervortreten, und man darf ja nicht meinen, daß gerade der Mangel an Disposition volkstümlich sei, weil gewisse Volksredner in Volksversammlungen unter dem Beifall der Hörer bandwurmartige Drehreden zu Tage fördern, in denen sie vom Hundertsten ins Tausendste kommen; und man darf sich durch Anekdoten der Art, daß feine Dispositionen vom Volke gar nicht verstanden würden, nicht abhalten lassen, seiner Predigt die durchaus nötige straffe Disposition zu geben. So erzählt man bekanntlich: ein junger Pastor kommt Montags, nachdem er Sonntags eine Predigt gehalten, die er gewissenhaft ausgearbeitet hatte, mit einem Bauern auf dem Felde zusammen, der seine Predigt lobt, aber auf die Frage, was ihm besonders gefallen habe, nichts anzugeben weiß, ja der schließlich weder Thema noch Teile kennt. Ob der Mann den Tadel, den er vom Pastor empfing, wohl verdiente? Nämlich: „da arbeitet man seine Predigt sorgsam aus, und Ihr wißt nichts davon?" Denn ich möchte fragen, ob der Bauer wohl die Predigt gelobt haben würde, wenn sie nicht ausgearbeitet, sondern eine aus dem Ärmel geschüttelte gewesen wäre? Und es giebt ja auch thatsächlich eine andere Anekdote, die diese ergänzt. Der junge Pastor geht Montags über die Bleiche, und eine Frau lobt seine Sonntagspredigt, und als sie nun auch getadelt wird, weil sie weder Thema noch Teile anzugeben, ja noch nicht einmal einen Gedanken aus der Predigt anzuführen weiß, so ergreift sie ihre Gießkanne und gießt das Wasser aufs Leinen und sagt: „mir gehts mit der Predigt, wie dem Leinen mit dem Wasser. Das Wasser trocknet auf, bleibt nicht drin, aber das Leinen wird doch weiß." Ob sie wohl diesen, ich möchte sagen, genialen Gedanken geäußert haben würde, und ob sie wohl das Gefühl innerlicher Förderung gehabt haben würde, wenn die Predigt nicht sorgsam ausgearbeitet gewesen wäre? ! — Und hierher gehört auch der bezeichnende Ausspruch des bekannten Präsidenten von Gerlach, der einmal in der Hochflut der pietistischen Bewegung der dreißiger Jahre sagte: „Es genügt mir für die Predigt die sogenannte erste Liebe zum Herrn nicht, ich möchte auch etwas von der Öllampe riechen," nämlich Studium oder Arbeit sehen. — Vor allem hüte man sich in dem Interesse, recht verständlich zu reden, den Parallelismus membrorum der Psalmen auf die Predigt zu übertragen, denn was in den Psalmen Poesie ist, wird dort zur schlaferregenden Prosa, d. h. zum Breittreten des Gedankens. — Diese Forderungen für die Volkstümlichkeit der Predigt gelten für alle Zeiten, und es können uns darin Predigten der Alten ebenso vorbildlich sein, als Predigten der Neueren; aber wenn wir uns zur Besprechung der Sache wenden, so berühren wir ein flüssiges

Element. Allerdings die Forderung, daß die Predigt immer in volkstümlicher Sprache gehalten werden müsse, gilt für alle Zeiten, aber die Sprache selbst wandelt sich und damit auch die Volkstümlichkeit der Sprache. Ich habe einen Prediger gekannt, übrigens ein braver Mann, der glaubte, er werde dadurch volkstümlich, daß er altertümliche Sprachformen gebrauchte, also z. B. du sollt, du willt, anitzo oder jetzunter. Er glaubte, seine Sprache gewinne an Kraft und Eindruck, werde wie Luthers Sprache. Seine Zuhörer aber lachten. Und darüber brauche ich wohl kein Wort mehr zu verlieren, daß zur volkstümlichen Sprache es nicht gehört, im Dorfdialekte zu predigen — nein, die echte und beste volkstümliche Sprache ist und kann keine andere sein als die, welche der Hörer als Kind in der Schule und in seinem Lesebuche und in seinen Aufsätzen kennen und gebrauchen gelernt hat. Was wäre das auch für ein seltsamer Gegensatz, wenn der Lehrer die Woche über mit den Kindern ein anständiges Deutsch spräche, und Sonntags der Geistliche die Sprache der Gasse auf die Kanzel bringen wollte ? ! Ich stehe hier ganz auf dem Standpunkte Löhe's, der da sagt: „für das Volk ist die beste Sprache gerade gut genug." Ich stehe ganz auf diesem Boden. Die am meisten klassische Sprache ist die volkstümliche, denn die Lesebücher der Schule reden diese Sprache. Auch der Ungebildete hat seine helle Freude daran, das ihm selbst eigene Werkzeug, die Sprache, mit dem er selbst nur nicht genug vertraut ist, mit Geschick und Nachdruck gebraucht zu sehen, und jeder, auch der musikalisch nicht Begabte, hat doch für den Wohllaut der Sprache, diese ursprünglichste Musik, offenes und feinfühliges Ohr. So habe ich z. B. gerade auf dem Lande — da hatte ich ja die Zeit dazu — an den einzelnen Sätzen auch sprachlich lange gefeilt, die Wörter bald so, bald so gestellt, sie mir gelesen und wieder gelesen, bis sie jenen eigentümlichen Rhythmus und Tonfall erhielten, dem das Ohr so gerne lauscht. — Es ist durchaus unrichtig zu sagen: damit mich der gemeine Mann verstehe, muß ich die Sprache des gemeinen Mannes reden. Die Sprache der Feier und des Festes ist auch für den gemeinen Mann einfach das gute Deutsch, und man kann mit der Sprache der Gasse nur das erreichen, daß der Gegenstand, den die Predigt behandelt, verächtlich wird. Der gemeine Mann nimmt's auch übel, wenn man glaubt, zu ihm kein gutes Deutsch reden zu dürfen. Er will gar nicht in seiner Sprache angeredet sein. In freien christlichen Volksreden mag's am Orte sein, (ab und zu auch in der Predigt), einmal eine Redensart aus dem gemeinen Leben heranzuziehen, aber die Beleuchtung derselben muß auch da in der Ausdrucksweise gut deutscher Sprache geschehen. — Die Predigt, als Teil des Gottesdienstes, duldet gar nicht das gemütliche parlando einer sich herablassenden Volksrede. „Wie gefällt Ihnen Ihr neuer Pastor?" fragte ich einen Bauer. „Na, nicht besonders," war die Antwort, „die Kirche wird wohl leerer werden." „Warum?" frage ich. — „Ja, er spricht bloß, aber er predigt nicht," war die Antwort. Jener Pastor hatte den Grundsatz, von der Kanzel herunter gemütlich mit den Leuten zu parlieren. — Aber freilich, unter „klassischem Deutsch" verstehe ich nicht wohlgebildete oder langatmige Perioden, sondern die Predigtsprache muß sich

geradezu kurzer Sätze und in diesen markiger, kraftvoller Ausdrücke befleißigen, und ebenso wenig schließt das „gute Deutsch" aus, daß man anschaulich redet. Eine alte Forderung für die volkstümliche Redeweise lautet ja: „nicht abstrakt, sondern konkret. Die Rede muß sich nicht auf dem Boden des reinen Gedankens, sondern auf dem Boden der Anschauung bewegen." Nun, ich will nicht weiter darauf drücken, daß schließlich auch die sogenannten reinen Gedanken nur Anschauungen sind, nur mit dem Unterschiede, daß die einen uns ferner gerückt sind, als die anderen, und deshalb verblaßt von uns gesehen werden, aber das muß ich doch betonen: man kann auch den einfachsten Mann durch sogenannte reine Gedanken fesseln und dann durch Anschauungen abstoßen, wenn jene, die reinen Gedanken, klar sind und mit Nachdruck vorgetragen werden, diese aber, die Anschauungen, verschwimmen. In klarer Luft sieht man Bergeshäupter und die Gegenstände zur Seite am besten. Im Nebel ist's, als ob sie überhaupt nicht da wären. Also Klarheit, nur immer Klarheit, und keine Phrasen, ob dann der Ausdruck etwas konkreter oder abstrakter ist, darauf kommt's gar nicht an.

Um anschaulich zu werden, wird nun namentlich die Anwendung des Gleichnisses empfohlen. Insoweit die Gleichnisse des Herrn uns als Vorbilder hingestellt werden, werden wir noch bestimmter davon zu reden haben, wenn wir über die Bibel als die Quelle des Predigtstoffes unsere Gedanken zu äußern haben werden. Hier nur so viel. Man bilde sich nur ja nicht ein, als ob durch das Gleichnis der Gedanke immer — ohne weiteres — klarer werden müßte. Abgesehen davon, daß jedes Gleichnis hinkt, ist oft ihre Länge, die bei der Malerei ins Einzelne unvermeidliche Wortmasse, für den Gedanken geradezu erdrückend, mindestens bedrückend, und wenn nun gar das Gleichnis noch auf beiden Seiten hinkt — wie es sehr oft vorkommt — so frage man billig: was soll man dabei denken? und hat dann auch keine Antwort als: dat is sau, als dat Ledder is. Wenn jemand anfängt: „wie wenn die Sonne," und wenn ich dann merke, daß ein Gleichnis kommt, so höre ich grundsätzlich so lange nicht zu, bis das erlösende „So" kommt. Was soll ich denn auch mit dem völlig unerbaulichen: „wie wenn die Sonne meinetwegen Wasser zieht" oder auch „mit ihrer letzten Glut die Gipfel der Berge" u. s. w.? — Über die Gleichnisse des Herrn sprechen wir noch, wie ich sagte; mit ihnen verhält es sich ganz anders. Aber wenn jemand das kann, worin Göthe in seiner Lyrik ein Meister ist, Gleichnis und Ausdruck des Gedankens so ineinander und miteinander zu geben, daß eines das andere so vollständig deckt, daß das Bild ein Aufdecken, ein Erschließen des Gedankens ist, nun so lasse er seiner Gabe freien Lauf; solche Gleichnisrede wirkt belebend und fesselnd. — Und endlich kommt es darauf an, um damit das abzuschließem, was wir über die Form zu sagen haben, daß die Predigt „applikativ" sei, daß man sich wirklich an die Hörer wendet. Denn es soll doch eben eine Rede gehalten und keine Abhandlung verlesen werden; deshalb hat sich der Redner an sein Hörer zu wenden und ihre Lebens- und Herzenserfahrungen zu Beweisen seiner Behauptungen heranzuziehen. —

Hiermit treten wir aus dem Gebiete der Form heraus und in das Gebiet des Inhaltes über, und da empfiehlt es sich nun, die Volkstümlichkeit angesichts der drei Quellen, aus denen die Predigt ihr Leben zieht und sprudelt, zu bestimmen. Die Predigt zieht ihre Nahrung aus der Bibel, sodann aus dem Leben der Gemeinde, in der sie gehalten werden soll, endlich aus der Individualität des Predigers. Das gilt von aller Predigt. Wir haben also nur die Frage zu beantworten, was haben wir bei der Wahl und Wiedergabe des Stoffes zu beachten, um die Volkstümlichkeit für die Predigt zu erhalten oder für sie zu gewinnen? Die heilige Schrift also ist die erste, ja die Hauptquelle, aus der unsere Predigt ihre Nahrung zieht. Vor einigen Jahren erhielt ich einen anonymen Brief, in dem ich um Aufklärung über den Widerspruch gebeten wurde, „daß ich es über mich gewinnen könnte, allsonntäglich über die alten Evangelien zu predigen, die doch bekanntlich Geschichten erzählten, die niemals geschehen wären. Darüber wäre die Welt jetzt vollkommen klar. Zur Zeit Jesu habe man weder lesen noch schreiben können, und aller Kram, der uns da erzählt werde, sei erst später erfunden worden. Man solle doch endlich mal über andere Dinge predigen." Und bekannt ist uns allen, daß der selige Tholuck unter seinen Fuchsfragen die Frage hatte: „Warum wählt man eigentlich die Predigttexte nur aus der Bibel? Könnte man denn nicht auch Texte aus Göthe und Schiller nehmen?" Die Frage also, welche Tholuck hypothetisch den Füchsen vorlegte, ist mir als Forderung aus Handwerkerkreisen geschrieben worden. Als jedoch einmal ein Pastor, nicht um solchen modernen Gelüsten entgegenzukommen, aber doch um seine Predigten interessanter zu machen, neben dem Bibeltext auch noch immer ein Diktum aus Schillers Glocke, wie: „Von der Stirne heiß, rinnen muß der Schweiß, soll das Werk den Meister loben, doch der Segen kommt von oben" als Motto der Predigt voranstellte, da brachte bald ein Lokalblatt, wie mir erzählt worden ist, ein „Eingesandt," in welchem auf die Bedeutung der Predigten hingewiesen, die Gemeinde zu zahlreichem Besuch eingeladen und endlich für den nächsten Sonntag als Motto das Wort Schillers in Aussicht gestellt wurde: „Nehmet Holz vom Fichtenstamme, doch recht trocken laßt es sein." Diese drei Geschichten sagen alles, was wir zu der Sache zu sagen haben. Der Theologe soll sich klar darüber sein, warum nur aus der Schrift die Predigten genommen werden können und dürfen; aber es steht fest, daß ebenso, wie in Volkskreisen der Widerstand dagegen sich regt, der gesunde Volkssinn doch auch gegen eine Änderung Einspruch erhebt. Die Bibel also bietet den Text, und nun soll nach dem jüngsten Modewort die Predigt vom „biblischen Realismus" sich durchdringen lassen, um sofort echt volkstümlich zu sein. Aber was heißt das? Worin zeigt sich denn der Realismus der Bibel? Doch wohl darin, daß sie nicht in erster Linie Heilslehre, sondern Heilsthatsachen bietet. Nun, und wenn wir die evangelischen Perikopen ansehen, über welche man doch das Jahr über am meisten zu predigen pflegt, sind sie nicht in der Hauptsache mit diesen Thatsachen gefüllt? Wenn also dieser Realismus ohne weiteres den Charakter der Volkstümlichkeit verliehe, so brauchten wir über

die Sache kein Wort mehr zu reden. Aber eine Pfingstpredigt Schleiermachers, die von den „großen Thaten Gottes" handelt, also gerade sich von dem biblischen Realismus hat durchdringen lassen, zeigt uns, daß man auch über die Heilsthaten unvolkstümlich, d. h. für die Masse unverständlich sprechen kann. Wird aber der biblische Charakter der Predigt in der möglichst getreuen Wiedergabe der Bibelsprache gefunden, so habe ich dies mit dem vorhin über die volkstümliche Sprache Gesagten abgethan. Und daß es sich nicht um eine Häufung der biblischen Belegstellen dabei handeln kann, liegt wohl für jeden auf der Hand. Die „sich selbst auslegende Bibel mit ihrer absoluten Perspicuitas" und jene geistreichen Sentenzen vom watenden Lamme und dem schwimmenden Elefanten führen noch immer in sofern irre, als man der Bibel die Eigenschaft eines Volksbuches beilegt, das jeder ohne weiteres verstehe. Dem ist doch aber thatsächlich nicht so. Wäre dem so, so bedürfte es nicht der Auslegung. Die absolute Perspicuitas ist wohl auch nur für den da, der jeden Bibelvers sofort über seinen dogmatischen Leisten zwängt. — Aber — da sind es nun vor allem die Gleichnisse des Herrn, die uns, um Volkstümlichkeit zu erlangen, zur Nachahmung empfohlen werden. Das ist leicht gesagt, aber sehr schwer gethan. Ich habe den Versuch gar nicht gemacht, ich weiß nicht, ob andere ihn mit Glück gemacht haben. In den gedruckten Predigten, die ich gelesen, habe ich nichts davon gemerkt. Die Gleichnisse unseres Herrn sind so einzig eigenartig, daß wir sie nicht nachzubilden vermögen. Sie sind allerdings so einfach, so durchsichtig, und doch — ich erlaube mir, einmal darauf hinzuweisen — jedes hat einen Punkt, wo es als Gleichnis geradezu aufhört, wo etwas den Verhältnissen, von denen es ausgegangen, völlig Inadäquates eintritt, so daß die Hörer stutzig werden mußten und sich sagen: „da befinden wir uns doch nicht mehr auf irdischem Boden?" Das Gleichnis führt über sich selbst hinaus. Nehmen wir nur das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg mit dem einen Denar als Lohn für die verschiedenste Dauer des Arbeitstages. Wo kommt das vor? Nirgends. Es ist eine wirtschaftliche Unmöglichkeit. Und so sind diese Gleichnisse alle. Der Offenbarungsgedanke, der ihnen innewohnt, läßt sie als Gleichnis über sich selbst hinauswachsen. Und wer will das dem Herrn nachmachen? Seltsame Einbildung! Will man aber die Gleichnisse insofern vorbildlich sein lassen, als in ihnen das Dogmatische und Ethische nicht getrennt ist, sondern sich durchdringt, so daß sie auf die ganze Persönlichkeit nach Erkenntnis, Gefühl und Willen wirken, so ist nichts dagegen einzuwenden. Im Übrigen wollen wir auf ihre Nachbildung in Demut verzichten.



Aus dem Volksmunde kann man noch andere Forderungen hören, deren Erfüllung unseren Predigten mehr Anziehungskraft verleihen würde. So sagte mir einmal ein Beamter: „daran liegts, nur immer Liebe predigen, nur Liebe! aber die Herren strafen und schelten zu viel!" — Und ein anderer lobte einmal meine Predigt, weil ich das Wort „Sünde" nicht ein einziges Mal genannt hätte, so daß ich ordentlich erschrocken war und mir Gewissensbedenken machte. Diese Vorwürfe und die Thatsache, daß die Bibel selbst

sich in Gesetz und Evangelium teilt, führen uns auch auf die Frage: welche Predigt ist von vornherein volkstümlicher, die des Gesetzes oder des Evangeliums? Aber meine Antwort darauf ist ebensowohl: „jede!", als auch: „keine!" Denn diese Leute, die da sagen: „Liebe predigen und nur Liebe," die wollen das Gesetz auch nicht als Lockung, wenn wir ihnen das Bild seiner Erfüllung in Christo zeichnen, sondern ihr „Liebe predigen" hat nur den Sinn: fünf grade sein zu lassen. Hier kommen wir an den Punkt, den ich schon einmal gestreift habe, wo jede Predigt, auch die volkstümlichste, unpopulär wird, nämlich wo der natürliche Mensch, der sich nicht selbst aufgeben will, der Hörer ist. — Nicht Gesetz oder Evangelium, sondern Gesetz und Evangelium können beide ebensogut volkstümlich, als unvolkstümlich behandelt werden. Und das ist doch auch eine Thatsache, daß vielen Leuten die strengste Bußpredigt erträglicher ist, als die Predigt von der Gnade Gottes in Christo Jesu. —

Die zweite Quelle, aus der wir Stoff zu unserer Predigt zu schöpfen haben, ist die Gemeinde. Allerdings ist auch hier das eben Gesagte voranzustellen, daß oft das Nötigste, das, dessen die Gemeinde am meisten bedarf, das Unpopulärste ist, und wenn man es ihr auch so volkstümlich vorträgt als nur möglich. Aber dieser Satz spricht doch zugleich aus, daß der Prediger sich eine gründliche Kenntnis seiner Gemeinde, ihrer Licht- und Schattenseiten verschaffen muß. Denn wenn er religiös und sittlich fördern soll, so muß er wissen, wo er die Hand anzulegen hat. Aber — nur nicht zu rasch damit vorgehen. Oft erscheint eine Gemeinde nach fünf Jahren in einem ganz anderen Lichte als zu Anfang. Im Anfange lasse man es bei gründlicher Auslegung des biblischen Textes bewenden. Das wird auch schon seinen Erfolg haben.

Ist die Gemeinde klein, so kann man, ohne Töpfegucker zu werden, (davor hat man sich in allen, auch den Landgemeinden, sehr zu hüten) bis in die interna ihres Geschäfts- und Familienlebens den Blick dringen lassen. Man bekommt dadurch den rechten praktischen Blick und verwertet das Gewonnene leicht in der Predigt, ohne daß man dabei tolpatschig das Einzelne greifbar und wiedererkennbar für die Gemeinde zu erwähnen braucht. Nichts zieht die Leute mehr an, als wenn sie plötzlich eine geschickte Besprechung ihres Tageslebens mit seinen Nöten und Bedürfnissen und Freuden hören und dabei wahrnehmen, wie auch darüber sich der Geistesglanz des göttlichen Wortes verklärend ausbreiten kann. Oder wenn durch die Rede nicht bloß das gegenwärtige Lebensinteresse des Hörers berührt, sondern auch seine Erinnerung wachgerufen wird, so daß er innerlich sagt: „so war's damals! das trifft." — Jedenfalls haben wir uns über die geistige Verständnisfähigkeit unserer Gemeinden möglichst bald klar zu werden. Wir werden oft finden, daß es damit gar nicht so schlecht aussieht als man häufig denkt, aber es macht doch einen Unterschied, ob man zu gemischten oder ungemischten Gemeinden — und solche giebt es noch — zu reden hat, d. h. zu Gemeinden, deren Glieder sämtlich auf demselben geistigen Niveau stehen. In einer kleinen

Bauerngemeinde wird ein Mann angestellt, der Schüler Daub's gewesen ist und auch ein Buch über Daub's spekulative Theologie geschrieben hat. Einige Zeit nach seiner Anstellung kommt der Schultheiß des Ortes in Jagdangelegenheiten zum Minister des Landes. Dieser interessiert sich für den neuangestellten Pastor und fragt, ob sich die Gemeinde des Mannes nicht freue. Der Schultheiß zaudert zu antworten. Endlich kommt Folgendes heraus: Er wüßte sich nicht recht auszudrücken, aber es wäre so, als wenn der Pfarrer oben auf dem Kirchturm stände mit einem Topfe voll Brei und einem langen Löffel, und als ob die Gemeinde mit offenem Munde unten stände. Der Pfarrer versuche nun, ihr mit dem Löffel Brei zu geben, aber der Stiel sei doch zu kurz." Und so mag's wohl manchmal vorgekommen sein in mehr als einem Dorf. Daub's spekulative Theologie und Bauern!— Da ist allerdings mit lauter Stimme nach biblischem Realismus zu rufen. Da ist es die Berücksichtigung der Lebensinteressen unserer Gemeinde, die uns vor schattenhaften Schablonenpredigten bewahrt, die allerdings das Gegenteil volkstümlicher Predigten sind. Aber ich setze auch sofort hinzu: Berücksichtigung der Lebensinteressen; nicht des gemeinen Geschäftsinteresses. „Kartoffelpredigten" wollen wir nicht hören, sagte mir ein Ortsrichter. Wir müssen die Woche über genug über solche Dinge reden. Sonntags wollen wir in der Kirche davon aufatmen." Es folgt daraus: so wenig wir vergessen dürfen, daß die Predigt ein Teil des Gottesdienstes ist und ihren kultischen Charakter in Sprache und Vortragsart nie verleugnen darf, so wenig ist andererseits zu vergessen, daß sie „aus dem Leben und für das Leben" sein soll, und darum braucht man nicht ängstlich davor zurückzuschrecken, auch die Zeitströmungen und die Zeitschlagwörter zu beleuchten und nach Gottes Wort zu werten. Darin zeigt sich gerade das neutestamentliche Prophetentum des Geistlichen. So hätten wir jetzt z. B. die Pflicht, über „das praktische Christentum" zu unseren Gemeinden zu reden. Das „praktische Christentum" ist ein geflügeltes Wort geworden, hat aber schon deshalb für mein Ohr keinen ganz reinen Klang, weil seiner Zeit die Übung des Schiedsrichteramtes durch den Papst in der Karolinenfrage auch eine Ausübung des praktischen Christentums genannt wurde. Aber auch seinem Ursprung nach ist das Wort kein dem Geiste des Christentums ganz entsprechendes. Es wurde die soziale Gesetzgebung, durch welche die soziale Frage beseitigt werden soll, praktisches Christentum genannt. Wo aber meine Leistungen mir durch gesetzlichen Zwang abgenötigt werden und dieser Zwang doch auch nur deshalb geübt wird, um die zu Leistungen gezwungene Volksgesellschaft in ihrem Besitzstande zu schützen, da kann doch von praktischem Christentum nicht mehr die Rede sein. Es gilt daher die in dem Wort liegende Wahrheit und damit zugleich die Wurzel aller christlichen Praxis aufzudecken, damit das Wort nicht die Wirkung eines kräftigen Irrtums gewinne. — Ich halte mich für verpflichtet dies hervorzuheben, da ich jüngst gelesen, daß von uns Geistlichen geradezu gefordert wurde, das „praktische Christentum" und nicht das Christentum der Lehre zu predigen. Was würden wohl Paulus und Luther,

diese praktischen Christen, uns ins Ohr rufen? „Das heißt ja, würden sie sagen, das Gesetz an die Stelle der Freiheit setzen, und es würde auch die Welt der besten sozialen Ordnung und Gesetzgebung zum Teufel fahren, wenn ihr praktisches Christentum nicht im christlichen Glaubensgrunde wurzelt."

Und nun noch ein kurzes Wort von der Individualität des Predigers. Zunächst das Allgemeine: es versteht sich von selbst, daß er wissen muß, was es heißt, einer Gemeinde Gottes Wort zu predigen, was es heißt, ihr Leben an Gottes Wort messen und sie durch Gottes Wort auf dem Wege zum ewigen Leben fördern zu wollen. Daß also aller Predigt die ernsteste Demütigung und die betende Versenkung in den Text vorangehen muß, versteht sich von selbst. Das gilt auch dem Prediger, der gar keine Veranlassung hat, sich die Mühe zu geben, volkstümlich zu reden. — Aber in wie weit hat die Individualität des Redners für die Volkstümlichkeit ihre Bedeutung? Sollen wir sagen: „Wer's kann, kann's, und wer's nicht kann, lernt's nicht?" Ich würde mich damit eines Unrechtes schuldig machen. Für die Künste mag es gelten — aber für die Predigt gilt es nicht! „Gilt es für jede Kunst, so gilt es doch auch für die Redekunst, also ein großer Redner kann nicht jeder werden," wird man mir vielleicht sagen. Gut — aber ich setze auch gleich hinzu: „es kann jemand ein großer Redner sein, ohne gerade ein volkstümlicher Redner zu sein." Man braucht nur in die Parlamente zu blicken. Und mit der Predigt und dem Prediger ist es eben doch auch ein ander Ding, als mit dem Redner und der Redekunst. Ich würde gewissermaßen der Ordnung Gottes widersprechen, wollte ich Predigt und Prediger von einseitiger Begabung abhängig sein lassen. Das von Gott gewollte Predigtamt der christlichen Kirche bedingt und fordert für seine Verwaltung so viele Einzelpersönlichkeiten, daß die Forderung rednerischer Begabung für alle von vornherein ausgeschlossen ist, und doch sollten sie alle und zwar alle wirksam predigen. Das muß doch möglich sein, und es ist auch möglich. Bis zu einem gewissen Grade kann man bei rechter Treue es lernen, volkstümlich zu predigen. Was zu beobachten ist, haben wir ausgeführt. Aber um die größtmögliche Wirkung zu erzielen, muß man nun vor Gottes Angesicht mit sich selbst zu Rathe gehen, muß sich darüber klar werden, welches *χάρισμα* man empfangen hat, ob das altum oder tenue dicendi genus unserer Natur mehr entspricht, ob wir mehr für die thematischen oder die homiletischen Predigten geeignet sind, ob es uns eher gelingt, durch geschmückte Rede, oder eher durch die allereinfachste Darstellung an die Herzen zu dringen, ob wir lieber die Hülfen aus dem Leben der Natur oder aus dem Leben der Menschen nehmen, und was dergleichen mehr ist. Und wenn wir uns selbst erkannt haben, so gilt's nun unsere eigenartige Begabung bis zu möglichster Vollendung auszugestalten, denn gerade mit dieser Eigenart werden wir am meisten wirken. Wahrhaft volkstümliche Prediger sind gewöhnlich auch stark in ihrer Eigenart ausgeprägte Persönlichkeiten. Zur Volkstümlichkeit gehört es, aber genügt es auch, daß nur eine Saite der vielbesaiteten Volksseele dem Prediger erklinge, denn das Klingen dieser einen ruft das Mitklingen vieler anderen in

der Hörerschaft hervor. Vor einiger Zeit hörte ich eine Predigt, der man das Lob einer durchaus textgemäßen, klar durchdachten, logisch wohlgeordneten, in verständlicher Sprache vorgetragenen Predigt unbedingt zugestehen mußte, und doch verschmachtete der Hörer, denn er schmachtete vergeblich nach einem Worte aus dem Herzen des Predigers, nach einem Worte der Eigenart und des persönlichen Zeugnisses. Es war alles in der Predigt schablonenhaft korrekt, aber zum Verzweifeln korrekt. Die Predigt wurde auf der Kanzel nicht wiedergeboren, und es trat deshalb aus ihr auch nicht die Persönlichkeit des Predigers heraus. Und das gehört nun einmal unerläßlich zu einer Predigt, die wirken soll. Es muß etwas von unserem Blute in ihr rinnen. Nur an glühendem Eisen kann kaltes sich erwärmen! — Ich darf wohl annehmen, daß man diese „Glut" nicht mit „Erhitzung" verwechseln wird, denn die Erfahrung wird ja wohl schon jeder gemacht haben, daß gerade, wenn sich der Prediger bloß erhitzt, er am wenigsten erwärmt. Diese Erhitzung tritt gewöhnlich ein, wenn es an der rechten inneren Glut fehlt, d. h. wenn der Prediger die Hörer aus ihrem vorausgesetzten Unglauben heraus auf dem Boden seines Dogmas herüberretten will, während das Dogma in ihm selbst noch nicht einmal zu wirklichem Leben erstanden ist. Und so kann ich gerade hier meinen obigen Ausspruch wiederholen: es muß etwas von unserem Blute in der Predigt rinnen und, wohl verstanden, etwas von *unserem*, unserem *eigenen* Blute. Unser Herzblut muß in den Worten pulsieren.

So haben wir den Kreis durchlaufen, der zu durchlaufen war. Was ist das Volkstümliche einer Predigt? Es liegt in der Form und es liegt im Inhalt. Die Predigt, welche das Bibelwort, frisch und freudig aus der Individualität des Predigers, die ja selbst ein Teil der Volksseele ist, heraus neugeboren, den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechend an die Gemeinde in logischer Gedankenordnung und kraftvoller Sprache heranbringt, wird stets volkstümlich sein. —

Zur Schulsache.

(Auszug aus dem Schulkomitee-Bericht des Atlantischen Distriktes pro 1891.)

Eingesandt von P. P. L. *Menzel*.

Unsere Schulstatistika, jene trockenen, einfachen Zahlen, geben wohl jedem, dem die Schulsache am Herzen liegt, vielen Stoff zum Nachdenken. In 822 Gemeinden pro (1889) nur 100 Lehrerschulen neben 286 schulehaltenden Pastoren; eine Gesamtzahl von 15,194 Wochenschülern gegen 65,468 Sonntagsschüler. Diese Zahlen weisen darauf hin, daß das Institut der Gemeindeschule, das auch von der letzten Generalsynode so warm empfohlen wurde, bei uns noch lange nicht das ist, was es sein sollte. Und es liegt nahe, den *Ursachen* nachzuforschen, welche der Entwickelung dieses so wichtigen Instituts hemmend in den Weg treten, sowie auf die *Mittel und Wege* zu sinnen, welche zur Hebung des Gemeindeschulwesens führen können. Fragen wir also zuerst:

A. Woher die gegenwärtigen Zustände?

1. Hat das amerikanische Sprichwort: "Where there is a will, there is a way!" auch nur irgend welche Wahrheit, so wird sich wohl nicht in Abrede stellen lassen, daß es vielfach bei **Pastoren** und **Gemeinden** an dem ernsten **Willen** fehlen mag, der mit Energie und Opferwilligkeit das Ziel ins Auge faßt und demselben kräftig zusteuert. Teilweise mag auch das mangelnde Interesse zusammenhängen mit jener irrigen Ansicht, als bedürfen wir evangelischer Gemeindeschulen vornehmlich nur um der Erhaltung der deutschen Muttersprache willen (cf. Prot. der Gen.-Konferenz, pag. 90 oben). Wo die religiös-kirchliche Gemeindeschule, sei's verkannt, sei's aus Gleichgültigkeit, als nebensächlich beiseite geschoben wird, da wird das Institut selbst notwendig in Verfall kommen. Denn zum Gedeihen der Gemeindeschule ist unerläßlich: das lebendige Bewußtsein dessen, daß uns in unserer deutschen evangelischen Kirche herrliche Pfunde anvertraut sind, welche wir unverkümmert unseren Kindern erhalten wollen. Die Katholiken und zum Teil die Missouri-Lutheraner haben darum mit ihrem Gemeindeschulwesen solche Erfolge aufzuweisen, weil bei ihnen das religiös-kirchliche Interesse das alles andere Beherrschende ist. Bei uns dagegen legt der vielfach traurige Zustand unseres Gemeindeschulwesens mindestens die Frage nahe: ob uns nicht das Kleinod unseres evangelischen Glaubens im innersten Herzen viel zu gleichgültig ist, und ob wir nicht deshalb uns so wenig bemühen es unseren Kindern zu erhalten, weil wir es für die eigene Person nicht genügend wertschätzen?

2. Doch kann die Ursache auch wo anders liegen, und zwar darin, daß evangelische Gemeindeschulen nur dann gedeihen können, wenn solche **Lehrer** an denselben wirken, welche, selbst von Herzen gläubig, Hand in Hand mit dem Pastor und dem kirchlich gesinnten Teil der Gemeinde arbeiten, und zwar so, daß auch ihnen aus vollster innerer Überzeugung die religiös-kirchliche Erziehung der Kinder die Hauptsache sei. Thatsache ist es aber, daß eine Anzahl früher vorhandener Gemeindeschulen, wenigstens bei uns im Osten, daran zu Grunde gegangen sind, daß — leider Gottes! — eben die Lehrer alles andere anstrebten, nur nicht das, was ihre Hauptaufgabe sein sollte. Sie kamen, wer weiß woher? gingen dann, wer weiß wohin? Das Schulmeistern war ihnen nicht Herzenssache, sondern nur Broderwerb, bis sie etwas Besseres fanden. Sie waren geradezu von dem entgegengesetzten Geist erfüllt, als der ist, der zum Weiden der Lämmer Christi erforderlich ist. Vielfach sittlich verkommen, gaben sie öffentlichen Anstoß und Ärgernis. Oder aber, sie warfen sich in hochmütiger Aufgeblasenheit in die Brust, als die allein alle Weisheit mit Löffeln gegessen hätten, und es war ihnen deutlich anzumerken, daß sie die Religion gering achteten, höchstens etwa großmütig tolerierten. Dabei nahmen sie oft den Pastoren gegenüber eine herausfordernde Stellung ein, agitierten wohl auch in der Gemeinde gegen dieselben. Statt deren treueste Stütze zu sein und als der Seelsorger Gehülfen sich zu betrachten in dem jenen befohlenen Amte, das sich ja auch auf die Kinder bezieht, gerierten

sie sich als deren gehässigste Widersacher; Spaltungen und Rottungen entstanden: kurz, die Gemeindeschule war der leidige Zankapfel, der das Gemeindeleben vergiftete, statt die Pflanzschule zu sein, aus welcher der Gemeinde nur frische Kräfte erwuchsen. - „Lieber keine Gemeindeschule, als eine entartete!" — das wurde das Gefühl vieler, zumal der Bestgesinnteu in der Gemeinde, mit Einschluß gerade auch der Pastoren.

3. Unverkennbar hat zum Rückgang des Gemeindeschulwesens bei uns im Osten auch beigetragen: der große Aufschwung, den das öffentliche Schulwesen genommen hat, besonders in den großen Städten, in deren vielen auch das Deutsche neben dem Englischen seinen festen Platz in den Lehrplänen einnimmt und behauptet. Dabei ist auch der Umstand von schwerwiegender Bedeutung, daß, da der Besuch der Freischulen ein unentgeltlicher ist, die Schulbehörden dem Publikum gegenüber viel unabhängiger dastehen, als bei allen Privat- und auch Gemeindeschulen, bei welchen ja oft Tom, Dick und Harry, weil sie zahlen, sich so gern anmaßen, in Schulangelegenheiten, ein Wort mitzureden, von der Anschauung ausgehend, daß wer den schwersten Geldbeutel hat, selbstverständlich auch am meisten Verstand haben müsse! Ach, wie viel Unheil haben doch solche unbefugte Einmischungen zahlender Eltern hervorgebracht! Vollends aber mit den sub 2. geschilderten sogenannten Gemeindeschulen ist gegen die öffentlichen Freischulen keine Konkurrenz auf die Dauer möglich. —

Das Einzige, was dann übrig bleibt, ist, daß der Pastor durch Einrichtung und persönliche Leitung von Abend-, Samstags- oder Ferien-Schulen eine Ergänzung zu geben suche zu dem, was die Freischule bietet, eine Ergänzung sowohl bezüglich des Deutschen, als auch namentlich hinsichtlich des Religions-Unterrichtes. Auch kann dann mit Hülfe der neulich erschienenen „Kurzen Katechismuslehre für evangelische Sonntagsschulen" den Religions-Unterricht betreffend gerade die Sonntagsschule in sehr zweckmäßiger Weise mit in die Arbeit eingreifen, besonders wenn der Pastor selbst leitend in der Sonntagsschule mitwirkt und speziell auch an dem Aufgeben und Abhören der sonntäglichen Lektionen sich beteiligt. — Es ist dies freilich nur Stückwerk, ein dürftiger Ersatz für eine einheitliche christliche Erziehung, die aus einem Guß aus dem evangelischen Glaubensprinzip herausfließt und über alle Verhältnisse, im Leben und Unterricht sich erstreckt. Aber es ist ein immerhin annehmbarer modus vivendi; und darum empfiehlt es sich gewiß, so lange das Vollkommene nicht da ist, eben das Stückwerk zu pflegen und durch Treue und guten Willen wenigstens möglichst viel zu erreichen.

Aber sollen wir uns auf die Dauer mit dem Stückwerk begnügen und nicht vielmehr nach dem Vollkommenen streben? Zur Erreichung des Letzteren wäre nun freilich folgendes sehr wünschenswert:

A. Pia desideria.

1. Was uns vor allem fehlt, ist ein an Zahl, Ausbildung und Gesinnung den vorhandenen Bedürfnissen entsprechender evangelischer Lehrerstand. Zur Gewinnung eines solchen ist der Besitz eines selbständigen,

wahrhaft evangelischen Lehrerseminars für unsere Synode ein unabweisbares Bedürfnis, eine conditio sine qua non für die Existenz eines rechten evangelischen Gemeindeschulwesens. Darum sollten wir denn auch dem vorhandenen Projekt unser lebhaftes Interesse und unsere Unterstützung nicht vorenthalten, sondern dasselbe auf jede Art und Weise zu fördern suchen. Das wird sicherlich auch geschehen, aber nur wenn

2., dafür von vorneherein Sorge getragen wird, daß in dem Lehrerstand der rechte Geist gehegt und gepflegt wird. Dazu gehört aber vor allem, daß auf das Nachdrücklichste prinzipiell festgehalten und in allen pädagogischen Vorlesungen, Schulordnungen, u. s. w. konsequent durchgeführt werde, daß das Schulamt ein Helfersamt des Predigtamtes ist, nicht aber irgend ein selbständiges Gemeindeamt, außer, neben, oder gar im Gegensatz zu dem von Christo eingesetzten Predigtamte. Letzterem hat der Herr das Weiden erst der Lämmer, dann der Schafe übertragen, wie P. P. Göbel es sehr schön ausführt im Gen.-Syn.-Protokoll von 1889, pag. 88 und 89. Thatsächlich tritt uns denn auch in der Kirchengeschichte, gerade auch in der Reformationszeit, wie im christlichen Altertum die Kirche entgegen als Mutter der Schule. Wehe aber dem Hause, in welchem eine emanzipierte Tochter im Gegensatz zur Mutter ihre eigenen Wege gehen will! — Im religiös- und konfessionslosen Staat muß ja freilich die Schule von der Verbindung mit der Kirche zurücktreten; aber innerhalb eines kirchlichen Körpers, der als solcher die Erziehung seiner Jugend in die Hand nimmt, hat das an und für sich schon grundfalsche Prinzip der Emanzipation der Schule nicht die mindeste Berechtigung.

Mit Obigem soll selbstverständlich dem Lehrerstande innerhalb seiner Sphäre eine relative Selbständigkeit, oder gar irgend welche freie Bewegung durchaus nicht abgesprochen werden. Im Gegenteil; der Lehrer muß, um mit Autorität den Kindern gegenübertreten zu können, als eine solche Persönlichkeit dastehen, von welcher sie unmittelbar fühlen, daß keine Appellation an eine höhere Instanz möglich sei. Aber eben zu diesem Ende muß der Lehrer mit seiner ganzen Persönlichkeit wie mit seiner Stellung festgewurzelt dastehen in dem durch Gottes Wort gegebenen, thatsächlich allein richtigen Verhältnis. Vor hierarchischen Gelüsten einzelner Pfarrherren wird ihn eine weise Synodalordnung schon schützen. Aber ebenso wird letztere auf das Bestimmteste festsetzen, welche äußere Formen und Normen nötig sind, um das rechte Zusammenwirken des Lehrers mit seinem Pastor zu sichern. 1. Der Lehrer des Pastors Gehülfe, und darum 2., der Pastor Oberschulinspektor; aber 3., der Lehrer den Kindern gegenüber, mit voller Autorität ausgerüstet, wahrhaft Meister in der Schule; 4., der Lehrer Mitglied des Schulrates, dessen Vorsitz der Pastor führt, und 5., beide, Pastor und Lehrer, der Synodal- (auch Synodalschul-) Ordnung unterworfen, zugleich aber beide Eins in dem Bestreben, dem Wort des Herrn nachzukommen: Weiset meine Kinder, das Werk meiner Hände, her zu mir! O daß wir doch in jeder Synodalgemeinde solche Gemeindeschulen hätten, in welchen Pastor und Lehrer in stetem

Aufblick auf den Herrn treulich, unablässig und in voller Liebesharmonie sich bemühten, dem Heiland die Kinderseelen zuzuführen! Solche Schulen wären für alle Zukunft die sichersten äußeren Stützen unserer Kirche! —

3. Die Eingliederung des Lehrervereins in die Synode betreffend, erscheint es als ein Unding, sämtliche Lehrer den einzelnen Distriktssynoden als vollberechtigte Glieder neben den Pastoren und Gemeinde-Delegaten zuweisen zu wollen. Ebenso unthunlich ist es, sie zum Besuch der jährlichen Distriktskonferenzen zu berechtigen und zu verpflichten, aber so, daß sie nur bei Schulfragen Sitz und Stimme hätten, sonst aber nicht. Nehmen wir an, daß in einem Distrikt mit 40 Synodalgemeinden, 40 Synodalpastoren und 40 Synodalgemeindeschulen — das wäre ja doch das zu erstrebende Ideal! — die Jahreskonferenz zusammenträte, und (nach letzterem Vorschlag) ein volles Drittel der Versammlung wäre zwar zum Kommen berechtigt und verpflichtet, aber fast während der ganzen Verhandlungen mundtot!! Würde das Befriedigung geben? Oder aber (nach dem ersten Vorschlag) laßt zwischen das Ministerium und den Gemeinde-Delegaten sich als tiers état das corpus praeceptorum hineinschieben (denn an dem esprit de corps fehlt es ihnen bekanntlich nicht), würde das heilsam sein? Nein! in corpore gehören die Lehrer weder mit beschränktem, noch mit unbeschränktem Stimmrecht in die Synodalversammlungen, denn sie vertreten nichts, das nicht schon ohne sie vertreten wäre. Auch die Schule ist nach ihrer religiös-geistlichen Seite durch die Pastoren und nach ihrer irdisch-weltlichen Seite durch die Gemeindedelegaten bereits vertreten. — Dagegen ist allerdings wünschenswert, ja notwendig, daß jede Distrikts-Schulbehörde einen Lehrer als vollberechtigtes Glied in ihrem Schoße habe, der von dem Lehrerverein aus der Zahl der im Distrikt wirkenden Lehrer zu bestimmen wäre. Dieser eine soll dann auch von der Distriktssynode amtlich zugezogen werden, um bei allgemeinen oder technischen Fragen, die die Schule betreffen, mit zu raten und er soll dann auch überhaupt vollberechtigtes Mitglied der Distriktssynode mit Sitz und Stimme in allen Dingen sein. Ebenso soll es dann auch bei der Generalschulbehörde und der Generalsynode gehalten werden. Dies ist gewiß der einzige korrekte und sachgemäße Weg, um eine heilsame Verbindung zwischen dem Lehrerverein und der Synode anzubahnen.

Der Lehrerverein sollte übrigens als Synodalinstitution völlig anerkannt sein und bleiben, auch in seiner freien Bewegung durch keinerlei Intervention seitens der Generalsynode und ihrer Beamten gehemmt werden, vorausgesetzt:

a) daß seine Statuten, und alle seine Veränderungen derselben von der Generalsynode anerkannt sind,

b) daß er seine Mitglieder veranlaßt, sich strikt an die Synodalstatuten und alle Synodalbeschlüsse zu halten, — notabene auch die obligatorischen Beiträge zur Invaliden-, wie zur Witwen- und Waisenkasse zu zahlen, und

c) daß seine Beamten sich aller Beteiligung an synodalen Funktionen, als Besetzung evangelischer Gemeindeschulen u. s. w. enthalten. —

Anhang. — Bezüglich der 1889 unerledigt gebliebenen Thesen 7—15 wäre bei These 9 folgendes Substitut in Vorschlag zu bringen:

„Wünschen unsere Gemeindelehrer die Distriktskonferenzen zu besuchen, „so sollen sie denselben stets willkommene Gäste sein. Der Lehrerverein „ist aber berechtigt und verpflichtet, wie bei der Generalkonferenz, so auch „bei jeder Distriktskonferenz einen innerhalb des Distriktes angestellten „Lehrer als Delegaten zur Konferenz zu senden, welcher als vollberechtigtes „Mitglied der Distrikts-Schulbehörde angehören und als solches auch in der „Distriktskonferenz bei allen Verhandlungen Sitz und Stimme haben soll wie „jedes anderes Mitglied der Distriktssynode."

Alle anderen Thesen sind anzunehmen, nur mit Weglassung der Worte „und in den Synodalverband als beratende" bei These 7., und des Absatzes b. bei These 11. —

Die Instruktionen für Distriktsschulbehörden sind ebenso trefflich als kurz gefaßt; höchstens könnten bei 1a. die Worte „wo möglich" eingeschalten werden, da es denn doch zuweilen an Geldmitteln fehlen dürfte zur Ausführung jener amtlichen Schulvisitationen.

Bei den Anträgen des Lehrervereins ist zu bedauern, daß in No. 1 und 6, sowie namentlich in dem zweiten Waterloo-Beschluß die leidige Tendenz so markiert hervortritt, Lehrer und Pastoren überall als gleichstehende Faktoren nebeneinander hinzustellen. Sonst wären ihrem Inhalt nach die Punkte 1—6, und ebenso der erste Waterloo-Beschluß ganz annehmbar. Aber der zweite Waterloo-Beschluß ist unter allen Umständen zu verwerfen; d. ist ja selbstverständlich; aber der daraus zu ziehende Schluß ist einfach der: ergo keine derartige Eingliederung in die Synode! —

Die Zukunft der Religion.

(Aus der Allgem. Deutschen Lehrerzeitung.)

(Fortsetzung.)

Die Religion hat deshalb mit der Wissenschaft ein und dieselbe Wurzel. Denn alle Wissenschaft wächst aus dem Triebe hervor, die Ursachen der Erscheinungen zu erkennen, also aus dem Kausalitätsbedürfnis. Aber auch die Religion sucht im letzten Grunde nichts anderes. Der Kausalitätstrieb führt uns dazu, die Ursachen und im engsten Zusammenhang damit soweit möglich das Wesen und den Zweck der Dinge zu erforschen. Er führt uns ganz von selbst über alle Erscheinungen hinaus und läßt uns nach der Ursache ihrer aller, nach dem Wesen fragen, dem alle entstammen, wie nach dem höchsten und letzten Zwecke. Das erstere Forschen ergiebt die Wissenschaft, das letztere die Religion, welche somit sich an die Wissenschaft nicht bloß anschließt, sondern dieselbe auch erst völlig abschließt, die notwendige Ergänzung derselben bildet, indem sie den Urgrund alles Seins zur Befriedigung des Kausalitätsbedürfnisses setzt, den die Wissenschaft mit ihren Mitteln niemals wird erreichen können, und damit das Werden und Ziel der Erscheinungen in

einem Lichte erscheinen läßt, ohne welches das menschliche Gemüt stets dunkel und darum unbefriedigt bleiben müßte. Um dem wissenschaftlichen Forschungsdrange Genüge zu thun, muß der Geist an die Hypothesen von Materie, Kraft, Atomen u. s. w. glauben. Mit ihrer Hilfe allein gelingt es ihm, die Erscheinungen der Welt als eine Kette von Ursachen und Wirkungen aufzufassen. Um die Forderungen seines Gefühls und Gemüts, seines sittlichen Lebens und Strebens zu befriedigen — und man sollte nicht vergessen, daß diese Forderungen denjenigen des Intellekts nicht bloß ebenbürtig sind, sondern aus dem innersten Wesen des Menschen hervorgehen! — muß er die Idee der Gottheit, als letzter Ursache, wie als höchsten Zieles der menschlichen Entwicklung und unverrückt festhalten, d. h. an sie glauben. Mag die Naturwissenschaft im Rechte sein, wenn sie ihren Prinzipien gemäß darauf verzichtet, über die genannten Hypothesen hinauszugehen und andere als rein natürliche, sinnliche Kausalitäten für die Erscheinungen anzunehmen, die Psychologie und die Ethik zwingen uns mit unwiderstehlicher Gewalt, bei diesen Hypothesen uns nicht zu beruhigen, sondern als letzten Erklärungsgrund der höchsten Erscheinungen im Menschenleben noch etwas Höheres zu postulieren.

Aber was ist dieses Höhere? — Schon die Naturwissenschaft ist genötigt, über das rein Materielle hinauszugehen, um zu den Geheimnissen des Seins und des Werdens den Schlüssel zu finden. Neben dem Glauben an die genannten Hypothesen ist es derjenige an die Gesetze, nach denen sich alles im All vollzieht, welcher ihr unbedingt notwendig ist. Um das wechselnde Spiel der Erscheinungen, die bunte Mannigfaltigkeit der Dinge in ihrer Entwicklung zu verstehen, ist es notwendig, gewisse allgemeine Formeln zu finden, nach denen sich die einzelnen Erscheinungen als nach einer gemeinsamen Regel richten, welche zeigen, in welchem Verhältnisse Ursachen und Wirkungen zu einander stehen, und diese Formeln, nach denen sich die Weltsysteme bewegen, wie der kleinste Keim entfaltet, nennen wir Gesetze. Diese Gesetze, die der Mensch ebensowenig erfindet oder macht, wie er sich selbst erfunden oder gemacht hat, welche er vielmehr nur findet, nachdenkt, reproduziert in seinem denkenden Geiste, wie er die sichtbare Welt in sich reproduziert, sind die realen Normen alles Geschehens, sind das eigentlich Seiende in der Natur, sind nichts Stoffliches, Vergängliches, Sinnliches mehr, sondern ein Unstoffliches, Übersinnliches, Ewiges. Und weil die ganze Natur eigentlich ein einziger großer Komplex von Gesetzen ist, so liegt hinter der Fülle ihrer sichtbaren Erscheinungen vor unserem geistigen Blicke ein unsichtbares Reich: die Welt der Gesetze, ein geistiger Organismus, dessen unsichtbare Fäden das äußere Gewebe der sichtbaren Erscheinungen normieren und zusammenhalten. Diese Gesetze bilden das Ewige in dem flüchtigen Wechsel, das Allgemeine in dem Besonderen, das geistige Band in dem scheinbar zusammenhangslosen Geschehen, die eigentlich letzten, für die menschliche Vernunft erkennbaren Ursachen für die ungezählten Wirkungen, die sich in den Ereignissen der Welt vollziehen. Und wer diese Gesetze betrachtet und erkennt, mit welcher wunder-

baren Regelmäßigkeit und Ordnung sich nach ihnen alles vollzieht, wer sich nicht vorlügt, daß sie nur Erfindungen des spekulierenden Menschengeistes, subjektive Fiktionen, sondern Realitäten, dem Sein und Werden wesentlich zu Grund liegende Kategorien oder Normen sind, dem wird es gewiß, daß es hinter und über der sichtbaren Welt noch eine andere, unsichtbare giebt, und wenn sein Geist nicht zu beschränkt oder zu abgestumpft ist, dann geht ihm ein Ahnen auf von dem geheimnisvollen Wesen, das sich in diesen Gesetzen offenbart, von jenem großen Gesetzgeber, von welchem Schiller singt:

> Ob alles im ewigen Wechsel kreist,
> Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist!

Wer mit Aufmerksamkeit diese Welt ewiger Gesetze betrachtet, wird ganz unwillkürlich zu religiösem Denken und Fühlen gedrängt. Und darum sagt Schleiermacher a. a. O. mit Recht: Was in der That dem religiösen Sinn entspricht in der äußeren Welt, das sind nicht ihre Massen, sondern ihre ewigen Gesetze. Deshalb erhebt euch zu dem Blick, wie diese gleichmäßig alle umfassen, das Größte und das Kleinste, die Weltsysteme und das Stäubchen, und dann sagt, ob ihr nicht inne werdet die göttliche Einheit und die ewige Unwandelbarkeit der Welt. Selbst die Unregelmäßigkeiten, Perturbationen, Anomalien, die wir in diesen Gesetzen selbst wieder bemerken, deuten auf einen höheren Zusammenhang, andere Sphären scheinen in die unsrigen hinein und lassen eine höhere Vereinigung uns ahnen. Sehet ferner auf den Gegensatz und auf das Ineinandergreifen des Lebendigen und Toten, auf die Energie, mit welcher das Lebendige das Tote beherrscht und in den Prozeß des Lebens hineinzieht, und immer von neuem sich aus dem Tode erweckt; sehet, wie Neigung und Widerstreben, überall ununterbrochen thätig, alles bestimmt; wie alle Entschiedenheit und alle Entgegensetzung sich wieder in höhere, innere Einheit auflösen, und wie mit einem ganz abgesonderten Dasein nur scheinbar etwas Endliches sich brüsten kann; sehet, wie alles Gleiche sich in tausend verschiedenen Gestalten zu verbergen und zu verteilen strebt, und wie ihr nirgends etwas Einfaches findet, sondern alles künstlich zusammengesetzt und verschlungen; versetzt euch hinein in diese ewige Harmonie des Ganzen, fühlt euch heimisch darin — dann erschließt sich euer Sinn für wahre Frömmigkeit und Religion!

Und darum sind diejenigen, welche die tiefsten Blicke in diese Harmonie gethan, auch ganz von selbst, bewußt oder unbewußt, Zeugen für die Verehrung Gottes geworden. Wenn es nicht an denen fehlt in allen Zweigen der Wissenschaft, welche ihren besonderen Ruhm darin gesucht haben, die Idee Gottes als eine Thorheit zu verhöhnen, so steht ihrer kleinen Zahl eine ungezählte Schar von solchen gegenüber, welche freudig und demütig das gerade Gegenteil bezeugen. Einem Isaak Newton rühmt sein Grabmal mit tiefster Berechtigung nach: „Des allmächtigen Gottes Majestät verherrlichte er in seiner Philosophie, die Einfachheit des Evangeliums zeigte er in seinem Wandel!" Ein Kopernicus kehrt von seinem Fluge durch die Sternenwelt mit dem Bekenntnis zurück: „Nicht die Gnade, die Paulus empfing, be-

gehr' ich, noch die Huld, mit der du dem Petrus verziehn, die nur, die du dem Schächer am Kreuze gewährt, die nur erfleh' ich mir!" Ein Kepler ruft am Schlusse seiner großartigen „Weltharmonie" aus: „Ich danke dir, mein Schöpfer und Herr, daß du mir diese Freuden an deiner Schöpfung, dieses Entzücken über die Werke deiner Hände geschenkt hast!" Leibniz, ohne Zweifel einer der größten Weisen aller Zeiten, hat in seiner „Theodicee" ein Bekenntnis von und zu Gott abgelegt, welches für immer bewundernswert bleiben wird. Kielmeyer, einer der ausgezeichnetsten Naturforscher am Anfang unseres Jahrhunderts, ein Mann, den der große Alexander von Humboldt den ersten Philosohen Deutschlands beigesellte, dem er seine Beiträge zur Zoologie diktierte, und dessen Autorität Göthe derart anerkannte, daß er sich von ihm eine Abschrift seiner Vorträge über Planzenphysiologie ausbat; aus dessen Schule die ersten Chemiker, Botaniker, Zoologen hervorgegangen sind, welche für alle Zeiten eine Zierde deutscher Wissenschaft bleiben werden, wir nennen nur die Namen Gmelin, Pfaff, Authenrieth, Schnurrer, Jäger, Schübler u. v. a., bekennt: „Der Mensch, wenn er seinem Gewissen treu und gemäß und in Übereinstimmung handeln und sittlich gut sein und werden will, muß einen Wächter außer sich, einen Gott, dem seine geheimen Regungen, seine Gedanken und Triebfedern bekannt sind, und vor dem nichts verborgen werden kann, annehmen und lebendig anerkennen und darin die sicherste Stütze und Gewährleistung für die moralische Güte seiner Gedanken, Gefühle und Äußerungen suchen." Lichtenberg, wie schon erwähnt, einer der originellsten, universellsten und tiefsinnigsten Geister, die unser Volk hervorgebracht, ebenso groß als Physiker, wie als Metaphysiker, als Mathematiker, wie als Psycholog und Ethiker, erklärt: „Der Glaube an einen Gott ist ein Instinkt, er ist dem Menschen so natürlich, wie das Gehen auf zwei Beinen, modifiziert wird er freilich bei manchem, bei manchem gar erstickt; aber in der Regel ist er da und ist zur inneren Wohlgestalt des Erkenntnisvermögens unentbehrlich." La Bruyère, einer der feinsten Köpfe Frankreichs, dessen Werke Voltaire „einzig in ihrer Art nennt" und die heute noch nach zwei Jahrhunderten eine unerschöpfliche Schatzkammer tiefsinnigster Ideen bilden, fragt in der unter unserem Motto angezeigten Schrift (S. 384): „Wissen denn die Starkgeister, daß man sie nur aus Ironie so nennt? Welche größere Schwäche kann es geben, als darüber in Ungewißheit zu sein, was der Urgrund und das Ziel seines Daseins ist? Liegt darin nicht mehr Kraft und Größe, die Idee eines Wesens aller Wesen in sich aufzunehmen, welches der Schöpfer aller ist, und auf welches sich alle beziehen müssen, eines über alle Begriffe vollkommenen und reinen Wesens ohne Anfang und ohne Ende, von welchem unsere Seele ein Abbild und als Geist und unsterblich, ein Teil ist?" (Das ganze 16. Kapitel dieses Buches ist eine der erhabensten Apologien der Religion, die wir kennen, und keiner, dem diese eine Herzensangelegenheit ist, sollte es ungelesen lassen.) Ein Linné bekennt von seinem Forschen: „Ich habe gleichsam von hinten nachschauen dürfen, als vor mir vorüberging ein ewiger Gott!" Der Entdecker des Elektro-

magnetismus, Örstädt, schreibt: „Eine gesunde Naturanschauung zeigt uns das ganze Dasein als ein unendliches Werk der lebendigen Vernunft, die wir in Beziehung auf ihr Selbstbewußtsein Gott nennen," und der berühmteste Elektriker unserer Zeit, der Erfinder des Phonographen, Edison, bekennt: „Ich ehre alle großen Baumeister, am tiefsten Gott, als den größten von allen." Der Altmeister der Chemie, Liebig, erkennt in der Welt die Allmacht und Weisheit eines unendlichen höheren Wesens und erklärt: „Die Kenntnis der Natur ist der Weg zur Bewunderung der Größe des Schöpfers!" Ein Mathematiker von der Größe eines Gauß fühlt sich zu dem Bekenntnis gedrungen: Ὁ θεὸς αριθμετίζει (ho theos arithmetizei) Gott bestimmt alles nach Maß und Zahl in der Welt! Einer der größten Naturforscher der neuesten Zeit, der berühmte von Bähr, bezeichnet in einer seiner Reden über „Verbreitung des organischen Lebens" als die eigentliche Würde des Menschen, daß er den Glauben an eine höhere Ordnung der Dinge hat, indem er sagt: „Man kann verschiedener Meinung darüber sein, ob die Tiere Urteilskraft besitzen und in welchem Maße; man kann selbst darüber streiten, ob sie Vernunft haben, denn es kommt darauf an, welchen Begriff man diesem Worte geben will, allein es ist unleugbar, daß dem Menschen allein der Glaube gegeben ist; dieser Glaube, dieses religiöse Bedürfnis ist der schneidendste und am tiefsten gehende Unterschied zwischen ihm und dem Tiere!"

(Fortsetzung folgt.)

Valentin Friedland, genannt Trotzendorf.

Ein Schulmeister aus der Reformationszeit.

Von G. Mundle.

(Aus dem Lehrer-Boten).

Das Geistesleben der deuschen Nation hat am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts einen großartigen Aufschwung genommen. Einen mächtigen inneren Antrieb hatte der deutsche Geist durch die Bekanntschaft mit dem klassischen Altertum empfangen. Große Hoffnungen hatten sich an diese mächtig voranschreitende Bewegung geknüpft. Man erwartete von ihr nichts Geringeres als eine Wiederbelebung der toten Kirche des Mittelalters. Das war zu kühn gehofft. Um so segensreicher aber wurde diese „Hochflut des geistigen Lebens," welche ums Jahr 1500 das ganze Abendland mit sich fortriß, für die Schule jener Zeit, deren trübe Wasser durch den frischen Quell dieses „neuen Evangeliums der Bildung" gereinigt und mit neuem Leben erfüllt wurden. Wittenberg war die Hochburg des neuen Studiums. Die Universität daselbst übte einen großartigen Einfluß aus. Die ganze deutsche Nation schickte ihre Jugend dorthin, und Melanchthon sah Thüringer, Franken, Hessen, Schlesier, Friesländer, Schwaben, Straßburger, ja Schweizer, Holländer und Brabanter zu seinen Füßen sitzen — ein wahrer praeceptor Germaniae. Bald nach seiner Berufung an die Universität Wittenberg fand der 21jährige Professor unter seinen Schülern einen Schlesier, welcher, von eifriger Lernbegierde getrieben, das Amt eines Lehrers an der Schule zu

Görlitz wieder mit der Schulbank vertauscht hatte. Man kannte denselben als den Famulus eines getauften Juden Hadrian, welche Stelle er begleitete, um dafür unentgeltlichen Unterricht im Hebräischen zu erhalten. Es ist der als Rektor der Schule zu Goldberg nachmals hochberühmte Valentin Trotzendorf.

Valentin Friedland entstammte einer armen Bauernfamilie zu Trotzendorf oder Treitschendorf in der Nähe von Görlitz. Er wurde daselbst geboren am 14. Februar 1490. Es wird berichtet, daß er ein schwächlicher Knabe gewesen sei, der wenig zur Hand- und Feldarbeit taugte. Der Vater ließ sich daher auch um so eher von den Franziskanermönchen des Klosters Görlitz bewegen, den wißbegierigen Knaben die Schule zu Görlitz besuchen zu lassen. Mit knapper Not lernte er dort die Buchstaben; es schien, aus dem Büblein werde nicht viel. Bald kehrte er wieder heim, ohne Zweifel, weil sein Vater nicht die Mittel besaß, ihn weiter zu unterstützen. Die Mutter gab aber noch nicht alle Hoffnung auf, daß ihr höchster und sehnlichster Wunsch, ihren Valentin dereinst als Mönch oder Priester zu sehen, noch erfüllt werde. Sie bat den Geistlichen und den Küster des Dorfes so lange, bis beide sich dazu herbeiließen, ihrem Sohn Unterricht im Lesen und Schreiben zu erteilen. Der Knabe benützte diesen Unterricht fleißig und machte bald erfreuliche Fortschritte. Er ließ sich's dabei recht sauer werden. Bei der Dürftigkeit seiner Eltern konnte er sich nicht einmal die nötigsten Schreibmaterialien verschaffen. Er wußte sich zu helfen: statt des Papiers bediente er sich der Birkenrinde; aus Ofenruß bereitete er Tinte, sein Tintenfaß war die Scherbe eines Käsenapfs und aus Gänsefedern oder Schilfrohr schnitt er sich Federn. Auch im Feld beim Viehhüten trug er dieses sein primitives Schreibzeug bei sich. Im Jahre 1508 kam er zum zweitenmal nach Görlitz. Die besorgte Mutter begleitete ihn eine Strecke Wegs, und nachdem sie schweren Herzens Abschied von ihm genommen hatte, erteilte sie ihm noch ihren mütterlichen Segen und schied mit den Worten: „Valten, bleib ja bei der Schul'!" Es war das letzte Wort, das er aus dem Mund seiner Mutter vernommen hatte; bald darauf starb sie. Oftmals versicherte Trotzendorf späterhin, daß diese Worte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht hätten; er habe in ihnen eine Vorbedeutung seiner künftigen Bestimmung erkannt, und es sei in ihm dadurch allmählich der Entschluß gereift, sich zum Schulmann auszubiden. Der pietätvolle Sohn ging in der Folgezeit sogar soweit, daß er alle Ämter in der Kirche und im Staate ausschlug, um den letzten Wunsch seiner Mutter zu erfüllen.

Auf der Görlitzer Schule betrieb Trotzendorf nun seine geistige Ausbildung mit so unermüdlichem Eifer und zäher Beharrlichkeit, daß er, der in seinem Schulsacke nur Kenntnisse im Lesen und Schreiben mitgebracht hatte, bald seine Mitschüler weit übertraf. Als er nach dem Tode des Vaters (1513) durch den Verkauf des elterlichen Gutes etliche Mittel in seinen Händen sah, bezog er die Universität Leipzig, um daselbst seine Studien zu vollenden. Hier genoß er von 1514 an zwei Jahre lang den Unterricht und

den Umgang der beiden durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Männer Petrus Mosellianus und Richard Crocus. Ersterer lehrte Latein, letzterer Griechisch. Nach Erlangung der Würde eines Baccalaureus folgte er dem Ruf an die Schule nach Görlitz. Hier hatte er die unterste Lehrstelle zu bekleiden; aber bald gelangte er durch sein gründliches Wissen zu solchem Ansehen, daß nicht nur die älteren Lehrer, sondern auch der Rektor der Schule sich von ihm in Latein und Griechisch unterrichten ließen.

Im Jahr 1517 trat Luther auf. Seine Persönlichkeit zog Trotzendorf an. Schon im folgenden Jahr finden wir ihn als Schüler Luthers und Melanchthons auf der Universität Wittenberg, eifrig darauf bedacht, seine theologischen und sprachlichen Kenntnisse zu erweitern. Mit welchem Erfolg er z. B. das Hebräische betrieb, mag der Umstand beweisen, daß er in kurzer Zeit die Psalmen nicht nur verstehen und übersetzen, sondern auch in öffentlicher Vorlesung erklären konnte. Bis zum Jahr 1523 finden wir ihn an der Universität, wo er sich mit der Zeit durch Privatvorlesungen ein sicheres Auskommen verschafft hatte. Seine Lehrgegenstände waren hauptsächlich Ciceros Schriften und die paulinischen Briefe.

Trotzendorf hatte während seines Aufenthalts in Wittenberg einen Studenten Namens Helmrich kennen gelernt, welcher seine Begeisterung für die Reformatoren teilte und daher bald sein vertrautester Freund wurde. Als nun im Jahr 1523 die Väter der Stadt Goldberg in Schlesien ihren Landsmann Helmrich auf die erledigte Rektoratsstelle der lateinischen Schule beriefen, ließ Trotzendorf sich bewegen, gleichfalls eine Lehrstelle an dieser Schule zu übernehmen. Da aber Helmrich, wie der Goldberger Chronist sich ausdrückt, „den beschwerlichen Schulstaub nicht länger als ein Jahr schmecken wollte" und eine Anstellung im Stadtrat vorzog, so folgte schon nach Jahresfrist Trotzendorf seinem Freunde im Rektorat. Obwohl Trotzendorf damals schon seiner Schule mit unermüdlichem Eifer und großer Einsicht vorstand, so wollte es ihm nicht recht gelingen, sie jetzt schon in Blüte zu bringen. Die Hauptursachen waren wohl die in Liegnitz und ganz Schlesien durch die Lehrmeinungen der Schwenkfeldianer hervorgerufenen religiösen Wirren. Des erfolglosen Streites mit den Sektierern müde begab sich Trotzendorf im Jahr 1529 aufs neue nach Wittenberg, wo er seine Privatvorlesungen wieder aufnahm. Da aber unter seinem Nachfolger die Schule in Goldberg in Verfall kam, so ließ er sich im Jahr 1531 durch wiederholte und dringende Bitten bewegen, in seine frühere Stellung zurückzukehren.

Die Kunde von der Wiederaufnahme seiner Thätigkeit an der Schule zu Goldberg verbreitete sich schnell nach allen Seiten hin. In kurzer Zeit sammelte sich eine große Zahl von Schülern jeden Alters und aus allen Ständen um ihn. Aus ganz Deutschland, aus Böhmen, Polen, Ungarn, Siebenbürgen schickten namentlich die Vornehmen und Adeligen ihre Söhne nach Goldberg. Oft soll Trotzendorf geäußert haben: „Wenn ich alle meine Zuhörer, so ich meiner Tage gehabt, an einem Ort beisammen sehen könnte, so würden sie eine ziemliche Armee von unterschiedlichen Regimentern austragen, die vor

den Türken könnten geführt werden." Die pädagogische Thätigkeit Trotzendorfs entwickelte sich alsbald in vollem Glanze, und die Goldberger Schule behauptete für lange Zeit durch ganz Deutschland hin einen großartigen Ruf. Aber nicht so sehr die eigentümlichen Einrichtungen und Ordnungen, welche dieser Schule fast ein republikanisches Gepräge gaben, vermochten diesen Ruf zu begründen, als vielmehr Trotzendorfs hochbedeutende, außerordentliche Persönlichkeit selbst und der Geist, welcher alle diese Formen erfüllte und beseelte. Was Lehrgegenstände und Methodik des Unterrichts anbetrifft, so machte das Goldberger Gymnasium ohnedies den Schulen damaliger Zeit gegenüber keine Ausnahme. Latein war wie überall die Hauptsache. Es wurde gleich nach dem Lesen und Schreiben angefangen, und die Schüler mußten sich daran gewöhnen, das Lateinische auch als Umgangssprache zu verwenden. Der Chronikschreiber versichert, halb Goldberg (auch Knechte und Mägde!) habe damals lateinisch gesprochen. Ebenso wurde auch tüchtig Griechisch getrieben. Es ist ohne Zweifel gerade Trotzendorf gewesen, durch den die griechischen Klassiker zuerst in die Schule gebracht worden sind. Neben Isokrates und Plutarch wurden besonders auch die paulinischen Briefe gelesen. Wie allenthalben in Deutschlands Schulen, so mußte auch in Goldberg der Unterricht im Deutschen weit hinter dem Lateinischen zurückstehen. Doch wurde die Muttersprache nicht, wie es vielfach geschah, ganz vernachlässigt. Lautes, reines Sprechen, deutliches, fertiges Lesen, eine gleichmäßige, gefällige Handschrift: das waren Forderungen, die an jeden Schüler gestellt wurden. Sonstige Lehrgegenstände waren: Logik, Rethorik, Historie, Medizin, etwas Mathematik, vor allem aber Religionslehre. Letztere kann man wohl als Seele des Trotzendorf'schen Unterrichts bezeichnen. In allen Klassen wurde Religionsunterricht erteilt. Freilich wurde auch hier teilweise recht mechanisch verfahren: Bibellesen und Auswendiglernen von Sprüchen war so ziemlich alles. Neu aber war jedenfalls die Einführung des lutherischen Katechismus, welcher recht eigentlich dem gesamten Religionsunterricht zu Grunde gelegt wurde. Von der Vortrefflichkeit desselben war Trotzendorf so erfüllt, daß er wiederholt aussprach: „Wenn man den Katechismus aus der Schule entfernte, wäre es nicht anders, als wenn man die Sonne aus der Welt nähme." (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Ueber die gegenwärtige theologische Krisis hat sich nun auch Dr. Briggs selbst in einem Artikel der North American Review ausgesprochen, von dem wir nachstehend einen Auszug geben. Er sagt: „Um die Frage zu verstehen, um welche es sich in der gegenwärtigen theologischen Krisis handelt, muß man drei Dinge unterscheiden: 1) die Lehre der heil. Schrift; 2) die Lehrsätze der Bekenntnisformeln; 3) das traditionelle Dogma. Das beständige Streben in der Entwicklung der christlichen Theologie ist, Schrift und Bekenntnis durch Tradition zu überdecken. Jede Reformbewegung muß die traditionellen Dogmen von der Schrift abstreifen. Das ist es, worum es sich gegenwärtig in Wirklichkeit handelt. Es ist ein Angriff der Dogmatiker und Traditionalisten gegen diejenigen Bibel- und Geschichtsforscher, welche die Tradition beiseite zu setzen und

der heil. Schrift und den Bekenntnissen die ihnen in der Kirche gebührende Stellung anzuweisen versuchen.

Die Dogmatiker machen den Anspruch, daß ihr Dogma ein Bekenntnis sei; unterwirft man sich dem nicht, so müsse man die Kirche verlassen. Ebenso bestehen sie darauf, daß ihr Dogma in der Bibel ist, nehme man das nicht an, so müsse man die Bibel aufgeben. Bibelgelehrte und Geschichtsforscher dagegen wollen die Bibel als oberste Autorität der Kirche festhalten; wollen auf der Unterlage der Bekenntnisse, der kirchlichen Prüfungsmittel der Rechtgläubigkei, aufbauen. Das traditionelle Dogma der Presbyterianerkirche besteht hauptsächlich aus dem scholastischen Calvinismus der Schweiz und Hollands im 16. Jahrhundert, untermischt mit Elementen aus der evangelischen Bewegung des 18. Jahrhunderts in Großbritannien. Neben diesem läuft eine auf den Arminianismus von Bischof Butler gegründete Apologetik und eine Moralphilosophie des 19. Jahrhunderts her. Es ist die innere Unvereinbarkeit zwischen calvinistischem Dogma arminianischer Apologetik und rationalistischer Ethik, welche die gegenwärtige Krisis in den kongregationalistischen und presbyterianischen Kirchen hervorgerufen hat.

Die theologischen Erörterungen der Gegenwart bewegen sich meist über und außerhalb der Linien der denominationellen Unterschiede. Sie teilen sich in drei große Gruppen, zunächst Bibel, Kirche und Vernunft, sodann: die letzten Dinge — das ganze Feld der Eschatologie und im Mittelpunkt steht die Frage nach der Person und dem Werke Christi.

Die christliche Kirche teilt sich in drei große Parteien — Evangelische, Kirchenmänner und Rationalisten. Die Evangelischen stellen die Bibel über Kirche und Vernunft. Die Kirchenmänner stellen Bibel und Vernunft unter die Kirche und die Rationalisten weisen der Vernunft die oberste Stelle an. Der Historiker muß anerkennen, daß es Menschen giebt, welche Gott in der Bibel, in der Kirche und in der Vernunft gefunden haben. Es ist daher klar, daß diejenigen, welche diese drei Mittel des Verkehrs mit Gott gebrauchen und zwar völlig gebrauchen, am meisten Aussicht haben, den höchsten Grad der Vereinigung und Gemeinschaft mit Gott zu erreichen. Wenn ich behaupte, daß Menschen Gott durch die Formen menschlichen Denkens gefunden haben, so leugne ich damit keineswegs den protestantischen Satz, daß der Schrift die oberste Stellung zukomme. Ich sage damit einfach aus, daß wo die heil. Schrift nicht als Gnadenmittel wirkt, da mag der heilige Geist auch jetzt noch wirken, wie er wirkte, ehe Bibel und Kirche überhaupt existierten.

Wenn ich damit sage, daß eine Menge Menschen Gott gefunden hat durch die Kirche, so stimme ich mit den Reformatoren überein; indem ich jene Menschen als Christen anerkenne. Damit leugne ich aber die Suprematie der Schrift nicht. Es ist unser Bestreben, daß jeder von diesen Kanälen der göttlichen Gnade von allen Hindernissen gereinigt werde, so daß sie alle für den Gebrauch des Menschen frei und offen stehen. Dann wird, nach unserer Ansicht —, die heilige Schrift sich mit unbestrittener Anerkennung über alle erheben.

Der Hauptgrund davon, daß die Menschen nicht allgemein die Suprematie der heil. Schrift anerkennen, ist der, daß die Scholastiker und Traditionalisten die Schrift beiseite geschoben haben, daß sie dieselbe eingeschlossen haben in spekulative Dogmen und daß sie dogmatische Theorien über die Bibel als eine Wand gebraucht haben, um ernste, wahrheitsuchende Menschen davon abzuschließen.

Die Litterarkritik bestimmt nach rein wissenschaftlichen Prinzipien die Integrität, Authentizität, die litterarische Form und Glaubwürdigkeit der Schrift. Sie arbeitet nach denselben Regeln, die auf jedem Gebiet der Weltlitteratur gebraucht werden. Diese Prinzipien sind 1) Die betr. Schrift muß in Übereinstimmung sein mit ihrer mutmaßlichen geschichtlichen Stellung in Beziehung auf Zeit, Ort und Umstände. 2) Unterschiede der Sprache schließen Unterschiede der Erfahrung und des Alters desselben Schriftstellers ein, oder, wenn sie zu groß sind, einen andern Schriftsteller und eine andere Zeit der Abfassung. 3) Unterschiede von Meinungen und Anschauungen weisen

auf verschiedene Schriftsteller und, wenn sie groß genug sind, auf verschiedene Abfassungszeiten. 4) Citate weisen auf die Abhängigkeit eines Schriftstellers von einem andern hin. 5) Positive Zeugnisse. 6) Der Beweis aus dem Stillschweigen. Die Anwendung dieser Regeln auf das wissenschaftliche Studium der Bibel hat gezeigt, daß ein großer Teil der Traditionen in Beziehung auf Verfasser, Zeit, Stil und Integrität der Bibel keine feste Begründung haben.

Die höhere Kritik schneidet der dogmatischen Theorie von der Bibel die Wurzeln ab. Wäre das traditionelle Dogma korrekt, dann würde die höhere Kritik für alle, die ihre Schlußfolgerungen annehmen, die Inspiration eines großen Teiles der Bibel zerstören. Die Dogmatiker kämpfen mit der Kritik einen Kampf auf Leben und Tod. Sie haben die Bibel und die Bekenntnisse mit ihren Dogmen identifiziert und sie laufen Gefahr, alles zu verlieren. Der Hauptkampf dreht sich um die Irrtumslosigkeit der Schrift. Dieselbe ist eine Theorie moderner Dogmatiker. Weder die heilige Schrift, noch die geschichtlichen Bekenntnisse machen diesen Anspruch für die Bibel. Die biblische Kritik findet Irrtümer in der heiligen Schrift in großer Anzahl, aber sie finden sich in Nebenumständen und nicht in wesentlichen Dingen. Sie bringen keine Lehre in Verwirrung und ändern den Glauben und das Leben der Kirche nicht. Es kann als übereinstimmende Ansicht der Bibelforscher angesehen werden, daß die Bibel nicht irrtumsfrei ist und dennoch bestehen die Dogmatiker darauf, daß ein einziger Irrtum ihre Inspiration zerstöre. Sie riskiren die Bibel auf einen einzigen Irrtum hin. Jesus Christus ist der Angelpunkt der Geschichte, der Mittelpunkt der Theologie, das Licht und die Seligkeit der Welt. Das traditionelle Dogma legte den gekreuzigten Christus und die von ihm bewirkte Versöhnung dar, aber der Christus auf dem Throne und das himmlische Mittlertum wurden nicht genügend beachtet. Die heutige Christologie legt die Erniedrigung Christi dar, die Entäußerung der zweiten Person der Dreieinigkeit, die Fleischwerdung, die Auferstehung, das zweite Kommen unseres Herrn. Alle diese Phasen der Christologie liegen im Laufe ihrer Entwicklung. Sie werfen eine Fülle von Licht auf jedes andere Gebiet der Theologie und gestalten allmählich jede andere Lehre um.

Das amerikanische Christentum ist noch zurück auf dem Gebiete der Christologie; in kurzem wird sie das interessanteste, und wie es auch immer war, das bedeutendste Thema der christlichen Kirche werden, die ersten und letzten Dinge werden aufgehen im Licht und in der Herrlichkeit des Messias.

Die Früchte dieser theologischen Krisis können nur groß bleibend und gut sein. Die hauptsächlichsten Dinge, die Quellen und Grundlagen des Christentums werden erprobt, gestärkt und gesichert werden.

Jesus Christus in seiner einzigartigen Persönlichkeit, in den Wundern seiner gottmenschlichen Natur, in der Erfassung seines Werkes der Erlösung wird sich selbst dem Bewußtsein der Menschen darstellen als ihr liebender Meister und gnädiger Herr; ihn zu lieben und anzubeten und ihm zu dienen wird das Glück ihres Lebens und Sterbens sein."

Man begreift nicht recht wie derartige Dinge, die keineswegs neu sind, sondern nur eine Wiederkehr des rationalen Suprunaturalismus darstellen, eine solche Aufregung hervorrufen konnten. Es wird wohl niemand behaupten, daß die oben gegebenen Ausführungen von Dr. Briggs an sich eine sonderliche Stärke hätten. Sie haben nur darum eine Wirkung hervorgebracht, weil die gegenteiligen Positionen ungemein schwach sind. Die Definition der Princetoner Theologen von der Irrtumslosigkeit der Schrift gehört zu den schwächsten, was man sich denken kann. Hodge sagt in seinen Outlines of Theologie über diesen Punkt: „Die Kirche hat nur den eigenhändigen Originalhandschriften der heiligen Schrift, wie dieselben aus der Hand ihrer inspirierten Schreiber hervorgegangen sind, absolute Infallibilität zugesprochen."

Nun existieren bekanntlich absolut keine Originalhandschriften der biblischen Bücher mehr. Nimmt man es mit den Worten von Dr. Hodge etwas scharf, so giebt es über-

haupt keine Exemplare der heil. Schrift mehr, die irgendwie Anspruch auf Irrtumslosigkeit machen könnten. Diese Irrtumslosigkeit nützt also nichts. Auf der andern Seite erklärt Dr. Briggs, daß nur in Nebenumständen, die weder den Glauben, noch die Lehre, noch das Leben beträfen, Irrtümer vorkämen. Solche Irrtümer würden also nichts schaden. Also auf der einen Seite Irrtumslosigkeit —, die nichts nützt, und auf der andern Irrtümer, die nichts schaden. Da können nur noch Theologen und Advokaten streiten.

Die Gegner von Escher und Baumann haben wiederum einen Sieg vor Gericht davon getragen, der um so schwerer wiegt, als er schon der zweite in dieser Linie ist. — Am 23. Januar 1891 hatte nämlich Richter Pleasants in Rock Island in einer ausführlichen Begründung seiner Entscheidung die Legalität der Absetzung von Bischof Escher erklärt und ausgesprochen, daß nach der Kirchenordnung der Ev. Gemeinschaft die sog. Sheffield Ave. Konferenz, welche ohne Bischof Escher abgehalten wurde, die legale Konferenz von Illinois sei. Die Advokaten der Escherpartei versuchten nun was irgend möglich war, um in einem Klagefall, der am 2. Juli in Ottawa, Ills. entschieden wurde, eine Entscheidung zu erlangen, welche mit der früheren im Gegensatz stehen sollte. Es wurde dem Richter eine 142 Druckseiten lange Erläuterungsschrift unterbreitet, in welcher namentlich die Ansichten des Pichters Pleasants bestritten wurden. Ebenso hatten sich die Anwälte erboten, durch Zeugen ein auf Brauch und Herkommen fußendes ungeschriebenes Gesetz nachzuweisen, kraft dessen die Bischöfe eine weit über die geschriebenen Ordnungen hinaus gehende Gewalt hätten. Trotz aller dieser Anstrengungen schloß sich der Richter Blanchard der Meinung von Richter Pleasants an und erklärte den von der Antiescherschen Konferenz ernannten Prediger als den rechtmäßigen Inhaber des Amtes.

Bei der gegenwärtigen Sachlage wiegt diese Entscheidung um so schwerer, als die Entscheidung über die zwei Generalkonferenzen, die in Aussicht stehen, eben nur durch die Gerichte erfolgen kann.

Wie sehr die evangelischen Konservativen gefehlt haben, als sie dem Sirenengesang ihr Ohr liehen, das Sperrgeldergesetz sei ein Friedensgesetz, beweist die eigentümliche Dankesquittung, welche das offizielle Organ des Vatikans mit einem Leitartikel (No. 131) giebt, worin es heißt: „Die (Sperrgelder-) Frage ist nunmehr den Rechten der Kirche gemäß gelöst, nachdem selbst die Fortschrittler wie die Konservativen unter den Protestanten die Pflicht anerkannt hatten, das Unrecht wieder gut zu machen, dem die römische Geistlichkeit zum Opfer gefallen war. Der Beschluß des preußischen Abgeordnetenhauses ist ein sicheres Vorspiel anderer ähnlicher Erfolge (preludio sicuro di altri successi consimili!), insofern die durch Dr. Windthorsts weises Verhalten und unermüdliche Energie geschaffene Einmütigkeit der Katholiken auf dem religiösen und sozialen Gebiete in ihrer ganzen Ausdehnung bestehen bleibt."

Wie groß und aufrichtig überhaupt die Freundschaft des Papstes gegenüber dem deutschen Kaiser und Reich ist, das geht aus einem Artikel des Osservatore Romano deutlich genug hervor. Derselbe empfiehlt dem isolierten Frankreich die Freundschaft des Papstes. Frankreich und der Papst sollen gemeinsam kämpfen, um ihre gemeinsamen mächtigen Feinde zu besiegen. Bezeichnend ist folgender Satz: „Nach innen, wie nach außen hat Frankreich immer einen aufrichtigen Alliierten, einen herzlichen Freund, nämlich die römische Kirche (lies: Papst), welche in der Stunde der allgemeinen Verlassenheit mehr als je ihrer erstgeborenen Tochter Herz und Hand entgegenstreckt, diesem Frankreich, das einst ihr Schild und Arm unter christlichen Königen war und mehr als je wieder sein wird unter dem Geiste seines immer großen und starken, weil immer glühend christlich gesinnten und ritterlich edelmütigen Volkes."

Natürlich! Sobald irgendwie Hoffnung auf einen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ist, dann ist Frankreich die erstgeborene Tochter der römischen Kirche.

Der Trierer Rock wird diesen Monat ausgestellt werden. Offenbar befürchtet man nicht, daß vielen Katholiken die Augen über diesen plumpen Schwindel, der intel-

lektuell und moralisch noch unter einem anständigen Götzendienst steht, aufgehen werden. Um aber den Erforderniſſen der Neuzeit Rechnung zu tragen, hat Biſchof Korum eine „gewiſſenhafte“ Prüfung der Echtheit des heil. Rockes von Trier anſtellen, und das Reſultat durch ſeinen Sekretär Dr. C. Willems veröffentlichen laſſen. In dieſer Schrift wird das, was 1844 als heiliger Rock Chriſti gezeigt ward, und was Dr. Gildemeiſter damals wegen der eingewebten Vogelsfiguren als ein mutmaßliches altes Baalspriestergewand qualificierte, preisgegeben, — die Geſtändniſſe des Domherrn v. Wilmowsky haben die Aufrechterhaltung des Standpunktes von 1844 unmöglich gemacht. Dagegen haben eben dieſe Enthüllungen zugleich einen wenn auch kümmerlichen Ausfluchtsweg gezeigt. Wilmowsky fand in dem unechten Rock einen Lappen eingenäht, den er als möglichen Bruchteil des echten Gewandes, dem der unechte Rock nur als Schutz und Halt habe dienen ſollen, bezeichnete, und auf dieſem Wege iſt die neue Unterſuchung weitergegangen. Merkwürdig, — während W. auf der Innenſeite des Rocks die Reliquie ſah, findet ſich jetzt ein vollſtändig aufgenähtes Futter, das auch nicht der echte Rock iſt; zwiſchen dieſem Futter und dem unechten Rock aber entdeckt man den „echten“ Rock. „Zwiſchen dem Über- und Unterſtoffe — heißt es in der biſchöflichen Denkſchrift — befinden ſich lückenhaft zuſammenhängende Stoffteile, welche zwiſchen den beiden Stofflagen ſich ausbreiten. Dieſe lückenhaften Stoffteile haben ohne Zweifel (?) urſprünglich das ganze Gewand gebildet. Das Material dieſes ungemuſterten bräunlich gefärbten Gewebes iſt allem Anſchein nach Leinen oder Baumwolle. Offenbar hatten Ober- und Unterrock die Beſtimmung, das zwiſchen ihnen liegende Gewand zu konſervieren, weswegen dieſelben auch zu verſchiedenen Zeiten je nach Bedürfnis eingefügt zu ſein ſcheinen. Das Alter dieſes Mittel- und Kerngewebes iſt gar nicht beſtimmbar; jedenfalls iſt daſſelbe älter als die es bedeckenden Stoffe. Bei dem Kernſtoffe konnte eine Unterſuchung, ob an dieſem urſprüngliche Nähte vorhanden waren, kein directes Reſultat ergeben.“ Alſo hier wird eingeräumt, daß weder der eigentliche Rock noch deſſen Futter der ungenähte Rock von Joh. 19, 23 ſeien; und in Betreff des dafür erklärten „Kernſtoffes,“ d. h. des trümmerhaften Zeuges, das ſich zwiſchen Rock und Futter vorfindet, wird die Frage, ob daſſelbe urſprünglich ungenäht ſei, alſo der „ungenähte Rock“ Jeſu ſein könne, in verſchämter Weiſe als eine unbeantwortbare dahingeſtellt gelaſſen. Das iſt der Überzeugungsſtatus, auf den hin Biſchof Korum den Trierer Rock zur Verehrung des katholiſchen Volkes darbietet!

Das ſchadet indes nicht im mindeſten. Die frommen Pilger haben ſicher noch nie etwas davon erfahren, daß man die Echtheit einer ſo heiligen Reliquie anzweifeln könne, ebenſo wenig wiſſen ſie, daß es noch zwanzig ebenſo echter ungenähter Röcke giebt, ſogar einen in Rom ſelbſt. Die nötigen Wunder werden wohl auch wieder geſchehen und Tauſende werden mit einem „Heiliger Rock bitte für uns“ vor dem „Heiligtum“ auf die Kniee niederfallen und was ſchließlich die Hauptſache iſt, die Ernſthaftigkeit ihrer Bitten durch „Almoſen nach Vermögen“ erweiſen.

Daß der ganze Schwindel nicht lächerlich gemacht werden darf, dafür ſorgt noch außerdem das Deutſche Reich (man ſollte faſt ſagen das heilige Römiſche Reich deutſcher Nation) indem bereits ein Redakteur in Schleſien auf Anlaß eines Artikels über den Trierer Rock wegen Verächtlichmachung von Gebräuchen der katholiſchen Kirche zu einem Monat Gefängnis verurteilt worden iſt. Der Staatsanwalt hatte ſogar ein Jahr Gefängnis beantragt.

Angeſichts dieſer Dinge kann Dr. Martin Luther von Glück ſagen, daß ſeine Schriften ſchon im 16. Jahrhundert erſchienen ſind. Würde er heute in ſeiner „Warnung an ſeine lieben Deutſchen“ ſchreiben: „Was thät die neue Beſcheißerei zu Trier mit Chriſtus Rock? Was hat hier der Teufel großen Jahrmarkt gehalten in aller Welt, und ſo unzählige Wunderzeichen verkauft!“ ſo könnte ihn nichts vor dem Staatsanwalt und dem Strafgeſetzbuch des Deutſchen Reiches retten und er käme ſicher nicht mit einem einzigen Monat Gefängnis davon.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

19. Jahrg. September 1891. Nro. 9.

„Modernes Zeitbewußtsein.“

(Aus der evang. Kirchenzeitung; mitgeteilt von M. Otto.)

„Der Abfall von Gott, die Sünde ist zu allen Zeiten der Grund gewesen, aus welchem das jeweilige heidnische Zeitbewußtsein erwachsen ist. Die Christenheit fällt in einem von Jahr zu Jahr zunehmenden Maße von Gott und der geoffenbarten Wahrheit ab und versinkt damit immer mehr in heidnisches Wesen. Die Christenheit bricht den Bund mit Gott, und ergiebt sich dem Ehebruch mit der Welt, sie verschmäht die klare, lautere göttliche Wahrheit, die Gottesgabe des reinen Weines, der im Weinberg Jesu Christi wächst; dies hat nach den Reichsgesetzen Gottes die unausbleibliche Folge, daß die Abgefallenen allen Buhlereien mit den heidnischen Mächten überlassen werden, und daß ihnen Gott an der Stelle der verschmähten Gabe des Weinbergs einen nach ihrem Belieben aus allen möglichen Essenzen gemischten Taumelwein zu trinken giebt. Womit einer sündigt, damit wird er gestraft. Du hast deinem Volk ein Hartes erzeigt, heißt es im Psalm, einem Gebet für die Wohlfahrt des Volkes Israel, du hast uns einen Trunk Weins gegeben, daß wir taumelten. Und im 75. Psalm heißt es: Der Herr hat einen Becher in der Hand und mit starkem Wein voll eingeschenkt und schenket aus demselben; aber die Gottlosen müssen alles trinken und die Hefen aussaufen. Und im 51. Kap. des Propheten Jesaias steht der auch dem neutestamentlichen Jerusalem, der Christenheit geltende Zuruf: Wache auf, wache auf, stehe auf, Jerusalem, die du von der Hand des Herrn den Kelch seines Grimmes getrunken hast; die Hefen des Taumelkelchs hast du ausgetrunken und die Tropfen geleckt. Die Zeichen der von Gott verhängten Strafe der Trunkenheit lassen sich in der Gegenwart bei ganzen Völkern, ja bei einzelnen Städten und Dörfern und selbst bei einzelnen Personen wahrnehmen. So war vor Kurzem (1869) das Volk in Heidelberg, Christen und Juden durcheinander, trunken im Beseitigen der Konfessionsschulen und im Einführen der irreligiösen oder, wie sie verschämt heißen, der gemischten Schulen. Die Zeitungen wetterleuchteten, die Flugschriften wirbelten Staub auf, in den Versammlungen der Schenken und Wirtshäuser brauste der Sturmwind und darnach brach das Gewitter los. Nur 8, sage acht Evangelische haben sich dem schandbaren Beschluß widersetzt, Grund genug, um die Namen dieser acht treu gebliebenen Bekenner mittels Straßenplakate an den Pranger zu stellen. Die

katholische Klosterkirche, in der eine Versammlung gegen die irreligiöse Schule gehalten wurde, ist von der im Unglauben fanatisch gewordenen Menge umheult, die Fenster sind eingeworfen und Gesundheit und Leben der Bekenner auf römischer Seite sind bedroht worden. Und als die „großartige Majorität" diesen Beweis moderner Tolerenz, der Gleichberechtigung jeder Überzeugung gegeben hatte, feierte sie in physischer und geistiger Trunkenheit den errungenen Sieg mit Fahnenaushängen, Böllerschüssen, Glockengeläute, Fackelzügen, Festessen und von den Kirchtürmen, wie der Telegraph berichtete, mit den feierlichen Tönen eines „Chorals," oder richtiger, mit Abblasung des im Taumel für einen Choral gehaltenen Liedes: „Heil unserm Fürsten, Heil."

Als Referent die Zeitungsberichte gelesen hatte, griff er nach einem neuerschienenen Buche, dessen erster Satz also lautet: „Das moderne Zeitbewußtsein ist eine Art von Trunkenheit, in welcher die Menschen sich von allen gewohnten Banden und Rücksichten frei fühlen und wähnen, mit dieser Freiheit eine Aera begonnen zu haben und dem letzten Ziele der Menschheit auf Erden, dem Ideal „Freiheit, Bildung und Wohlstand für Alle" nahegekommen zu sein. Sie entsagen dem alten Glauben, um auch den zweiten Satz noch herzusetzen, halten die Evangelien für ein trügliches Menschenwerk, zweifeln an dem Dasein Gottes selbst, oder lassen etwas Göttliches nur noch im Menschen gelten, verwerfen jede kirchliche Autorität und halten alle, die Christum noch bekennen, für Heuchler oder von Pfaffen verdummt." Ein feiner Kommentar zu dem Heidelberger Schulsturm! Das Buch selbst trägt einen sehr bekannten Namen, es ist das neue Werk von Wolfgang Menzel: Kritik des modernen Zeitbewußtseins. Frankfurt a. M., Heider und Zimmer. 1869. Der Grundgedanke dieses Buches ergiebt sich aus dem ersten Satze der Einleitung von selbst. Ein Trunkener ist seiner Sinne und Glieder nicht mehr mächtig, seine Kraft löst sich ähnlich wie im Schlafe auf. Jacent sepulti heißt es von den Berauschten im corpus juris. Es ist die Thatsache des immer mehr eindringenden geistlichen und geistigen Todes, der Auflösung, der wirklichen oder beabsichtigten Zerstörung alles Organischen und Geschichtlichen, alles wahren Lebens, der Atomisierung alles Kompakten, der Nivellierung alles Ungleichen, der Zersetzung und Filtrirung alles Festen, was uns im Leben auf Schritt und Tritt begegnet und worauf Menzel, wenn auch nicht in erschöpfender, so doch in mannigfaltiger Weise aufmerksam macht. Das Buch Menzels wirkt durchaus anregend und solcher Anregung entspricht das nachfolgende Referat.

Wie in früheren Zeiten die Philosophie, so sind in unsern Tagen vorzugsweise die Naturwissenschaften das Terrain, auf dem man sich die größte Mühe giebt, die Bäume in den Himmel wachsen zu lassen. Menzel beginnt darum mit den *falschen Meinungen von der Natur*, welchen das erste Buch (S. 27—85) gewidmet ist. Im zweiten Buch handelt er von den *falschen Meinungen über die Bestimmung des Menschen* (S. 91—284). Im dritten Buch zeigt er uns zum Schluß: *Christentum und Vernunft im Einklang in Bezug auf den sittlichen und ewigen Beruf des Menschen.*

In der Einleitung weist der Verfasser auf den Ausgangspunkt aller antichristlichen Entartung, auf die Zeit der Renaissance hin. In derselben Zeit, in welcher durch Luther neues Leben in die erstorbene Kirche kam, hat Rom, das sich gegen das so gut als neu entdeckte Evangelium verschloß, dem alten Heidentum in einer fluchwürdigen Repristination den Sieg über die christliche Wahrheit zu verschaffen gesucht. Wer nicht die Verjüngung der Kirche will, will die Renaissance, die Wiedergeburt des Heidentums. Leo X. hat durch Michel Angelo ein genaues Nachbild des heidnischen Pantheon als Kuppel auf die in Kreuzform gebaute Peterskirche in Rom bauen lassen. „Die Kuppel steht noch heute zum schmachvollen Denkmal des heidnischen Papstes, der sie bauen ließ." Neben der Peterskirche wurde der Vatikan gebaut und mit römischen Statuen der Götter und Halbgötter gefüllt. „Die heidnische Göttermenagerie im Vatikan ist ein schwerer Vorwurf für das Papsttum." Die Künstler malten von nun an christliche Heiligenbilder mit heidnischen Motiven und Ausdrucksweisen. Wie sie sich ihr Verhältnis zum Christentum dachten, für welches sie scheinbar malten, das ihnen aber im Herzen zuwider war, hat am besten Spagnoletto in seiner geistreichen Darstellung der Marter des heil. Bartholomäus verraten. Der Oberleib des Heiligen ist unter dem Messer der Henker schon ganz geschunden und bietet einen scheußlichen Anblick dar, indem er zugleich ein Meisterwerk anatomischer Studien ist. Zu seinen Füßen liegt die umgeworfene und zerbrochene Marmorstatue eines Apollo mit unvergleichlicher Milde und Schönheit der Züge. Ein paar Jahrhunderte später hat Schiller in seinen Göttern Griechenlands den Kommentar dazu geschrieben: „Seht da, wie häßlich ist euer Christentum und wie schön ist das antike Heidentum!" Im Mittelalter hat der christlich germanische Geist geherrscht, von den Zeiten der Renaissance an macht sich eine systematische Herabwürdigung des germanischen Elements geltend und der heidnisch-romanische Geist gewann die Oberhand. Dem christlich-germanischen Geist entsprach ein sociales Leben, in welchem alle Stände innerhalb ihrer Grenzen ein reichliches Auskommen hatten, dem heidnischen Geiste der Renaissance entspricht das Aufkommen der Plutokratie. „Dieselben Mediceer in Florenz, welche die klassischen Studien und den heidnischen Geschmack einführten, brachten auch die altrömische Geldwirtschaft wieder auf. Ein Mediceer war der erste Heide und zugleich der erste Mann der Börse." Während man ultramontanerseits, wie es das Beispiel des mainzer Bischofs von Ketteler in seinem Bonifacius-Hirtenbriefe zeigt, die Reformation zur Quelle alles modernen Heidentums macht, weist Menzel bei jeder Gelegenheit darauf hin, daß aus der entarteten römischen Kirche selbst das Heidentum erwachsen ist. Menzel erwartet darum überhaupt kein neues kirchliches Leben aus dem Schoße der päpstlichen Kirche. Er macht ihr zum Vorwurf, daß sie sich grober Ausschreitungen schuldig gemacht hat. „Den Dornenkranz des Heilands durch den auf dem kahlen Haupt stehengelassenen Kranz von Haaren wiedergeben zu wollen, war ein grober Mißgriff. Man soll für das Heilige kein Sinnbild wählen, was eine widerliche Ent-

stellung der von Gott geschaffenen Wohlgestalt des Menschen ist. Man soll kein Leiden des Sohnes Gottes, welcher sich unserer Einbildungskraft nur in der erhabensten und rührendsten Schönheit darstellt, durch eine lächerliche Verunstaltung der menschlichen Kopfbildung nachbilden wollen. Eine der Gottheit unwürdige Vorstellung ist auch diejenige, welche den Leib und das Blut des Heilandes allen möglichen Zufällen der Verunreinigung oder boshafter Mißhandlung preisgiebt in einer Anzahl von sogenannten Hostien wundern. Wenn die, welche sich Christen nennen, nur nicht fort und fort mit ihren Sünden den Heiland kreuzigen hülfen, brauchten sie um jene Hostien nicht so ängstlich besorgt zu sein." Bezüglich des damals bevorstehenden sogenannten ökumenischen Koncils (gehalten 1870 in Rom) bemerkt der Verfasser: „Soll die Mißachtung der Kirche, wie sie sich jetzt am stärksten im katholischen Süden ausspricht, einer neuen Liebe und Begeisterung für dieselbe weichen, so muß vor allen Dingen das in der Kirche bewahrte Heilige von den geschmacklosen und unwürdigen Zuthaten und Entstellungen gereinigt werden." Doch scheint leider hier auf eine Besserung nicht gerechnet werden zu können. Menzel charakterisiert mit Recht allen Kampf wider die Wahrheit als Hochmut. Insoweit darum die römische Kirche von der Wahrheit abgewichen ist, ist sie unter dem Banne des Hochmuts. Sie hat es ganz eigen auf eine Hierarchie abgesehen. Die Kirche, heißt es in den römischen Katechismen, „befiehlt" das und das zu glauben. Die Priester herrschen, und möchten in ihrer Herrschsucht alle Lebensgebiete sich unterthänig machen. Referent wohnt in einer überwiegend katholischen Gegend. Die römische Kirche seiner Umgebung macht auf ihn unaufhörlich den Eindruck einer, auf geistlichem Gebiete mit militärischem Sinn verfahrenden Zuchtanstalt. Bei uns Evangelischen sieht es ja vielfach traurig, zum Erschrecken traurig aus, aber wir machen keinen Hehl daraus. Anders die Römischen. „Das ökumenische Koncil von 1869 soll zunächst die unbotmäßigen Katholiken des europäischen Südens dem Papsttum wieder fügsam und unterthänig machen, und hofft sogar, die päpstliche Autorität auch den Protestanten des Nordens wieder annehmlich zu machen. Aber heute sind die Umstände noch ungünstiger, als sie es zur Zeit der Florentiner und Tridenter Kirchenversammlungen waren und das Ergebnis wird wieder nur das des Turmbaues zu Babel, nämlich statt der Wiedervereinigung ein desto trotzigeres Auseinandergehen sein. Das Programm vom 13. September fordert die Protestanten zur Rückkehr in die alte Kirche auf, ohne ihnen die geringste Konzession zu machen. Was soll dabei herauskommen? Das Sprichwort „Hochmut kommt vor dem Fall" wird sich auch hier wieder bewähren. Doch kehren wir zum ersten Teile wieder zurück.

Der Bekämpfung der modernen Naturwissenschaft, die sich trotz ihrer Hypothesen und Unwahrscheinlichkeitsrechnungen gern als „die Wissenschaft" gebärdet, widmet der Verfasser zehn Kapitel. Der Auflösungstrieb geht bei den Naturwissenschaftlichen bekanntlich so weit, daß sie den Anfang der Welt in den Urschleim legen. Die festgewordene Erde samt allen Kreaturen auf

ihr werden mit dem Fluidum von einigen Millionen Jahren übergossen und verwandeln sich in ein Chaos von Atomen. Dieser Chaos, in s. g. Schulvorstellungen mit allerlei Schwindel der Jugend vorgeführt, soll von jeher da gewesen sein, denn aus nichts wird nichts. Der Stoff war zuerst da und dann kam die Kraft. Diese Kraft hat sich allmählich entwickelt und immer neue und verschiedene Wirkungen gehabt. Und obschon der Stoff selbst im Urschleim auch nicht die Spur von Verstand gehabt hat, so ist doch das aus diesem Stoffmeere Entstandene höchst verständig eingerichtet. Die Sache ist gerade so, als wenn der Setzer aus seinem Kasten alle möglichen Lettern zusammenschüttet und diese so lange liegen läßt, bis sich der stereotype Satz eines geistvollen Buches gebildet hat. — Wegen der Urmaterie macht die moderne Naturwissenschaft alle Gegensätze und Unterschiede flüssig und diese Auflösungssucht geht bekanntlich bis zur Erfindung der Abstammung des Menschen vom Affen oder der Vetterschaft des Menschen und des Affen. In innigster Verbindung hiermit steht die Auflösung des Gegensatzes von Gott und Mensch, überhaupt von Gott und Kreatur. Die Natur (schon dem Wortlaut nach das Gewordene, nicht das Bildende) hat alles gemacht, ist Gott. Statt des Ausdrucks Natur läßt sich auch der Ausdruck das blinde Ungefähr, der Zufall oder das Zeichen X setzen. Von einer Zweckmäßigkeit in der Natur wollen darum die Naturvergötterer nichts wissen, denn sie wollen von Gott nichts wissen. Der Verstand dieser Thoren strengt sich an, aus aller Kreatur den darin sich dokumentierenden Verstand wegzudisputieren. Sie hätten dazu einen Schein von Recht, wenn sie leugneten, daß sie im Besitz von Verstand wären. Dieser Unverstand treibt denn auch die Klugen dieser Welt dazu, die ganze Natur in eine Summe von Einzelwesen aufzulösen und jedes für sich in seinem Mechanismus mechanisch zu betrachten. In ihrer Sucht nach Zersetzung und Auflösung wollen sie nichts vom Ganzen, vom Kosmos und von dem Eindruck des Ganzen wissen. „Die Natur, wie sie sich uns in einer reichen Landschaft mit dem über ihr gewölbten Himmel darstellt, gleicht einem kunstreichen Gemälde, einer wundervollen Dichtung, welche die Seele tief ergreift und an deren Urheber man nicht ohne Bewunderung denken kann. Nun verhalten sich aber die vulgären Naturforscher zu diesem Kunstwerk nicht als vernunftbegabte Kritiker, nicht als Kenner des Schönen, Bewunderer des Erhabenen, sondern als pedantische Sylbenstecher. Sie verfahren, wie ein gemeiner Grammatiker verfahren würde, der in den göttlichen Werken des Homer, Dante und Shakespeare nur grammatische Regeln und Ausnahmen ängstlich zusammentragen wollte."

In Bezug auf die Beurteilung des M e n s c h e n werden Gut und Böse in lediglich verschiedengeartete Erscheinungsformen aufgelöst. Das Böse ist eine vom Menschen und von menschlichen Dingen nicht zu trennende Eigenschaft, wie Licht und Schatten in der Körperwelt unzertrennlich sind. Was von Gut und Böse, gilt auch von Wahr und Unwahr. Es giebt keine absolute, wirkliche Wahrheit; die Wahrheit beruht nur im Überzeugtsein des Einzelnen, darum sind nach moderner Anschauung alle möglichen, wirk-

lichen und vorgeblichen Überzeugungen gerechtfertigt, darum die alberne Toleranzphrase: „Ich achte jede Überzeugung." Die Wissenschaft hat überall volle Freiheit der Forschung und der Äußerung, auch innerhalb der Theologie. Nur die Strafgesetze sind noch Schranken, welche man aus praktischen Gründen respektiert. Theoretisch setzt man sich auch über sie hinaus und lehrt, daß die Strafe an sich ein Unsinn und eine Tyrannei ist, weil sie der vollen Freiheit widerspricht. In der Kirche werden die Bekenntnisse und Dogmen nicht mehr als Schranken angesehen, sondern in individuelle Anschauungen einer vergangenen Zeit, in historisch merkwürdige Meinungen aufgelöst. Auch die Bibel wird nicht mehr geachtet und in Zeitliches und Bleibendwahres aufgelöst. Glaube und Unglaube sollen gleichberechtigt sein. Es soll nur eine verschiedene Auffassung sein, wenn der Geistliche, der einen Gemeinde die leibhaftige Auferstehung Christi lehrt, und wenn der andere diese Lehre verhöhnt, wenn der eine in der Bibel das geoffenbarte Wort Gottes und wenn der andere in ihr ein Buch wie den Koran sieht. In der letzten Beziehung bemerkt M. treffend: „Wenn es tief zu beklagen ist, daß die Bibel auf katholischen Scheiterhaufen verbrannt wurde, so ging das doch von Leuten aus, die das Christentum aus einer andern Quelle zu schöpfen vermeinten, als aus der heil. Schrift. Das war nicht so arg, als die spöttische Verhöhnung und kritische Zersetzung der Heiligen Schrift von seiten protestantischer Doktoren und Professoren der Theologie, Konsistorialräte rc., die durch ihre Konfession ausschließlich darauf angewiesen waren, den Glaubensgrund nur in der Schrift zu suchen."

Der Ruf nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in seiner Abkehrung vom Christentume, nach welchem nur der Sohn Gottes frei macht, und nach welchem nur die an ihn Glaubenden gleich, vor und in Gott zu Brüdern untereinander werden, hat auch in der Kirche als Signal der Auflehnung und Empörung gedient. In der Kirche der Zukunft soll keiner an ein Dogma gebunden sein, die Idioten sollen gerade so viel gelten und gerade so gut stimmen, als die Wissenden. In der Kirche der Zukunft ist es Lieblosigkeit, von dem Unterschiede der Schafe und Böcke zu sprechen. In der Kirche der Zukunft wird gelehrt, daß man auch Trauben von den Disteln lesen kann, wenn man die erforderliche Anschauung vom Wesen der Trauben mitbringt. Der badische Oberkirchenrat sieht in den schneidendsten Gegensätzen von Glaube und Unglaube nur verschiedene Auffassungen einer und derselben Grundwahrheit; es ist für diesen Oberkirchenrat und seine Gesinnungsgenossen ganz gleichgültig, ob man eine Marmorstatue rein und unverletzt hält, oder ob man sie zu Gyps mahlen und auf den Acker streuen läßt. Es liegt darin nur eine verschiedene Behandlung des Kalkes. Daran denken aber die theologischen Scheidekünstler nicht, daß man Gyps aus rohen Blöcken, nicht aber aus Statuen bereitet. Die Behandlung sei gleichgültig, sagen sie, haben aber im Grunde nur ihre Freude an der Auflösung. Ja, secieren, das ist ihnen die Hauptsache, den ungenähten Rock Christi mit den Messern ihrer Dialektik zu zerschneiden, zu durchlöchern und wieder mit eigener Vernunft zu flicken,

bis die Theologie zum Kleide des Harlekin wird." Eine vortreffliche Charakteristik der Heuchler, welchen der Mund von süßen, christlich klingenden Phrasen überfließt, während ihr Herz ganz der modernen Weltanschauung hingegeben ist, giebt M. in dem Satze: „Unter allen Mißgestalten, in denen das dämonische Heer das Buch der Bücher umlagert, sind die niedrigsten jene, die unter dem Kinn statt des Bocksbartes zwei weiße Läppchen tragen, und über dem Leib den Chorrock, und die, indem sie die Bibel mit Füßen treten, und gegen das Heiligste die schnödesten Gebärden machen, dennoch an dem Rechte festhalten, die christlichen Sakramente auszuteilen." Diesen falschen Propheten, die lediglich im Dienste des Urverderbers und -Zerstörers stehen, ist es darum das angenehmste Geschäft, das Regiment der Kirche mittelst Gleichstellung des Laienelements in der trefflich auflösenden Einrichtung einer Presbyterial- und Synodalverfassung zu zerstören, und den Gegensatz zwischen Kultur und Christentum, Fortschritt und Christentum, Wissenschaft und Christentum stets durch Zersetzung und Preisgebung der christlichen Wahrheit zu beseitigen, den Gegensatz von Mensch und Gott und von Mensch und Gottmensch durch Verflüchtigung des Gottbegriffes und durch Herabrücken des Sohnes Gottes auf die Linie der Menschen zu v e r m i t e l n. Sie rufen: Friede! Friede! schwärmen für Union und bringen nichts anders, als Krieg und Zerstörung, Verwirrung und Auflösung. Was Gott der Herr selbst nicht vermitteln kann, weil es gegen die Wahrheit ist, Sünde und Unglauben vermitteln zu wollen, das wollen sie in ihrem Hochmut vermitteln. Der Hochmut ist die Luft, in welcher diese Pontifices gedeihen, darum muß man ihnen die Luft verderben, wenn man ihren schädlichen Einfluß beseitigen will. „Hätten die Verteidiger der christlichen Wahrheit es nur mit Irrlehrern zu thun, deren Fehler allein im Denken liegt, so wäre es ein harmloser Kampf, sie haben es aber mit der Sünde, mit der Bosheit zu thun, die sich nie ergiebt, mit dem Vater der Lüge selbst, mit der absoluten Verneinung, von der man vernünftigerweise keine Bekehrung verlangen kann. D e r S t r e i k a n n d a h e r a u c h n i e w i e e i n e R e c h t s f r a g e, s o n d e r n n u r w i e e i n K r i e g e n t s c h i e d e n w e r d e n."

Auch in der Pädagogik wird an dem Bestehenden gerüttelt. Die Schullehrer wollen nicht mehr unter dem Pfarrer stehen, sondern als wissenschaftliche Männer souverän der Kirche und dem Staate gegenüber stehen. In ihrem Hochmute fabeln sie schon von einer Art L e h r e r a k a d e m i e und von W i s s e n s c h a f t e n, die in der Volksschule getrieben werden sollen. Das Band zwischen Kirche und Schule soll aufgelöst und ein neues Band zwischen Schule und Leben soll geschaffen werden. Und weil der Rationalismus so unvernünftig ist, zu meinen, die gesunde Vernunft sei bei allen Menschen u r-sprünglich dieselbe, darum erblicken die Chorführer der verführten Lehrer in jedem Schulpräparanden eine Art Privatdocent und Universitätsprofessor, und in jedem Tagelöhnerkind einen Menschen, der zu allem möglichen Unterricht fähig ist. Die Kinder sollen ganz gleichmäßig, mechanisch mit Dingen bekannt gemacht werden, für die vielleicht nur fünf unter hundert die

entsprechenden Gaben besitzen. „Ebenso ungeheuerlich aber ist die Zumutung an die Lehrer, wie sie im Durchschnitt sind, und nicht anders sein können, sie sollen Geister wecken und bilden, sie, die selbst keinen Geist besitzen und nur fähig sind, Erlerntes wieder andern zu lehren. Wozu denn der schreckliche Hochmut auf Geist? Man sei doch ehrlich und wahrhaft. Man bescheide sich, der Jugend das zu lehren, was zu wissen ist." M. erklärt sich mit aller Entschiedenheit gegen die Bildung der Volksschullehrer durch Seminare und fordert eine kräftige Reaktion gegen die Verschrobenheit, in die die „Lehrer" durch Lehrerversammlungen, Zeitschriften und falsche Autoritäten hineingezogen werden. Die moderne Lehrerwelt sieht in ihrer Weisheit in den Kindern nur Menschen, nicht aber die Söhne und Töchter von Eltern, die diese oder jene sociale Stellunng einnehmen, dieser oder jener Konfession angehören. Es wird alles in die pure Humanität aufgelöst. Darum bildet sich auch die moderne Weisheit ein, einen allgemeinen Religionsunterricht erfinden zu können, der für alle paßt. Daß die Kinder zu Hause, in der Kirche, ja im gemeinen Leben Tag für Tag Dinge hören, die mit dem Universal-Religionsunterricht nicht übereinstimmen, ficht die Thoren nicht an. Dem Streben, lediglich Menschen zu bilden, entspricht dann auch die Sucht, den Kindern ihr kindliches Wesen zu nehmen, sie aufgeklärt und altklug zu machen und ihnen einen Begriff ihrer Selbstbestimmung zu geben, d. h. sie zu Unarten und zum Ungehorsam anzuleiten. Man will die Phrase von der Mündigkeit des Volkes schon in der Schule geltend machen und bedenkt nicht, daß es keine gröbere Lüge giebt, als zu sagen, das Volk könne sich selbst regieren. Oder ist es möglich, daß wirklich das Volk überall sich selbst bestimmt? Ohne Führer und Verführer? Damit kommen wir auf die Auflösung im politischen Gebiete zu reden. Diese Auflösung wird am kürzesten angedeutet mit den Worten: „Volkssouveränität," „Majoritätenherrschaft." Man sieht nicht mehr auf die Gaben einzelner hervorragender Männer, sondern zählt einfach die Köpfe. Und bei solcher Zählung gilt der blödeste Verstand eines Fabrikarbeiters gerade so viel als ein Mann, der trotz aller Gleichheit und Freiheit unwillkürlich Tausenden zum Führer wird, und also der politischen Nivellierungsmaschine einer Abstimmung gegenüber ungeachtet tausendmal schwerer in die Wagschale fällt, als ein anderer. Eine der größten Thorheiten im Rechtsgebiete des Staates ist u. a. auch die allgemeine Fähigkeit, in wechselrechte Verhältnisse einzutreten. Erfahrungsmäßig bringt diese Fähigkeit in den Kreisen, die sich nicht berufsmäßig mit Wechseln zu befassen haben, die größten finanziellen und sittlichen Schäden hervor. Für die Nichtkaufleute ist das Wechselrecht gar kein Bedürfnis; das ist aber für die Nivellierungslust, die sich nur an graue Theorien, nicht aber an das wirkliche Leben hält, ganz gleichgültig. Anstatt das arme Volk zu bevormunden und vor Schaden zu bewahren, erklärt man es ehrenhalber mündig und läßt es infolgedessen argen Schaden leiden. Auch die übrigen modernen Rechtsfähigkeiten, die erfahrungsmäßig nur einer kleinen Minorität zu gute kommen, und eben deshalb dem Kopfzahlsystem direkt widersprechen, sind nicht viel

günstiger zu beurteilen. „Der Vollbesitz der bürgerlichen Freiheit, die Gewährleistung des unbedingten Fortschrittes, das Recht der Selbstbestimmung, die freie Wahl des Berufs, die Gewerbefreiheit und alle ähnliche Errungenschaften der Neuzeit nützen dem Armen nichts und sie sind ihm nicht so viel wert als ein Stück Brot. Die große Mehrheit der mittelmäßigen und geringen Talente, die Einfältigen und Schwachen und derer, die schon von Haus aus arm sind, würde diese ihre unnütze und nur verderbliche Freiheit gerne dahin geben, wenn sie nur wieder den Schutz eines patriarchalischen Regierungssystems der Kirche und ständiger Korporationen finden könnte."

Dem Kopfzahlsystem ist es endlich zuzuschreiben, daß wir an der Krankheit der Gesetzmacherei laborieren. In der konstitutionellen Monarchie hat man dreierlei „Rechtsquellen," aus denen das legislatorische Wasser zusammengeschüttet wird. Daher die zwei- und dreifarbigen oder schillernden Gesetze der Neuzeit und deren unaufhörliche Abänderungen. Das Recht schwankt umsomehr, als nicht nur der dritte Faktor der Gesetzgebung aus periodischen Wahlen hervorgeht, auf die der wechselnde Wind des Tages, der zufälligen Zeitumstände und der sogenannten öffentlichen Meinung beständig einwirkt, sondern auch der erste Faktor sich nach den Umständen richten muß. Alles Recht geht daher nur aus einem zufälligen Kompromiß der drei Faktoren unter dem jedesmaligen Druck der Umstände, Leidenschaften und Meinungen hervor und hängt namentlich oft nur von zufälligen Majoritäten ab, weil der dritte Faktor, von der Presse und hinter ihr stehenden Parteien im Volke unterstützt, von den beiden ersten Faktoren berücksichtigt werden muß. Bei den praktischen alten Römern wurde das im Leben durch die Übung gewonnene und somit vom Volke miterlebte Recht durch Kodificierung festgestellt. Bei uns unpraktischen Theorierittern werden, lediglich zur Durchführung moderner Anschauungen, abstrakter Ideen, ohne alle Rücksicht auf die Brauchbarkeit im Leben, Gesetze fabriciert, deren Sprache und deren Absichten das schlichte Volk ebensowenig versteht, als das sogenannte gebildete Volk. Gewisse liberale Stichwörter genügen, um in den Kammern einen ganzen Haufen urteilsloser Stimmgeber zur Fabricierung eines Gesetzes zu gebrauchen, welches die Männer von legislatorischem und staatsmännischem Berufe von Grund aus verwerfen. Das Recht entspricht nicht mehr den Anschaungen des Volkes, das arme Volk geht im Finstern und weiß nicht, was Rechtens ist. In einem deutscheu Ländchen ist vor kurzem der Mühlbann aufgehoben worden. Gewerbefreiheit, freie Konkurrenz, Abschaffung der Privilegien! Jeder Bauer kann nun mahlen lassen, wo er will. Damit ist nun aber der Bannmüller nicht zufrieden, denn sein Einkommen ist gefährdet, und die Mahlgäste sind nicht zufrieden, denn der Bannmüller mußte ihnen mahlen und sein Molter war beschränkt. Jetzt haben die Bauern das Vergnügen der freien Wahl, des Abgewiesenwerdens und eines hohen Molters.*) Wem nützt nun die neue Ordnung? Lebendigen Menschen nicht, nur der grauen, toten Theorie.

*) Der bestimmte Lohn des Müllers von dem zu mahlenden Getreide.

Von der Unentbehrlichkeit und Humanität der Prügelstrafe und der Todesstrafe wollen wir nicht reden. „Wie edel ist doch der Mensch" — denkt man mit Hamlet beim Anblick ehrloser Stromer (Vagabunden, englisch Tramps), welchen im Winter acht Tage Gefängnis mit warmer Wohnung eine wahre Wohlthat sind, für die aber eine Tracht Prügel, welche im Verkehr der Standes- und Berufsgenossen zu den alltäglichsten Dingen gehört, ein ausgezeichnetes Abschreckungsmittel sein würde.

Menzel macht mit Recht darauf aufmerksam, daß dem Hochmut der Zeit entsprechend alle möglichen Dinge im Leben in unnatürlicher Weise in die Höhe geschraubt werden. Das fängt von unten an. Die Dienstmägde lassen sich „Fräulein" nennen, die bürgerlichen Fräulein werden „gnädige Fräulein" und die adligen Fräulein „gnädigste Fräulein" genannt. Ein Tanzlehrer für die untersten Stände in einer süddeutschen Stadt entschuldigte das Ausbleiben der weiblichen Abteilung mit den Worten: „Die Damen sind noch im Holz," d. h. die Töchter der Tagelöhner, Arbeiter ꝛc. sind noch am Holztag mit Einschleppen von Reisig beschäftigt.

Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß der Mittelstand in den Gasthöfen einen Luxus bezahlen muß, welcher weit über seine Lebensgewohnheiten geht. Es hätte hinzugefügt werden können, daß hiergegen nur von kirchlicher Seite aus eine gesunde Reaktion ins Leben gerufen ist, nämlich in den Herbergen zur Heimat mit ihren einfachen Fremdenzimmern. Dieselben Herbergen bieten auch einen Ersatz für den Verlust im patriarchalischen Leben, der durch Entfernung der Lehrlinge und Gesellen aus der Wohnung und vom Tische der Meister entstanden ist. Gesellen und Meister giebt es übrigens gar nicht mehr, sondern nur noch Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Und diese und die Producenten und Konsumenten alle zusammen sind nicht mehr Unterthanen, sondern nur noch Staatsangehörige. Das gute Wort „Unterthan" wird von vielen im Sinne von „Sklave" genommen. Die schlimmste Zersetzung ist die der Familie. Hier ist, Gott sei Dank, noch am meisten erhalten, aber es ist auch hier schon vieles verloren. — Dem Referenten ist aus einer Familientradition bekannt, daß ein verheirateter, in Amt und Würden stehender Mann, der bereits mehrere Kinder hatte, von seiner alten, frommen Mutter darum eine Ohrfeige bekam, weil er sich einen Scherz erlaubte, der wider seinen Willen üble Folgen hätte haben können. Der Sohn küßte der Mutter die Hand und dankte für die Strafe. Heutzutage, da die Jugend von dem nichtswürdigen H. Heine gelernt hat, daß Demut und Gehorsam nichts weiter als altfränkische, hündische Eigenschaften sind, verlangen die Jungen, sobald sie der Schule entwachsen sind, völlige Freiheit von Strafen durch die Eltern-, oder Meisterhand. Elterliche Zucht und Strenge ist nachgerade zur Seltenheit geworden. Darum auch so viele Prozesse zwischen Eltern und Kindern. Den Ehestand anlangend, so wird die untergeordnete Eigenschaft des rechtlichen Vertrags zur Hauptsache gemacht, was etwa so viel ist, als ein Ölgemälde unter der Rubrik „Leinwand" verrechnen. Diesem Kontraktsstandpunkte entspricht dann das Grundübel der protestantischen,

dem Worte Gottes direkt widersprechenden, auf einer absolut verwerflichen Tradition beruhenden Praxis in der Ehescheidung, sowie das andere Grundübel der Civilehe. Damit steht in Verbindung der Greuel einer Ehe zwischen Christen und Nichtchristen und die Kuppelei mittelst Zeitungsannoncen. In Nordamerika ist Abtreibung der Leibesfrucht und Kindesmord von seiten der Ehefrauen eine so gewöhnliche Sache, daß man gar nicht der Mühe wert hält, von einzelnen Fällen zu reden. Von wilden Völkern alter und neuer Zeit wird erzählt, daß das Weib bei ihnen nichts anders sei, als Sklavin. Der Mann pflegt der Ruhe und läßt das Weib für das Haus sorgen. In Amerika ist es umgekehrt. Die Verwilderung des Fortschritts läßt dort die Weiber ein Schlaraffenleben führen, und die Männer zum Fleisch- und Gemüsemarkt wandern. Die natürliche Folge ist, daß dort auch die Weiber die Geschäfte der Männer übernehmen, Zeitungsredaktionen haben, Professorenkünste treiben, und bei politischen Wahlen mitstimmen. Also auch möglichste Beseitigung der Geschlechtsgegensätze.

Im sozialen und volkswirtschaftlichen Leben bringt die Kapitalherrschaft die Auflösung. Alles will ohne Arbeit schnell reich werden. Diese Gier nach raschem Gewinn ohne Arbeit demoralisiert die Gesellschaft mehr, als alles andere. Der Kultus des goldenen Kalbes unterdrückt den Fleiß, die Genügsamkeit, das Wohlwollen gegen andere, das Pflichtgefühl. Die vom Christentum gebotene Liebe des Nächsten wird in ihr Gegenteil verkehrt." Darum die vielen unsoliden Spekulationen, insbesondere die Aktienzeichnungen für alle möglichen Dinge, darum der Unfug mit Reklamen, die ungeheuren Waarenfälschungen ꝛc. Die Bevölkerung in den großen Städten nimmt mit Riesenschritten zu und in diesen Städten wird der Gegensatz von Arm und Reich ein immer schrofferer. Die Wissenschaft der Nationalökonomie und die Staatsweisheit machen sich hierüber keine Gedanken, sie rechnen mit den kalten Begriffen: „Kapital und Arbeitskräfte," „Angebot und Nachfrage," „Monopolisierung und freie Konkurrenz." Daß hinter diesen abstrakten Dingen warmblütige Menschen stehen, die mit ihrem Gelde schnöden, gemeinschädlichen Mißbrauch treiben, und andere, die in schnödester Weise mißbraucht und ausgenutzt werden, daran denkt die Staatsweisheit nicht. „Ein wenig Vernunft und Erfahrung müßte diesen Gesetzgebern sagen, zum Wohle der Nation kommt es nicht sowohl auf die Größe des Nationalvermögens, als auf eine möglichst gleichmäßige Verteilung desselben an, wie bei jeder Aussaat und bei jeder Wiesenbewässerung." —

Die Tendenz der Auflösung macht sich auch innerhalb der Kirche in der mannigfachsten Weise geltend. Wie man in der Physik feste, flüssige und flüchtige Körper unterscheidet, so kann man auch unter den Christen feste, flüssige und flüchtige finden. Die Festen halten fest am Boden der Kirche, der ein Fels ist und ewig bleibt. Die Flüssigen, nicht kalt und nicht warm, der laue Strom der Ja- und Neintheologen, v. M. „die leisetretenden Vermittler und Toilettentheologen" genannt, machen alle Dogmen flüssig, beseitigen die

festen Dämme und Ufer und lassen das unendliche Wasser ihrer Weltweisheit hineinfluten. Den Flüchtigen, den Leuten, die den Wind verehren, sind auch noch die Wasser der Vermittler zu fest, sie trachten darnach, alles in eitel Dunst und Nebel aufzulösen. — — — Auch die Verbindung von Kirche und Staat soll fallen, damit die Kirche, des äußeren Halts entbehrend, immer mehr der Tummel- und Allianzplatz aller möglichen Geister unter dem Himmel werde.

In der Politik ist man von der festen Monarchie zur flüssigen konstitutionellen Wirtschaft übergegangen, und schon arbeiten Tausende und aber Tausende an der Nebelkappe einer Universalrepublik. Die modernen Ideen und die modernen Verkehrsmittel verwischen immer mehr die nationalen Gegensätze und die große Inkonsequenz der Mißachtung der Schwarzen in Nordamerika (seit einem Vierteljahrhundert beseitigt. D.), der Heimat aller Nivellierungskünste, hat recht gezeigt, wie sehr die mechanischen, toten Gleichheitsideen dem Leben widersprechen. M. schließt mit dem Kapitel: „Der Antichrist," und entwirft in diesem ein trübes Bild von der Zukunft. „Wenn die Völker nach dem jetzt herrschend gewordenen Nivellierungssystem sich alle vermischt haben, so daß der klare Geist oben mit dem trüben Satze unten durcheinander gerührt und zum Wein der Gebildeten das Bier der Philister, der Schnaps der Wähler und der Essig des Fabrikelendes hinzugekommen sein werden, dann wird nach einer starken Erhitzung die Masse in die fauligte Gährung übergehen." Der nun folgende Satz, daß dann das Christentum aufhören werde, ist nur in beschränktem Sinne zu nehmen, wie auch M. beifügt, daß es auch dann noch Märtyrer und Heilige geben werde.

So viel mag genügen, um zum Lesen des Menzelschen Buches anzureizen. Daß die einzelnen Leser mit mancher Folgerung, Behauptung und Beweis eines so originellen, geistvollen Mannes, wie M., nicht immer einverstanden sein können, liegt auf der Hand; (doch wird ein aufmerksamer Leser es nicht unbefriedigt aus der Hand legen. D.)

Der Federkrieg zwischen Katholiken und Protestanten vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges.

Von Dr. R. Weitbrecht.

(Aus den Deutsch-Evangelischen Blättern.)

Es wird kaum eine Zeit geben, da mehr professionelle Polemik getrieben worden wäre, als in den letzten Jahrzehnten des 16. und in den ersten des 17. Jahrhunderts. Die polemische Litteratur jener Zeit, aus der ich allein Deutschland in den Kreis meiner Betrachtung ziehe, ist eine ganz riesige. Der größte Teil des fünften Bandes von Janssen ist mit Auszügen aus dieser Litteratur gefüllt; doch bekommt man aus denselben kein klares Bild der Polemik, teils wegen der von Janssen beliebten Anordnung, die an Klarheit sehr viel zu wünschen übrig läßt, teils wegen der auch hier tendenziösen Art, wie er die Quellen benützt. Beides gilt auch von den hierher gehörigen Ab-

schnitten des sechsten Bandes. Wer sich nicht selbst mit den Quellen vertraut machen will, der findet für die meisten von Janssen behandelten Schriften eine ihn vielfach korrigierende Darstellung in dem ganz vorzüglichen, mit eminenter Belesenheit geschriebenen und durchaus objektiv gehaltenen Buche von Dr. Richard Krebs: „Die politische Publicistik der Jesuiten u. s. w.," welchem ich in einzelnen Teilen meiner Darstellung ohne weiteres folgen konnte, da ich nur in einigen nebensächlichen Punkten von ihm abweiche.

Im ganzen richtig faßt Janssen die damaligen Zustände folgendermaßen zusammen:

„In einem solchen „fortwährenden geistigen Kriegszustande durch Feder und Kanzel" befand sich Deutschland, bevor der dreißigjährige Krieg ausbrach. Schier alle Kraft des Geistes und Studierens ging, wie Zeitgenossen klagten, in heillosem Zanken, Streiten, Verfluchen und Vermaledeien auf. Nicht bildend und veredelnd, sondern verwildernd und zerstörend wirkte die Presse auf die großen Massen des Volkes ein. Es gab keine Obrigkeit, weltliche oder geistliche, welche sie nicht geschmäht und verleumdet, keine Glaubenslehre, die sie nicht entstellt und verzerrt, keine gottesdienstliche Übung, die sie nicht verhöhnt und ins Lächerliche gezogen hätte; die Aussprüche der heiligen Schrift dienten ihr zum Spielball dünkelhafter Neuerungssucht und blinder Verketzerungswut. Die erhabenen Lehren des Christentums von der Barmherzigkeit gegen Arme und Kranke, den Werken der Buße, der Liebe zu den Feinden schienen „schier vergessen und ausgemerzt aus den Herzen derer, so sich rühmten, Lehrer und Freunde des Volkes zu sein." Fast alle schriftstellerischen Erzeugnisse trugen die Ausbrüche eines furchtbaren Hasses zur Schau; die Presse war zu einem wahren Fluche der Zeit geworden. In stets steigendem Grade streuten die „unzählbaren Skribenten" allenthalben „Mißtrauen, Argwohn, Neid und Feindschaft" aus, wühlten die Leidenschaften auf und schienen keinen anderen Zweck mehr zu verfolgen, als „Fürsten, hohe Herren aufzuhetzen und zum Schwerte zu stimulieren." *)

Angesichts dieser schwarzen Schilderung darf man freilich nicht vergessen, daß gerade diese Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege fast auf allen Gebieten eine Zeit des Aufschwungs war, und daß erst der Krieg diesem Aufschwung ein Ende machte. Ich gebe die Schilderung dieser Zeit als Gegenstück zu Janssen mit den Worten eines unserer besten und zuverlässigsten Litterarhistoriker, W. Scherer (Geschichte der deutschen Litteratur, zweite Ausgabe, S. 315). Sie beweist, daß es mit dem von Janssen der Reformation zugeschriebenen allgemeinen „Kulturverfall" ganz anders stand, als er der Welt glauben machen will. Erst der von den Jesuiten geschürte und verlängerte dreißigjährige Krieg hat diesen Verfall verschuldet. Scherer schreibt: „Nicht bloß das Drama hob sich in den ersten Jahrzehnten vor dem

*) Ich übernehme bei der bekannten Unzuverlässigkeit Janssens keine Bürgschaft für die Richtigkeit obiger und anderer von mir aus Janssen genommenen Citate. Eine ziemliche Anzahl der von Janssen angeführten Quellen liegt mir vor; doch verlohnt es sich kaum der Mühe, den Wortlaut immer zu vergleichen, da für meinen Zweck weniger der Wortlaut als der Geist der betreffenden Schriften in Betracht kommt.

dreißigjährigem Kriege: auf allen Gebieten, in Wissenschaft und Geschmack war Fortschritt zu spüren. Johann Kepler begann seine bahnbrechenden Publikationen im Jahr 1596 und entfaltete darin einen äußerst geistreichen und lebendigen lateinischen Stil. Sein schwäbischer Landsmann Valentin Andreä verspottete die Verkehrtheiten der Zeit in präcisen lateinischen Dialogen und Parabeln und in einer witzigen lateinischen Komödie, verfaßte tüchtige deutsche Gedichte und lieferte teils in lateinischer, teils in deutscher Prosa kleine Romane. — Johann Arnd aus Ballenstädt schrieb seine volkstümlichen, durch Klarheit, Anmut und edlen friedensvollen Sinn ausgezeichneten Erbauungsschriften, das „wahre Christentum“ (1605—1610) und das „Paradiesgärtlein voll christlicher Tugenden“ (1612). Jakob Böhmes theosophische Werke entstanden von 1610 an. In der gelehrten Theologie pflanzte sich die fromme kurze Betrachtung neben die vielbändige Glaubenslehre; die Philosophie suchte nach einem Standpunkt über den religiösen Parteien; die Theorie der Politik fand ausgezeichnete Vertretung; unter den Philologen, Litteraturhistorikern, Geschichtsforschern, Geographen rührten sich ungewöhnliche Kräfte; ein deutsches Wörterbuch wurde begonnen, und schon wandte sich das Interesse einzelner Gelehrten den mittelhochdeutschen Dichtern zu. In der weltlichen Poesie der Zeit blühte das zugleich internationale und volkstümliche Gesellschaftslied; der Kirchengesang nahm weicheren und mehr individuellen Ton an; die Prosa wurde zusehends gewandter und war keineswegs bei allen Schriftstellern durch fremde Wörter und Phrasen entstellt. — — In den Jahren 1600—1617 fand ein kolossaler Aufschwung des deutschen Buchhandels statt, den selbst der Krieg nicht sofort zu vernichten imstande war. Erst von 1632 an ging es entschieden abwärts.“

Ich habe die Schilderung Janssens für im ganzen richtig erklärt: wer das, was bei Janssen vorhergeht, gelesen hat, soll freilich den Eindruck bekommen, als ob diese Schilderung eigentlich bloß auf die protestantische Polemik jener Zeit passe, welchen Eindruck auch verschiedene klug gewählte Ausdrücke in derselben verstärken sollen. Sie geht aber die katholische Polemik jener Zeit gerade so an wie die protestantische; denn selten ist auf beiden Seiten so viel gesündigt worden wie damals.

Dem Leser dieser Schilderung wird aber zweierlei nicht entgehen: fürs erste, daß unsere Zeit in gewissem Sinne jener ähnlich ist, nur daß was dort teilweise dicke Folianten waren, heutzutage Zeitungen und Broschüren sind. Und auch das andere wird sich ergeben: die ultramontanjesuitische Polemik am Ende des 19. Jahrhunderts scheint sich die vom Ende des 16. zum Muster und Vorbild genommen zu haben. Wir Protestanten aber dürfen uns das Zeugnis geben und erwarten mit Ruhe den Gegenbeweis der Römischen, daß wir uns von der schlechten Art der Polemik, die unsere Vorfahren, hierin den Katholiken gleich, übten, fern gehalten haben und hoffentlich auch künftig fern halten werden. Damit dies geschehe, ist ein Blick in die Polemik beider Konfessionen jener Zeit sehr lehrreich: wir lernen aus derselben fast nur, wie wir es nicht machen sollen. Daß die heutige ultramontane Presse dies aus

Janssen nicht gelernt hat, beweist fast jede ultramontane Zeitung und Broschüre unserer Tage.

Denn wenn damals geklagt wurde, daß das Volk um so begieriger nach den Schriften greife, je unflätiger und roher die Polemik sei; wenn selbst die Jesuiten sich genötigt sahen, ihre Ordensbrüder zu erinnern, daß sie ihre Gegner „nicht Taugenichtse oder Teufel nennen und andere gehässige Schimpfnamen und Verleumdungen gegen sie schleudern“ sollten, (Janssen V. 407), so müssen wir leider ersteres auch heute beim katholischen Volke beklagen und finden die Mahnung des Jesuiten auch für heute sehr zeitgemäß.

Natürlich belieben die Römischen die Sache umzukehren. Diefenbach in seinem Buch: „Die lutherische Kanzel“ behauptet frischweg, man begegne in unseren Tagen einer Polemik wie im 17. Jahrhundert, „am häufigsten bei den sogenannten Gustav-Adolfsfesten, bei Versammlungen des Protestantenvereins und neuerdings bei den Rednern des neugegründeten „Evangelischen Bundes.“ Den Beweis bleibt er natürlich schuldig und führt nur an: „Rede von D. W. Beyschlag zur Gründung des Evangelischen Bundes in Frankfurt; ferner den Pfarrer Thümmel, mit dem perfiden Beisatz: „welcher durch seine Polemik gegen die katholische Kirche schon mit den Gerichten Bekanntschaft gemacht hat.“ Auch der neueste Verteidiger des Jesuitenordens, der Jesuit Hoensbroech („Warum sollen die Jesuiten nicht nach Deutschland zurück?“) sieht nicht den Balken im eignen Auge, sondern konstruiert sich Splitter in unserem Auge, indem er wieder, ohne jede Begründung, die wir zu Obigem dutzendfach geben können und teilweise in diesen Blättern schon gegeben haben, frischweg behauptet: Die Beschuldigungen gegen die Jesuiten in Zeitungen und Pamphleten „sind inhaltlich und vielfach auch der Form nach nur eine Wiederholung der vom wüstesten Unflat und lästernder Beleidigung starrenden Schrift des protestantischen Theologen Martin Chemnitz: Vom neuen Orden der Jesuiten (1562).“ Beweise her!

Wenn die Katholiken damals klagten, daß jede katholische Schrift von den Protestanten als eine „Schand- und Lügenschrift“ bezeichnet werde, so ist das heute allgemeine Praxis der ultramontanen Presse auch den vornehmsten protestantischen polemischen Schriften gegenüber. Wenn den Protestanten von damals nicht ganz mit Unrecht der Vorwurf gemacht werden kann, sie haben dahin gezielt, jede Verbindung zwischen Katholiken und Protestanten zu lösen, so ist dies heute die Absicht aller ultramontanen Schriftstellerei. Damals freilich wars bei den Katholiken anders. Sie wollten keine Lösung der Verbindung, sondern einfach Unterdrückung der deutschen Ketzer, gewaltsame Zurückführung derselben zum Katholicismus, selbst mit Hülfe auswärtiger Katholiken, welche aufgefordert wurden, ihren deutschen Glaubensgenossen zu Hülfe zu kommen, und dies lange, bevor Gustav Adolf kam und sich die deutschen Protestanten mit Frankreich verbündeten, was bekanntlich einen stehenden Vorwurf der Ultramontanen gegen die Protestanten des dreißigjährigen Krieges bildet. Die Jesuiten forderten offen die Unterdrückung und Bestrafung der Ketzer; so Kölner Jesuiten 1560, so andere

später, so Matthias Meyerhofer 1601, nachdem er schon 1600 für die Unterthanen das Recht in Anspruch genommen hatte, einen sektiererischen Fürsten abzusetzen, ja sogar zu töten. Ein Eid in gottlosen Dingen, wie z. B. Duldung der Ketzerei, sagten sie, habe keine bindende Kraft (Krebs a. a. O. S. 28). Sogar „der mildeste unter den Jesuiten," Canisius, sprach die Überzeugung aus, daß die katholischen Fürsten durch Bestrafung der Ketzer ihr Gebiet befreien sollten von der Pest, welche Deutschland so jämmerlich zugerichtet habe und in den Augen aller Frommen mit Schmach bedecke (Janssen V, 439 f.). Mindestens aber, verlangen die Katholiken, solle man die lutherischen Prädikanten, die lautesten Rufer im Streite, bestrafen und sie an ihrer Polemik gewaltsam verhindern.

In einem Stück allerdings standen die Behauptungen damals wie heute auf beiden Seiten gleich: jeder Teil warf dem andern vor, daß er die Schuld an dem friedhässigen Treiben habe, und jeder Teil erklärte, daß er unschuldig daran sei. Wir Protestanten erwarten aber ruhig das Urteil der Geschichte, welcher von beiden Teilen heutzutage mit seinen Vorwürfen recht hat. Denn Goethes Wort: Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge, behälts gewiß — trifft zwar auf die mit großem Geschrei auftretende ultramontane Presse zu, dennoch können auch die gewandtesten Zungen und die kräftigsten Lungen das Urteil der Geschichte nicht überschreien.

Bei der Polemik jener Zeit waren die Lutheraner von vorn herein im Nachteil und zwar aus zwei Gründen. Einmal hatten sie es stets mit zwei Gegnern zu thun, nämlich mit Calvinisten und Papisten. Lutheraner und Calvinisten haben dreimal so viel gegen einander geschrieben als gegen die Papisten — und der tertius gaudens dabei waren die Jesuiten und ist heute noch Janssen und die ganze ultramontane Wissenschaft. Erst 1607 erhebt sich eine lutherische Stimme, daß auch den Calvinisten Religionsduldung zu gewähren sei; 1615, als es zu spät war, rief der Hamburger Bürgermeister V. Möller Lutheranern und Calvinisten zu, gegen den gemeinsamen Feind zusammenzustehen, und 1617, unmittelbar vor Ausbruch des Krieges, mahnt eine Stimme eindringlich an das, was Calvinisten und Lutheraner verbinde. Schon der bloße Gedanke an Einigkeit der Protestanten brachte die Katholiken in die größte Aufregung — leider war sie unnötig — und sie beeilten sich, die Uneinigkeit zu schüren und die beiden Konfessionen gegen einander zu hetzen. Besonders rührig zeigten sich hierbei die Jesuiten. Denn in der Thätigkeit des Jesuitenordens lag der andere Nachteil der Protestanten: sie standen einem vollständig planmäßigen Vorgehen der Jesuiten gerade gegen Deutschland gegenüber; auf Bekämpfung der deutschen Ketzer, ihre Bekehrung oder Vernichtung konzentrierten die Jesuiten alle ihre Kräfte, oder wie es der Jesuit Hoensbroech ausdrückt: die Jesuiten hatten von jeher eine besondere Liebe zu Deutschland, „welches durch die schwere Krankheit der Irrlehre gefährdet war," wie schon Ignatius sich in seiner „Liebe zu Deutschland" ausdrückt. Wir kennen diese Jesuitenliebe, es ist die Liebe des Wolfes für das Schaf!

Nun steht es freilich nicht so, wie Janssen uns glauben machen möchte, daß den überlegenen Geistes- und Wissenschaftskräften der Jesuiten die Protestanten nichts von Bedeutung entgegenzustellen gehabt hätten. Aber ein Heer, das in zwei feindliche Lager gespalten ist, muß stets im Nachteil sein gegen einen geschlossen und energisch vorgehenden, von einem Willen geleiteten Feind.

Ich meine, wir Protestanten haben aus jener Zeit etwas gelernt; davon ist der Evangelische Bund ein Zeichen. Die Jesuiten aber sind die gleichen geblieben: die Einigkeit der Protestanten, die sich in diesem Bunde zeigt, das Niedergesunkensein der künstlichen, zwischen Lutheranern und Reformierten konstruierten Schranken, die im Bewußtsein unserer protestantischen Welt längst keinen Boden mehr hatten, das Händereichen zu den Altkatholiken hinüber — alles das ist den Jesuiten und ihrem Anhang ein Greuel. Und genau wie damals suchen die Ultramontanen die Einigkeit des Evangelischen Bundes zu sprengen, indem sie ohne Unterlaß rufen: „Wie könnt ihr „gläubigen" Protestanten mit „Gottesleugnern" wie Karl Hase und seinen Schülern zusammengehen! Ihr seid ja unter einander viel verschiedener, als die Gläubigen unter euch von der römischen Kirche! Wie könnt ihr in einem Bunde beisammen sein! und so weiter — alles nur der Ausdruck der Besorgnis und der Angst vor protestantischer Einigkeit; denn, so triumphierten damals die Jesuiten: „Der Streit der Feinde ist unser Friede." Und fügen wir hinzu: Die Einigkeit der Protestanten ist ihre Niederlage.

Was der Polemik jener Zeit den Charakter aufdrückt, ist auf beiden Seiten, bei Katholiken und Protestanten, vor allem die vollkommene Kritiklosigkeit, mit welcher man alle Anklagen gegen den Gegner blindlings glaubt, mit welcher eine Schrift aus der andern das offenbar verlogenste Zeug abschreibt, wenn es nur dem Gegner Nachteil zu bringen scheint; — auch hier liegt ein Vergleich mit unserer Zeit nahe. In der That, Janssensche Diefenbachsche, Majunkesche Lügen kehren, so oft sie auch widerlegt werden in der ultramontanen Presse immer wieder. Und diese ihrerseits klagt mit einem stehend gewordenen Ausdruck, der freilich dadurch und durch vielfache Wiederholung nicht wahrer wird, daß die protestantische Polemik namentlich gegen die Jesuiten „sich hundertmal widerlegter Beschuldigungen" bediene. Ich scheue mich nicht zu sagen, daß ein Körnlein Wahrheit in dieser Anklage liegt, daß auch heutzutage manchmal schnellfertige, protestantische Zeitungs- und Broschürenschreiber es mit gewissen, zwar traditionellen, aber von der Geschichtsforschung mindestens als unsicher erwiesenen Thatsachen und Behauptungen nicht allzu genau nehmen. Es sollte keine einzige protestantische Schrift den Römischen den geringsten Anlaß zu diesem Vorwurf geben, zumal bei der dort beliebten Verallgemeinerung und Fruktificierung eines einzelnen Falles. Passiert einem Protestanten eine falsche Jahreszahl oder Verwechselung eines Papstes, etwa eines dritten Paul mit einem vierten, oder irrt er sich in irgend einem Nepoten, was bei den wunderbaren, zum Teil widernatürlichen Verwandtschaftsverhältnissen am römischen Stuhl ja leicht möglich ist,

oder wird einmal ein dem Jesuitenorden nicht angehöriger, wenn auch sonst ganz jesuitischer katholische Schriftsteller alter oder neuer Zeit als Jesuit behandelt, — flugs ist die ultramontane Presse bei ihrer zur Virtuosität ausgebildeten Kunst, Mücken zu seigen und Kamele zu verschlucken, mit der Anklage auf „protestantische Ignoranz“ und „Geschichtsfälschung“ bei der Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Auch ein Wort zur Versöhnung.

Geredet auf der Lehrerkonferenz in Quincy, Ills.

(Von Pastor Dinkmeier.)

Wenn ich mich erdreiste, auch ein Wort zur Versöhnung zu reden, so thue ich das zunächst als einer der Mitbegründer des Lehrervereins, als Ehrenmitglied und warmer Freund desselben; ferner aber auch als Vertreter der evang. Synode.

Von Versöhnung braucht man nicht zu reden, wenn Friede und Eintracht herrscht, sondern nur dann, wenn das gute Einvernehmen zwischen zwei oder mehreren Personen oder Parteien gestört ist. — Seit Gründung des Lehrervereins, Anno 1873, hat ein freundschaftliches Verhältnis bestanden zwischen der evang. Synode und dem evang. Lehrerverein. Das war auch ganz selbstverständlich; stehen doch beide auf demselben Grunde des evang. Bekenntnisses und haben doch beide das eine Ziel vor Augen, nämlich unsterbliche Seelen für unsern hochgelobten Herrn und Heiland zu gewinnen. Dieses gegenseitige Wohlwollen ließ den Wunsch laut werden, eine engere Verbindung mit einander einzugehn. Über das Wie der Vereinigung wurden allerlei Vorschläge gemacht seitens der einzelnen Distrikte und des Lehrervereins und man erwartete zuversichtlich, daß die so lang ersehnte Vereinigung des Lehrervereins mit der Synode auf der Generalsynode 1889 zu Stande kommen würde. Das geschah aber nicht, weil die volle Würdigung unseres Gemeindeschulwesens bei vielen Gliedern der Synode fehlte und es auch an der vollen Klarheit betreffs der Aufnahme mangelte. Die Generalsynode vertagte sich und die vom zentralen Schulkomitee vorgelegten Thesen wurden den einzelnen Distrikten zur Beratung überwiesen. Der Lehrerverein hat auf seiner letztjährigen Konferenz auch über diese Thesen in etwas unzarter Weise verhandelt; die kritische Beleuchtung war für friedliebende Augen ziemlich grell; manches darin Gesagte ist wohl wahr, aber vieles hätte wegbleiben können. Folge dieser kritischen Beleuchtung war eine allgemeine Verdunkelung am Horizont der Synode und des Lehrervereins, es entstand eine gewisse Erregtheit der Gemüter. Als ich das Referat und die Thesen des Synodal-Schulkomitees, sowie die kritische Beleuchtung derselben und die verschiedenen Entgegnungen in der „Theologischen Zeitschrift“ gelesen, mußte ich denken: es geht uns wie den Jüngern in der Nacht, da der Herr verraten ward,“ da heißt es: „Es erhob sich auch ein Zank unter ihnen, welcher unter ihnen sollte für den Größten gehalten werden.“ (Luc. 22, 24.) Ein Petrus mag wohl gesagt

haben: Ich habe den Herrn am meisten bekannt; Johannes: Ich habe ihn am meisten geliebt etc. Ein jeder hatte irgend etwas Rühmenswertes an sich, auf Grund dessen er sich für den Besten und Größesten hielt. Dieser Zank hat sich immer wiederholt in der christlichen Kirche; man vergleiche nur den Zank unter den Bischöfen im Mittelalter, woraus der römische als Sieger und Papst hervorging, oder die Wirren in der „Evangelischen Gemeinschaft" in der Gegenwart. Ist nun dieser Zank dem Herrn wohlgefällig? Er spricht: „Die weltlichen Könige herrschen und die Gewaltigen heißt man gnädige Herren, ihr aber nicht also; sondern der Größte unter euch soll sein wie der Jüngste und der Vornehmste wie der Diener. (Luc. 22, 25. 26.) Oder in anderer Stelle: „Einer ist euer Meister, Christus, ihr aber seid alle Brüder." (Matth. 23, 8. 10.) Würden wir Lehrer und Prediger dieses königliche Gebot der brüderlichen Liebe besser befolgen, dann, meine ich, würde das Zanken über Hoch und Niedrig aufhören. Wir sind alle arme schwache Menschen, die berufen sind, Handlangerdienste zu thun an dem Aufbau Seines Reiches. Und wenn wir das erkennen, dann zerstiebt der Hochmutsdünkel, die Scheidewand zwischen Pastor und Lehrer fällt, aber die brüderliche Liebe bleibet, und dann steht der Vereinigung zwischen Synode und Lehrerverein nichts mehr im Wege. Schütze schreibt in seiner Schulkunde Seite 154: „Man hat hie und da eine Scheidewand zwischen Geistlichen und Volksschullehrern aufrichten wollen, indem man bald den Lehrer= bald den Predigerberuf als vorzüglicher und wichtiger bezeichnete. Diesen unnützen Streit menschlicher Eitelkeit hat St. Paulus längst entschieden. Das christliche Lehramt ist ohne Zweifel das Amt des Pflanzens, das christliche Predigtamt dagegen das Amt des Begießens. Was sagt nun der Apostel 1. Cor. 3, 7. 8 von beiden? Er sagt: „„So ist nun weder der da pflanzet, noch der da begießet, etwas, sondern Gott, der das Gedeihen giebt. Der aber pflanzet und der da begießet ist Einer wie der Andere. Ein jeglicher aber wird seinen Lohn empfangen nach seiner Arbeit."" So gelten also vor dem Herrn beide Ämter, das evang. Schulamt und das evang. Predigtamt, gleich. Soll nun ein Wettstreit zwischen den Trägern der beiderseitigen Ämter sein, so sei es in der „Treue." Hätte das centrale Schulkomitee diesen Standpunkt eingenommen, so würden die Thesen etwas anders gelautet haben und die kritische Beleuchtung wäre vielleicht ganz überflüssig geworden. Es soll mir nicht einfallen, auch noch die Thesen kritisch zu beleuchten, nur einige Bemerkungen seien mir erlaubt.

These 7. bezeichnet „das Schulamt nach seiner Natur und Geschichte auf Grund der heil. Schrift als ein kirchliches Amt." Wenn man das liest, bekommt man den Eindruck, als sei das Schulamt ein selbständiges Amt neben dem Pfarramt, wie es auch sein sollte. These 8. verwischt diesen Eindruck; da steht klar und deutlich: „es ist Hilfsamt." Ist das Schulamt im Pfarramt enthalten, also Hilfsamt desselben, dann folgt von selbst, daß die Träger desselben auch die Diener des Pastors sind und als solche auch nichts weiter zu thun haben, als den Willen ihres Vorgesetzten. Und die weitere

Folge ist, daß sich kein junger Mann, der in der evangelischen Freiheit aufgewachsen, dazu hergeben wird, ein solches Hilfsamt zu übernehmen.

Ist das Schulamt aber ein selbständiges kirchliches Amt neben dem Pfarramt, dann sind die Träger desselben keine Diener des Predigers, sondern ebenbürtige Brüder. Und das sind sie und müssen es sein, wenn wir überhaupt das Schulamt in der Synode noch fortgeführt wissen wollen. Es steht so wie so schon kläglich mit unsern Gemeindeschulen, das Wort des Herrn: „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe," hat man in vielen Gemeinden schon ganz vergessen; und wo noch Gemeinden sind, die dem Befehl des Herrn noch gerne nachkommen möchten und mit großen Kosten ihre Schulen aufrecht erhalten, werden sie bald aus Mangel an Lehrkräften schließen müssen. Das Amt eines Lehrers an unsern Gemeindeschulen ist, äußerlich angesehn, kein sehr begehrenswertes, denn unsere Lehrer können sich in pekuniärer Hinsicht mit den Lehrern an der Staatsschule nicht messen, wenn dann noch Verkennung und vielleicht Bedrückung dazu kommt, wer wird dann noch Lehrer werden wollen!

Erst dann, wenn die Synode das Schulamt als ein selbständiges neben dem Pfarramt ansieht und die Lehrer als volle und ganze Glieder mit Sitz und Stimme in ihren Verband aufnimmt, thut sie den ersten Schritt in der rechten Richtung zum Auf- und Ausbau unserer Gemeindeschulen. Wenn der Lehrer weiß, meine Arbeit wird gewürdigt, ich darf mit „raten und thaten" in der Synode, es ist meine Synode, wird er freudiger arbeiten sogar unter mancherlei Entbehrungen und das „synodale Bewußtsein" wird sich von selbst einstellen.

Wenn das centrale Schulkomitee in These 8 die Aufsicht über die Schule dem Pastor zuweist, so greift es dadurch in die Rechte der Gemeinde ein. Der Gemeinde gehört Kirche und Schule, Pastor und Lehrer werden von der Gemeinde berufen und erwählt, beide sind Diener des Herrn, aber auch Diener der Gemeinde, beiden steht der Kirchen- resp. Schulvorstand zur Seite. Diese Vorstände haben das Recht und die Pflicht über Lehre und Wandel des Pastors und Lehrers zu wachen, wie es unsere Gemeindeordnungen vorschreiben. Prediger und Lehrer gehören von Amtswegen zum Kirchen- resp. Schulvorstande. In fast allen Fällen wird die Gemeinde dem Pastor die Aufsicht über die Schule übertragen und der Lehrer wird sich das gern gefallen lassen, um so lieber, wenn er weiß, der Pastor ist, anstatt eines strengen Vorgesetzten und Visitators, mein Bruder in Christo, der mit mir zu einer Synode gehört, der Hand in Hand mit mir arbeitet am Aufbau der Gemeinde und des Reiches Gottes. Überträgt aber die Gemeinde das Aufsichtsamt über die Schule aus irgend welchen Gründen dem Pastor nicht, so kann er es nicht erzwingen, er muß sich entweder fügen oder gehn. Die Synode kann da auch nicht helfen, weil sie sich nur dann in Gemeindeangelegenheiten mischt, wenn der Bekenntnisstand oder die christliche Zucht in Frage kommen nach § 25. der Synodal-Statuten. These 8 sollte daher lauten:

„Die Aufsicht über die Gemeindeschule übt die Gemeinde durch den Schulvorstand, zu welchem von Amtswegen der Pastor und ein Lehrer der Gemeinde gehören." Wie der Vorstand sich nun organisiert und wem die Schulaufsicht zufällt, das müssen wir der Gemeinde resp. dem Vorstand überlassen, die Synode hat da nichts zu sagen. Über die anderen Thesen will ich weiter keine Worte verlieren. Zum Schlusse möchte ich dem ehrw. Lehrerverein noch besonders nahe legen, daß die evang. Synode als solche ein warmes Herz für den Lehrerverein gehabt hat und noch hat; was einzelne Pastoren über denselben geredet und geschrieben, dafür ist die Synode nicht verantwortlich zu halten. Nun hofft aber die Synode auch vom Lehrerverein, daß er nicht in liebloser Weise die dargereichte Hand zurückstoße. Wir Lehrer und Prediger sind Brüder, haben einen Herrn, einen Glauben und ein Ziel, und wenn wir Hand in Hand arbeiten, ein jeder an seinem Teil für und miteinander, dann werden wir durch seine Gnade auch das ausrichten, wozu er uns berufen, nämlich Christmenschen zu erziehn für diese Welt und die zukünftige; das walte Gott.

Valentin Friedland, genannt Trotzendorf.

Ein Schulmeister aus der Reformationszeit.

Von G. Mundle.

(Schluß.)

Aus dem bisherigen erhellt schon, daß auch die in der Schule zu Goldberg angewendete Methodik im Grunde dieselbe war, wie sie in allen Schulen des 16. Jahrhundert üblich gewesen ist. Indessen begegnen uns doch einzelne nicht unwesentliche Neuerungen. Es wurde nicht nur gelesen, auswendig gelernt, von den Lehrern Neues vorgetragen oder diktiert; auch den Forderungen einer viel späteren Epoche wurde Rechnung getragen: die Lehrer hatten die Weisung, tüchtig zu examinieren und zu katechisieren, wie denn auch Trotzendorfs Vortrag selbst katechetisch war, um, wie er selbst sagt, „die Schüler in Spannung und Aufmerksamkeit zu erhalten."

Die Schule zu Goldberg war eine Erziehungsschule. Darin bestand die Eigenart ihres Charakters, das hat sie den Schulen ihrer Zeit voraus gehabt. Die Erziehungsweise, welche Trotzendorf im Rahmen der Schulbildung zuerst in Anwendung brachte, erhebt ihn als Pädagogen weit über die Schulmänner früherer Jahrhunderte. Ein Blick in die Schulordnung, welche er im Jahr 1546 auf Ansuchen seines Herzogs ausfertigte, und die nach seinem Tode im Druck erschien (1559), zeigt, daß sich hier das Wesen eines Schulmannes ausspricht, der die Charakterbildung seiner Zöglinge in erster Linie ins Auge gefaßt hat. Daß dieser Mann im übrigen seiner gewichtigen Autorität im ganzen Umfang bewußt ist, beweist die bestimmte knappe Form in der Abfassung der einzelnen Gesetze. Dieselben wurden mit großer Energie und vollkommenster Unparteilichkeit gehandhabt, denn oberster Grundsatz war: „Vor dem Gesetz sind alle Schüler gleich; wer Schüler ist, muß sich

den Gesetzen unterwerfen, dagegen schützt ihn kein Stand, den Adeligen kein Adel." — „Wer der Schulstrafen (Rute, Fidicula, Carcer) sich schämt (Alters oder Standes halber), soll das Böse meiden oder die Schule verlassen und die Freiheit, lasterhaft zu sein, an einem anderen Orte suchen." Mit unerbittlicher Strenge wurde insbesondere Unfleiß und Mutwillen bestraft. Im ganzen aber gilt von Trotzendorfs Erziehungsweise, daß sie Strenge und Milde zu einem guten Klange vereinte.

Der ungewöhnlich zahlreiche Besuch der Schule zu Goldberg brachte eine große Schwierigkeit mit sich. Wie diese Hunderte von Schülern kennen lernen, wie sie beaufsichtigen und leiten? Die Art und Weise, wie Trotzendorf dieser Schwierigkeit begegnete, ist eigenartig genug, um eine nähere Bekanntschaft mit ihr als lohnend erscheinen zu lassen.

Die Gesamtmasse der Schüler war in 6 Klassen eingeteilt; jede dieser Klassen bestand wieder aus mehreren Abteilungen. Die Aufrechterhaltung der Ordnung war teilweise den Schülern selbst übertragen, indem aus ihrer Mitte dreierlei Aufseher gewählt wurden: Ökonomen, Ephoren und Quästoren. Den Ökonomen war die Überwachung der häuslichen Ordnung zur Pflicht gemacht. Sie gaben morgens das Zeichen mit der Glocke zum Aufstehen, sodann gingen sie durch die Zimmer, nachzusehen, ob ihr Weckruf auch von entsprechendem Erfolg gewesen sei, und ob die einzelnen reinlich und ordentlich gekleidet bei der gemeinsamen Morgenandacht erscheinen werden. Ein späteres Läuten mit der Glocke kündete den Beginn der Unterrichtsstunden an. Nach dem Mittagessen und der sich daran anschließenden Erholungszeit wurden die Schlafzimmer einer erneuten Durchsicht unterzogen, auch wohl die einzelnen Betten genauer untersucht. Den Ökonomen war ferner auch aufgetragen, dafür zu sorgen, daß den Tag über im Hause, auf den Gängen und Treppen wie auch in den Arbeitszimmern die nötige Stille herrsche. Nach dem Abendessen und Abendgebet begannen sodann ihre Nachtwächterdienste: die Klassenzimmer wurden abgeschlossen und in den Schlafzimmern eine Art Appell gehalten, damit sie sich überzeugten, daß niemand das Haus verlassen habe. Dann erst durften auch sie sich zur Ruhe begeben. Der Obmann oder Sprecher dieser Ökonomen berichtete alles, was ihnen irgendwo zur Kenntnis gekommen war, an den Rektor.

Die Ephoren waren die Hüter und Wächter der Sitte. Insonderheit hatten sie über Anstand, Mäßigkeit und Ordnung bei Tisch zu wachen. Vor ihnen durfte kein Schüler das Speisezimmer betreten; nach Tisch begleiteten sie die unter ihrer Aufsicht stehenden Mitschüler wieder in ihr Zimmer. Auch außerhalb der Schule, bei öffentlichen Zusammenkünften, auf Spaziergängen mußten sie darauf sehen, daß keiner im Benehmen, in Gebärden, in der Unterhaltung mit andern den Anstand und die Bescheidenheit verletze.

Den Quästoren lag ob, die öffentliche Ordnung aufrecht zu halten. Wer das Morgen- oder Abendgebet, den Gottesdienst oder eine Lehrstunde versäumte, wurde notiert und das Versäumnis den Lehrern zur Anzeige gebracht. Die Quästoren hatten auch das Recht, Themen und Fragen aufzustellen, welche in der Erholungszeit nach Tisch besprochen wurden.

Auf solche Weise geschah es, daß nicht leicht ein Vergehen gegen die Schulgesetze und die Hausordnung verborgen blieb. Trägheit und Nachlässigkeit eines Schülers oder gar ein unordentliches Wesen und anstößiger Lebenswandel konnte nicht lange unbeachtet bleiben. Die Befugnis, Strafen zu erteilen, stand jedem Lehrer zu; indessen wurde in den meisten Fällen das Vergehen eines Schülers dem Schulrate vorgelegt. Dieses Schulgericht bestand aus einem Konsul, zwölf Senatoren und zwei Censoren, welche alle Monate aus den vorzüglichsten Schülern neu gewählt wurden. Über ihnen stand der Rektor als ständiges Oberhaupt, eine Art Dictator perpetuus. Mußte ein Schüler vor diesem Gerichte erscheinen, so wurde es ihm acht Tage vorher bekannt gemacht, damit er Zeit hatte, sich auf eine Verteidigungsrede vorzubereiten. Das Gericht selbst wurde mit großer Feierlichkeit abgehalten. Auf einem erhöhten Platze nahmen der Konsul und die Senatoren ihre Sitze ein; um sie her standen die Zuhörer. Von Trotzendorf selbst oder von einem Schüler, dem es übertragen war, wurde nun die Anklage vorgebracht. Hierauf erhielt der Angeklagte die Erlaubnis sich zu verteidigen. Die Verteidigung mußte lateinisch oder griechisch geführt werden. Konnte der Angeklagte seine Unschuld darthun, so wurde er feierlichst freigesprochen. Ein freisprechendes Urteil konnte auch erlangt werden, wenn der Angeklagte in einer wohlgesetzten, gründlich durchgearbeiteten Rede um Verzeihung bat. Sein aufgewendeter Fleiß wurde ihm — nicht mit Unrecht — als sittliche That angerechnet. Umgekehrt konnte einer eines geringeren Vergehens wegen verurteilt werden, wenn die Verteidigungsrede nachlässig und flüchtig ausgearbeitet war und also Zeugnis von seinem Unfleiß ablegte. Immerhin sind in diesen Einrichtungen Wiederbelebungsversuche erstarrter und erstorbener Formen und Ordnungen des klassischen Altertums deutlich zu erkennen, denn der Humanismus hat nicht nur die alten Sprachen, sondern auch manche Einrichtungen der Alten wieder belebt. Aber diese Thatsache würde ihre Einführung in der Goldberger Schule noch nicht genügend begründen. Trotzendorf wollte nicht sowohl Gelehrte heranbilden, als vielmehr seine Schüler zu trefflichen Menschen erziehen, in welchen der Sinn für alles Gute und Edle geweckt sei. Die musterhafte Ordnung, Zucht und Sitte des Hauses, wie sie durch diese Einrichtungen allein möglich gemacht und aufrecht erhalten werden konnte, mußte doch schließlich den Schülern zur andern Natur werden. Über die Art und Weise, wie die Verteidigungsreden der Angeklagten beurteilt wurden, möchte mancher nicht umhin können, gewichtige Bedenken zum Ausdruck zu bringen. Noch mehr möchte das der Fall sein, wenn wir weiter erfahren, daß von Zeit zu Zeit die Schüler sich gegenseitig in lateinischer Sprache abgefaßte Lobreden halten mußten, wobei dem besten Lobredner wie einst dem Sieger zu Olympia unter Nennung seines Namens ein Kranz aufgesetzt wurde. Gewiß verfolgte Trotzendorf auch hiebei keinen andern Zweck als die sittliche Förderung des Guten. Das menschliche Auge ist von Natur ebenso scharfsichtig als blind gegenüber den Fehlern und Vorzügen anderer. Deshalb sollten die Schüler durch Abfassung von Lobreden auf

andere aufgefordert und angetrieben werden, an und in anderen nicht sowohl und nicht zuerst das Böse, Fehler, Mängel und Gebrechen, als vielmehr das Gute und Edle, überhaupt alles Lobenswerte zu suchen und zu finden und solches dann auch anzuerkennen und öffentlich auszusprechen. Gewiß ein wirksames Gegenmittel gegen eine tiefeingewurzelte Verderbnis menschlicher Natur! Was aber bei der Beurteilung dieser und ähnlicher Verhältnisse in der Goldberger Schule von vornherein festgehalten werden muß, ist das, daß hinter dem, was anderswo zur Spielerei hätte werden können, Trotzendorfs geistesmächtige Persönlichkeit stand. Sein Geist erfüllte und beseelte die toten Formen, und sein Einfluß verhütete Mißbrauch und Ausartung der getroffenen Einrichtungen. Einer so originalen, geistvollen Persönlichkeit, wie dieser norddeutsche Flattich es war, durfte im übrigen auch manches gestattet sein, was Pädagogen gewöhnlichen Stils nicht unternehmen, geschweige denn nachahmen dürften.

Mit seltener Aufopferung hatte Trotzendorf eine Reihe von Jahren seiner Schule vorgestanden, als schwere Heimsuchungen über ihn kamen, welche den Abend seines Lebens trübten. Infolge einer Teurung verließen im Jahr 1522 viele Zöglinge die Schule. Im folgenden Jahr trat die Pest auf, und bald sah sich Trotzendorf fast ganz allein. Mit etlichen wenigen Schülern setzte er den Unterricht noch fort, und zwar im Chor der Pfarrkirche, weil man dort weniger Ansteckung fürchtete. Bald mußte aber der Unterricht ganz eingestellt werden. Nach etlichen Monaten war die Gefahr vorüber, und Lehrer und Schüler kehrten zurück. Aber es war nur für kurze Zeit. Am 17. Juli 1554 brach in Goldberg eine Feuersbrunst aus, welche fast die ganze Stadt samt Kloster, in welchem Trotzendorf mit einem Teil der Schüler wohnte, in Asche legte. Trotzendorf und seine Kollegen verloren ihre ganze Habe und, was für sie am schmerzlichsten war, ihre sämtlichen Bücher und Manuskripte. Ein unersetzlicher Verlust, den aber der Schwergeprüfte als echter Christ mit der größten Fassung und Ergebung trug, voll Dank gegen Gott, daß keiner seiner Schüler verunglückt war. Während der Zeit, da in Goldberg ein neues Schulgebäude errichtet wurde (was durch freiwillig beigesteuerte Gaben ermöglicht wurde), mußte die Schule nach Liegnitz verlegt werden. Der Wiederaufbau schritt nur langsam vorwärts, obwohl Trotzendorf das Werk nach Kräften betrieb und Sommer wie Winter, bei jeglicher Witterung, oft zu Fuß, nach Goldberg wanderte, um durch seine Gegenwart die Arbeit zu fördern. Aber die Freude, in seinem geliebten Goldberg wieder einziehen zu dürfen, sollte er nicht mehr erleben. Am 20. April 1556 früh in der ersten Unterrichtsstunde, als er eben den 23. Psalm erklärte und zu den Worten kam: „Dein Stecken und Stab trösten mich," rührte ihn der Schlag und mit den Worten: „Ego vero, auditores, avocor in aliam scholam" sank er zurück. Seine Schüler trugen ihn in seine Wohnung ins herzogliche Schloß. Der Schlag hatte ihm die Sprache geraubt, aber bei vollem Bewußtsein lebte er noch bis zum folgenden Sonntag, an dem er sanft verschied. In der Johannisstiftskirche, wo er so oft

seine Schüler in die Tiefen der Wissenschaften und in die Wahrheiten des göttlichen Wortes eingeführt hatte, wurde er zur Erde bestattet, von Hoch und Nieder gleich sehr betrauert.

Trotzendorf war zum Schulmann geboren. Er besaß in hohem Maß die Gabe, sich Schülern jeden Alters und jeder Stufe der Fassungskraft verständlich zu machen. Er wußte die Flatterhaften zu fesseln, die Säumigen anzutreiben, die Verzagten zu ermutigen. Wie eindrücklich mag nur sein Gruß gewesen sein, mit dem er jeweils morgens durch die Klassen ging: „Gott grüß euch, ihr Edlen, Ratsherren, kaiserliche, königliche und fürstliche Räte, Bürgermeister, Handwerker, Künstler, Kaufleute, Krämer, Büttel, Henker und Lumpenleute!" Die Eröffnung solcher Perspektive konnte auch den Gleichgültigsten nicht gänzlich unberührt lassen. Trotzendorf durfte in seltener Weise die Liebe und Verehrung seiner Schüler genießen. Ein Ernst, mit Freundlichkeit und Milde gepaart, eine Gerechtigkeit, die frei war von jeglicher Härte, eine wahrhafte Frömmigkeit, eine Gewissenhaftigkeit, eine Pflichttreue ohne gleichen, eine Anspruchslosigkeit seltener Art, (Trotzendorf begnügte sich lange Jahre hindurch mit einem Gehalt von 20 Liegnitzer Mark, ca. 125 Dollars nach unsrem Gelde!), alles das vereinigte sich in dieser Persönlichkeit wie zu einem reichen, reinen und vollen Akkord von übermächtiger Wirkung. Kein Wunder, daß man damals auf keinen, der sich zu lehren unterwand, etwas hielt, „wenn er nicht zu den Füßen dieses Lehrers gesessen war."

Goldbergs Schule hat auch ihre Zeit gehabt; sie ist längst nicht mehr, und von ihrem großen Rektor sind der späteren Zeit nicht einmal Bücher und Manuskripte aufbehalten worden; aber Trotzendorfs Name wird genannt werden, solange es eine Geschichte des Schulwesens giebt. Und wenn der Lehrerbote nunmehr, da doch schon 400 Jahre seit dem Erscheinen dieses leuchtenden Sternes vergangen sind, das Andenken an die geisteskräftige, originale Persönlichkeit des Goldberger Rektors durch diese Zeilen erneuern und lebendig erhalten möchte, so wird vielleicht mancher aufs neue die Überzeugung gewonnen haben: „Er ist es wert, daß man ihm das erzeiget!"

Die Zukunft der Religion.

(Aus der Allgem. Deutschen Lehrerzeitung.)

(Fortsetzung.)

Wir könnten, wenn es uns der Raum nicht verböte, noch eine große Zahl von unverdächtigen Zeugen aus allen Kreisen der Wissenschaft anführen für die zwingende Notwendigkeit des Glaubens an die Gottheit, welchen uns schon die Betrachtung der Gesetze und Ordnungen in der Natur aufdrängt, herrliche Bestätigungen der schlichten und doch so unendlich tiefen Bibelworte, Psalm 19, 2: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk; ein Tag sagt es dem anderen, und eine Nacht thut's kund der anderen, da ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre!" und von Römer 1, 19 f: „Denn daß man weiß, daß

Gott sei, ist ihnen offenbaret, denn Gott hat es ihnen geoffenbaret, damit, daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man des wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt, also, daß sie keine Entschuldigung haben," und Hebr. 3, 4: „Ein jegliches Haus wird von jemand bereitet, der aber alles bereitet, das ist Gott" — aber schon diese werden genügen, zu bezeugen, wie das dem Menschen immanente Kausalitätsbedürfnis und die Betrachtung des unsichtbaren Organismus der Naturgesetze viele der edelsten und tiefdenkendsten Geister zu Verteidigern der Gottesidee gemacht hat, wie die Betrachtung dessen, was das eigentlich Dauernde, Ewige, Wertvolle in den Erscheinungen der äußeren Welt ist, die Offenbarung des Seins im Spiegel des Scheins, der Ordnungen und Gesetze, nach denen sich die Erscheinungen abspielen in wunderbarer Folge von Ursache und Wirkung, uns nötigt, unsere Gedanken zu dem zu erheben, der diese Ordnungen und Gesetze gesetzt nach seinem ewigen Willen.

Aber noch höher führt uns diese Betrachtung. Die Gesetze, nur unserem vernünftigen Geiste erkennbar und von diesem als vernünftig anerkannt, sagen uns nicht bloß, daß nicht blinde Unvernunft, sondern eine ewige Vernunft der letzte Grund alles Seins und Geschehens ist, sondern auch, daß das Ziel, der Zweck desselben nur ein vernünftiger, bestimmter, kein willkürlicher sein kann. Die Gewißheit, daß alles nach bestimmten Gesetzen geschieht in der Welt, giebt nicht bloß unserem Kausalitätsbedürfnis die vollkommenste Befriedigung, sondern auch dem, was wir das theologische nennen, dem Streben unseres Geistes, nicht bloß den Ursprung, sondern auch den Zweck der Erscheinungen zu ergründen, ein Streben, aus welchem bekanntlich der sogenannte theologische Beweis für das Dasein Gottes entstanden ist. Neben der Frage: woher? ist es die andere: wozu? welche unwillkürlich in dem denkenden Menschen angesichts der einzelnen Dinge in der Welt, wie derselben in ihrer Totalität, immer von neuem aufsteigt und nach Antwort verlangt. Die Naturwissenschaft ist dahin gekommen, zu erklären, daß diese Frage für sie nicht existiert, weil ihre Geschichte lehre, daß dieselbe nur Verwirrung in ihre Untersuchungen gebracht und zu Resultaten geführt habe, welche vor der objektiven Kritik nicht bestehen können, vielmehr dem subjektiven Wähnen Thür und Thor öffnen. Sie verwirft daher prinzipiell den Zweckbegriff. Mag sie von ihrem Standpunkte aus darin im Rechte sein, für andere Wissenschaften und für das Leben überhaupt ist und bleibt er unentbehrlich. Auch der Zweckbegriff ist ein solcher, den der Mensch auch nicht haben könnte, sondern ein ihm unbedingt notwendiger, einer, den er absolut nicht entbehren kann, und auf den er ebenso unausbleiblich und unwillkürlich wieder kommt, auch wenn er ihn zeitweilig aufgiebt. Er fühlt sich als ein Wesen, das Zwecke setzt und zwar sittlich-vernünftige. Er fühlt sich unwillkürlich gedrungen, auch nach den Zwecken der Dinge außer sich zu fragen, dieselben nach ihrer Einzelerscheinung, wie nach ihrer Gesamtheit nicht bloß auf ihren Ursprung, sondern auch auf ihre Bestimmung hin zu untersuchen. Steht es nun fest, daß ihm diese vielfach verborgen bleibt, so kann ihn diese

Thatsache über den Zweck selbst ebensowenig irre machen, als die andere, daß ihm trotz alles Suchens und Forschens die letzten Gründe des Seins verborgen sind und ewig bleiben werden. Selbst die scheinbare Zwecklosigkeit oder gar Zweckwidrigkeit vieler Dinge kann ihn von der Sache selbst nicht abbringen. Denn es bleibt ihm fest, daß alle Dinge eine Ursache haben, auch wenn er dieselbe bei den meisten Erscheinungen nicht erkennt, geschweige denn, daß ihm die letzten Gründe offenbar wären, so bleibt es ihm auch fest, daß jedes Ding seinen Zweck hat, obgleich er denselben nicht zu erraten vermag. Daß die Welt ohne Zweck wäre, ist ihm ebenso undenkbar, als daß sie ohne Grund wäre, und wenn ihm beides verborgen ist und ewig verborgen bleiben wird, so bescheidet er sich, daß eben sein Wissen so beschränkt ist, daß es nur den kleinsten Teil der Erscheinungen beherrscht. (Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die Anti-Escherpartei innerhalb der Evangelischen Gemeinschaft trägt in den geführten Prozessen zwar nicht immer den Sieg davon, aber im großen und ganzen gewinnt sie durch die richterlichen Entscheidungen. So hat sie in Cleveland um Einhaltsbefehle nachgesucht, wodurch die Beamten der Buchanstalt gehindert werden sollen, Gelder, die streitig sind, auszuzahlen. Die Gelder für die Illinois-, die Des Moines- und Platte-River-Konferenz dürfen nun nicht ausbezahlt werden. Ebensowenig darf die Buchanstalt den abgesetzten Bischöfen, Escher und Baumann ihre Gehälter auszahlen. Natürlicherweise kam auch in diesem Prozeß die Gesetzlichkeit der Absetzung von Escher und Baumann wieder zur Sprache und wurde als solche anerkannt, wenigstens bis zur nächsten Generalkonferenz. Welches diese sein wird, läßt sich natürlich insofern noch nicht bestimmen, als man nicht sicher im voraus wissen kann, welche von den beiden Generalkonferenzen vor den Gerichten den Sieg davon tragen wird. Freilich ist auch der Fall nicht ganz ausgeschlossen, daß ein Gerichtshof erklärt, es könnte weder die Versammlung in Indianapolis noch die in Philadelphia als Generalkonferenz im Sinne der Kirchenordnung der Evangelischen Gemeinschaft angesehen werden. Dann müßte man entweder sich versöhnen oder mehr oder weniger gütlich sich über eine Teilung der Evang. Gemeinschaft verständigen.

„Der Streit über die höhere Kritik," der durch die Rede von Dr. Briggs angefacht worden ist, fängt an interesselos zu werden, indem von beiden Seiten nur längst bekannte und gesagte Dinge mit derselben Langweiligkeit wiederholt und breitgetreten werden, wie seinerzeit die „unwiderleglichen Gründe" der Lutheraner den Unierten gegenüber. Selbstverständlich ist dabei nur das eine, daß keiner den andern überzeugt, sondern daß man sich gegenseitig nur erbittert. Dabei freut sich niemand mehr über den Streit als die römischen Katholiken, die mit Behagen auf die Autorität ihrer Kirche hinweisen, die allein imstande sei, das Ansehen der heiligen Schrift aufrecht zu erhalten und vermöge ihrer göttlichen Autorität allein der heil. Schrift dasjenige Ansehen verschaffen könne, das ihr gebühre. Das haben sie auch immer gethan. Niemals habe die von Gott eingesetzte Kirche die Bibel verdunkelt, oder ihre Wirksamkeit gehemmt.

Es ist doch wirklich etwas großes um diese Dreistigkeit, die so zuversichtlich auf eine Unwissenheit rechnet, wie sie kaum größer gedacht werden kann. Das Wunderbare dabei ist aber doch, daß diese Rechnung immer noch zutrifft trotzdem von allen Seiten angeblich so viel zur Verbreitung der Wahrheit gethan wird.

Der Trierer Rock steht immer noch ziemlich im Vordergrunde der Zeitungsberichte sowohl auf politischem wie auf kirchlichem Gebiete. Einerseits bietet die Trierer-

Rock-Ausstellung Gelegenheit, die Zeitungsspalten in Ermanglung großer Ereignisse zu füllen, andererseits hat aber der ganze Handel seine Bedeutung als ein Zeichen der Zeit.

Daß die Verehrung des Trierer-Rockes ganz ordinärer Götzendienst ist, bei welchem der Name Jesu nur mißbraucht wird, ist für jeden verständigen Menschen klar genug; er braucht, um das zu erkennen, kein Protestant, ja noch nicht einmal ein Christ zu sein. Es ist auch unnötig sich darüber zu ereifern, daß die römische Kirche den Götzendienst nur unter anderm Namen erhalte und begünstige. Das hat der Pontifex maximus in Rom noch immer gethan, wenn es ihm zu seiner Politik paßte, und es ist ja namentlich durch genaue Beobachtung des Volkslebens in Italien nachgewiesen worden, wie sich dort der alte Götzendienst in der Form des Heiligen- und Mariendienstes ganz gut erhalten hat. Der Papst hat nicht umsonst denselben Titel wie der ehemalige heidnische Oberpriester von Rom.

Sofern nichts als der heidnische Aberglaube bei der Verehrung des Rockes in Betracht gezogen wird, ist die Sache natürlich nur lächerlich. Aber von diesem Gesichtspunkt wird die Sache eben nicht allein angesehen. Ob der „heilige Rock" echt ist oder nicht, mag dem Bischof von Trier und dem Papst sehr gleichgiltig sein, daß aber Tausende zur Ausstellung des „heil. Rockes" herbeikommen, ist ein Beweis von der Macht der Kirche, welche die Gemüter — einerlei durch welche Mittel — zu beherrschen versteht.

Merkwürdig ist übrigens, wie sich die Trierer Bischöfe selbst zu diesen Ausstellungen verhalten haben. Im Jahre 1512 sträubte sich der Erzbischof von Trier gegen die Ausstellung; er erwiderte dem Kaiser Maximilian, die Ausstellung könne nicht geschehen; die Reliquie werde nun schon 1100 Jahre aufbewahrt und man habe sie nicht gesehen, außer zur Zeit des Erzbischofs Johann (1196), der den Rock „gefunden" habe. Zudem sei die Ausstellung gefährlich, da „Gott der Herr meist bei einer solchen Gelegenheit Zeichen seines Mißfallens gegeben habe." Schließlich aber soll die Ausstellung doch stattgefunden haben und, da sie viel Geld nach Trier brachte, so wurde sie 1515, 1531 und 1545 wiederholt. Auch Kurfürst Wenzeslaus von Trier (1768—1793) ließ trotz aller Bitten den Rock nicht ausstellen. Dagegen ist Bischof Korum überzeugt, daß Gott durch die im Jahre 1844 geschehenen Wunder zu erkennen gegeben habe, wie sehr diese Andacht des christlichen Volkes ihm wohlgefällig war.

Nur eine Frage bleibt für alle gleich, nämlich die Geldfrage. Die fängt schon in Rom an. Der Papst hat Trier für die Dauer der Wallfahrtszeit privilegiert, d. h. den Wallfahrern vollkommenen Ablaß verheißen. Daß er für diesen „Vorteil" den er dem Wallfahrtsorte zuwendet, eine billige Entschädigung bekommt, ist nicht mehr als billig. Ebenso ist es nicht mehr als recht und billig, daß die Domkirche, der Bischof und die Stadt und ihre Einwohner samt manchen ihrer Umwohner keinen Schaden an Hab und Gut erleiden, sondern Nutzen von solcher Wallfahrt haben. Freilich muß man sich um diesen Nutzen bemühen und so wird in allen rheinischen Diöcesen von der kath. Geistlichkeit schon seit Wochen eifrig daran gearbeitet, um möglichst zahlreiche Wallfahrten nach Trier zustande zu bringen. Die Gläubigen werden aus den einzelnen Diözesen zumeist mittelst Sonderzuges nach der Stadt gebracht werden. Die Bahnverwaltung errichtet für diese Sonderzüge eine besondere Ein- und Aussteigestelle in der Nähe des Hauptbahnhofes. Wie verlautet, sind für die drei ersten Wochen der Ausstellung die Eisenbahnpilgerzüge (täglich 21!), welche auf der linken Moselseite ankommen, schon alle fest bestellt. Alle Welt in Trier ist mit Vorbereitungen für den Empfang der Pilger, von denen man 1½—2 Millionen erwartet, beschäftigt. Etwa 400 trierische Bürger haben bei der Ortspolizeibehörde Konzessionen für Gast- oder Schankwirtschaft während der Wallfahrtszeit erbeten. Außerdem richtet sich so ziemlich jede Familie darauf ein, den Pilgern gegen Entgelt Nachtlager gewähren zu können. Nach Meldungen, die aus verschiedenen Diöcesen vorliegen, wird Trier während der Wallfahrtszeit etwa gerade so viel Pilger zu beherbergen haben, als es heute Einwohner zählt. Die Prozessionen langen in der Regel am Abend in Trier an, dürfen im Laufe des folgenden Tages den h. Rock sehen, und verlassen darauf sogleich wieder die Stadt.

Um den Verkehr in den Straßen zu bewältigen, läßt die Pferdebahn-Verwaltung gegenwärtig Doppelgeleise legen. Die Zufuhr an Gemüse und Fleisch soll durch alltägliche Märkte gedeckt werden. Wie so viele andere wird sich auch die solinger Schneidwaren-Industrie die bevorstehende Wallfahrt zum h. Rock in Trier zu Nutze machen. Es werden jetzt bereits Scheren fabriziert, welche auf der einen Seite eine Abbildung der ausgestellten Reliquie und auf der anderen Seite eine Widmung „Andenken an Trier" tragen. Die Fabrikanten dieser Scheren hoffen auf ein gutes Geschäft; denn es sind bereits zahlreiche Bestellungen eingegangen. Auch Messer, welche in ihrer Ausstattung auf die trierische Ausstellung Bezug nehmen, werden in großen Mengen hergestellt! Wenn man liest, was sonst von der Geistlichkeit geschieht, um dieses Ereignis wichtig zu machen, glaubt man sich an einen Wallfahrtsort in Indien versetzt.

Über die Wallfahrten überhaupt, welche namentlich dieses Jahr in Deutschland sehr in Blüte stehen, bringen die Basler Nachrichten folgenden Artikel der allerdings nur alte bekannte Dinge wiederholt: „Noch nie seit Menschengedenken," heißt es, „hat das „Wallfahren" so geblüht wie heuer. Ungeheure Sonderzüge bringen die „Pilger" nach Gnadenorten, besonders nach Walldürn, das seit einigen Tagen einem Massenlager gleicht. Die Geistlichen unterstehen hinsichtlich des Beitreibens einer möglichst großen Menge von „Pilgern" einer gewissen Zensur, indem sie auf ihren Kapitelsversammlungen die Zahl derjenigen anzugeben haben welche aus ihren resp. Gemeinden an den Wallfahrten teilgenommen. So ist es leicht erklärlich, daß auch Solche, die von dieser Art Religionsübung im Grunde ihres Herzens nichts wissen wollen, genötigt sind, die Gläubigen herbeizutreiben. Vorgestern äußerte sich mir gegenüber ein Geistlicher, der längere Zeit hindurch an einem „Gnadenort" als Kaplan angestellt war, wörtlich folgendermaßen: „Sie machen sich gar keine Vorstellung davon, wie es zugeht, wenn die Massen herbeikommen. Mein Pfarrer und ich haben oft die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen über den Unfug, der da vorkommt. Die Leute wollen viel weniger beten als irgend ein Gebreste los werden oder einen sonstigen selbstsüchtigen Wunsch erfüllt sehen. In der Regel werden wir scheel angesehen, wenn nicht irgend ein „Wunder" entsteht. Aber das ist nicht das Ärgste: denken Sie nur daran, daß Hunderte beiderlei Geschlechts und jeden Alters in Massenquartieren übernachten müssen, daß Burschen und Mädchen Verabredungen treffen — o, ich mag gar nicht daran denken, was wir erfahren haben; aber das sage ich: wenn die Regierung genau wüßte, wie es zugeht, sie müßte wenigstens die gleichzeitige Anhäufung solcher Massen verbieten. Ich merke, was Ihnen auf der Zunge liegt, die Frage, warum wir, die Geistlichen, diesem Wesen nicht entgegen wirken. Am „Gnadenort" selbst dürfte es absolut kein Geistlicher wagen, irgend eine abfällige Bemerkung zu machen oder auch nur im Geringsten gegen den Aberglauben anzukämpfen; er würde gesteinigt werden von den fanatischen Massen. Unter den Geistlichen im Lande giebt es ja unzweifelhaft viele, die der Wallfahrerei mit allen Kräften Vorschub leisten — aus politischen Rücksichten, denn man will das katholische Volk in steter Aufregung erhalten, um dasselbe bei den Wahlen in der Hand zu haben als gefügige Werkzeuge. Unsereins darf da nicht muckfen; man muß herzlich froh sein, wenn man für sein passives Verhalten ungeniert bleibt und nur 35 oder 40 Jahre alt wird, bis man eine Pfarrstelle erhält. Sie wissen ja, wie alt ich geworden bin, obgleich ich mir nie etwas zu schulden kommen ließ. Man kennt in Freiburg seine Leute."

Ueber die Prohibition und Frauenemanzipation spricht sich ein Mitarbeiter des Apologeten u. a. folgendermaßen aus: „Es ist nicht meine Absicht, das Kneipenwesen in Schutz zu nehmen, oder die Temperenzleute samt und sonders als Heuchler hinzustellen. Der müßte ja blind sein, der nicht sehen könnte, welchen Greuel der Verwüstung die Saloons mit ihrem fluchwürdigen Handel unter den armen Menschen anrichten, und der nicht anerkennen wollte, daß durch Temperenzarbeiter schon unberechenbar viel Gutes geistiftet worden ist. Gerade im Interesse der Mäßigkeitssache will ich aufmerksam machen auf das Pharisäertum, welches die Temperenzbewegung in unserer Zeit großgezogen hat. Früher begnügte man sich damit, durch Schilderung des Trink-

übels in christlichen Gemütern einen Abscheu vor demselben zu erwecken, und man hatte damit ausgezeichneten Erfolg. Gottes Wort wirkte. Alle, die Gottes Willen thun wollten, sahen ein, wie schlecht sich das Kneipen mit einem christlichen Bekenntnis verträgt. Saloonhalter konnten nicht mehr Kirchenglieder sein, im Predigtamt wurden keine Zechbrüder mehr gelitten, aus den Familien und geselligen Zusammenkünften der Christen wurden die berauschenden Getränke verbannt, die meisten ernsten Christen nahmen das Prinzip der freiwilligen gänzlichen Enthaltsamkeit an, und diese Bewegung hatte auch eine solche Wirkung außerhalb der Kirche, daß auf Eisenbahnen und selbst in anderen Geschäften Gewohnheitstrinker nicht mehr angestellt wurden. Aber nun entstand der Pharisäismus. Man fing an und nahm in Temperenz-Versammlungen den Leuten schriftliche Gelübde ab, die in den meisten Fällen bald wieder gebrochen wurden. Das Wort Gottes wurde, als zu schwache Waffe, beiseite geschoben und man erfand Argumente, die zuvor nie gebraucht worden waren. Dickleibige Bücher wurden geschrieben, um zu beweisen, daß die Weine der Bibel nicht berauschend gewesen seien. Es wurden Versammlungen gehalten zu dem speziellen Zweck, nicht zunächst um Sünder zu Gott zu bringen, sondern um sie von der Trunksucht zu bekehren (gospel temperance meetings). Prediger organisierten Ligas zur Durchführung der Gesetze und griffen in das Amt der Polizei, welches Gott ihnen nicht aufgetragen hat. Man behauptete immer dreister, daß das Trinken berauschender Getränke das eine große Übel sei, aus dem alle andern Übel hervorgehen; wenn das erste abgeschafft sein werde, so werde das Millenium alsbald hereinbrechen. Und weil man dieses Übel durch Gesetze unterdrücken zu können glaubte, so unterließ man alles andere und agitierte für Prohibition. Gottes Haus und Gottes Tag wurde zu politischen Versammlungen mißbraucht. Und alle, die nicht mitmachten, wurden hingestellt, als stehen sie im geheimen Bunde mit dem Teufel. Und weil dies immer noch nicht hinreichte, so haben viele alles andere an den Nagel gehängt, als nicht zum Ziele führend, und wollen zuerst den Weibern das Stimmrecht sichern. Dann wird ja das goldene Zeitalter ganz von selber hereinbrechen. Die Frauenbewegung, die unsere Kirche jetzt beunruhigt und die unsere Zeit und Kraft, die wir für die Arbeit der Seelenrettung so nötig brauchen, auf eine ganz unnötige Weise vergeudet, haben wir hauptsächlich diesem Temperenz-Pharisäertum zu verdanken. Und was hat man mit diesem allem ausgerichtet? Dieses: die Temperenzsache wird von einigen als Spezialität betrieben, während die Kirchen im ganzen gleichgültiger sind gegen diese wichtige Sache, als seit vielen Jahren. Die Temperenz-Gesetzgebung ist im letzten Jahrzehnt mehr rückwärts als vorwärts gegangen. Nach den Statistiken nimmt der Gebrauch von berauschenden Getränken beständig zu, und unter der Sandwolke, die die Prohibitions-Agitation aufgewirbelt hat, nimmt die Laxheit der Ehe und allerhand Lasterhaftigkeit immer mehr überhand. Schreibe ich dieses, um kaltes Wasser auf die Mäßigkeitsbewegung als solche zu gießen? Gott behüte! Aber ich möchte das Temperenz-Pharisäertum in seiner Verwirrung und Ohnmacht bloßstellen. Unsere Verhältnisse sind keineswegs neu in der Geschichte. Dr. E. S. Todd hat im "Methodist Review" nachgewiesen, daß es in England im vorigen Jahrhundert ebenso war. Als die Trunksucht damals unter allen Klassen und Geschlechtern in so schreckenerregender Weise zunahm, versuchte man jedes gesetzliche Einschränkungsmittel, das man heute kennt — auch Vereine zur Vollstreckung der Gesetze hatte man. Aber es war umsonst. Die Flut der Lasterhaftigkeit durchbrach jeden Damm und riß die Menschen millionenweise ins Verderben. Als aber die Not am größten war, da kam die rechte Hülfe. Gott erweckte Wesley und seine Mitarbeiter, die durch ihre Predigt vom sündlichen Verderben des menschlichen Herzens und von der Macht göttlicher Gnade ganz England in Flammen setzten. Und wo diese Predigt zündete, da verschwand die Trunksucht. Wesley kannte das große Übel der Trunksucht ganz genau. Dennoch machte er keine Spezialität aus der Temperenzsache. Er hielt keine eigentlichen Temperenz-Predigten. Aber er hat für die Mäßigkeitssache mehr gethan, als alle Prohibitionsapostel unserer Tage zusammengenommen. Er schlug Gottes Weg ein und trat nicht mit Menschenfündlein auf. Möge doch die jetzige Christenheit daraus eine Lehre ziehen!"

Auch eine englische politische Zeitung spricht sich in ähnlicher Weise aus, wenn sie sagt: „Die thätigen Arbeiter dieser Partei (der Prohibitionisten), die ihre Politik bestimmen, sind nach unserer Ansicht weder ehrlich (honest) noch aufrichtig, und eine wirkliche Temperenzreform ist nicht das oberste in ihren Absichten. Dies beweist sich durch die Thatsache, daß sie die Hülfe irgend eines Mäßigkeitfreundes, der nicht mit ihrer Maschine arbeiten will, nicht annehmen. Es beweist sich das auch durch den Zielpunkt aller ihrer ausgesprochenen Bestrebungen. Sie beabsichtigen nicht, sich mit dem wirklichen Übertreter zu befassen, sondern verbrauchen ihre Kräfte in der Anklage gegen diejenigen, welche sie als Mithelfer bei dem Vergehen ansehen. Die Logik der Lage ist klar genug. Die Übertretung ist Trunkenheit und der Übertreter ist der Trunkenbold. Sie hätscheln den Trunkenbold, als ob er nicht der Übertreter wäre. Sie jammern über sein trauriges Geschick, als ob er das Opfer einer unheilbaren Begierde wäre, für welche er nicht verantwortlich ist. Durch diese Unterstellung zerstören sie sein Schamgefühl und entbinden ihn der Verpflichtung, sich des Trinkens zu enthalten. Prohibition hat mehr Trunkenbolde gemacht, als sie kuriert hat, und alle Erfahrungen weisen auf eine Rückkehr auf bessere Mittel hin. Man bringe alle Menschen dahin, daß sie mäßig seien, dann braucht man weder gegen die Herstellung noch den Verkauf von Getränken zu Felde zu ziehen."

In Moskau hat eine Konferenz von russischen Missionaren stattgefunden, welche sich über die zweckmäßigsten Mittel zur Bekämpfung der russischen Sekten, insbesondere der Stundisten, zu beraten hatte. Die hervorragendsten Kräfte der orthodoxen Kirche Rußlands sollen da beieinander gewesen sein. Um so verwunderlicher ist es nun, daß gerade diese hervorragenden Kräfte eine Bekehrung der Sektierer durch Polizeigewalt befürwortet haben. Allerdings soll die Sache nicht durch die Polizei allein geschehen, sie soll nur da helfend eingreifen, wo die geistigen Kräfte der Orthodoxen nicht zur Überzeugung der Sektierer ausreichen.

Dem gegenüber hat die "Russkaja Shise" (Das russische Leben) eine abweichende Meinung ausgesprochen, was bei der russischen Censur oft nicht gut möglich ist. Sie erklärt es für äußerst traurig, wenn solche Vorschläge verwirklicht würden, wie sie einst vom Metropoliten von Kiew gemacht worden sind. Derselbe beantragte, die Stundisten von der Fabrikarbeit und dem Eisenbahndienst auszuschließen, ihre Kinder unter Vormundschaft zu stellen und ihnen die eignen Schulen zu verbieten. Das seien Vorschläge, durch welche die Stundisten ihres abweichenden Glaubens wegen der „minimsten Menschenrechte" für verlustig erklärt würden. Würden diese Dinge ausgeführt, so würde die Autorität der Kirche vor den Augen der Sektierer den tiefsten Schaden leiden. Die Vorschläge seien aber nicht bloß traurig, sondern auch durchaus nicht zweckentsprechend. Es seien so alle erdenklichen Maßregeln rauher Verfolgung gegen Sektierer erprobt worden; man habe ihre Rechte gekürzt, sie gepeitscht und in die Zwangsarbeit geschickt, und ihre Zahl habe sich nicht vermindert; man habe ihnen verboten, sich zu Gottesdiensten nach ihrem Ritus zu versammeln, und sie seien in Dachkammern, Kellern und Wäldern zusammengekommen. Alle diese Maßnahmen hätten ihnen nur die Märtyrerglorie eingetragen und ihnen gerade die ideal Gerichteten und Tiefdenkenden aus dem Volke zugeführt. Es wäre sonderbar, zu einem System, das sich nicht bewährt hat, zurückzukehren.

Auch der Russe Aksakow, ein begeisterter Vertreter der Orthodoxie, spricht sich ähnlich aus. „Eine Kirche," sagt er, „die einen Teil des Staates bildet, eines Reiches von dieser Welt, hat ihrer Mission entsagt und muß die Bestimmung aller Reiche dieser Welt teilen. Sie hat weiter in sich selbst keinen Existenzgrund, sie hat sich selbst der „Vergänglichkeit und dem Tode geweiht." „Durch das Gefängnis die Wahrheit der Orthodoxie erweisen, das heißt unserer Religion das Fundament untergraben und die Waffen dem siegreichen Protestantismus ausliefern."

Leider wird auf diese Stimme eines Predigers in der Wüste nicht gehört und die Verfolgung aller Nicht-Orthodoxen geht mit unverminderter Energie in Rußland weiter.

„Sine pecunia fit nihil, quod fit. (Ohne Geld wird nichts, was wird)", lautet ein römisches Sprichwort. Es ist zwar eine lästerliche Umgestaltung von Ev. Joh. 1, 3, aber es entspricht den thatsächlichen Verhältnissen in Rom. Aber auch in der anglikanischen Kirche ist wenigstens die Bischofswürde auch nicht ohne viel Geld zu haben. Der plötzliche Tod des Erzbischofs Magee von York, ehe er noch in den Genuß der Einkünfte seiner neuen Stellung kommen konnte, hat einige eigentümliche Thatsachen in betreff der Kostspieligkeit des Bischofswerdens oder des Avancierens in der englischen Hierarchie enthüllt. Es ist kaum glaublich, und wird doch aus unanfechtbaren Quellen versichert, daß Dr. Magee durch seine Versetzung nach York eine Vermögenseinbuße von 6000 Pfd. St. ($30,000) erlitten hat, nämlich durch Zahlung von Gebühren an eine Unzahl von Beamten. Bei seiner Vorstellung bei Hofe soll Dr. Magee mit dem ihm eigentümlichen Humor der Königin gegenüber bemerkt haben, diese Audienz sei ihm doppelt angenehm, weil Ihre Majestät der erste Staatswürdenträger sei, welcher nicht bei seinem Anblick sogleich um 50 Pfd. St. ($250) gebeten habe. Um die Familie des Verstorbenen schadlos zu halten, wird jetzt öffentlich zum Beitrag zu einem Entschädigungsfonds aufgefordert. Besser noch würde es sein, wenn dies Vorkommnis dazu diente, den Prozeß der Einsetzung ins Bischofsamt oder der Versetzung von einem Sitze auf den anderen zu vereinfachen und die ungeheueren Pfründenabgaben 2c. zu beseitigen, oder wenigstens auf ein vernünftiges Maß zu beschränken.

Von Rom wird der Westdeutschen Zeitung folgendes geschrieben: Wir möchten den Finger auf die Thatsache legen, daß die Kronprinzessin von Schweden, bekanntlich eine badische Prinzessin, die auf der Heimreise vom Orient begriffen, sich kurze Zeit hier aufhält, zur selben Stunde am Trinitatisfeste, da die evangelische deutsche Gemeinde sich zu ihrem Gottesdienste in der kgl. Botschaftskapelle versammelte, nicht umhin konnte, auf ihren evangelischen Gottesdienst zu verzichten, um dafür dem Souverän im Vatikan, den die Römischen Se. Heiligkeit den Papst nennen, ihre persönliche Aufwartung zu machen. Welchen Eindruck ein derartiges Verhalten auf die um ihre Existenz ringende Diasporagemeinde in der Hauptstadt der römisch-päpstlichen Christenheit machen muß, liegt auf der Hand. Da indes ähnliche, aber noch nicht einmal durch die naive Neugierde, den Papst sehen zu wollen, entschuldbare Dinge auch anderswo vorkommen, so ist es wohl nur billig, wenn die Th. Ztschr. keinen Stein auf die Kronprinzessin von Schweden wirft.

Schulnachrichten.

An die zweite Schulklasse der evang. Dreieinigkeits-Gemeinde in Milwaukee, Wisc. ist Lehrer H. Kitterer berufen worden, und hat derselbe diesen Ruf angenommen.

In den Gemeindeschulen der 16 evangelischen Gemeinden in St. Louis wirken 22 Lehrer, 2 Pastoren, die neben dem Predigtamte zugleich das Lehramt bekleiden, und 9 Lehrerinnen. Die Lehrerinnen sind folgende: Frl. M. Meier und Frl. L. Baltzer in der Schule der Zions-Gemeinde; Frl. Minnie Breitenbach in der Schule der Friedens-Gemeinde; Frl. E. Bode in der Schule der Bethania-Gemeinde; Frl. O. Baltzer in der Schule der Lukas-Gemeinde; Frl. F. Meyrer in der Schule der Pauls-Gemeinde; Frl. B. Bohn in der Schule der Markus-Gemeinde; Frl. J. Kunolt in der Schule der Matthäus-Gemeinde; und Frl. Kath. Baumgartner in der Schule der Ebenezer-Gemeinde. Von den 22 Lehrern gehören 17 zum Lehrerverein. Da eine der genannten Lehrerinnen unserer diesjährigen Lehrerkonferenz in Quincy, Ill. persönlich beiwohnte, so mag das eine Hinweisung darauf sein, daß auch die Lehrerinnen an unsern Lehrerkonferenzen sich beteiligen sollten.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

19. Jahrg. Oktober 1891. Nro. 10.

Die Behandlung des zweiten Gebotes im Konfirmanden-Unterricht. (2. Mose 20, 4—6.)

Von P. M. Schrödel.

Nicht alles, was überhaupt von diesem Gebote (Du sollst dir kein Bildnis u. s. w.) gesagt werden könnte, um dasselbe bis in das Einzelne hinein zu erklären, soll hier berührt werden, weil das zu weit führen würde; sondern es soll nur auf das Wichtigste desselben eingegangen werden, nämlich: Seine Berechtigung als ein selbständiges Gebot und die Meinung des Gebotes, das in negativer Form, d. h. als Verbot erscheint.

Was die Berechtigung des zweiten Gebotes zu einem selbständigen Gebote anbetrifft, so wird dieselbe ihm vielfach abgesprochen. Es ist eine weitverbreitete Meinung, daß die erste Hälfte des Gebotes noch zum ersten Gebote gehöre, die zweite Hälfte dagegen, die von Strafe und Verheißung handelt, als zu allen Geboten gehörig zu betrachten sei. Noch einfacher machen es die, die das zweite Gebot einfach als nähere Erklärung zum ersten Gebote ansehen. So suchen sich die zu rechtfertigen, in deren Katechismen das zweite Gebot noch heute fehlt, während die Gründe für dieses Fehlen eigentlich nur traditionelle sind. Die Autorität der Väter ihrer Kirche ist wohl die Hauptsache, die sie nicht antasten wollen, und darum behelfen sie sich auf diese Weise.

Es hat nun der Streit um diese Dinge nicht den Wert, der vielfach darauf gelegt wird, weil es der heiligen Schrift überhaupt nicht auf Numerierung der einzelnen Zehn Worte ankommt, sondern, daß die Gebote richtig verstanden und gehalten werden.

Obwohl das gänzliche Verschweigen dieses Gebotes nun nicht zu rechtfertigen ist (5. Mose 4, 2), so läßt sich doch gegen die andere Ansicht, daß das zweite Gebot ein Teil des ersten sei, darum nicht viel sagen, weil es auch Ausgaben des luth. Katechismus giebt, in welchem dem luth. Texte der biblische Text (2. Mose 20) vorgedruckt ist und das erste Gebot citiert wird von den Worten: „Du sollst keine andern" — bis — „meine Gebote halten."

Man mag nun auf diesem Wege auch zum Ziele kommen (das Halten der Gebote); doch muß man eben dann das Gebiet des ersten Gebotes derart erweitern, daß es die Gebiete des zweiten Gebotes mit einschließt. Da nun dieses Gebot schon als Teil des ersten Gebotes sein bestimmtes Gebiet haben würde, so hat es dasselbe um so bestimmter als selbständiges zweites Gebot.

So ist es denn auch zu behandeln. Das will jedenfalls die selbständige Stellung sagen, die es in unserem Katechismus erhalten hat. Man darf also das noch dazu sehr lange zweite Gebot nicht einfach mit ein paar kurzen Sätzen übergehen, weil man das kurze erste Gebot so lang gemacht hat, daß man dort das Wesentliche vom zweiten Gebot schon mit gesagt hat. Es ist vielmehr nicht nur besonders zu zählen, sondern auch besonders zu berücksichtigen. Das besondere Gebiet des zweiten Gebotes, welches dasselbe nicht nur der Form, sondern auch dem Inhalte nach kennzeichnet, ergiebt sich nun gar bald ganz von selbst, wenn man nur dem Text desselben Gerechtigkeit widerfahren lassen will.

Mancher speist nun das erste und dritte Gebot auf Kosten des zweiten Gebotes und das zweite Gebot ist ihm nur „das Bilderverbot.“ Die Bilder kommen jedoch hier nur als eins der Objekte des zweiten Gebotes in Betracht. Viel schwerer wiegt die Ermahnung: „Bete sie nicht an und diene ihnen nicht.“

Mit dem „sie“ und „ihnen“ sind aber nicht allein die Bilder gemeint, sondern auch die Dinge selbst, die im Himmel, auf Erden und im Wasser unter der Erde sind.

Daß nun viele schon bereits beim ersten Gebot, das von „Gott haben“ handelt, den Begriff der Gottesanbetung erklären, ist mindestens verfrüht. Erst das zweite Gebot ist es, das den Text bringt: „Bete sie nicht an,“ während aus dem ersten Gebote der Begriff der Gottesanbetung nicht in solch wörtlicher Weise abgeleitet werden kann. Der Sache nach hängt ja das „Gott haben“ und „Gott anbeten“ auf das engste zusammen, der Betrachtung nach aber ist der Unterschied zwischen beiden derselbe, wie zwischen den Fragen: „Was hast du?“ und „Was thust du?“ Das erste ist das Wissen von Gott überhaupt, das zweite das Dienen Gottes.

Ähnlich verhält es sich mit dem Unterschiede zwischen dem zweiten und dritten Gebote, das vom Gebrauche des Namens Gottes handelt. Viele sprechen erst hier vom Betgebot. Das ist verspätet, denn es ist schon vorher das Gebot dagewesen, das da sagt: „Bete u. s. w.“

Wohl kann das Gebet und der Name Gottes nicht von einander getrennt werden, aber der Betrachtung nach ist der Unterschied derselbe, wie sprechen überhaupt und Namen sprechen. Erst muß man richtig beten gelernt haben, ehe man den Namen Gottes richtig gebrauchen lernt.

Dieser Gedankenzusammenhang der Gebote untereinander zeigt eben nur, wie jedes einzelne Gebot ein Teil des Ganzen ist, wie unmöglich es ist, dieses Gebot zu halten oder zu übertreten und jenes nicht, jedes Gebot aber existiert als einzelnes Gebot nur der Betrachtung nach. (Jac. 2, 10.)

So lassen sich zwischen diesem Gebot und allen Geboten Berührungspunkte nachweisen (z. B. mit dem vierten Gebot, das die Gottesanbetung und Gottesdienst auch äußerlich kennzeichnet durch einen Tag in der Woche u. s. w.), aber die besondere Meinung dieses Gebotes ist die Kennzeichnung des Lebens des Gläubigen als ein beständiges und rechtes Gebetsleben und einen lebenslänglichen rechten Gottesdienst.

Doch das Gebot ist negativ ausgedrückt, es sagt: was wir nicht anbeten sollen, wem wir nicht dienen sollen, wie soll es das Gebot sein, das von Gebet und Gottesdienst handelt? Dem Umstande, daß das Gebot negativ ausgedrückt ist, dem darf hier keine andere Bedeutung beigelegt werden, als bei allen anderen Geboten, die, mit Ausnahme des vierten und fünften, sämtlich in negativer Form gegeben sind. Die Art und Weise des Verfahrens ist dann ganz dieselbe wie bei jenen. Das sechste Gebot: „Du sollst nicht töten," befiehlt, dem Nächsten zu helfen in aller Not, das siebente Gebot: „Du sollst nicht ehebrechen," befiehlt das keusche und züchtige Leben. So ist auch dieses negativ ausgedrückte Gebot zu verstehen.

Eigentlich sagt uns seine positive Meinung jenes vornehmste Gebot Matth. 22, 36—37; die Liebe zu Gott ist es, die es als eines der fünf ersten Gebote beabsichtigt, und bei dieser Liebe zu Gott wird man sich nicht mit dem Abthun falschen Gebetes und falschen Gottesdienstes begnügen, sondern diese Liebe wird nach diesem Gebote sich äußern im rechten Gebet und rechten Gottesdienst. Dem Falschen ist etwas Rechtes gegenüberzusetzen, an das man sich halten kann. Positiv ausgedrückt, heißt also das zweite Gebot: „Bete zu Gott und diene ihm recht."

Mit dem zu Gott beten ist das Sprechen und die Gemeinschaft mit Gott, mit dem Gott dienen ist der Gehorsam gegen Gottes Wort und Gebet (meine Gebote halten) und das sich in den Dienst Gottes Stellen gemeint.

Und nun zu dem Worte „Bild" im zweiten Gebote.

Das sogenannte Bilderverbot, meinen viele, richte sich gegen Bilder in der Kirche sowie alle Bilder von Heiligen.

Abgesehen davon, daß solche Meinung eine höchst bedenkliche Unterstützung von seiten der Ungläubigen haben würde, freilich aus anderen Gründen, ferner von Fanatikern zum Vorwand ihrer sonstigen Pläne benutzt ist (Bildersturm), so widerspricht es dem Sinn der ganzen Stelle.

Es ist hier von allen Bildern, d. h. Gebilden und Gleichnissen, d. h. Vergleichungen die Rede, nicht bloß oben im Himmel, sondern auch unten auf Erden u. s. w., und auch nur, soweit sie zum Gegenstand der Anbetung gemacht werden, sonst wären alle Abbildungen, die sich eben gerade so gut in den Dienste des Reiches Gottes stellen lassen, an sich schon Sünde. Unter dem Worte „Himmel" kann man hier auch ebensowohl den sichtbaren Himmel verstehen (1. Mose 1, 8) und den Sinn des Gebets etwa so fassen: „Du sollst Gott nicht anbeten unter dem Bilde eines Geschöpfes an der Veste des Himmels (Sonne, Mond, Sterne, Vögel u. s. w.) oder eines Geschöpfes auf Erden (Menschen, Tiere — 2. Mose 32, 4), oder eines Geschöpfes im Wasser (Fische)."

Das meint auch wohl der Katechismus mit seinen Worten: „Daß wir ihn unter keinem Bilde anbeten sollen." Der Grund davon ist, weil die Menschen in ihrer Beschränktheit nicht imstande sind, sich ein rechtes Bild von Gott zu machen (Jes. 40, 18—25), sondern darüber leicht in Sünde geraten. Diese Sünde wird im Gebot „die Missethat der Väter genannt,"

nicht etwa, weil auch Sünden gegen das siebente Gebot daraus entstehen könnten, sondern weil sie sich in der Familie festsetzt, und die Familie mit ihren Nachkommen darunter zu leiden haben wird.

Die eigentliche Sündenschuld, die die Strafe herbeizieht, wird als das „Gott hassen" bezeichnet. Diese Feindschaft gegen Gott entsteht bei dem Verstockten, wenn Gott sich ihm nicht so fügen will, wie er es von dem Bilde, das er sich von ihm gemacht hat, erwartet. Daß nun in diesem Gebote vom Beten, Bilder und Gleichnisse erwähnt werden, hat wohl seinen Grund darin, daß Beten und Bildermachen sehr nahe bei einander liegt. Das geschieht schon beim Denken überhaupt. Wenn man an jemand denken will, muß man Merkmale oder irgend eine Vorstellung von ihm haben. So entsteht ganz von selbst im Gedankenkreis ein Bild von dem, an den man denkt, und durch Vergleichen mit andern genannten Dingen gewinnt das Bild an Klarheit. So ist's auch mit dem Beten. Beim Beten muß man an Gott denken, sonst ist das Gebet ohne Andacht. So ist nun irgend eine Vorstellung, wie man sich Gottes Wesen denkt, gar nicht vom Gebet zu trennen.

Daß wir aber unsere Vorstellungen und Gedanken wohl zu Hülfe nehmen dürfen, zeigen die angeordneten Bildnisse von Engeln und Cherubim im Heiligtume (2. Mose 25, 18—20; 2. Mose 26, 31 u. a.) und sämtliche Gleichnisse des Herrn, wo unter irdischen Bildern das Himmelreich dargestellt wird.

Das will aber das Gebot nicht verbieten, sondern das B i l d e r m a c h e n. Dieses irdische Machwerk falscher Vorstellungen, irriger Meinungen und thörichter Einbildungen über Gottes Wesen und Thun, das ist's, was hie verboten ist. Könnte aber der sündigen Menschheit ein rechtes Bild von Gott entworfen werden, das ihr eine richtige Vorstellung von Gott geben würde, so würde das für sie ein Zeichen des Heils sein. Joh. 14, 8; Joh. 3, 14—15.

Es ist hier durchaus an kein irdisches Bild, von Menschen gemacht, zu denken, dessen Darstellungen es nie voll zur Anschauung bringen können, sondern es ist ein himmlisches Bild und Zeichen, von Gott selbst gemacht (Jes. 7, 14), die Menschen zu retten. Freilich ist der irdische Mensch ein Bild Gottes, aber um seiner Sünde willen bedarf er ein anderes, ein fehlerloses. (Jes. 53, 2 ff.) Das muß nun auch insoweit irdisch sein, daß auch irdische Menschen das himmlische Bild aufnehmen können. Joh. 1, 10—13. Jesus Christus ist diese untrügliche Darstellung des göttlichen Wesens durch seine Lehren und durch sein Werk (Kol. 2, 9; Phil. 2, 6—7; Joh. 1, 18). Darum weist auch der Katechismus auf Jesus Christus hin: „Sondern so, wie er in seinem Worte gelehrt und in seinem Sohne Jesus Christus sich geoffenbaret hat." Unter „seinem Wort" ist das Wort Gottes verstanden, das sich in Christi Person und Werk irdisch wahrnehmbar darstellt (Joh. 1, 1—5, 14). Unter der Offenbarung Gottes in seinem Sohne Jesus Christus ist der zweifache Stand der Erniedrigung und Erhöhung Christi zu verstehen.

So ist Christus das Ebenbild Gottes, von dem wir eine richtige Vorstellung von Gott bekommen (Kol. 1, 15; 2. Kor. 4, 4), und an das wir uns zu halten haben.

So haben wir denn beim Gebet zu Gott, den wir nicht kennen, an Christus zu denken, den wir kennen. Das ist das richtige Gebet und der rechte Gottesdienst, weil der Vater und Jesus eins sind (Joh. 10, 30), und weil wir, wenn wir Gott sehen wollen, bloß Christum anzusehen brauchen. (Joh. 14, 9.)

Das ist nun insofern die richtige Vorstellung von Gott, als wir im Blick auf Christi Wort Gott dienen lernen, vor allem recht beten (Luk. 11, 1); im Blick aber auf Christi Erlösungswerk lernen wir unsere Sünde und Gottes Gnade recht erkennen (und thue Barmherzigkeit). Das „die mich lieben" wird dann zum Christum lieb haben, das Beten im Geist und in der Wahrheit zum erleuchtet sein vom Geiste Christi und gegründet sein in der Wahrheit des Evangeliums. Dieses Gebot legt so das Fundament zum Gebet im Namen Jesu, was im dritten Gebote weiter zu behandeln wäre (beim Namen Gottes).

Was uns nun zu solcher neutestamentlichen Erkenntnis des an sich alttestamentlichen Gebotes berechtigt, ist, daß Christus das Gesetz für uns erfüllt hat, und so im besonderen Sinne dies zweite Gebot.

Der Federkrieg zwischen Katholiken und Protestanten vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges.

Von **Dr. R. Weitbrecht.**

(Aus den Deutsch-Evangelischen Blättern.)

(Fortsetzung.)

Das andere Merkmal der Polemik jener Zeit ist die Zuspitzung derselben auf das ehrabschneiderische Persönliche, wobei auch die traurigste Art der Polemik, fade Witze über den Namen, den der Gegner trägt, nicht fehlt. Ich brauche nicht zu sagen, daß die heutige ultramontane Polemik genau denselben Charakter trägt bis auf die elenden Namenwitze hinaus, und darf wieder das Zeugnis selbst der Gegner aufrufen, daß die protestantische Polemik sich davon vollkommen frei erhält.

Bei diesen zwei Merkmalen wird es niemanden wundern, daß auch das dritte nicht fehlt: Kleinlichkeit im Angriff wie in der Verteidigung. Die Wenigsten wissen eigentlich mehr, auf was es ankommt; nur selten trifft einer das Richtige und hat große weitausschauende Gesichtspunkte.

Wie hat sich doch das von Luther bis zum Ende des Jahrhunderts geändert? Luthers Polemik mit ihrem großen Zug, mit ihrer Betonung des Wesentlichen, wie der wunderbaren Sicherheit der geführten Hiebe, kann heute noch für uns Protestanten als vorbildlich gelten, abgesehen natürlich von der Form, und auch von dieser nur, sofern sie die Form seiner Zeit und nicht die seines mächtigen Geistes ist. Luthers Polemik enthält alles, was die Polemik gegen die römische Kirche braucht, und verdient viel mehr studiert und beherzigt zu werden, als dies gewöhnlich der Fall ist. Ist sie auch naturgemäß

vorwiegend biblisch-dogmatisch, so fehlt ihr doch auch nicht das historische Element, und dies gerade ist nicht das schlechteste an ihr. Auch das Persönliche, das in der Polemik nicht ohne weiteres und vollkommen verwerflich ist, tritt bei Luther nicht über die Gebühr hervor, und wo es geschieht, steht es in der Regel am rechten Platze und ist dadurch veranlaßt, daß Luther von Personen schwer gereizt war (Heinrich von England, Georg von Sachsen u. a.). Nur mit seiner Polemik gegen die Schweizer hat Luther ein böses Beispiel gegeben, wiewohl auch diese himmelweit verschieden ist von der späteren gegen die Calvinisten.

War zu Luthers Zeit die Polemik wesentlich dogmatisch, so wird sie in der nachlutherischen Zeit wesentlich historisch (Magdeburger Centurien). Diesen Bestandteil hat sie auch in unserem Zeitraum noch, aber das Persönliche droht alles andere zu überwuchern. Da kamen zuerst die historischen Persönlichkeiten an die Reihe: man suchte katholischerseits nachzuweisen, daß die Urheber der Reformaion, insbesondere Luther, schlechte Menschen gewesen seien, daß somit auch ihr Werk schlecht sein müsse. Namentlich spielte der infelix exitus haereticorum eine große Rolle. Die Protestanten ihrerseits vergalten dies mit Schmähungen Loyolas, mit Aufzählung der Schlechtigkeiten der Päpste und die Beweisführung aus dem jammervollen Ende eines Gegners hatten auch sie sich angeeignet. Wie Luther ein Jahr vor seinem Tode selbst die „welsche Lügenschrift" von seinem schrecklichen Ende ausgehen lassen konnte, so erging es Bellarmin. Sieben Jahre vor seinem Tode erschien die „zuverlässige und wahrhafte Geschichte des verzweiflungsvollen Todes Robert Bellarmins, in welcher ihm das Scheußlichste nachgesagt wurde. Und acht Jahre nach dem Tode des Konvertiten Pistorius wurde eine Schrift gedruckt, „worin das über ihn ergangene furchtbare Gottesgericht kundgethan wurde. Er sei unter den fürchterlichsten Gotteslästerungen und Verwünschungen und unter Anrufung des Teufels gestorben; seine Leiche sei zweimal von der Erde wieder ausgespieen und dann dem Teufel übergeben worden" (Janssen V. 382). Überhaupt war man von allen Jesuiten überzeugt, daß sie zum Teufel führen, während die Jesuiten selbst gewiß waren, daß sie qua Jesuiten den Himmel ererben. Warfen die Protestanten den Jesuiten alle möglichen Übelthaten vor, namentlich in sittlicher, insbesondere auch sexueller Beziehung, so vergalten die Katholiken das mit den schnödesten Beschuldigungen gegen die „Prädikanten," wiederum natürlich in genannter Beziehung. Und das Scheußlichste, was man sich gegenseitig vorwarf, wurde allenthalben blindlings geglaubt. Die Anklagen gegen das persönliche Leben der über alles gehaßten Jesuiten waren allerdings oft so plump und lügenhaft, daß es den Jesuiten und ihren Verteidigern nicht schwer wurde, die Grundlosigkeit derselben zu erweisen und dadurch häufiger ins Unrecht zu setzen, als diese die Jesuiten, welche, wenn auch nicht anständiger, so doch klüger waren.

Die Hauptrufer im Streite und die Hauptbetzer waren hüben und drüben die Theologen. Was die Jesuiten an den katholischen Fürstenhöfen,

das waren an den evangelischen die Theologen. Die schamlosesten Pamphlete entstammten damals wie heute den Konvertiten, die früher evangelisch waren.

Von der Sprache dieser Polemik macht man sich heutzutage schwer einen Begriff; sie übersteigt alle Anstandsbegriffe und zwar wieder auf beiden Seiten. Denn es ist keineswegs so, wie Janssen uns glauben machen will, daß die Sprache der Katholiken bloß das Echo der Protestanten gewesen wäre.*) Beide hatten sie aus ihrem Eigenen; zudem war die Sprache der Reformierten immerhin eine gemäßigtere, als die der Lutheraner und Katholiken. Ich will von Dutzenden von Proben nur einige, freilich sogleich die allerärgsten, hersetzen. Der Jesuit Konrad Vetter schreibt über Luther (1607):

„Am jüngsten Tage wird die Prädikanten nichts Härteres schmerzen und beschämen, als daß sie so wissentlich, greiflich eine so unsinnige Bestie, eine so unflätige Sau, einen unbeständigen Wetterhahn, leichtfertigen Lügner, schamlosen Fleischbengel, zornige Hadermütze, hyperbolischen Thrason, übermütigen Goliath, marcolfischen Zottenreißer, öffentlichen Ketzer und Nonnenschänder, diesen Wust, Furm und Grundsuppe für einen heiligen Propheten, Apostel und Evangelisten haben halten wollen."

Der Protestant Samuel Huber läßt sich gegen Joh. Pistorius vernehmen: „Wer das Papsttum ansieht in seinem Bau und Wesen, der sieht in eine lauter feurige Hölle und Schwefelstadt, wo die Teufel in Menschengestalt verkappt, ihr Reich auf Erden angerichtet haben, — der Saugeist, Ziegengeist, Hundsgeist und alle unreinen, unflätigen Feldteufel haben ein Gommora zu einer Kirche gemacht."

Alle aber übertrumpfte der Protestant A. Lonner in seiner Relegatio Jesuitarum (1612), wo er über Rom schreibt: „Als die Zeit herbeikam, daß die alte, ausgehurte, stinkende Hurenfettel, die babilonische Drachenreiterin samt ihrem unreinen und lasterhaften Hurenhaus sollte von göttlicher Allmacht abgebrochen, gestürzet und zu einer baalitischen Jehus-Kloaken gemacht werden; — — — die Mönche, die faulen, geschornen Kuttenhengste lagen in ihren Hurenklöstern im Lande, hurten, bubten, spielten, fraßen, soffen u.s.w."†)

Zieht man auch die fast unglaubliche Rohheit und Derbheit des Ausdrucks des ganzen sechzehnten Jahrhunderts in Betracht, so übersteigt die Sprache dieser Polemik doch alles Maß. Ein Gegenstück hat sie nur an der ultramontanen Kaplanspolemik unseres Jahrhunderts; denn diese verhält sich zu dem am Ende des neunzehnten Jahrhuuderts üblichen Ton der Sprache nicht anders als jene Polemik zum Ton der Sprache des sechzehnten.

Was den Inhalt der Polemik jener Zeit betrifft, so soll in zwei Abschnitten näher auf denselben eingegangen werden. Das Resultat war auf

*) Es passiert Janssen, daß er von diesem angeblichen Echo auf katholischer Seite redet und hierbei katholische Schriften anführt, die Jahrzehnte vor denjenigen Schriften von Protestanten erschienen, aus denen sie ihre Sprache angeblich gelernt haben sollen!

*) Man darf auch in diesem Stück sich durch die massenhaften Janssenschen Citate ähnlicher Art nicht verleiten lassen zu meinen, die polemischeu Schriften hätten von Anfang bis zu Ende sich in dieser Sprache bewegt. Ganz fehlen freilich rohe Ausbrüche gegen den Feind selten.

katholischer Seite zuletzt offene Aufforderung zur gewaltsamen Unterdrückung der Ketzer und zum Kriege gegen dieselben. Bei den Protestanten wurden einzelne Stimmen laut, daß der Kampf nicht der katholischen Kirche gelte, sondern dem Jesuitismus. Der oben genannte V. Möller schreibt in einer warmen Mahnuug zum Frieden 1615, die liebe Religion sei „ein Deckmantel der auswendigen jesuitischen Praktiken, die unterm Schein der katholischen Kirche die spanischen Monarchiam allenthalben aufzurichten sich vorgesetzt und dazu gleichsam gedinget sein;" er weiß kein anderes Mittel, um den Frieden zu erhalten, als Jesuiten und Spanier aus Deutschland zu weisen (Krebs a. a. O. S. 89 f.). Die Mahnungen zum Frieden verhallten; aber die Erkenntnis, die schon Fischart ausgesprochen hatte, daß die Jesuiien die Grundsuppe alles Unglücks für Deutschland seien, war allgemein, und in den schon beginnenden Waffenlärm hinein klingt's, freilich zu spät: Hinaus mit den Jesuiten aus Deutschland!

Indem wir die einzelnen Gebiete der Polemik durchwandern, fassen wir zunächst die polemische Tagesschriftstellerei und wissenschaftliche Polemik ins Auge.

Es ist kein Zweifel, daß die katholische Kirche den litterarischen Kampf gegen den Protestantismus mit Bewußtsein begonnen und völlig planmäßig geführt hat. Die Jesuiten waren hierin selbstverständlich vorne dran, und mit ihren Angriffen verschonten sie auch anders denkende Katholiken nicht. Da wurde denn zuerst die Verbindlichkeit des Augsburger Religionsfriedens von 1550 diskutiert, auf welchem das leidlich friedliche Zusammenleben der Konfessionen beruhte. Daß die Calvinisten von demselben ausgeschlossen seien, galt als selbstverständlich und wurde teilweise auch von den Protestanten nicht bestritten. Der den Katholiken unbequeme Religionsfriede, hieß es später, sei infolge der Beilegung der Streitpunkte im Tridentinum erloschen, ja um höherer Gesichtspunkte willen, um des Papsttumes willen, dürfe man überhaupt von ihm absehen. Und da das doch nicht so leicht zu erweisen war, warf man sich gegenseitig vor, den Frieden verletzt zu haben, und daraus leiteten die Katholiken den Schluß ab, daß er nunmehr ungültig sei.

Dieser künstlichen Beweisführung bedurfte es freilich kaum angesichts der mehr oder minder offen hervortretenden Ansicht, daß den Ketzern die Treue überhaupt nicht zu halten sei, angesichts der Meinung Bellarmins (1586), daß der Staat einfach die Pflicht habe, die Ketzerei auszurotten, wozu vor allem der spanische Staat berufen sei. Dazu kam die Lehre von der päpstlichen Allgewalt, welcher angeblich auch die Ketzer unterstehen, weil sie dem Papst angehören, der ein Recht habe, sie zu strafen. Auch über ketzerische Herrscher sei der Papst gesetzt. Deren Dasein war ohnedies gefährdet durch die jesuitische, damals aufgekommene Lehre vom Tyrannenmord und der Volkssouveränität, zwei Lehren, welche die heutige jesuitische Sophistik vergeblich zu bestreiten sucht. Schon damals fehlte es bei dem Aufsehen, welche diese heillosen Lehren machten, nicht an Beschwichtigungsversuchen von seiten der klugen Jesuiten, die immer bei halbverdecktem Spiel ihren Vorteil am besten

fanden. So that Becanus (1607), welcher die Lehre, daß den Ketzern nicht Treue zu halten sei, einigermaßen einschränkte, im Prinzip aber doch stehen ließ, so Jakob Keller (1611), welcher die Lehre vom Tyrannenmord und ihre praktische Anwendung gegen die Fürsten abzuschwächen suchte, namentlich dadurch, daß er seine Gegner, besonders die Calvinisten, der gleichen Lehre und ihrer Befolgung anklagte, während er bei Luther nichts weiter als Beweis seiner Lehre vom Fürstenmord anzuführen weiß, als seine heftigen Ausfälle gegen den Papst und die Geistlichkeit.

Noch bequemer machte es sich der Jesuit Becanus in seinen Aphorismi Doctrinae Calvinistarum u. s. w. (1609). Er fälschte einfach die Lehren der Calvinisten und legte ihnen z. B. das Wort in den Mund: Die Jesuiten aber, die uns am meisten Widerstand leisten, müssen entweder getötet, oder wenn das nicht gut geschehen kann, verjagt oder jedenfalls durch Lügen und Verleumdungen unterdrückt werden. Selbstverständlich ist dieser Ausspruch in keinem Werke eines Reformierten zu finden. Dagegen erinnert dieser und andere angebliche Aussprüche der Calvinisten in der grotesken Übertreibung des Becanus sehr an die Übertreibung der Monita secreta. Man höre z. B. den Satz 17: „Man bedient sich völlig ungeniert zweideutiger Ausdrücke und Täuschungen, damit wir (nämlich die Calvinisten) uns wenigstens auf diese Weise verteidigen.“ Benützt die ultramontane Presse diese calvinischen Sätze, so hat sie nicht das allermindeste Recht, die Protestanten wegen der Benützung der Monita secreta anzuklagen. Und sie benützt sie mitunter fort und fort und noch in allerneuester Zeit ist der obige Ausspruch gegen die Jesuiten als ein Wort Calvins sogar mit einem Citat aus seinen Werken, statt aus dem Werke des Becanus, durch die ultramontane Presse gelaufen, wie Pastor Terlinden eben in einem vorzüglich zu lesenden Schriftchen: „Auf der Bärenjagd“ dargethan hat. Und schon Baur in Zellers Jahrbüchern 1851, Réville in seiner Essais de critique religieuse 1860, Gelzers protest. Monatsblätter 1861, Nippold in der kirchenpolitischen Rundschau 1868 haben nachgewiesen, daß nicht Calvin, sondern Becan der Urheber dieses Wortes ist!

Es war gewiß richtig, wenn von seiten der Protestanten den Jesuiten die Schuld an allem Unheil aufgebürdet wurde. Freilich spotteten Jesuiten wie Keller: „Höre nur, in Holland ist ein Feuer aufgegangen, wer hat's anzündt? Da ist gleich ein Prädikant vorhanden, der macht aus einem Brenner einen Jesuiter. In England hat einer ein Roß gestohlen, wer hat's ton? Flugs kommt ein Prädikant und macht aus einem Dieb einen Jesuiter. Ist in Deutschland ein Unglück entstanden und fragt man, wer hat's angericht? Flugs wischt ein Prädikant herfür und macht den Bösewicht zu einem Jesuiter“ u. s. w.

Es fehlte nicht an bedeutenden Kontroversschriften von protestantischer Seite, wobei freilich wie bei den Katholiken viel elende Sophistik und Verdrehung mit unterläuft. Und als die Mordthaten in Frankreich (Heinrich III. 1598 und IV. 1610), die Pulververschwörung in England und

andere den Jesuiten aufs Konto geschriebene Schandthaten die öffentliche Meinung von ganz Europa erregten, da ergoß sich eine Flut von Flugschriften gegen die Jesuiten.

Diese ihrerseits suchten die Anklage zu entkräften durch angemessene Verherrlichung des Jesuitenordens, wobei auch die heutzutage wieder beliebten anerkennenden Aussprüche angesehener Katholiken über den Orden eine Rolle spielten *). Daneben suchten sie und ihre Verteidiger die Anklagen zu vertuschen durch die maßlosesten und robesten Angriffe auf die Calvinisten, und selbst J. J. Scaliger entging ihrer Wut nicht, bloß weil er in einem seiner berühmten chronologischen Werke ein Stück römischer Tradition erschüttert hatte.

Während bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts wesentlich die Theologen den Kampf geführt hatten, griffen nun die Juristen ein und begannen, um den immer näher kommenden Krieg zu verhüten, das Interesse des Staates über das der Kirche zu stellen. Je weniger der Krieg vermeidlich schien, um so häufiger wurden die Vermittlungsvorschläge. Aber die Jesuiten wollten davon nichts wissen, die Katholiken überhaupt waren selten dafür. Als der protestantische Reichspfennigmeister Zacharias Geizkofler solche Vorschläge machte (1614), da schrieb der Konvertit Scioppius Schriften voll glühenden Hasses gegen die Calvinisten (1616) und predigte schließlich einfach den „heiligen" Vernichtungskrieg gegen die Protestanten. In den letzten Jahren vor Ausbruch des Krieges stand es so: Die Lutheraner sahen demselben mit Besorgnis entgegen; die Reformierten ohne Furcht, denn ihnen konnte der Krieg möglicherweise die staatliche Anerkennung bringen, die ihnen noch immer bestritten war; die Katholiken aber, insbesondere die Jesuiten, frohlockten über den in Aussicht stehenden Krieg, und der Jesuit Adam Tanner bekannte (1618) offen, „daß der Jesuitenorden die Bekehrnng aller deutschen Protestanten anstrebe und daß er entschlossen sei, dieses Ziel trotz des Religionsfriedens und gegen denselben zu erreichen mit den Mitteln der List und Gewalt". (Krebs S. 102). Tanner schreibt wörtlich:

„Wir bekennen gern, daß wir vermöge der Einsetzung unserer Societät nach unserem Vermögen uns höchlichst angelegen sein lassen, daß alle Königreiche und Landschaften dieser Welt all' solche geistliche Gewalt des Papstes über die ganze christliche Kirche erkennen und demselben mit Ehrerbietung sich

*) Die katholischen Flugschriften „zur Wehr und Lehr" (Germaniaverlag, No 12: „Die Jesuiten nach unparteiischen Zeugnissen") haben den Mut, diese Anerkennungszeugnisse mit den Worten Heinrichs IV. zu eröffnen, desselben Heinrich, dessen Ermordung mit auf ihre Rechnung kommt! Von dem Mordversuch Jean Chastels auf ihn (1598) ist das erwiesen. Schrieb doch der Jesuitenpater Guignard über Heinrich: Si on ne le peult deposer sans guerre, qu'on lui face la guerre, si on ne la peult faire, qu'on le face mourir! (Wenn man ihn nicht ohne Krieg absetzen kann, so führe man Krieg gegen ihn, wenn man ihn nicht führen kann [den Krieg], so bringe man ihn um [den König]. Derselbe Jesuit war auch der Ansicht, man müsse die Königin von England, den König von Schweden, den Sachsen „als eine Sau" umbringen (Krebs S. 134). Übrigens ist die Lobrede Heinrichs IV., von welcher die obige Flugschrift einen Auszug giebt, nie von ihm gehalten worden. Sie ist eine jesuitische Fälschung.

unterwerfen mögen nach dem Spruch Jesaiä: Das Volk und Reich, so dir nicht dient, wird sterben. Wir thun recht daran, die katholischen Fürsten und den Kaiser zur thätigen Unterstützung bei diesen Zielen, zur gewaltsamen Bekehrung oder zur Ausrottung der hartnäckigen Ketzer aufzufordern. Wir sind stolz darauf, unsere Beichtkinder vor Ketzerei und vor jedem Umgange mit den Ketzern zu bewahren. Wir meinen auch, den rechten Glauben müsse man selbst mit den Mitteln der Gewalt schützen nach Christi Worten: Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert!"

Das Jubeljahr der Reformation 1617, statt wenigstens Lutheraner und Calvinisten einander näher zu bringen, steigerte nur die Erbitterung. „Die Lutheraner blieben dabei, mit den Katholiken sei noch eher eine Verständigung zu hoffen, als mit den Calvinisten. Daß im Jubeljahr ihr lutherischer Glaube von den Katholiken nicht weniger angegriffen wurde als der calvinistische, ihr Luther nicht weniger geschmäht und verdammt als Zwingli und Calvin, daß ihnen nicht weniger als den Calvinisten die Schuld an dem hundertjährigen Unglück Deutschlands aufgebürdet wurde: all' dieses änderte nichts an der Haltung der Lutheraner. Wohl bekämpften auch sie das Papsttum, aber sie waren nicht zu bewegen, den Kampf gegen den gemeinsamen Feind in Gemeinschaft mit den reformierten Glaubensbrüdern zu führen.— — Den Evangelischen gab das Jubeljahr Anlaß, alle Beschuldigungen zu wiederholen, welche gegen die katholische Lehre, das Papsttum und die römische Geistlichkeit erhoben worden waren. Die Katholiken unter der Führung der Jesuiten bezeichneten das Auftreten Luthers als das größte Unglück, welches die Christenheit betroffen. — Nirgends der Versuch, den Ansichten und dem Thun der Gegner gerecht zu werden, überall nur das Bestreben, den Feind zu verletzen nnd die Erbitterung zu steigern. Und die gebräuchlichsten Kampfmittel sind pöbelhafte Rohheit und wüstes Schimpfen, frivole Sophistik und freche Verleumdung" (Krebs S. 95).

Daß hierzu auch die Kanzel mißbraucht wurde und gerade im Jubeljahr ganz besonders, wird niemanden wundern. Dies führt uns auf die Kanzel-Polemik überhaupt. Was Janssen in dieser Beziehung anführt, und noch mehr Diefenbachs Buch, ist indessen wieder geeignet, ein ganz falsches Bild von der lutherischen Kanzel in jener Zeit zu geben, zumal da das Gegenstück, die katholische, insbesondere die jesuitische Kanzel kaum gestreift wird. Da man in der lutherischen und reformierten Kirche viel mehr predigte als in der katholischen, so ist es ohnedies leichter, die Beispiele unpassender Kanzelpolemik auf protestantischer Seite zu häufen. Einzelheiten übrigens in dieser Polemik, über die Janssen und Diefenbach mit Schauder berichten, namentlich Angriffe auf römische Einrichtungen und Gebräuche, sind der Sache nach vollständig berechtigte Angriffe, vollständig richtige Ausführungen, wenn wir auch die verletzende Art sowohl, als die rohe Form natürlich keineswegs billigen. Darf man schon die Publicistik jener Zeit nicht bloß nach den stärksten Stellen beurteilen, so noch weniger die Kanzel. Ich habe Dutzende von Predigten aus jener Zeit, auch aus dem Jahre 1617 gelesen, in welchen kein Wort roher

Polemik, kein gemeiner Ausdruck, kein verletzender Ausfall gegen die katholische Kirche sich findet. Im großen ganzen richtete sich die lutherische Predigt nach den Grundsätzen eines Lucas Osiander und Joh. Gerhard.

Lucas Osiander schreibt in der Vorrede seiner Bauernpostille 1597: „Wenn denn gleich die religionsstrittigen Sachen bei dem Bauernvolk müssen unterweilen auf die Kanzel gebracht werden, so soll solches nicht gar oft, auch nicht mit spitzigen Disputationibus und mit Erzählung vieler Argumente geschehen. Denn solche scharfe Disputationes verstehen die armen Bäuerlein nicht, und wenn sie viele argumenta der Widersacher erzählen hören, kann es wohl geschehen, daß sie mehr dadurch geärgert und verwirrt, denn gebessert werden. Darum ist's genug, wenn ein Prediger in einem Dorfe an einen streitigen Artikel kommt, daß er unserer Widersacher Meinung kurz erzähle und derselben etliche klare Sprüche der heiligen Schrift entgegensetze, damit ein einfältiger Christ soviel verstehe und merke, daß der Widersacher (als der Papisten, Zwingliner, Wiedertäufer, Schwenkfelder und dergleichen) Lehre falsch und verführerisch sei; so wird sich ein gutherziger Christ, welcher die Wahrheit lieb hat, wohl wissen vor Irrtum zu hüten."

Und für die Predigt vor Gebildeten galt, was Joh. Gerhard (Evangelienpostille 1613) schreibt: „Wiewohl es nun nicht allein nützlich, sondern allerdings auch nötig, daß die Zuhörer vor solcher Lehre gewarnt und die Verfälschungen der Schrift widerlegt werden, jedoch gehört dazu gebührliche Bescheidenheit, daß man nicht immerdar einreiße und wider die falschen Lehren kämpfe, sondern auch daneben baue und bessere, auf daß man zuvörderst dieselben Irrtümer mit Sanfmut und gutem Grunde widerlege, welche heutigen Tages im Schwang gehen, und von denen sonderliche Gefahr ein jeden Ortes Zuhörern möchte zustehen." (Fortsetzung folgt.)

Das Mittelalter und das moderne Zeitbewußtsein oder Gesetz und Evangelium.

Von P. J. Grunert.

„So viel genügt," heißt es am Schluß des Artikels "Modernes Zeitbewußtsein," No. 9 dieser Zeitschrift, „um zum Lesen des Menzelschen Buches anzureizen." Ja, und so viel genügt auch, um vom Lesen des Menzelschen Buches abzuschrecken, denn es ist wahrlich eine unerquickliche Arbeit, ein Buch zu lesen, in welchem wohl geistreicher Witz, aber keine evangelische Weisheit und Gerechtigkeit zu finden ist; in welchem nur die Schattenseiten der Neuzeit hervorgehoben werden, und um diese recht schwarz erscheinen zu lassen, nur die Lichtseiten der alten sogenannten guten Zeit herausgekehrt werden, so daß in deren Scheine die ganze Neuzeit als ein wüstes Durcheinander erscheint, welches unrettbar dem Untergange entgegen geht. So schließt ja das Menzelsche Buch und der Aufsatz in No. 9: „Wenn die Völker nach dem jetzt herrschenden Nivellierungs-System sich alle vermischt haben werden, so daß der klare Geist oben (ja wenn oben nur immer der klare Geist wäre!) mit

dem trüben Satze unten durcheinander gerührt — werden, dann wird nach einer starken Erhitzung die Masse in die faulige Gärung übergehen."

Es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, wenn man den Spieß gerade umkehren und zeigen wollte, daß das umgekehrte Bild gerade so richtig ist, nur der Schluß ein entgegengesetzter, statt pessimistisch optimistisch wird. Um die Gegensätze auf den einzelnen Gebieten nur anzudeuten: Ist es etwa nicht richtiger und besser, daß die Kinder etwas hören von den Resultaten der Naturwissenschaft, von der Bewegung der Sterne, und der Einrichtung ihres Körpers, und lernen Gottes Weisheit und Güte auch an seinen Werken in der Natur bewundern — als daß, wie es früher vorkam, ihnen gesagt wird: Der Himmel steht auf der Erde wie eine Butterglocke auf dem Teller, und stumpf und abergläubisch durchs Leben hingehen? Ist es nicht richtiger und besser, daß ein Lehrer hoch denkt von den Gaben seiner Schüler, weil es göttliche Gaben, die Kinder, wie Zinzendorf sagt, kleine Majestäten sind, wenn er mit einer durch Ernst geheiligten Liebe das Gemüt der Kinder beherrscht, — als wenn die Kinder bloß gehorchen, weil sie vor dem Stock zittern? Ist es nicht besser und richtiger, daß alle gleich sind vor dem Gesetz und daß auch der Meister den Lehrjungen anständig behandeln soll,— während er früher manchmal mehr Prügel als Essen bekam; daß der gemeine Soldat als ehrenhafter Mensch behandelt wird, — während er früher mit Faustschlägen und Rippenstößen traktiert wurde; daß die Dienstmädchen Fräulein genannt werden, da sie doch gewissermaßen auch Menschen sind, — während sie früher meist nur das Aschenbrödel im Hause waren; daß die Hochgestellten oder Adligen auch in ihren Tagelöhnern den Menschen respektieren müssen, — während diese früher oft mit der Peitsche zur Arbeit getrieben wurden, ja wenn der gnädige Herr im Winter von der Jagd heimkam, die Leibeigenen ihm mit ihren Leibern die kalten Füße wärmen mußten; ist es nicht richtiger und besser, daß alle, die durch ihren Fleiß und ehrliches Streben zur Erhaltnng des Staates beitragen, bei gleichen Pflichten auch gleiche Rechte und gleiche Achtung beanspruchen, denn nicht Stand adelt den Menschen, sondern der Mensch soll seinen Stand adeln, — während früher in der guten (?) patriarchalischen Zeit des Unterthanen-Verstandes der Adlige allerlei Gewalthätigkeiten und Brutalitäten zu den Privilegien seines Standes zählte? Ist es nicht richtiger und besser, daß die kirchlichen Bekenntnisse und Dogmen als die Glaubensanschauung ihrer Zeit angesehen werden und der Theologe mit Hilfe derselben Gottes Wort zu verstehen und sich selbst eine lebendige Überzeugung der Wahrheit zu schaffen sucht, denn jeder Glaube ohne lebendige Überzeugung ist tot in sich selbst und kein Glaube. Wie kein Blatt dem andern gleicht, und kein Mensch dem andern vollkommen gleicht, und doch alle dieselbe Grundform und dasselbe Lebensgesetz haben, so sind auch die Glaubensanschauungen der Menschen und der Zeitalter alle verschieden, aber alle haben dieselbe Grundform und dasselbe Lebensgesetz: die Umkehr von der Welt zu Gott und die Erneuerung in Jesu Christo durch die Kraft seines Geistes und seines Wortes, die Lebensgemeinschaft mit Christo und die Vereinigung durch ihn mit Gott. Das sind keine

Glaubensanschauungen und Dogmen, sondern das ist die Kraft des Wortes Gottes, aus welcher die Glaubensanschauungen erwachsen, mannigfaltig unter sich, aber alle wurzelnd in demselben Grunde, vereinigt in dem einen Lebensfürsten, und aus dieser Union kommt keine Zerstörung, Verwirrung und Auflösung, sondern Gnade und Segen, und diese Union ist ja das Bekenntnis und Prinzip unserer evangelischen Kirche.*) Ist das nicht besser und richtiger als das Prinzip der alten Orthodoxie, nach welcher man die Bekenntnisse und Dogmen nicht bloß zu Schranken machte, die einem jeden, der nach ihrem Inhalt und ihrer Bedeutung fragte, das ''noli me tangere'' entgegenhielten, sondern sie auch zum Glaubensgesetz machte, kraft dessen man sich zu Haß, Verfolgung und Blutvergießen berechtigt glaubte?

Wir wissen recht wohl, daß neben den Lichtseiten des modernen Zeitbewußtseins, die wir hier angedeutet haben, auch Schattenseiten existieren, welche Menzel rügt; nur wird durch eine einseitige Betrachtung der letzteren nichts gebessert. Die Menschheit wächst wie der einzelne Mensch, und jedes Zeitalter und Lebensalter hat seine Berechtigung, seine ihm eigentümliche Gestalt und fordert eine dementsprechende Behandlung. Wenn dem Jüngling der Schnurrbart wächst und damit auch der jugendliche Übermut, nützt es zu nichts, an die Wohltaten der Rute in der Kinderstube zu erinnern, sondern man muß die dem Lebensalter entsprechenden Mittel anwenden, um den Menschen auf den guten Weg zu bringen oder ihn darauf zu erhalten.

Wer nun das patriarchalische, mittelalterliche und das moderne Zeitbewußtsein vorurteilsfrei beobachtet, der kann der Wahrheit sich nicht verschließen, daß sie sich zu einander verhalten, wie das Kind zum Erwachsenen, wie äußere Autorität zu der aus innerer Überzeugung stammenden Autorität, wie äußerlicher, durch Zwang gewirkter Gehorsam zu dem innerlichen, freiwilligen Gehorsam, wie die Herrschaft durch Gewalt und Befehl zur Selbstherrschaft von dem behave yourself des Kindes bis zur Selbstregierung des Volkes mittelst der Wahlen. Der Charakter der alten Zeit war die Subordination, wo der Druck von oben die ganze Maschinerie in Bewegung setzte und das „du sollst" jeden Menschen an seine Pflicht und zum Gehorsam von außenher mahnte. Der Charakter der neuen, modernen Zeit ist die Koordination, wo alle als Teile des einen Ganzen, belebt von der einen Lebenskraft, im Staat wie in der Kirche bei gleichen Pflichten gleiche Rechte fordern, und wo das „ich muß, ich will" jeden nötigt, im Strome des Lebens seine Kräfte zu entwickeln, zu gebrauchen und seine Schuldigkeit zu thun. In der alten Zeit herrschte der alttestamentliche Standpunkt des Gesetzes, und in der neuen Zeit der Standpunkt des Evangeliums, wonach eine jeder freiwillig sich unter das Gesetz beugt, es zu seinem Willen macht, und darum frei ist, die Freiheit in Christo (und wenn wir auch noch unendlich weit vom Ziele sind, die Strömung geht dahin), welcher das Ende des Gesetzes ist, weil er dessen Erfüllung ist, und die an ihn glauben, sind frei vom Gesetz, weil sie das Gesetz in sich selbst tragen und von

*) Wo dieser Union diese Lebensgemeinschaft fehlt, ist eitel toter Formelkram oder Trug und Heuchelschein.

selbst thun. Die alte und die neue Zeit stehen einander schroff gegenüber auf kirchlichem Gebiet als Jesuitismus, welcher durch Disciplin, durch erzwungenen Gehorsam die Menschen zu wandelnden Leichen machen will, und als evangelische Kirche, welche durch den Geist des freiwilligen Gehorsams und Ergebung in Gottes Willen Menschen voll göttlichen Wandels erziehen will. Auf welche Seite zuletzt der Sieg sein wird, kann nicht zweifelhaft sein.

Das moderne Zeitbewußtsein, so viele Gefahren, Ausschreitungen und Verkehrtheiten es auch mit sich bringt, zeigt überall in seinen Grundzügen die Geistesverwandtschaft mit dem Evangelio: die Überzeugung, daß das Göttliche nicht von außen durch Bekenntnisformeln und Ceremonien in den Menschen hineingeführt, sondern daß es im Innern des Menschen erzeugt und geboren werden und wachsen muß, wenn es überhaupt da sein soll, — daß der Geist die bildende, gestaltende Macht ist, welcher bleibt, ob auch die Formen und Leiber sich wandeln und sterben, — daß, wie der Mensch, so auch der Staat und die Kirche, ja das ganze Weltall ein organisches Ganze sind, in welchem die verschiedenartigsten Glieder, durch den Geist zu einem Leibe verbunden, einander dienen sollen zur Erhaltung des ganzen Leibes, wie Gott ihn geordnet hat, — daß die wahre Einheit nicht Uniformität, sondern Vereinigung verschiedener Lebenskräfte und Glieder zu einem Leibe, verschiedener Denominationen zu einer Kirche, 1. Kor. 12, 21, — daß Zwang und Gewalt des Gesetzes Zorn anrichtet und die Freiwilligkeit es ist, unter welcher Heil und Segen erblüht; diese Überzeugungen sind das Gemeingut des modernen Zeitgeistes, und sie sind Nachklänge der evangelischen Wahrheit und des Wortes Christi, durch den und zu dem alles gemacht ist, was gemacht ist, und in dem alles besteht.

Da nach dem verknöcherten Luthertum es besonders die deutschen Dichter und Philosophen waren, welche jenen Überzeugungen Bahn brachen und unter ihnen nicht zum wenigsten Schiller, und da dieser Edelste seines Zeitalters in dieser Zeitschrift schon öfters angegriffen wurde, so möchte ich noch ein Wort darüber sagen, und zeigen, wie wir in diesem Vorkämpfer des modernen Zeitgeistes die tiefsten biblischen Wahrheiten und Glaubenslehren wiederfinden, wenn wir nur seine Anschauungen in unserer heutigen kirchlichen Sprache wiederzugeben vermögen. Unter der Überschrift: „Mein Glaube," sagt er: „Welche Religion ich bekenne? — Keine von allen, die du mir nennst. — Und warum keine? — Aus Religion." Welches ist also sein Glaube? Der Glaube an das Reich der Wahrheit und der Liebe, wie es ihm aus der Bibel entgegenleuchtete, aus Hochachtung vor der Religion, die er aus der Bibel schöpfte, verwarf er alle Religionen, die man ihm nennen konnte, weil sie alle Zerrbilder jenes Reiches der Wahrheit und der Liebe waren. Man bedenke, daß Schiller kein Theolog, sondern ein Dichter war, der das göttliche Wesen in den geistigen Gebilden des Wahren, Schönen und Guten schaute, aber noch kein persönliches Verhältnis zu Christum und noch keine so klare dogmatische Anschauung von der Person Christi gewonnen hatte, wie sie

unserer neueren evangelischen Theologie erst eigen ist. Er nannte daher auch Reich der Gedanken, Reich der Wahrheit, was wir Himmelreich und Gottesreich nennen, und was wir in Christo, dem ewigen Wort, erhoffen und glauben, eine neue Gestaltung unseres Wesens und seliges Leben, das nennt er das Reich der Ideale, der göttlichen, unvergänglichen Gestalt. Um das zu bestreiten, hat man oft schon „die Götter Griechenlands" citiert und hat nicht bedacht, daß Schiller die Geistlosigkeit der damaligen Orthodoxie damit geißeln wollte, die den göttlichen Reichtum und die erhabene Herrlichkeit der christlichen Religion zu einem leeren Formel- und Dogmenkram herabgewürdigt hatte, der nur noch gut war zum Disputieren und zum Zanken. Wie Christus uns auf die Natur verweist, daß wir Gottes Weisheit und Güte darin schauen sollen, so erinnert Schiller an das reichbegabte geniale Volk der Griechen, wie sie überall in der Natur, in jedem Baum, in jeder Quelle Götter und Göttinnen, göttliche Kräfte verehrten, so daß ihnen die Natur ringsum in göttlicher Schönheit erblühte, und schließt dann allerdings mit den Worten:

„Ja sie kehrten heim und alles Schöne, alles Hohe nahmen sie mit fort, alle Farben, alle Lebenstöne, und uns blieb nur das entseelte Wort, ja das entseelte Wort einer toten Orthodoxie." — „Einen zu bereichern unter allen, mußte diese Götterwelt vergehn," — ja und durch den Einen soll sie auferstehn. Hätten sie damals, vom Geiste Christi getrieben, in jedem Halm, in jedem Baum, von der Blume bis zu den Sternen, wie ein Gerok, die Liebe und Herrlichkeit Gottes freudig gefühlt und dankbar empfunden, so hätte Schiller seine „Götter Griechenlands" nicht zu dichten brauchen. Doch weiter, können die tiefsten Glaubenswahrheiten von der Sündigkeit und Verderbtheit der menschlichen Natur, von der Unzulänglichkeit aller guten Werke, von der Erniedrigung und Menschwerdung Gottes, von der Gerechtigkeit durch den Glauben, und von dem seligen Frieden in Christo wohl verkannt werden in dem Gedichte „Ideal und Leben?" Übersetzen wir einige seiner Zeilen in unsere Sprache:

„Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl. (Erbsünde, das Gesetz in den Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz im Gemüte.) Wollt ihr schon auf Erden Göttern (Gotte) gleichen, frei sein in des Todes Reichen, brechet nicht von seines Gartens Frucht. — (Nicht Genuß, sondern Lebensgemeinschaft mit Gott ist Seligkeit.) Brechet mutig alle Brücken ab! Alle Pfade, die zum Leben führen, alle führen zum gewissen Grab. (Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren.) Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße steht vor des Gesetzes Größe, wenn dem Heiligen die Schuld sich naht (auch der Beste sie nicht leugnen kann), da erblasse vor der Wahrheit Strahle eure Tugend, vor dem Ideale (vor Christo) fliehe die beschämte That (auch die besten Werke). Kein Erschaffener hat dies Ziel erflogen. Über diesen grauenvollen Schlund (der Schuld) trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen, und kein Anker findet Grund (kein Mensch kann sich selbst versöhnen mit Gott). Aber flüchtet aus der Sinne Schranken

in die Freiheit der Gedanken (des Gottes Reichs, Christi) und die Furchterscheinung ist entflohn, und der ew'ge Abgrund wird sich füllen; nehmt die Gottheit auf in euren Willen (glaubt an Jesum Christum) und sie steigt von ihrem Weltenthron (Liebt ihr mich, so wird mein Vater euch lieben und wir werden zu euch kommen und Wohnung in euch machen). Losgesprochen sind von allen Pflichten, die in dieses Heiligtum sich flüchten, allen Schulden sterblicher Natur (Versöhnt mit Gott durch Gott). Aufgerichtet wandle hier der Sklave, seiner Fesseln glücklich unbewußt (weil innerlich frei), selbst die rächende Erinnerung schlafe friedlich in des Sünders Brust (weil er im Reiche des Idealen, in Christo, Vergebung hat, die Sünde tot ist und Christus in ihm lebt, oder, wie er es in Vers 3 nennt „die göttliche Gestalt").

Zur Schulsache. (Die andere Seite.)

Im Anschluß an das Eingesandt des Herrn Pastor P. L. Menzel.

(Theologische Zeitschrift No. 8, Seite 240 ff.)

(Von Lehrer A. Breitenbach.)

Motto: „Ein frommer Wunsch!
„Ach, wär' ich so": Wirst mich nicht froh und selig machen.
Willst du des Kleinods werden froh, so mußt mit Ernst du betend wachen."
Tersteegen.

Bei dem Lesen jener Arbeit des Herrn Pastor Menzel — ein Auszug aus dem Schulkomitee-Berichte des Atlantischen Distrikts von 1891 — kam dem Schreiber dieses unwillkürlich das Wort des Apostels in den Sinn: „Furcht ist nicht in der Liebe; die Liebe treibet alle Furcht aus."

Doch zur Sache! — —

Wie der Herr Referent sehr wahr hervorhebt, ist es ein Mißverhältnis, daß in den Gemeinden unserer Evang. Synode von N. A. nur 100 Gemeindeschulen sind, die von Gemeindelehrern bedient werden. — „Lehrerschulen" giebt es unsers Wissens in unserer Synode keine" — von Lehrern bedient werden heißt: an den Schulen unterrichten fachmännisch gebildete Lehrer — und gegen 286 schulehaltende Pastoren. O ja, „Schule halten" auf der einen Seite, „unterrichten" und „erziehen" auf der andern Seite, welch ein Unterschied!

Unter den mannigfachen Hindernissen, unter denen unsere Gemeindeschulen sichtlich zu leiden haben, sind die „schulehaltenden" Pastoren nicht immer das letzte. Aber auch die nicht schulehaltenden Pastoren sind zum teil am Aufblühen und Gedeihen unserer Gemeindschulen hinderlich dadurch, daß die Zahl derjenigen, die eine Ausnahme von der bestehenden Synodal-Bestimmung gestatten — „Die zu konfirmierenden Kinder sollen mindestens zwei Jahre die Gemeindeschule besuchen" — in keinem Verhältnis steht zu denen, die diese weise Regel innehalten.

Auch scheint es, als habe der Herr Referent zu erwähnen vergessen, daß auch insofern unseren Gemeindeschulen hindernd in den Weg getreten wird, daß man das „christliche" zu sehr hervorhebt, während man das „Deutsche" nach Sprache und Sitte und das „Englische" in den Hintergrund drängt.

„Nicht allein eine willkommene Vorbereitungs-Anstalt für den Konfirmanden-Unterricht, nein, eine wahre Vorbildungs-Anstalt für diese und jene Welt, getragen und durchdrungen von christlich-evang. Geiste, das soll und muß unsere Gemeindeschule sein, wenn sie anders ein Licht und ein Salz in den dunklen faulenden Zuständen unseres Staats- und Gemeindelebens werden und bleiben soll."

Daß manche Schulen im Osten zurückgegangen, andere ganz und gar eingegangen sind, sind nicht zu leugnende Thatsachen. Nach der Darstellung des Referenten sind die bösen Schulmeister die Spielverderber allein. Unseres Dafürhaltens ist niemand anders für den Rückgang, resp. für die Auflösung mancher Gemeindeschulen im Osten verantwortlich zu machen, als die betreffenden Gemeinden selbst, ihre Herren Vorsteher und Pastoren. Warum stellt man solche Leute als Gemeindelehrer an, von denen man nicht bestimmt weiß, wer sie sind, woher sie kommen, wohin sie gehen? Warum beruft man Leute, die in allem und für alles arbeiten, nur nicht für das, was ihres Amtes und Berufes ist? Der Vorwurf „die Lehrer allein haben im Osten die Gemeindeschulen zu Grunde gerichtet," der nach der Behauptung die Lehrer treffen soll, — unwürdig, untüchtig— fällt so zum teil auf andere Faktoren, die an der Gemeindeschule wohl auch mit interessiert sind. (Waren vielleicht jene Gemeindeschulen nicht auch zu viel „Kirchenschulen" und zu wenig „deutsch-englische Volksschulen?")

Seit mehr als 18 Jahren besteht in unserer Synode ein Institut, das fast ohne nennenswerte Ausnahme Bürgschaft dafür giebt, daß seine Glieder, als Gemeinde-Lehrer berufen, auch in der Schule für die Schule, für die Gemeinde, für die Synode, für Gott und Vaterland und nicht nur für die eigene Tasche arbeiten. Wer in der Synode sollte noch nicht unseren Evang. Lehrer-Verein kennen?

Ein weiteres Hemm- und Hindernis, warum unsere Gemeindeschulen hie und da nicht vorankommen wollen, liegt in den schlechten Gehalts-Verhältnissen mancher unserer Schulstellen. Nicht wenige unserer Gemeindeschulen suchen sich unter den Bewerbern um die vakante Stelle anstatt den „besten" Lehrer, der ein bescheidenes Monatsgehalt verlangt, den „billigsten" aus, d. h. sie vergeben ihre Schulstellen an den Wenigstnehmenden. Andere zahlen so niedrige Gehälter — $35 bis $45 monatlich — daß es einem Familien-Vater nicht zu verargen ist, wenn er nebenbei zu machen sucht, wo er kann. Daß hierbei oft nicht genug Rücksicht genommen wird auf das „Wie," soll keineswegs verschwiegen werden. „Gemeinden," bezahlt eure Lehrer so, daß sie, ohne Nebenverdienst, anständig leben können, und ihr werdet sehen, die Klage „die Lehrer arbeiten in und neben der Schule für ihre eigene Tasche," gehört bald zu den weißen Raben.

Der Schreiber dieses übertreibt nicht. Es giebt hier Stellen an Unterklassen dreiklassiger Schulen mit „sage und schreibe $15 monatlich." Hier scheint umgekehrt auch gefahren zu sein: „Wie der Lohn, so die Arbeit." — „Billig und schlecht!"

Warum manche Pastoren sich scheuen, einen Gemeindelehrer ihrer Ge-

meinde statt seiner zur Anstellung zu empfehlen, selbst dann nicht, wenn aus dem Schulgelde allein das Gehalt des Lehrers aufgebracht werden könnte, scheint seinen Grund darin zu haben, daß auch sie als Menschen dem Grundsatze zu huldigen scheinen: „Besser mein, als unser."

Nicht sowohl dadurch, daß Tom, Dick und Harry, weil sie ihre Kinder zur Gemeindeschule schicken und dafür bezahlen — in der Public-school wären sie ja frei — auch gerne etwas zu sagen haben wollen, „was ja doch bekanntlich wenig oder nichts gilt," sondern darum, weil verschiedene Pastoren Kindern, deren Eltern vornehm, einflußreich, vielleicht sogar Vorsteher sind, die man pleasen muß, Privat-Konfirmanden-Unterricht erteilen, sie konfirmieren, ohne daß sie die Gemeindeschule auch nur von innen einmal gesehen hätten, davon, dieselbe als Schüler besucht zu haben, gar nicht zu reden. Dort, d. h. in der Gemeindeschule (dutch-school) sind ja nur Kinder von gewöhnlichen, gemeinen Leuten (people); die teachers dort sind ja nur deutsche teachers, diese Art von Schulen sind heute nicht mehr modern. Eben daran, an diesem sogenannten Zuvorkommen, Ausnahmen von der Regel machen, stößt sich das gewöhnliche, treue, fleißige, ehrlich-christliche Gemeindeglied und bekennt offen und ehrlich: „Ich schicke mein Kind auch nicht mehr in die Gemeindeschule, ich schicke es auch in die Public-school, die kostet kein Geld, die Bücher, die man in der Gemeindeschule teuer bezahlen muß, kosten hier auch fast nichts, und wenn mein Junge oder mein Mädchen 12 Jahre alt ist, bezahle ich $5, der Pastor konfirmiert es, und es ist so weit wie die, die 6 und mehr Jahre dort gegangen sind." So steht es. „Die Schule hat die Schüler und das Schulgeld verloren. Ist das auch die Schuld der Schule, der Lehrer?

Die oft mehr als ärmliche Ausstattung unserer Gemeindeschul-Lokale, auch in Hinsicht auf die notwendigsten Lehrmittel, Mängel in Beziehung auf Reinlichkeit, Raum, Licht und Luft, nicht die positiven Leistungen halten manche unserer Leute ab, uns ihre Kinder in die Gemeindeschule zu schicken.

Keine Sonntagsschule sollte, weil sie es nun und nimmer kann, die Gemeindeschule ersetzen wollen. Ein Pastor, der sich mit sogennannten „Abend- Samstags- und Ferienschulen glaubt behelfen zu können, hat leider noch wenig Verständnis für die Aufgabe, Zwecke und Ziele unserer Gemeindeschulen. Solche Notbehelfe mögen eine Art Knecht für den Konfirmanden-Unterricht sein, die Gemeindeschule ersetzen können sie nicht. Solche Zwickmühlen treiben uns unseren Nachwuchs, ich meine „Jungamerika," aus der Kirche und aus der Gemeinde hinaus, anderen Elementen in die Arme.

Mit dem Vorstehendem soll keineswegs steif und fest behauptet werden, daß es nicht wohllöbliche Ausnahmen in allen angeführten Punkten von der stehenden Regel gebe. Lieb sollte es uns, und unseren Schulen und Gemeinden segenbringend sein, wenn die Ausnahmen hier groß, die Regel nur „wenig" sei.

Pia desideria. (Fromme Wünsche.)

„Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen."

„Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte."

Auffällig ist es uns nicht zum mindesten, daß der Herr Referent hier auch mit einstimmt in das uns wohlbekannte Klagelied: „Allermeist leidet die Gemeindeschule dadurch, daß es an würdigen und tüchtigen Lehrern fehlt."

Daß die Abhülfe dieses Übelstandes einzig und allein von einem e i g e n e n, selbständigen Lehrerseminar, örtlich weit entfernt von der jetzigen Vorbildungs-Anstalt unserer dereinstigen Herren Pastorn, abhängen soll, ist für uns sehr fraglich. Eine "conditio sine qua non" für das gedeihliche Fortbestehen unserer evang. Gemeindeschulen ist ein eigenes, selbständiges Lehrer-Seminar noch keineswegs. Für nur eine handvoll Lehrer-Zöglinge, mit mindestens drei Professoren und einem Verwalter — nach der Ansicht des Herrn Referenten müssen diese alle Geistliche, beileibe keine Lehrer sein— würde es unter den jetzigen Verhältnissen für unsere Synode denn doch ein zu kostspieliges Vergnügen sein. Oder, denkt und glaubt etwa der Herr Referent, daß unter den von ihm gestellten Bedingungen der Vor- und Ausbildung der Lehrerzöglinge viele Söhne aus unseren Gemeinden sich finden werden, die dann noch bereit wären, das zu errichtende Lehrer-Seminar zu füllen! Wir glauben es nicht.

Unseres unmaßgeblichen Darfürhaltens nach besteht die "conditio sine qua non" der alleinigen Existenz unserer Gemeindeschulen darin, daß unsere Leute angehalten werden, ihre Kinder in die Gemeindeschule zu schicken, nicht um der Person des Lehrers, nicht um der Schule, nein, um ihrer selbst, der Kinder und der Gemeinde willen. Die Eltern sollen einmal um das andere mal eindringlich ermahnt werden, daß sie die heilige Pflicht haben, ihre Kinder „christlich" zu erziehen und daß dazu der Unterricht in der Gemeindschule unumgänglich notwendig ist. Und weiter wäre dahin zu arbeiten, daß die Gemeinde-Lehrer nicht als Knechte der resp. Gemeinde oder einzelner Herren in der Gemeinde angesehen und behandelt werden, sondern daß sie als Bürger eines freien Landes die Stelle einnehmen, die dem Lehrer und Erzieher des besten und des edelsten Gutes der Eltern und der christlichen Gemeinde gebührt. —

Als ich am 3. December 1883 in mein Amt als Lehrer eingeführt wurde, sagte mein Herr Pastor: „Sie können sich Ihre Stellung hier so frei und unabhängig machen, wie sie wollen, nur müssen Sie es verstehen, es macht Ihnen niemand Trubel." Das war offen und männlich gesprochen. Diese Unabhängigkeit habe ich mir, wie ich glaube, in bescheidenem Maße, erworben, aber auch zu erhalten gesucht.

Einen Lehrerstand für unsere Gemeindeschulen, für unsere Evang. Synode, wie ihn der Referent Seite 243 ad 2 erzogen und herangebildet wissen will, ist dem Sinne und Geiste unserer evang. Kirche und Lehre schnurstracks entgegen. Ein Vorbildung (besser Dressur) zur unbedingten Unterwerfung und zu willenlosem Gehorsam unter die Kirche und ihre Herren Pastoren ist mindestens „urkatholisch" (römisch), biblisch ist es nicht.

(Schluß folgt.)

Die Zukunft der Religion.

(Aus der Allgem. Deutschen Lehrerzeitung.)

(Fortsetzung.)

Muß nun die denkende Betrachtung unbedingt zugestehen, daß wie in der Menschen-, so auch in der Naturwelt zweckvolles Handeln sich findet, daß also hier wie dort das Walten eines zwecksetzenden Wesens sichtbar ist, so drängt ihn dieselbe ganz von selbst dazu, ein Wesen anzunehmen, das ihm ähnlich im Makrokosmos wie im Mikrokosmus wirkt, ein Wesen, das Zwecke setzen kann wie er, und dieses Wesen nennt er Gott! Und steht es fest, daß jeder, auch der kleinste Organismus ein zweckvoll geordnetes Ganze ist, und daß die Welt sich als ein solches uns nicht minder darstellt, so bleibt nur die Alternative, entweder einen Geist anzunehmen, der diese Zwecke geordnet, oder dieselben als ein Spiel des Zufalls zu erklären! Man scheut vor dem letzteren bekanntlich nicht zurück, um dem ersteren zu entgehen, weil man die Konsequenzen desselben nun einmal nicht ziehen will. So lange man aber Augen haben wird, um zu sehen, wird man auch in der Natur Zwecke erkennen und anerkennen müssen, und damit ein Wesen, welches fähig ist, solche zu setzen. Mag man die Natur als einen O r g a n i s m u s auffassen oder als einen M e c h a n i s m u s — eines von beiden ist notwendig —, so ist man auch gezwungen, die Zweckmäßigkeit derselben anzuerkennen, denn hier wie dort wirken nicht bloß Ursachen, sondern bemerkt man auch zweckvolle Anordnung, und hier wie dort ist man gezwungen, den Meister vorauszusetzen, der das Werk vernunftvoll und weise gebaut hat. (Man vergleiche hierüber die geistvollen Bemerkungen L a B r u y è r e s in dem unter unserem Motto angeführten Werke, S. 399 bis 414, und L i e b i g s C h e m i s c h e B r i e f e). Aber selbst wenn es der Vernunft möglich wäre, auf die Frage nach dem W o z u ? der Welt außer sich zu verzichten — eines ist ihr unmöglich, nämlich diese Frage in Bezug auf sich selbst und das Menschengeschlecht dauernd zu unterdrücken. Denn fühlt sich der Mensch zuhöchst als ein sittliches Wesen, und die Menschheit als eine Gemeinschaft, die zur Verwirklichung sittlicher Zwecke bestimmt ist, so ist ihm die Frage nach dem Zwecke des Daseins unentbehrlich, wenn er sich nicht selbst aufgeben, d. h. sein höchstes Wollen und Streben als Illusion betrachten will. Darf sich der Mensch nach seiner Stellung in der Natur als höchster Zweck und zugleich als Selbstzweck betrachten, so weist ihn sein sittliches Bewußtsein auf eine Gesamtheit von Zwecken hin, die über seine Person hinausgehen, auf einen sittlichen Organismus, dessen Glied er zwar ist, dessen Schöpfer aber zu sein er ebensowenig sich einbilden kann, als er sich wird rühmen können, der Schöpfer der sichtbaren Welt zu sein. Die sittlichen Zwecke, die er in seinem Thun erstrebt und verwirklichen hilft, weisen hin auf eine höhere Gesamtheit solcher Zwecke, auf eine sittliche Weltordnung, in welche er eingegliedert ist, die aber vor ihm und außer ihm ebenso besteht wie die Welt, der er leiblich angehört, und deren Vorhandensein als einen Komplex von Gesetzen er ebenso anerkennen muß, wie dasjenige d e r Gesetze, nach denen die Entwicklung der äußeren Welt sich vollzieht.

In beiden Welten weisen die Gesetze, nach denen sich ihr Werden vollzieht, sowohl rückwärts als vorwärts über die Erfahrung hinaus. Rückwärts, indem sie als Kausalitäten des Geschehens uns zur Annahme einer Urkausalität drängen, der sie selbst ihre Existenz verdanken, wenn wir sie überhaupt als Realitäten, wesenhafte Wirklichkeiten, und nicht bloß als subjektive menschliche Fiktionen betrachten wollen, und diese Urkausalität kann nur ein vernünftig denkender ewiger Geist sein. Vorwärts, indem sie dem Werden ein Ziel setzen und zwar ein bestimmtes Ziel, ein solches, auf welches die nach den Gesetzen wirkenden Kräfte mit unwiderstehlicher Notwendigkeit hinstreben, nach welchem sie auf dem Wege der gesetzmäßigen Entwicklung drängen. Die gesetzmäßig und damit unbewußt planmäßig wirkenden Ursachen oder Kräfte sind als solche zugleich bezweckende. Bezweckende und bewirkende Ursachen schließen sich überhaupt nicht aus, sondern ergänzen sich gegenseitig. Denn trifft der Mensch in der Natur auf Erscheinungen, welche sich nicht als bloße Produkte blindwirkender Ursachen, sondern als zweckvoll geordnet ihm darstellen, so fühlt er sich gedrungen, anzunehmen, daß die Kräfte, die hier gewirkt haben, zugleich bezweckende gewesen sind. Nur so kann er sie auffassen, nur so sind sie seinem Verstande und noch mehr seiner Vernunft angemessen, und so gefaßt ist die Teleologie nicht nur kein Widerspruch gegen die Kausalität, sondern vielmehr deren notwendige Voraussetzung, weshalb selbst ein Lange in seiner Geschichte des Materialismus II, 276 sich zu dem Geständnis herbeiläßt, daß das, was Kant und Fechner hierüber lehren, selbst naturwissenschaftlich unanfechtbar ist. Gegenüber einer falschen Theologie giebt es zweifellos eine berechtigte, welche selbst mit dem Darwinismus nicht nur vereinbar, sondern sogar identisch und deshalb von ihm gefordert ist, und es giebt sodann ideale Ausführungen und spekulative Weiterbildungen dieser richtigen Teleologie, welche auf transcendentem Felde liegen, aber eben deshalb mit der Naturwissenschaft niemals in Konflikt geraten können, wohl aber eine notwendige Ergänzung derselben bilden. Lehrt aber nun gerade diese Theorie, die die Idee der Vervollkommnung, der Überwindung des Schwächeren, Unvollkommenen durch das Stärkere, Vollkommene die Fundamentaltendenz, also der Zweck aller natürlichen Entwicklung ist, so folgt daraus, daß dieses auch der Zweck der menschlichen Entwicklung ist. Ist aber der Mensch sich bewußt, nicht bloß, daß er das höchste Ziel der irdischen Entwicklung, sondern auch, daß der höchste Zweck seines Daseins die sittlich-religiöse Vervollkommnung oder Vollendung ist, so kann ihm kein Zweifel sein, daß diese überhaupt das Ziel des Daseins ist, und fühlt er endlich einerseits, daß er zu dieser Vollendung berufen, andererseits, daß er noch weit von derselben entfernt ist, und daß er sie nur in einem höheren Wesen, in einer höheren Ordnung der Dinge finden kann, denen er sich frei unterordnen und hingeben muß, so ist ihm diese Ordnung der Dinge, dieses Wesen ein notwendiges Postulat seines eigenen Wesens, eine unbedingte Voraussetzung für die Erreichung seiner naturgemäßen Bestimmung.

Daß dieses erkannt und anerkannt werde, halten wir für das Wichtigste

in unserer Frage. Nicht nur die Gesetze, nach denen sich die Welt außer ihm zweckvoll entwickelt, sondern zugleich und namentlich das Gesetz seiner eigensten Entwicklung und Bestimmung, das er in seinem Inneren trägt, das Bewußtsein seiner sittlichen Berufung, seine sittliche Persönlichkeit, die sich an eine sittliche Ordnung gebunden, für Verwirklichung sittlicher Zwecke geschaffen weiß, sind es, welche den Glauben an Gott, als das Urbild des Guten, als Quell wie Ziel höchster sittlicher Vollkommenheit, als den unsichtbaren Urheber und Hüter einer sittlichen Weltordnung, gebieterisch fordern.

Wenn Kant, der größte Denker unseres Volkes, bekennt: „Der Sternenhimmel über mir und das moralische Gesetz in mir sagen mir: es ist ein Gott!" so deutet er damit an, daß neben den Spuren Gottes, die wir außer uns finden, es noch andere in uns giebt, und daß man bloß auf diese zu achten braucht, um seiner unmittelbar gewiß zu werden.

Die Idee der Gottheit, der Glaube an dieselbe, mit einem Worte: die Religion, ist nicht bloß dazu eine unbedingte Forderung des denkenden Geistes, weil allein durch sie dem ihm angeborenen Kausalitätsbedürfnis volles Genüge gethan wird, sondern vor allem ein Postulat sittlichen Gefühls, seiner Persönlichkeit, seines sittlichen Wollens und Strebens, und darum ist der Glaube nicht bloß eine Sache des Intellekts oder des Verstandes, sondern vor allem ein Gegenstand des Gefühls, ein Bedürfnis des Gemüts, eine That des Willens. Der Intellekt, nennen wir ihn nun Verstand oder Vernunft, sagt uns, daß Gott die höchste und letzte Ursache aller Erscheinungen ist, daß eine höhere Intelligenz, eine ewige Vernunft den zweckvollen Bau des Kosmos zusammengefügt hat. Im Gefühl weiß sich der Mensch von ihm abhängig, mit dem Gemüt fühlt er sich zu ihm hingezogen, durch den Willen fühlt er sich an ihn gebunden und ihm mehr oder minder bewußt und verantwortlich. Der Mensch ist ein persönliches Wesen, d. h. ein Wesen, welches sein Selbstbewußtsein besitzt und zu sittlichem Thun sich verpflichtet fühlt, ein Wesen, welches nicht bloß in anderen Personen, die ihm wesensgleich sind, seine notwendige Ergänzung sucht und findet, sondern nach einer höchsten Persönlichkeit verlangt, in welcher er sein Urbild verehrt und zugleich seine höchste Befriedigung findet. Das ist's, was Goethe andeutet in den unvergleichlich schönen Worten:

> „In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
> Uns einem Bessern, Höhern, Unbekannten
> Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
> Wir nennen's Frommsein!"

Wir wissen außerhalb der Schrift kein Wort, das schöner, erhabener, tiefer, treffender das Wesen der Religion und das Bedürfnis derselben für das innerste Wesen der Menschen ausspräche, als dieses Wort des Dichters, der sich selbst nur als Weltkind bezeichnet, der aber, wie wir weiter unten deutlicher sehen werden, die mannigfachsten Zeugnisse für den unvergleichlich hohen Wert der Religion überhaupt und der christlichen insbesondere abgelegt hat. Dieser Zug des Menschenherzens nach einem Höheren und Besseren als wir sind, dieses Bedürfnis persönlicher Gemeinschaft mit einem Wesen, das die

tiefste Ergänzung unserer eigenen Persönlichkeit ist, dieser Drang, sich ihm, diesem Urwesen, dieser Urpersönlichkeit, hinzugeben in heiliger, inniger Liebe, seinem Willen gehorsam zu werden, seine Wege zu wandeln, seine Gedanken zu verstehen, dieses Bewußtsein der Abhängigkeit von und der Zugehörigkeit zu diesem Wesen — das ist noch nicht Religion selbst, das ist aber die tiefinnerste Wurzel, der tiefste im Menschenherzen unversiegbar sprudelnde Quell derselben. Denn nicht die natürliche Furcht, nicht die sinnliche Angst vor den dunkeln Naturgewalten, nicht selbstische Begehrlichkeit, mehr zu sein und mehr zu haben, als man hier ist und hat, sind, wie man vielfach bis in die neueste Zeit angenommen hat, die wahren Wurzeln der echten Religiosität. Sie mögen es für die niedersten Stufen, für die Abarten derselben zu sein scheinen, nimmermehr für die Religion in ihrer wahren Gestalt, in ihrem innersten Wesen, wie es im Christentum offenbar geworden ist, und nur an der wahren, normalen, vollkommensten Erscheinung einer Sache, nicht an den Abarten, Mißgestalten derselben darf sie doch geprüft und nach ihrem Wesen beurteilt werden. Mit Recht hat Schleiermacher in seinen bereits erwähnten „Reden über die Religion" betont, durchaus verwerflich ist die Ansicht: die Furcht vor der Natur und vor ihren die Werke und das Leben der Menschen zerstörenden Kräften habe dem Menschen das erste Gefühl des Unendlichen gegeben oder sei gar die einzige Basis aller Religion. Dann müßte mit der fortschreitenden Bildung auch die Religion aufhören, denn in ihr überwindet der Geist die Natur, bändigt ihre Kräfte und beherrscht sie zu seinem Nutzen, legt also die Furcht vor ihnen ab. Die Frömmigkeit fängt vielmehr erst an, wenn die Furcht verschwunden; denn den Weltgeist zu lieben und freudig seinem Wirken zuzuschauen, das ist das Ziel aller Religion, und Furcht ist nicht in der Liebe. Liebe aber ist Gefühl, und darum ist Frömmigkeit das Gefühl schlechthinniger Abhängigkeit von Gott und Zugehörigkeit zu Gott, das Bewußtsein, ihm anzugehören, weil von ihm und zu ihm geschaffen zu sein, und der lebendige Trieb, mit ihm in Gemeinschaft zu kommen. Wie der Mensch als denkender Geist nach dem ihm immanenten Kausalitätsgefühl zur Idee der Gottheit gelangt, so fühlt er sich auch als selbstbewußte, sittliche Persönlichkeit getrieben, in einer höheren Persönlichkeit Ergänzung seines Wesens zu suchen. Und dieser Trieb wirkt so unmittelbar, dieses Nötigungsgefühl ist so mächtig, daß keine künstliche Logik dazu gehört, um zu demselben zu gelangen, daß vielmehr der einfachste, schlichteste Mensch dasselbe empfindet. Es gilt hier des Dichters Urteil: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt!" Jeder Mensch findet sich selbst vor als Naturwesen, an den Körper gebunden und sich mit diesem identifizierend, in seinem Leibesleben angewiesen auf Lebensbedingungen, hineingeordnet in das Naturganze, animalisch erzeugt, geboren, atmend, essend, trinkend, schlafend, in der Welt als ein Teil derselben. Aber jeder Mensch lernt sich doch als Ich fühlen, das wahrnehmend und denkend diese Welt und ihre Verhältnisse in sich aufnimmt, sie oder einen Teil derselben zum Inhalt seines Wissens, zum Gegenstand seines Wollens und Stre-

bens macht, sich hierin als vernünftiges Wesen von allen übrigen unterscheidet und damit, obgleich an die Natur gebunden, doch über sie erhaben fühlt, weil er denkend ihre geheimnisvollen Ursachen und Gesetze erforschen, ihre Zwecke verstehen, fühlend ihre Erhabenheit empfinden, wollend sie seinen Bestrebungen sich dienstbar machen und beherrschen kann. Schon dieses Denken und Fühlen ist religiös, schon dieses Wollen ist göttlich, denn es beweist die Würde des Menschen, seine Erhabenheit über die sinnliche Welt, es weist ihn hin auf eine höhere Welt, einen Organismus von Gesetzen und Ordnungen, die hinter den sichtbaren Erscheinungen das eigentlich Bleibende und Dauernde bilden, und das Bleibende im allgemeinen Wechsel, das Dauernde, Ewige in dieser Welt flüchtiger Erscheinungen zu erkennen, zu verehren zu suchen und womöglich zu erlangen — das ist die Grundlage aller Religion.

Aber höher als alles dieses ist noch das sittliche Bewußtsein im Menschen, ist die Thatsache, daß ein Gesetz in seinem Innern lebt, das nicht als ein Naturgesetz gefaßt werden kann, weil es mit seiner sinnlichen Natur geradezu in Widerspruch steht, sondern als ein Lebensprinzip sich bezeugt, welches unter allen irdischen Geschöpfen nur ihm bekannt ist: das Sittengesetz, die Fähigkeit, Gutes und Böses zu unterscheiden und sich frei für dieses oder jenes zu entscheiden, die Nötigung, das Gute als das dem Menschenwesen einzig Entsprechende, als das einzig wahre Ziel seines Strebens, als das sein innerstes Bedürfnis allein Befriedigende, das Böse dagegen als den absolutesten Widerspruch, als den tiefsten Grund seines Verderbens zu erkennen, jenes Gesetz, das Goethe in den Worten zusammenfaßt:

„Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust,
Ganz leise, ganz vernehmlich zeigt uns an,
Was zu ergreifen ist, und was zu fliehn!"

Kraft dieses sittlichen Bewußtseins trägt der Mensch die Überzeugung von einer höheren Weltordnung in sich, der sittlichen nämlich, und auch von dieser muß er sich sagen, daß er sie nicht gemacht, sondern daß ein Höherer sie gesetzt hat, und daß er dazu bestimmt und befähigt ist, sie zu erkennen und zu erfüllen, namentlich aber, daß er nie ungestraft mit ihr in Widerspruch gerät, sondern daß der, welcher sie gesetzt hat, auch über sie wacht und den vor sein Gericht zieht, der es wagt, sie zu durchbrechen oder aufzuheben. Da die wirkliche Welt den objektiven sittlichen Forderungen und dem Streben nach eigener sittlicher Vervollkommnung kein Genüge leisten kann, wird das menschliche Gemüt angetrieben, das Ideal einer in sittlicher Beziehung vollkommenen und daher zugleich vollkommen beglückten Welt als eine unerläßliche Ergänzung des sinnlichen Lebens zu denken, ein psychologischer Prozeß, der, wie die geschichtliche Erfahrung lehrt, mit um so zwingenderer Macht sich vollzieht, je mehr der Zwiespalt zwischen den ethischen Wünschen und Forderungen und ihrer Erfüllung im wirklichen Leben sich aufdrängt. Und je mehr er sehen muß, wie sehr dieses Sittengesetz freventlich verletzt wird, desto mehr weiß er: „Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen!" und nicht bloß die Weltgeschichte erweist sich dem tiefergehenden Blick als Weltgericht, als ein Prozeß, in welchem sich immer von neuem bezeuge: „Ein Gott ist, ein

heiliger Wille lebt, ob auch der menschliche schwanke!" sondern auch der einzelne muß es erfahren: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld!" Und je lebendiger zu allen Zeiten im menschlichen Gemüte das Bewußtsein gewesen ist, wie wenig der Mensch das in ihm wohnende Sittengesetz erfüllen kann, wie groß die Macht des Bösen in ihm ist, wie mangelhaft sein sittliches Wollen gegenüber dem sittlichen Sollen, desto lebendiger hat er auch das Bedürfnis empfunden, die Gewißheit der Versöhnung mit dem heiligen Gott, das Zeugnis seiner Gnade und Erbarmung zu emfangen. Die Ideen der Schuld und der Notwendigkeit der Versöhnung, der Sünde und der Sühne, der Gerechtigkeit und der Gnade sind es, welche mehr oder minder die Grundideen aller Religionen bilden, und weil diese Ideen ihren festesten Halt in dem sittlichen Bewußtsein des Menschen und der Menschheit bilden und unbedingt auf einen Gott hinweisen, in dem sie ihre Realisierung finden, darum sagen wir, sie bilden den unerschütterlichen Grund für den Glauben an Gott und an eine höhere Welt, die tiefste, unversiegbare Quelle für die Wahrheit der Religion, das mächtigste Zeugnis ihrer unvergänglichen Geltung für die Entwicklung des menschlichen Geschlechts.

Zwar giebt es nicht wenige, welche diese Gründe für den Glauben an Gott ebensowenig für beweiskräftig halten als diejenigen, welche aus dem natürlichen Kausalitätsbedürfnis und der Betrachtung der zweckvollen Anordnung des Kosmos entspringen, welche es vielmehr als Hauptaufgabe der Ethik betrachten, der transcendenten Gottesidee, überhaupt alles Transcendenten (Übersinnlichen) sich gänzlich zu entäußern und sich rein auf das zu stellen, was im natürlichen Bewußtsein des Menschen unmittelbar gegeben ist. Denn, sagt man, entspringt aus diesem Glauben alles das, was man unter dem Namen der Heteronomie zusammenfaßt, und bezeichnet man die Autonomie als das höchste Ziel wahrer Sittlichkeit, so folgt schon daraus, daß die Gottesidee im Gebiete des ethischen Wissens und Handelns nur Verwirrung anrichtet und deshalb hier vollständig verbannt werden muß. Daß sie umgekehrt von dem sittlichen Bewußtsein gefordert werde, kann nur als ein Widerspruch betrachtet werden, der um der Sittlichkeit willen je eher desto besser als solcher erkannt und überwunden werden muß. Weder die Wissenschaft vom sinnlichen, noch das sittliche Handeln darf sich ferner auf transcendente Hypothesen gründen. Dieses wie jene muß vielmehr entschieden mit ihnen brechen, um zu wahrer Vollkommenheit zu gelangen. Muß man zugeben, daß das Religiöse dem Sittlichen in der bisherigen Entwicklung der Menschheit die wichtigsten Dienste geleistet hat, so ist jetzt die Zeit gekommen, wo das letztere autonom, selbständig genug geworden ist, um dieser Dienste entbehren zu können, und um wirklich auf eigenen Füßen stehen zu lernen, um wahrhaft festgegründet werden, wahrhaft frei und vollkommen sich entfalten zu können, muß es sogar als Theorie wie als Praxis sich entschieden von dem ersteren emanzipieren. Ist das Ethische bisher auf das Religiöse gegründet, von ihm abhängig, an dasselbe gebunden gewesen, so kann seine Losung für die Zukunft nur „Freiheit von demselben" lauten.

Aber man geht noch weiter. Man sagt nämlich, das Religiöse hat nur so viel Wert für das Leben der Menschheit überhaupt, als es sittlichen Wert hat, als es die sittliche Entwicklung fördert und erhält. Sollte es sich erweisen, daß die letztere desselben nicht nur nicht bedarf, sondern daß sie, losgerissen von ihm erst zu ihrer wahren Entfaltung, zu ihrer vollkommenen reinen Blüte kommt, so wäre durch diese Thatsache der Beweis geliefert, daß das Religiöse ganz überflüssig geworden, daß im Sittlichen ein hinreichender Ersatz für dasselbe gefunden ist, daß dieses einfach an seine Stelle zu treten hat — daß das religiöse Bewußtsein im sittlichen auf- und zugleich untergehen muß. Wenn das religiöse und sittliche Leben ursprünglich zwei Flüssen gleicht, welche aus derselben Quelle, dem menschlichen Bewußtsein, entspringend, bisher getrennt von einander das menschliche Dasein befruchtet haben, so ist jetzt der Zeitpunkt gekommen, an welchem sie sich vereinigen müssen, und je weiter der Strom der Entwicklung geht, wird man vergessen, daß sie überhaupt je getrennt waren, wird das Religiöse in das Sittliche überfließen. Daß, wenn diese Ansichten begründet wären, es unmöglich wäre, aus dem sittlichen Bewußtsein der Menschheit die Notwendigkeit und Begründung des religiösen herzuleiten, bedarf keiner Erwähnung.

Aber sind sie wirklich begründet? — Zugegeben muß werden, daß nicht bloß Naturforscher, Philosophen und Kulturhistoriker, sondern sogar Jünger der Theologie diese Ansichten vertreten. Indem man zu der Erkenntnis gekommen zu sein glaubt, daß die Dogmen oder Glaubenssätze der Religion, genauer der christlichen, vor dem modernen Bewußtsein, bez. vor der Wissenschaft, unhaltbar geworden sind, hebt man desto mehr den sittlichen Gehalt derselben hervor, bezeichnet diesen als das einzig Bleibende, Wertvolle derselben, als den eigentlichen unvergänglichen Kern, wogegen jene nur die zerbrechliche Schale, die wertlose und darum leicht preiszugebende Hülle sind, und macht leichten Herzens die weitgehendsten Konzessionen an Zeitbewußtsein und Wissenschaft, in dem Bewußtsein lebend, damit der Religion den größten Dienst zu erweisen, daß man Positionen aufgiebt, welche nun einmal nicht mehr zu halten sind, um dafür die eigentliche Festung, den sittlichen Kern der Religion desto siegreicher gegen alle Angriffe verteidigen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die römische Kirche drängt sich gegenwärtig mit großer Dreistigkeit in den Vordergrund, um den Anschein zu erzeugen, als sei sie die einzige noch lebenskräftige Gemeinschaft, während alles andere dem Untergang entgegen gehe. Es wird niemand leugnen können, daß sie mit diesem ihrem Verfahren nicht ohne Erfolg geblieben ist. Da aber die römische Hierarchie dies Schauspiel nicht um des bloßen Scheines willen aufführt, so legt sich einem die Frage nahe: Was für einen Zweck hat das alles? Es läßt sich aber da das Wort: „Es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken," auch umkehren und sagen: der Höhere hat größre Zwecke. Der kleine Kaplan oder Ordensbruder erwartet, so lange er in dieser Stellung bleibt, oder bleiben muß, noch nicht so viel wie der Prior oder Dechant, und dieser wieder nicht soviel wie Bischof und Kardinal. Den größten Zweck kann man natürlich nur im Vatikan verfolgen. Das ist

wie man ziemlich allgemein weiß, die Weltherrschaft. Kann man aber die Reiche der Welt nicht unterwerfen, so kann man sich vielleicht auf ihren Trümmern ein neues Reich errichten. „Uns kann nur noch die Revolution helfen" soll der päpstliche Nuntius in München gesagt haben. Wie das geschehen soll, darüber giebt das Blatt der Kurie, der Osservatore Romano, genau Auskunft in einem Artikel, der die Überschrift hat: „50 Friedensjahre." ... Der Inhalt desselben ist im wesentlichen folgender: „... Das vorherrschende, ja einzige Wort des jungen Herrn von Deutschland (Kaiser Wilhelm II.) ist der „Friede," immer „der Friede" und nichts anderes als „der Friede." In früheren Zeiten, wo man die Worte in ihrem gewöhnlichen Sinne gebrauchte, war's nicht nötig, nachzuforschen, mit welcher Absicht eine Phrase angewandt wurde, anders jetzt, wo — wie die Phrase vom Frieden — ein Wort immer wiederholt, gleichsam stereotyp und ohne Not mit schlecht verheimlichter Ostentation angewandt wird. Daher wird man instinktiv auf den Verdacht geführt, daß mit einem derartigen Worte eine andere Absicht zugedeckt oder verheimlicht werden soll ... Nicht wenig Zeitungen, auch ernste und genügend unparteiische sagen, daß auch in London weniger der Friede Europas und für Europa gekräftigt wurde, als der Friede Deutschlands und für Deutschland ... Dieser — sagen wir — deutsche Vorbehalt (restrizione) erweist sich als gerecht und wahr, wenn wir uns an jenes Wort des greisen Feldmarschalls Moltke erinnern, daß 50 Friedensjahre notwendig seien, damit Preußen das konsolidieren könne, was es in wenigen Jahren, ja Monaten, erobert hat ... So wäre es also ein auf Zeit und Ort beschränkter Friede: ein Friede von 50 Jahren für Deutschland ... Der Friede der heiligen Allianz dauerte keine 40 Jahre; wird der Friede des Vierbundes (— England mitgezählt —) 50 Jahre währen, wie es im Interesse und Willen Deutschlands gelegen ist? Nach unserer Ansicht braucht man, um eine zutreffende Antwort auf diese Frage zu erhalten, sich nicht an Frankreich oder Rußland zu wenden, sondern an den französischen Radikalismus und den deutschen Sozialismus; diesen trete sehr wahrscheinlich der moskowitische Panslavismus bei; das sei der wahre Dreibund der Zukunft, der sich vorbereite und der durch gewisse diplomatische Kombinationen und gewisse dynastische oder national ehrgeizige Bestrebungen so sehr gefördert und unterstützt werde. Der neue Friedensbund mache denselben Fehler wie die heilige Allianz „indem er auch mit dem Schwerte den verhängnisvollen Funken (der Revolution) niederhalten wolle, der unter „ein wenig Asche" glimme und den hunderte von Flinten und tausende von Kanonen nicht auszulöschen vermöchten." — Offenbar von der Redaktion ist in kleinerer Schrift beigefügt: „... Das monarchische und konservative Europa konnte sich bis jetzt nur erhalten durch militärische Maßregeln, welche die materiale Gewalt wiederherstellten, und durch Kompromisse mit der Revolution, welche die moralische Verwirrung verewigten. Man hat gesehen, welche Eroberungen in den 60er und 70er Jahren das revolutionäre und freimauerische Europa gemacht hat, und welche Verluste das monarchische und konservative Europa erlitt. Von Turin nach Rom hat die kosmopolitische Revolution nur einen Spaziergang gemacht; sie war dabei geführt von einer Monarchie, mit der Unterstützung und dem Beifall anderer Monarchien. Es verschwand von Rom die alte päpstliche Monarchie, die die legitimste der Welt war; es verschwand die geschichtliche Monarchie (monarchia storica) Frankreichs, welche die älteste in Europa war; nun verbürgen, verbinden und bewaffnen sich die (bestehenden) Monarchien: man braucht sich aber keine Illusion zu machen; das dynastische Interesse führt sie zusammen; nicht aber ist es das monarchische Prinzip, das sie einigt. Das monarchische Prinzip kann in Europa mit einem republikanischen Frankreich und ohne eine päpstliche Monarchie nicht bestehen. —

Der Übergang der monarchischen Regierungsform, die moralisch abgewirtschaftet hat und politisch unmöglich ist, zu jener politischen und sozialen Umwandlung, der man unvermeidlich entgegengeht, wird ohne Zweifel sehr beschwerlich, stürmisch sein und große Verheerungen (grandi ruine) anrichten ... Dann wird sich zu rechter Zeit, wohlthätig und heilsam, das neuschaffende und wiederbauende Werk der katholischen Kirche erheben, die, ... mit Ruhe der Zukunft entgegengeht, auf die Sündenschulden

der Vergangenheit hinweist und die Erschütterungen der Gegenwart mäßigt. So bereitet sie Menschen und Völker auf die kommende Gefahr vor, zeigt ihnen die Feinde, die sich gegen sie erheben, die Gefahren, die ihnen drohen, die Mittel zum Widerstande, Kampf und Heil.

Man wird ihre mütterliche Stimme nicht alsbald und überall hören; aber früher oder später wird diese katholische Kirche, welche dem barbarischen und heidnischen Europa die christliche Civilisation gab und in demselben durch die christliche Monarchie so glorreiche und mächtige Nationen schuf, das Abendland von der barbarischen Freimaurerei erretten, und zwar durch die christliche Demokratie. Diese wird in der trotz aller Abirrungen immer christlichen lateinischen Rasse konkrete Gestalt annehmen; so wird diese Rasse das Reich Christi auf Erden wieder herstellen, unter dem herrlichen Banner des ererbten Glaubens, auf welchem mit goldenen Buchstaben geschrieben steht: Dio, Papa, Popolo — Gott, Papst, Volk. — Manchem schien es unverständlich, wenn wir schon behaupteten, der Papst sei das politische Haupt Italiens. Ohne zu übertreiben oder Phrasen zu machen, glauben wir auch, daß der Papst jetzt auch als das politische Haupt von ganz Europa begrüßt und anerkannt werden muß; das ist er von Natur und durch die geschichtliche Entwickelung." Zum Beweis für diese monströse Behauptung führt der „Osservatore" aus, daß die Völker allen Fortschritt, alles was sie an moralischen, religiösen, politischen Gütern haben, nur dem Papsttum verdanken. Der Schlußsatz lautet wörtlich: „Alle wissen es — heute giebt's nur Eine lebendige Macht, und die ist das Papsttum; und nur Eine organisierte Macht, und das ist die katholische Kirche. So ist der Papst durch Natur und Geschichte das politische Haupt auch von ganz Europa. Wie dieses nach den Einfällen der alten Barbaren nur vom Papsttum politisch organisiert wurde, so kann es auch jetzt, nach der Invasion der modernen Barbaren, nur von demselben Papsttum politisch reorganisiert werden." —

Der Artikel ist lediglich eine Variation über das von Manning und Moulart komponierte Thema: „Warum sollte es die Vision eines Träumers sein, daß bald eine neue Ordnung und eine neue katholische Welt sich erheben kann? Eine neue europäische Ordnung mit neuen Grenzen, neuen Gewalten kann sich um den Stuhl Petri bilden, und die Päpste werden ruhig und in ihrer Suprematie unveränderlich in neue Beziehungen mit einer neuen Welt auf der Grundlage von Gesetzen treten, die unabänderlich sind, wie die Aufeinanderfolge von Ebbe und Flut ... Wir wissen, daß der Arm Gottes nicht verkürzt ist; er kann jeden Augenblick das Angesicht der Erde erneuern und eine neue Ordnung der Dinge auf den Ruinen derjenigen begründen, welche zusammengestürzt ist. Es ist uns wohl erlaubt, dieses große Ereignis herbeizuwünschen und vorauszusagen."

Ein weiterer Beweis, wie sehr die Franzosenpolitik im Vatikan maßgebend ist, ist die Behandlung der italienischen Kapuziner. Zuerst wurden dieselben aus Tunis, wo der französische Kardinal Lavigerie herrscht ausgewiesen, um den Franzosen Platz zu machen. Man hätte nun meinen sollen, daß sie wenigstens in Rom geduldet würden. Aber auch hier wollte man sie nicht haben, eben weil sie Italiener sind. Der Generalprokurator des Ordens, ein Franzose, hatte vom Kardinal-Staatssekretär den Auftrag erhalten, den Kapuzinern das Ausweisungsdekret zu eröffnen. Er that dies in der Weise, daß er die auszuweisenden Ordensglieder zu einem Mittagessen einlud und bei dieser Gelegenheit die Maßregeln des Kardinals Lavigerie zu rechtfertigen suchte. Als nun infolge davon die Gäste sich erhoben um zu gehen, herrschte er ihnen den Befehl zu, Rom noch an demselben Tage zu verlassen. Die Kapuziner mußten natürlich dem Befehl nachkommen. Die Franzosen werden dagegen vom Papste nach Kräften begünstigt. So hat er den französischen Trappisten Ordensniederlassungen in Syrien und Palästina gestattet. Da Frankreich selbstverständlich die Schutzmacht dieser Ordensleute bildet, so dient diese Maßregel mit zur Vermehrung des Einflusses, oder zum Vorwande des Eingreifens für die französische Regierung.

Wie sehr jede Gelegenheit benützt wird, um sich sehen zu lassen, zeigt sich an den kirchlichen Weihen von Dingen, die mit dem kirchlichen Leben absolut nichts zu thun

haben. So hat vor einiger Zeit der Abt des Klosters Beuron eine vom württembergischen Staate neuerbaute Bahn samt dem Eröffnungszug geweiht. — Ebenso wurde die neue Brücke und der Hafen zu Aschaffenburg am 15. August durch den Bischof Stein von Würzburg geweiht. Nun ist weder der Abt von Beuron noch der Bischof von Würzburg so einfältig eine Eisenbahn und eine Brücke für etwas kirchliches anzusehen, noch werden sie abergläubisch genug sein, um zu meinen, daß die Sicherheit des Betriebes einer Bahn oder die Dauerhaftigkeit eines Baues durch eine Besprengung mit Weihwasser erhöht werden kann. Aber man ist auch mit dabei, man wird gesehen und wird durch die Zeitungen, welche über dergleichen Festlichkeiten berichten, vor dem großen Publikum genannt, kurz man macht Aufsehen, und übertrumpft die Protestanten, die natürlich mit kirchlicher Weihung von Verkehrsanstalten sich nicht abgeben.

Manchmal wäre es den römischen Priestern und Bischöfen freilich lieber, wenn sie unbeachtet bleiben würden. So bringt gegenwärtig die portugiesische Presse täglich neue Berichte über das schändliche Verbrechen, das an einer Pflegbefohlenen des Klosters der Trinitarierschwestern in Lissabon begangen worden ist. Aller Schichten der Bevölkerung hat sich eine ungeheure Aufregung bemächtigt. Denn seit den Enthüllungen, welche die Auffindung der Nonne Barbara Ubryk über die Schändlichkeit einzelner Klöster brachte, hat man in Europa kaum etwas ähnliches gehört.

„Sarah Pereira, — so lautet der Bericht — fünfzehn Jahre alt, war mit ihrer jüngeren Schwester Clelia nach dem Tode der Eltern in dies Kloster zur Erziehung gebracht worden. Am 23. Juli empfing der Vormund ein kurzes Billet der Oberin, darin sie ihm Sarahs Tod anzeigte. Nur mit Mühe erlangte er Zutritt zum Leichnam. „Woran ist sie gestorben?“ „An einem Herzschlag,“ war die Antwort. „Das ist unmöglich; sie war noch vor drei oder vier Tagen gesund.“ Ein schrecklicher Verdacht steigt in ihm auf. Er macht dem Richter Anzeige; der Leichnam wird untersucht und man findet an ihm die Spuren eines scheußlichen Verbrechens, das mit bestialischer Gewaltthätigkeit vor wenig Tagen ausgeübt war. Ob zugleich eine Vergiftung vorlag — eine Nonne hat dem Kind einen „salzigen Trunk“ gegeben, worauf Blutbrechen eintrat — muß die Untersuchung der Eingeweide lehren.

Die Untersuchung hat bereits entsetzliche Dinge zu Tage gefördert. Andere Mädchen sind dort von Priestern vergewaltigt worden, und zwar seit Jahren. Vor fünf Jahren versuchte der Pater F. sich eines Mädchens zu bemächtigen, die sich aus dem Fenster stürzte und tot aufgehoben wurde. Nach der Erklärung eines anderen Zöglings ward diese durch denselben Pater geknebelt und vergewaltigt. „O Seculo“ bringt neue Schandthaten ans Licht mit Namen und Daten. Guillermina da Silva war zuerst angegriffen vom Pater C., dessen Zimmer sie reinigen mußte. Es gelang ihr zu entkommen; sie beklagte sich bei den Schwestern, die sie Lügnerin schalten, ihr die Zunge mit Pfeffer verbrannten und sie acht Tage bei Brot und Wasser einsperrten. Dann mußte sie zur selben Arbeit zurückkehren, und ward nun von demselben Pater ergriffen und vergewaltigt. Wie der gestorbenen Sarah gab man ihr einen Trunk ein, der Blutbrechen verursachte; der Vater nahm sie heraus, mußte sie aber bald in ein Hospital bringen, denn sie war von einer scheußlichen Krankheit angesteckt worden, an deren Folgen sie heut noch leidet.

Wir erlassen unseren Lesern weitere Einzelheiten über die Verhältnisse im Kloster, den Zutritt und die Beichte der Patres, die Behandlung der Kinder. Trotz der schweren Geldkrisis, welche jetzt Portugal durchmacht, ist die allgemeine Aufmerksamkeit nur mit diesen Vorgängen beschäftigt.

Jeden Tag machen die Lissaboner Zeitungen neue Schandthaten kund. Das Jornal de Mafra berichtet von zwei Mädchen, die es mit Namen nennt, welche ins Kloster Varatoja zur Beichte gingen und nicht zurückkamen. Trotz der Reklamation der betreffenden Familien hat die Polizei nichts ausrichten können; man hat nichts mehr von ihnen gehört. Ebenso ist eine andere Frau von hervorragender Schönheit, verheiratet, die zur Kommunion ins Kloster Barro ging, verschwunden.

Die „Vanguardia“ sagt: „Das ungewöhnliche und scheußliche Verbrechen, welches im Kloster der Trinitarierschwestern entdeckt ist, wird allen die Augen öffnen und beweisen, wie gerechtfertig und vernünftig die Rufe derer sind, welche im Interesse der Sittlichkeit und zur Verteidigung der Gesellschaft mit Energie fordern, daß diese scheußlichen Brutstätten der Verderbnis, die sich Klöster nennen, für immer verschwinden müssen.“ Eine große Versammlung soll jetzt in Lissabon einberufen werden, um von der Regierung die Abschaffung der religiösen Erziehungsanstalten zu fordern.

Nach den neuesten Nachrichten machen sich in Lissabon Einflüsse aus den höchsten Kreisen geltend, um weitere Enthüllungen über die Trinitarierschwestern zu unterdrücken.

Ein internationales Konzil der Kongregationalisten hat in London stattgefunden. Es konnten bei einem solchen Konzil allerdings nur England und Amerika ernstlich in Betracht kommen, da Kongregationalisten in den übrigen Ländern nur in geringer Anzahl vorhanden sind. Auch Vertreter anderer Denominationen waren gegenwärtig und einer derselben, ein Baptist Dr. Clifford erklärte unter lautem Beifall, daß eine Union der Kongregationalisten und Baptisten unvermeidlich sei. Daß eine solche nur möglich ist infolge davon, daß der Baptismus gegen sich selbst gleichgiltig wird, hatte der Redner nicht erwähnt. . . Auch die Frage der Gemeinschaft mit den Unitariern wurde von einem Redner aus Amerika behandelt. Es wurde geltend gemacht, daß eine persönliche Gemeinschaft mit den Unitariern nicht verboten werden dürfe, und daß ein frommer Unitarier als ein unentwickelter Trinitarier betrachtet werden könne; auch wurde die Hoffnung ausgesprochen, daß eine Zeit kommen würde, wo fromme Unitarier und Trinitarier gemeinsam anbeten. Immerhin aber wurde die Frage der Kanzelgemeinschaft mit den Unitariern in verneinendem Sinn beantwortet.

Dr. Fairbairn unternahm es darzuthun, daß die allgemeine christliche Kirche notwendig kongregational, gemeindemäßig sein müsse. Er sagte u. a.: „Uniformität ist ein niedriges Ideal. Die anbetende Kirche ist größer als irgend ein formaler Ausdruck dieser Anbetung. Die allgemeine Kirche muß kongregational sein, denn sie ist das Volk, nicht die Priester, das befreite Gottesvolk in heiliger Gemeinschaft versammelt. Die apostolische Abkunft ist die Abkunft nicht von Priestern, sondern vom Volk, von den Heiligen, die in allen Zeitaltern gelebt haben. Die Kirche ist die Gemeinschaft der Erlösten, der Kinder Gottes um den älteren Bruder versammelt und mit ihm eine einzige heilige Gemeinde bildend.“

Die übrigen Verhandlungen betrafen Gegenstände von allgemeinerem Interesse wie sie gegenwärtig überall besprochen werden, namentlich politische und soziale Verhältnisse.

Das bei vielen Evangelischen herrschende Vorurteil, als sei im röm.-kath. Kultus eine unbedingte Einheit, ist irrig; es herrschen thatsächlich trotz aller Koncentration in verschiedenen Ländern und Provinzen manche Verschiedenheiten in Missale, Brevier, Perikopenordnung, Feiertagen, Fastenpraxis, Kirchengesang, Ritualien 2c. Ebenso sicher ist aber, daß schon seit Jahren darauf hingearbeitet wird, die Uniformirung auch in Deutschland durchzuführen. Bisher waren es aber mehr Einzelfälle, um die es sich handelte; man hörte nur zuweilen, daß diese oder jene Diöcese ihren alten vortridentinischen Ritus aufgegeben und statt dessen den römischen Ritus angenommen habe; in nicht zu langer Zeit dürfte jedoch eine gründliche Abänderung und strenge Durchführung des Romanismus zu erwarten sein. Die eben erschienene, von der klerikalen Presse dringend empfohlene Broschüre des Professors der Theologie in Münster Bernhard Schäfer: „Einheit in Liturgie und Disciplin für das kath. Deutschland! Ut omnes unum sint Joh. 17, 21. Mit kirchl. Genehmigung“ (Münster 1891,) sagt genug, und es bedurfte nicht erst der Versicherung der ultramontanen Blätter, daß die Schrift mehr als die blose Privatmeinung eines kath. Gelehrten enthalte. Die Tilgung aller Eigentümlichkeiten und das Verlangen nach immer engeren Anschluß an Rom liegt ja in dem Wesen dieser Kirche; aber das beschleunigte Verfahren wird noch erklärlicher durch die heutige Erleichterung des Verkehrs; man fürchtet offenbar, es könne verwirrend auf den einfachen Mann wirken, wenn er so häufig die „vorhandenen Mißstände“ zu fühlen bekommt.

Ueber die französische Geistlichkeit bringt das neueste Buch von Ed. Drumont „Le testament d'un Antisemite" zum Teil überraschende Aufklärungen. Hiernach stehen die französischen Bischöfe an Energie und Begeisterung den Deutschen sehr nach; sie sind bequeme, von der weltlichen Macht durchaus abhängige Herren, die sich ihrer Pfründen erfreuen, auf der Seite des Reichtums stehen und die Fühlung mit dem Volke verloren haben. Die niedere Geistlichkeit dagegen würde einen Kulturkampf nicht gescheut haben, wenn ihre Vorgesetzten das Signal gegeben hätten. Diese Hirten aber trauten ihrer Herde nicht sehr, und würden selbst dann sich einer Gefahr ungern ausgesetzt haben, wenn sie festere Natur wären. Daß solche aber nicht den Krummstab in die Hand bekommen, dafür sorgt die Regierung, deren Einfluß auf die Besetzung der Bistümer kraft des Konkordates ein sehr weitgehender ist. Was die Sitten anlangt, so sind die höheren Geistlichen im allgemeinen anständige Leute, obwohl arge Skandale vorkommen. Wie steht es aber mit den Sitten des übrigen Klerus? Die ökonomische und moralische Stellung desselben ist den Oberen gegenüber keine beneidenswerte; aber es scheint, als ob Drumont hier Dinge als etwas Neues und Eigentümliches verkündet, die doch in anderen kath. Ländern der Ähnlichkeiten nicht entbehren. Auch in Deutschland ist der Priester vom Bischof unbedingt abhängig; der Unterschied ist nur dieser, daß die französischen Priester, da die Bischöfe politisch abhängig sind, ebenfalls dem Staate gegenüber willenlosen Gehorsam schulden. Die Lage der abgesetzten wird als eine sehr traurige geschildert. Paris wimmelt von solchen, und es sollen sogar unter Droschkenkutschern abgesetzte Priester sich befinden. Freilich dürften solche Fälle, daß ein Pfarrer, der liederlichen Leuten mißliebig ist, unter verleumderischen Vorwänden und mit staatlichrr Beihülfe vom Amte verjagt wird, in Deutschland unmöglich sein.

Ueber die Beschäftigung der Mönche in griechisch-katholischen Klöstern gab Czar Peter der Große folgende Verordnung: „Bei harter Leibesstrafe darf ein Mönch in seiner Zelle, ohne besondere Erlaubnis seiner Vorgesetzten, durchaus keine Schreiben, Aufsätze oder Auszüge von Büchern abfassen. Auch darf er, ohne ausdrückliche Begünstigung, keine Briefe annehmen, noch laut geistlichem und weltlichem Recht, Tinte und Papier in seiner Zelle halten, diejenigen ausgenommen, welchen solches zum allgemeinen geistigen Nutzen von ihren Vorgesetzten erlaubt wird. Hierauf muß bei den Mönchen sehr fleißig achtgegeben werden, weil nichts ihr stilles Leben so sehr unterbricht, als ihr unnützes und thörichtes Schreiben."

Ein sehr gewaltiger, wenn nicht geradezu gefährlicher Redner muß in Liesenbühl im Kanton St. Gallen sein. Derselbe gehört der Reformpartei und wird von dem „Rel. Volksblatt" folgendermaßen gepriesen. Dasselbe sagt, mit dem gewählten Prediger, Beyring aus Trogen in Appenzell, steige ein ausgezeichneter Kanzelredner von den Appenzellerbergen herunter, und „dem kleinen Gotteshaus werden die Rippen krachen, wenn auf den Mann der rothen Erde, den beredten Westfalen, der indessen ein guter Schweizer geworden, die Pfingstflammen herniederzüngeln." Mehr kann doch Niemand verlangen.

Am 18. Mai legte Erzbischof Ryan in Philadelphia den Grundstein zu einer neuen deutschen Kirche, welche dem h. Ludwig geweiht werden soll, „zum Andenken an den Vorkämpfer der kath. Kirche Deutschlands, Dr. Ludwig Windthorst." Es ist nur schade, daß Windthorst nicht schon länger als 50 Jahre tot ist. Dann könnte er schon selig gesprochen sein und bald auch heilig gesprochen werden, so daß man nicht mehr nötig hätte den französischen König, Ludwig den Heiligen, dem deutschen Centrumsmitglied Ludwig Windthorst vorzuspannen, wenn man dem letzteren eine Kirche weihen will.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

19. Jahrg. November 1891. Nro. 11.

Der Federkrieg zwischen Katholiken und Protestanten vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges.

Von Dr. R. Weitbrecht.

(Aus den Deutsch-Evangelischen Blättern.)

(Fortsetzung.)

Daß von diesen Grundsätzen, hauptsächlich im Jahre 1617, Ausnahmen gemacht wurden, soll damit nicht geleugnet sein. Man darf diese Predigten aber nicht nach dem heutigen Maßstab messen, und wenn Diefenbach sich darüber entrüstet, „daß man die tollsten Märchen und Erfindungen als historische Wahrheiten dem Volke vortrug, ohne zu erröten," so wird hierbei außer acht gelassen, daß die Geschichtsforschung damals auf einer weit tieferen Stufe stand als heutzutage. Es ist wohlfeil, darüber zu höhnen, daß in den historischen Ausführungen z. B. die Päpstin Johanna eine Rolle spielt, — diese Sache ist doch erst in unserem Jahrhundert endgiltig entschieden worden, und auch da noch haben sich Verteidiger ihrer Wahrheit gefunden. Was übrigens auf den katholischen Kanzeln unserer Zeit an den „tollsten Märchen und Erfindungen" geleistet wird, ist auch erstaunlich; nur werden sie nicht als historische, sondern als dogmatische Wahrheiten ausgegeben. Die Jesuiten- und Kapuzinerpredigten unserer Tage übertreffen alles weit, was in jener Zeit an Unglaubwürdigkeiten auf evangelischen Kanzeln vorgebracht wurde.

Daß es bei den Jubelfestpredigten 1617 nicht ohne einen Rückblick auf das Papsttum abgehen konnte, ist selbstverständlich. Und niemand wird es wundernehmen, wenn hierbei Ausdrücke stehend sind, wie „die schreckliche Finsternis des Papsttums," „päpstliche Greuel und Abgötterei," „des Papstes Tyrannei" und ähnliche. Natürlich ist auch Rom fast immer Babylon mit mehr oder minder seinen Zusätzen, wozu übrigens Leonhardt Hutter in einer seiner Schriften gegen den Jesuiten Ernhofer (Gründlicher Bericht u. s. w. 1688 *) nicht übel bemerkt, diese Bezeichnung könnten die Jesuiten nicht übel

*) Der volle Titel stehe wörtlich hier, damit man sehe, wie umständlich und weitläufig jene Zeit selbst in der Polemik war, deren Seele doch schlagender Ausdruck und treffende Kürze ist. „Gründlicher Bericht Vom Ordentlichen und recht Apostolischen Beruff Ordination, und kräfftigem Ampt der Lutherischen und Evangelischen Prediger Entgegengesetzt Denjenigen vermeinten Gründen, mit welchen heut zu Tage die Papisten nnd sonderlich die Jesuiter solchen der Lutherischen Predigern Beruff, als unrechtmeßig

nehmen, denn sie selbst seien es, welche mit allen Mitteln zu erweisen suchten, daß das Babylon des Petrusbriefes Rom sei.

Übrigens ist die Polemik in diesen Jubelpredigten durchaus nicht immer die Hauptsache, wenn auch ein Bestandteil derselben. Ich habe etwa fünfzig solcher Predigten aus Ulm, Heidelberg, Kempten, Straßburg, Nürnberg, Nördlingen u. s. w. näher angesehen. In Ulm z. B., wo man wie auch in anderen Städten in der Zeit vom 31. Oktober bis 10. November fast täglich predigte und zwar in der Regel zweimal an einem Tage, war die erste Predigt meistens polemisch-historisch, die zweite positiv. So handelte Mag. Sitzlin am 6. November in der ersten Predigt „von der wunderthätigen Erlösung Gottes aus der dicken Finsternis, Joch und Zwang des römischen Papstes," in der zweiten „Von Nutz und Frucht der heiligen göttlichen Schrift." Am 4. November predigte Balth. Kerner zuerst von dem päpstlichen Ablaß, dann „von Herrn D. M. Luthers seeligen, daß Gott der Herr durch ihn mit dem Reformationswerk etwas sonderlich herrliches gethan und verrichtet habe." Zu bewundern bleibt bei der zum teil ungeheuren Länge dieser Predigten das Gedächtnis der Prediger und die Ausdauer der Zuhörer. Zu Nördlingen hielt Pastor Frank sechs Predigten, welche handelten 1. von dem wahren Ablaß; 2. von dem Beruf Lutherii; 3. von dem seeligen Tage der Ausführung aus dem römischen Diensthause; 4. wie man das Jubeljahr begehen soll; 5. wie man die Beilage, so Gott durch D. Luther sel. gegeben, bewahren soll; 6. von der Ankunft, Leben und Abschied Lutherii. Das Thema dieser letzteren Predigt begründete er damit: „Man vernimmt 1. wie hoch die Papisten das evangelische Jubeljahr empfinden. Deretwegen 2. ein Lästermaul in der Nachbarschaft D. Luthern auf das schändlichste von der Kanzel ausgemacht und es dahin gebracht, daß man 3. die Leute von neuem von Besuchung der evangelischen Predigt und dem Gebrauch der hochwürdigsten Sakramente nach der Einsetzung Christi durch Gefängniß, schwere Geldstrafen und hohe Bedrohungen abhält, damit sie von dem Jubeljahr nichts vernehmen mögen, man sich 4. zu den Widerwärtigen auch gewiß dessen zu versehen, daß sie wider D. Luther seelig und das Jubelfest allerhand Scarteken und Lästerungen ausstreuen und ausgießen werden, derwegen von Nöthen ist, daß christliche Zuhörer gründlichen Bericht von Luther haben, damit sie den Lügen und Lästerungen, mit welchen die Feinde ihn beschmitzen, desto weniger achten und solche glauben." Er beginnt dann die Predigt damit, daß ein Bischof im

---

nicht Krafftlos anzustechen und zu beschmitzen sich durstiglich unterstehen. Zusampt einer wohlgegründte Refutation oder Widerlegung eines Jesuwiterischen Büchlins von der Lutherischen falsch-genandten Succession 2c. So unter dem Namen Sigismundi Ernhofers zu Grätz in Steyer getruckt worden. Frommen Eyferigen Christen zu Nötigem unterricht gestellt und auf instendiges anhalten in Truck verfertiget durch LEONARTUM HUTTERUM, der h. Schrift Doctorn und Proffessorn primarium zu Wittenberg. Getruckt zu Wittenberg bey Martin Henckel In Verlegung Zachariä Schüters Buchführers. Anno 1608." Die Schrift selbst, 211 S. lang, ist im Tone einer der anständigsten, in der Polemik geschickt, dabei gelehrt und nicht unwissenschaftlich. Krebs und Janssen scheinen sie nicht zu kennen.

Jahre 1565 in öffentlicher Predigt die Zeugung Luthers durch den Teufel (mit einer Wittenberger Bürgerstochter) ausführlich erzählt habe, wozu Franck die kräftigen Worte fügt: „Solche Lästerungen bringt der höllische Lucifer durch seine Schuppen, die vom Wein der babylonischen Hure trunken worden, zu keinem anderen Ende für, als daß er die Leute wieder zu seiner Herrschaft bringe, die er in der Finsterniß dieser Welt führet.“

Die Anklänge an die Offenbarung, die wir hier vernehmen, finden sich überhaupt vielfach, wie denn auch die Texte gern aus der Offenbarung genommen werden. Damit ist der oftmalige Gebrauch des Wortes Hure, das uns jetzt so widerlich berührt, auch auf den Kanzeln erklärt.

Von einer Polemik gegen die Calvinisten ist in den Jubelpredigten, die ich gelesen habe, so gut wie keine Rede. Es scheint also doch eine Reihe lutherischer Prediger, namentlich in Süddeutschland gegeben zu haben, welche wenigstens für das Jubeljahr und wenigstens auf der Kanzel von einem Streit mit den Calvinisten absahen. Von dahin bis zu einer Verständiguug mit ihnen zu gemeinsamem Vorgehen ist freilich noch ein weiter Schritt. Ich will übrigens diesen Abschnitt nicht schließen, ohne einer bedeutenden Predigt des Tübinger Professors und Superintendenten J. G. Siegwart zu gedenken, einer Art Programmpredigt „Vom Ampt der Kirchendiener und Zuhörer“ (1609), volle 48 Seiten lang, welche sich zwar auch mit Polemik gegen die römische Kirche beschäftigt, aber wie so viele andere evangelischen Predigten von den Auswüchsen jener Zeit fern hält. Siegwart ermahnt zum Schlusse seine Zuhörer: „Wann evangelische Zuhörer müssen neben, mit, bei und unter den Papisten wohnen, sollen sie, so viel an ihnen ist, mit jedermann friedlich und verträglich leben, und wenn es anders nicht sein kann, eher ein Schädlein leiden. Entgegen wollen die papistischen Zuhörer durch die Barmherzigkeit Gottes gebeten sein, daß sie die Evangelischen der Religion halber nicht so anfeinden, sondern gedenken, daß dieselbigen sowohl als sie auf den Namen der hl. Dreifaltigkeit getauft seien“ u. s. w.

Solche Mahnungen zum Frieden sind in der Predigtlitteratur jener Zeit gar nicht selten und berühren wohlthuend.

Nach der lutherischen Kanzelpolemik wäre nun die katholische Kanzel zu beleuchten, und das um so mehr, als die scharfen Ankläger der lutherischen Kanzel, Diefenbach und Janssen, über die katholische schweigen. Es wäre ein Leichtes, aus der katholischen Predigtlitteratur dieser Zeit durch Herausgreifen der stärksten Stellen ein ebenso abschreckendes Bild zu entwerfen, wie jenes von der lutherischen Kanzel; denn alle Sünden, deren sich die evangelischen Kanzelredner schuldig machten, finden sich auf katholischer Seite. Und alle die Schlüsse, welche Diefenbach von der lutherischen Predigt auf den elenden und niedrigen Zustand der evangelischen Kirche und des Volkes macht, ließen sich auch von der katholischen Predigt auf die katholische Kirche und das katholische Volk machen. So wenig wir aber den ultramontanen Schriftstellern in ihrer tendenziösen Darstellung folgen, so wenig auch in ihren Schlüssen, zumal da dieselben Fehlschlüsse sind.

Die noch sehr wenig beleuchtete, höchst interessante und lehrreiche katholische Predigtthätigkeit dieser Zeit und insbesondere die Art der Kanzelpolemik würde ein eigenes umfangreiches Kapitel bilden. Ich muß mich hier auf obige kurze Andeutungen beschränken und führe nur einen Prediger, den auch als Kontroversisten berühmten Jesuiten Georg Scherer an. In seiner 1611 zum viertenmal aufgelegten „Postill oder Auslegung der sonntäglichen Evangelien durch das ganze Jahr" ist keine Predigt ohne Polemik. Das Register, welches keineswegs genau und vollständig ist, zeigt mehr als hundert Stellen, in welchen gegen Luther und die Lutherischen polemisiert wird; den Sekten und Ketzern sind mehr als fünfzig Stellen gewidmet. Wie schon aus diesen Angaben hervorgeht, spielt die Polemik eine große Rolle. Sie ist allerdings im großen ganzen in anständigem Tone gehalten, doch wird der Haß gegen die Ketzer geschürt, ihre gegenseitige Uneinigkeit mit Vorliebe ausgespielt und ihre Ausrottung mit Berufung auf Beza und Calvin gebilligt. Die Polemik gegen Luther, die fast in keiner Predigt fehlt, wird zumeist durch herausgegriffene und damit entstellte Citate aus seinen Werken, namentlich aus den Tischreden, geführt und liegt ganz in der Linie der heutigen ultramontanen Polemik. Doch benützt Scherer Luther auch und citiert von ihm in zustimmender Weise. Was man sich damals auf der katholischen Kanzel erlauben durfte, das geht aus den drei Predigten über die Versuchungsgeschichte hervor, wobei der Jesuit die allerderbsten Aussprüche Luthers aus den Tischreden, wie er die Anläufe des Teufels abzuwehren pflege, auf die Kanzel bringt. Ein Tischgespräch ist aber jedenfalls etwas anderes als die Kanzel. Mit Luther teilt Scherer den allerdicksten Teufelsglauben und bringt die fabelhaftesten Histörlein von Teufelserscheinungen als feste Wahrheit auf die Kanzel. Beiläufig nennt er auch den Teufel „den ersten Prädikanten im neuen Testament, der sich öffentlich für einen Fastenfeind erkläret und zum Fraß geraten hat." An derartigen, zum Teil sehr starken Ausfällen fehlt es fast keiner dieser Predigten, die übrigens viel Gutes und Beherzigenswertes bieten und trotz ihrer großen Länge viel unterhaltender sind als im Durchschnitt die lutherischen Predigten. Man mag aus den Predigten der doch immer weltmännischer und gebildeter auftretenden Jesuiten sich selbst den Schluß machen auf die Kanzelthätigkeit der Franziskaner oder gar Kapuziner.

Von der Predigt ist's nicht weit zum Kirchenlied. Auch dieses mußte der Polemik dienen. Aber wieder hat Janssen ein ganz falsches Bild von dieser Polemik zu erzeugen gesucht, indem er den Eindruck zu erwecken bestrebt ist, als ob die evangelischen Gotteshäuser von polemischen Liedern wiedergehallt hätten, während die katholische Kirchenliederdichtung nur ganz wenige und vereinzelte solche Ereignisse hervorgebracht habe. (B. VI 177 ff.) Das ist durchaus falsch; die polemischen Kirchenlieder sind und bleiben Ausnahmen und bilden eine verschwindend kleine Zahl, wie sich Janssen sehr bequem aus der fünfbändigen Sammlung Ph. Wackernagels hat überzeugen können. Da die evangelische Kirche in unserem Zeitraum mindestens das zehnfache an Kirchenliedern hervorgebracht hat wie die katholische, so müßte

man ihr auch die zehnfache Anzahl von polemischen Liedern zu gute halten. Das Verhältnis ist aber kaum so. Ferner darf man durchaus nicht meinen und die Leute damit gruseln machen, solche polemischen Lieder seien bei den evangelischen Gottesdiensten gesungen worden. Was man Kirchenlied nennt, also ein großer Teil auch von Wackernagels Sammlung, wurde größtenteils bloß in den Häusern und auf den Gassen gesungen, und viele dieser Kirchenlieder auch da nicht. In der Kirche wurden in unserem Zeitraum verhältnismäßig wenige Lieder gesungen, „nur die gediegensten und bewährtesten Lieder von ganz objektivem, kirchlichen Charakter und Inhalt wurden in der Kirche gebraucht" *). Vielfach ist es eben nur der Ton oder die Melodie von Kirchenliedern, in welchen sich diese Polemik bewegt. Am beliebtesten scheint in diesem Zeitraum die Nachbildung von Luthers „Erhalt uns Herr bei deinem Wort" gewesen zu sein. Da sang Cyriakus Spangenberg:

Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort, welch's wir bisher haben gehort
Fein nach der lieben Bibel dein und aus Luthert Schriften rein.
Und steu'r des Papst und Türken Mord, die sich jetzund an allem Ort
Bemühen hart und wüthen sehr, zu tilgen ganz die reine Lehr.

Nikolaus Selnecker ließ sich vernehmen:

Erhalt uns bei der Kirchenlehr, beim Katechismus, lieber Herr,
Heilig' uns in der Wahrheit dein, dein Werk laß unsern Meister sein.
Behüt uns ja vor falscher Lehr, das arm verführet Volk bekehr,
Stürz aller Ketzer Trug und Mord, erhalt uns, Herr, bei deinem Wort.

Und ein anderesmal:

Erhalt uns, Herr, bei deiner Ehr und wehr aller Verführer Lehr &c.

Wolfgang Tauber aber sang „Ein neues erhalt uns Herr, wider den schwäbischen enthychianischen Ketzer (Jakob Andreä gen. Schmidlin) zu beten":

Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort und laß ja nimmermehr gehn fort
Was Jakob Endres hat geschmidt, das ist viel frommer Christen Bitt'.
Es ist dem Schmidtlin nicht zu thun, daß er die Kirche bring zur Ruh,
Sondern daß er zusammenraff' groß Gut und ihm einen Namen schaff'.

Auch ein ironisch-satirisches Lied in diesem Ton findet sich (ca. 1548): „Um Erhaltung des Kalenders zu bitten":

Erhalt uns, Papst, bei deinem Wort,
Und steu'r allen mit Krieg und Mord,
Die dich nicht fürchten und dein Rom,
Wölln stürzen dich vom Stuhl zu Rom.
Beweis dein Macht mit allem List,
Weil du Herr aller Herren bist;
Und zwing die Reichstädt allgemein,
Zu halten den Kalender dein.

---

*) Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesanges u. s. w. von E. E. Koch. 2. Aufl. 1852. 1. Band S. 194.

Ein Klagelied über die calvinische Rotte (um 1590) verdammt die Calvinisten in vollen 79 Versen, und beginnt:

> Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort
> Und steu'r der Calvinisten Mord,
> Durch Christum, deinen lieben Sohn,
> Die deine Allmacht nicht wolln han.
>
> Sie haben auf die Tauf geschendt,
> Den Exorcismum davon gewendt u. s. w.

Aber auch die Katholiken hatten „Ein Kinderlied zu singen wider die zween Erbfeindt der hl. allgemeinen christlichen Kirch, als den Ketzer und Türken":

> Bei deiner Kirch' erhalt uns, Herr, behüt uns vor der Sekten Lehr'.
>
> Beweis, o Herr, dein gewaltig Krafft, damit der Türk an uns nichts schafft,
> Hilf, daß die Sekten ausgerott' werden durch dein göttlich Wort.

Fast unbemerkt von der Polemik ist, was in unserm Zeitraum noch an Volksliedern gedichtet wurde und auch die Schwankbücher, Anekdotensammlungen in Prosa und Versen, die damals massenhaft zu erscheinen begannen, halten sich der eigentlichen Polemik fern*). Daß Pfaffen und Mönche, wie zu allen Zeiten, auch in den schönsten des Mittelalters, zu allerhand mehr oder minder geistreichen, oft auch sehr derben Scherzen herhalten mußten, wird nicht auffallen. Selten sind die Scherze über evangelische Pfarrer, namentlich beziehen sie sich nicht, wie bei Pfaffen und Mönchen, aufs Geschlechtliche, eher manchmal auf ihre Einfalt. Da diese Sammlungen durchaus nicht nach konfessionellen Rücksichten gemacht wurden, sondern die Sammler eben von Anekdoten das aufnahmen, was im Volke umlief, und von diesem wieder, was nach ihrer Ansicht zur Ergötzung ihrer Leser, ob katholisch oder evangelisch, beitrug, so ist der Unterschied zwischen Pfaffen und Pfarrern immerhin beachtenswert.

Daß das Drama immer noch im Dienste der konfessionellen Polemik stand, war eine Erbschaft aus der Reformationszeit. Damals wurde es von beiden Seiten als Mittel der Polemik gebraucht, in unserem Zeitraum mehr nur von den Protestanten. In den Dramen der Jesuiten, wenigstens soweit sie Schuldramen waren, scheint die Polemik ganz gefehlt zu haben. Ohne Polemik suchten sie die Lehren der katholischen Kirche und diese Schauspiele in die Herzen der Jugend einzuprägen, und das rief namentlich in den Län-

*) Es ist ein unangenehmes Geschäft, bei jedem einzelnen Punkte auf Janssens tendenziöse Darstellung hinweisen zu müssen. Aber auch hinsichtlich des Volkslieds- und der Schwanklitteratur unserer Zeit weiß Janssen nicht genug von Verfall und namentlich von der Unsittlichkeit derselben zu berichten. Obgleich er seine Weisheit hinsichtlich des Volksliedes aus Goedeckes „Grundriß" hat, hütet er sich sehr, das Wort dieser Autorität zu citieren: „Unsittliche Lieder kommen zwar vor, aber im Verhältnis zu der überwiegenden Zahl durchaus reiner Lieder verschwinden sie beinahe." Und was die in puncto sexti derbsten Schwänke betrifft, so stammen sie in den Sammlungen unserer Zeit meistenteils aus den Büchern katholischer Männer, von Bacaccio und Poggio an bis zu Pauli und Johannes Nas und den Humanisten.

dern der Gegenreformation den Wetteifer der protestantischen Geistlichen hervor, die nun ihrerseits ebenso die evangelische Lehre durch Dramen zu fördern suchten. *) Doch wissen wir auch von jesuitischen Schauspielen, in welchen sehr handgreifliche Polemik getrieben wurde. Im Jahre 1578 z. B. wurde im Jesuitenkollegium zu München ein Schauspiel aufgeführt, in welchem Luther in Gestalt einer Strohpuppe vor Gericht gestellt und nach langen Verhandlungen, welche der Luther zugeordnete Fürsprecher in Luthers Namen führte, zum Feuertode verurteilt und unter großem Jubel der Zuschauer verbrannt wurde. Und so wie in München wird auch wohl anderwärts geschehen sein.

In den polemischen Dramen der Evangelischen dagegen findet sich fast überall eine Verherrlichung Luthers und anderer Reformatoren, wie in Frischlins Drama 1592 (zwei Jahre nach seinem Tode erschienen), in Rivanders Lutherus redivivus 1593, in welchem wie in vielen andern zugleich die lutherische Orthodoxie gegen die bösen Calvinisten verherrlicht wurde. Rivander stellt zu diesem Zweck in seinem Drama den ganzen Abendmahlsstreit von 1524—1592 dar unter Benützung von mehr als dreihundert Streitschriften! Das Reformationsjubiläum brachte natürlich ebenfalls polemische Schauspiele zu Tage, so Kielmans "Tetzelocramia" und ein ähnliches 1618 von Martin Rinkart. Daß es hierbei an starker Polemik gegen Papsttum und Jesuiten nicht fehlte, ist selbstverständlich. Auch dem ärgerlichen Leben der Mönche wurden besondere Dramen gewidmet, so „Nolbruder Curd" 1617, das „in wüster Verhöhnung des Mönchslebens" Großartiges geleistet zu haben scheint! †)

An sonstigen polemisch-satirischen Reimen und polemisch-satirischer Prosa ist kein Mangel ‡). Meistenteils jammervolle Reimereien ohne Witz und Salz, Akrosticha, Namens- und Buchstabendeutungen. Da sang einer gegen die Jesuiten:

> Ihr päpstlichen Bauchknecht, voll Gift,
> Euch lob ich, daß ihr habt gestift
> Solch Gezänk, und die Obrigkeit
> Verführt und reizt zum Krieg und Streit u. s. w.

Der Jesuit Engerd dagegen sang eine Auslegung der Buchstaben des Namens Luther:

---

*) Hugo Holstein. Die Reformation im Spiegelbild der dramatischen Litteratur. 14—15 der Schriften des Vereins für Reformationsgeschichten, Halle 1880, S. 272 und 229 ff., wo das Nähere über das, was ich nur kurz skizziere, zu finden ist, vergl. Janssen VI. 278 ff. Rudolph Genée, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels 1882. 205 ff. Die Urteile über den Wert dieser Dramen lauten sehr verschieden, und zwar nicht bloß nach dem konfessionellen, sondern auch nach dem ästhetischen Standpunkt der Beurteiler. Janssen bucht etliche dieser widersprechenden Urteile, um damit sein durchaus absprechendes Urteil zu begründen. Wer anders urteilt, ist nach ihm entweder urteilslos oder — hat er die Dramen nicht gelesen.

†) Ich kenne es nur aus Holstein S. 247 und Janssen VI, 377. Sie stimmen in ihrem Urteil überein.

‡) Soweit sie sich auf den Jesuitenorden beziehen, s. Krebs a. a. O. S. 194 ff.

Was zeigt der erste Buchstab' an? L. Lotter, Lügner, Lumpenmann,
Leichfertig, Lauter Lehren Los, das sei der erste Titul groß.

— — — — — — — — — — — — —

Sag, was der viert bedeuten muß? H, Halsstarrig, Häreticus,
Hoffärtig, Hadrisch, Hurisch, Hart —
Das ist der Ketzer vierte Art u. s. w.

Noch viel roher und unflätiger als diese Polemik der Katholiken und Protestanten gegen einander ist die der Lutheraner gegen die Calvinisten. Die häßlichsten Pasquille, die giftigsten Schmähschriften, die rohesten Reimereien hat damals Kursachsen hervorgebracht, das durch den Krellschen Handel, der mit einem elenden konfessionellen Justizmord endete (1601), Jahrzehnte lang tief erregt wurde. Die konfessionelle Polemik in diesem Lande von 1574 bis in den dreißigjährigen Krieg hinein gehört zur wüstesten, was das Theologengezänk aller Zeiten und Völker irgend einmal zu Tage gefördert hat. Dort war's möglich, daß dem starrsten und wütendsten der Lutheraner, dem Hofprediger Martin Mirus, auf seinem Totenbette die unchristliche Frage vorgelegt werden konnte: „Wollet ihr als ein Feind der Calvinisten leben und sterben?" was Mirus mit Ja und Handschlag bekräftigte, und daß dieses in der Leichenpredigt als ein Beweis besonders gottseligen Abscheidens angeführt wurde!

Der bedeutendste satirische Polemiker dieser Zeit ist Johannes Fischart (gest. 1590). Für unseren Zeitabschnitt kommen seine früheren Satiren nicht in Betracht, wohl aber sein Jesuitenhütlein 1580 und der Bienenkorb 1579, weil namentlich das letztere Werk vielfach neugedruckt wurde und vielleicht das gelesenste polemische Werk dieser ganzen Zeit war. Wir wollen hier nicht in den Streit über Fischarts litterarische Bedeutung eintreten. Man hat ihn nach seiner Wiederentdeckung, wie ich glaube, um eben soviel überschätzt (Vilmar, Heinr. Kurz u. A.), als man ihn jetzt unterschätzt (Gödecke). Was er war, hat wohl Lemcke*) richtig bezeichnet mit den Worten: „Er ist in sprachlicher Beziehung vor allem und als Satiriker eine eminente Kraft; bei umfassender humanistischer Gelehrsamkeit ist er kerndeutsch nach Gefühl und Sprache; er ist voll Ernst wie voll Witz und Humor, worin er vom Einfachlächerlichen und Derben bis zum tollsten Ausbruch ungebundener Phantasie die ganze Lust und Kraft des deutschen Volkes seiner Zeit wie in einem Brennpunkt in sich zusammenfaßt. Er ist Freund des Lichtes, Hasser der Verdumpfung, beseelt vom glühendsten Patriotismus, voll Leidenschaft und Herzenswärme. — Fischarts Arbeiten sind ein Versprühen — das letzte, große, kecke Aufsprühen der Geister älteren Stils." Was Fischart fehlte, hat W. Scherer †) kurz und schlagend gesagt: Gestaltungskraft; Maß und Geschmack. Dagegen rühmt er mit Recht von ihm, daß er ein Vorkämpfer des Protestantismus, ein Freund des Calvinismus, aber kein

*) Von Opitz bis Klopstock. 2. Ausg. 1882. S. 101.

†) Geschichte der deutschen Litteratur. 2. Ausg. 1884. S. 292 ff. Scherer war, um dies beiläufig zu bemerken, meines Wissens Katholik.

Feind des Luthertums, sondern nur ein Gegner der lutherischen Unduldsamkeit gewesen sei — wie selten waren solche weitsichtige Männer in jener Zeit! Auf dieser Höhe konnte Fischart auch alle seine Kraft der Polemik gegen die römische Kirche entwickeln, und bei allen Mängeln ist er „der gewaltigste protestantische Publizist nach Luther.“

Die Bedeutung Fischarts gerade nach dieser Richtung erhellt aus der Art, wie ihn Janssen behandelt. Denn dieser wird nicht müde, ihn schlecht zu machen, und kommt in Band V und VI immer wieder auf ihn zurück, um ihn in seiner ganzen Niederträchtigkeit zu zeigen. Es ist, als ob die römische Kirche seine Polemik heute noch fürchtete. Was die beiden Hauptwerke „Jesuitenhütlein“ und „Bienenkorb“ betrifft, so begnügt sich Janssen, einige Verse aus dem Jesuitenhütlein anzuführen und sie „von Gemeinheit und Unflätigkeit strotzende Reime“ zu nennen, damit Gödeckes Urteil bestätigend, daß diese Satire den Jesuiten nicht sehr wehe gethan haben werde. Dem „Bienenkorb“ aber widmet er ein eigenes Kapitel (V 335 ff.), giebt ein paar Seiten möglichst derber Auszüge aus dem 272 Blätter großen Werke, das nach dem Holländischen des Philipp Marnix von Adelgonde in Fischartscher Art bearbeitet ist. Um das Werk herunterzusetzen, entwirft Janssen von Marnix ein durchaus schiefes Bild und behauptet, seine ganze schriftstellerische Thätigkeit habe keinen anderen Zweck gehabt, als das Papsttum zu entehren und im Schlamm zu ersticken. Um Fischart aber eines zu versetzen, sagt er, er habe in diesem Werk nicht bloß das katholische Abendmahl und die katholische Taufe verhöhnt und verspottet, sondern auch das lutherische Abendmahl und die lutherische Taufe — wofür er den Beweis schuldig geblieben ist*). Der Grimm Janssens gerade gegen dieses Werk beweist, daß Heinrich Kurz vielleicht doch nicht ganz unrecht hat, wenn er von demselben sagt †): „Der Bienenkorb überbietet alles, was früher oder später gegen die römische Kirche geschrieben worden ist, und er kann nur mit den gereimten Satiren des nämlichen Verfassers verglichen werden, die er an Tüchtigkeit der Darstellung er-

*) Geschichte der deutschen Litteratur. 7. Aufl. 1876. II. Band. S. 204.

†) Im Register des Bienenkorbs findet sich weder das Wort Reformiert noch Calvinisch, wohl aber steht bei dem Wort „Lutherische“ eben so kurz als für jene Zeit vielsagend „auch Evangelische.“ Janssen entrüstet sich u. a. darüber, daß Fischart den Canisius „den canisischen Höllenhundschinder“ nenne. Schlagen wir aber Bienenkorb Bl. 20 b auf, so kommt dieser Ausdruck in einem schon durch den kleineren Druck als Citat kenntlich gemachten Abschnitt vor (aus Probst Eisengreins gut katholischem Bericht über eine Teufelaustreibung in Augsburg). Und sollte in der Ausgabe, die Janssen „benutzt“ hat, dieser Druck fehlen, so hat Janssen entweder sehr oberflächlich gelesen oder das Täuschen mit Citaten wieder einmal nicht lassen können. Denn in selbiger Teufelsgeschichte wird erzählt, der durch Canisius auszutreibende Teufel habe Canisius seinen Namen ausgelegt und ihn einen Hundschinder genannt. Die Erzählung fährt dann fort: „Der canisische Höllenhundschinder“ habe den Teufel durch sein priesterlich Amt zum Widerspruch getrieben u. s. w., offenbar eine lobende Beziehung und ehrende Anwendung des vom Teufel gebrauchten Ausdruckes! Wenn Fischart noch lebte, würde er auf eine solche Verdrehung hin bei der nächsten Gelegenheit von einem „Janssenschen Citatenschinder“ sprechen.

reicht, an Mannigfaltigkeit des Inhalts weit überbietet, da hier alle diejenigen Punkte besprochen werden, auf welche sich die päpstliche Hierarchie gründet, das Primat des Papstes, die Mönchsorden mit ganz besonderer Hervorhebung der Jesuiten, das Kirchenrecht die Verehrung der Heiligen und Bilder, die Messe u. s. w., und dies alles mit einer Laune, die unwiderstehlich wirkt und zugleich mit einem bewunderungswürdigen Aufwand von Gelehrsamkeit, die jedoch von aller Absichtlichkeit so entfernt ist, daß die tausend Anführungen und Züge aus der Kirchengeschichte und von Stellen aus den verschiedensten Schriftstellern als eine einfache, notwendige Entwicklung der Gedanken erscheinen."

Daß Fischarts derbe und witzige Schreibart, die er auch bei den Römischen heiligsten Dingen nicht verleugnet, Janssen wie überhaupt allen gläubigen Katholiken ein Dorn im Auge ist, daß sie sofort über „Lästerung," „unwürdige Behandlung," „rohe Verhöhnung" u. s. w. zetern, oder mit sentimentalem Augenaufschlag ihrem Schauder über diese Dinge Ausdruck geben, nehmen wir ihnen nicht übel. Uns berührt die Art, wie die Katholiken damals und heute über Luther und die evangelische Kirche redeten, auch nicht angenehm. Will man aber geschichtlich objektiv urteilen, so muß man von seinen Privatgefühlen absehen: es kann einer, seis ein Protestant, seis ein Jesuit, in der Sache doch vollkommen Recht haben, wenn auch die Form uns verletzt. Und hiebei kommt es wieder darauf an, ob einer verletzen will oder nicht. Janssen kann in der That von Fischart nicht verlangen, daß all das, was Janssen heilig ist, auch ihm heilig sei, und daß Fischart von dem, was er mit Recht für den schnödesten Unfug und traurigen Mißbrauch hält, mit Hochachtung reden soll! *) (Schluß folgt.)

Die evangelische Gemeindeschule.

Von P. H. Schmidt.

Wenn die Synode sich nicht durch die leidige Lehrerfrage beirren läßt, den Lehrern den ihnen gebührenden Standpunkt anweist, sie auch, wenn nötig, zurechtweist und die in diesem Stück von Gott klar gewiesenen Wege einschlägt, indem sie eine heilsame Ordnung schafft, die im Worte der Wahrheit begründet, die heterogenen Elemente entweder ausscheidet, oder organisch gliedert und verbindet, so wird, wenn Gott Gnade giebt, die dringende Notwendigkeit der Errichtung eines eigenen Lehrerseminars zu dem Beschlusse führen: mit dem Bau desselben zu beginnen. Ob dies bei dem Stande unserer Finanzen möglich sein wird, lasse ich unerörtert in der Überzeugung, daß der, dem beides ist, Silber und Gold, auch die Mittel seiner Zeit darreichen wird.

*) Janssen führt als ganz besonders „unwürdig," wobei „das Heilige möglichst in den Kot gezogen werden kann," das Kapitel an, wo Fischart über den Cölibat spricht. Aber ist denn der Cölibat etwas Heiliges? Das Fischartische Kapitel (2. Stück 17. K.) geht scharf mit den aus dem Cölibat und dem Mönchsleben folgenden Greueln ins Gericht, wobei natürlich das „Märlein" von den Kindergebeinen im Fischteich nicht fehlt.

wenn wir nur im Glauben getrost das Werk beginnen und es zu seiner Ehre unter Gebet und Flehen treiben.

Wichtiger ist es mir, gewisse Einwände zurückzuweisen, die die Notwendigkeit der Errichtung eines besonderen Lehrerseminars verneinen. Dieselben gründen sich vorzüglich auf die Befürchtung, daß der eigentliche Zweck desselben, unsere Jugend deutsch zu erhalten, doch nicht erreicht werde, daß die für diesen Zweck zu bringenden Opfer zu groß wären und daß wahrscheinlich späterhin eine Überproduktion von Lehrern eintreten werde, denen man keine Stellen an Gemeindeschulen zuzuweisen habe, ferner daß die vorzügliche Bildung, die ein Lehrer der Gemeindeschule den an ihn gestellten Anforderungen zufolge besitzen müsse, die aber in keinem Verhältnis zu seiner Besoldung stände, die tüchtigsten der austretenden Lehrerzöglinge veranlassen werde, einen anderen, besser lohnenden Lebensberuf zu wählen.*)

Wir werden allerdings in erster Linie unser Augenmerk darauf zu richten haben, überall, wo es irgendwie noch möglich ist, deutsch-englische Gemeindeschulen zu gründen und ihnen Lehrer zuzuweisen, die, in unserem Lehrerseminar gebildet, fähig sind, unsere Jugend wenigstens noch eine Generation der deutschen evang. Kirche zu erhalten; wenn wir aber uns immermehr mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß doch einmal die Zeit kommen wird, wo unsere Jugend nicht mehr deutsch redet und versteht, so sollte man sich doch nicht dem Wahne hingeben, daß mit dem Deutschtum unsere Gemeindeschulen stehen oder fallen. Bibel, Katechismus, bibl. Geschichte und Kirchenlied, die teuren Vermächtnisse unserer Reformatoren, lernen wir am besten, gelten uns am meisten, hören wir am liebsten in der Muttersprache, denn sie ist die Sprache, die uns allein begeistern kann, es sind die Laute, die am tiefsten in unsere Herzen dringen, am eindringlichsten zu uns reden; so lange unsere Jugend noch die Sprache der deutschen Mutter redet, so lange wird auch die deutsche Sprache in unseren Gemeindeschulen die Unterrichtssprache bleiben. An mehreren Orten hat man schon jetzt daran gedacht, englische evang. Gemeinden und konsequenterweise engl. evang. Distriktssynoden zu gründen; da sollte man denn gleich im Anfang ja nicht vergessen, daß dieselben nur lebensfähig sein können, wenn zugleich bei Gründung solcher Gemeinden die Errichtung von Gemeindeschulen die Grundlage bildet. Müssen wir jetzt klagen, daß unsere Jugend wegen des Mangels eines gründlichen Unterrichts in biblischer Geschichte und Katechismus uns zum größten Teil verloren geht, so wird diese Klage dieselbe bleiben, wenn in den englisch redenden Gemeinden die Gemeindeschule fehlt, die ja das einzige Mittel ist, unserer Jugend bibl. Geschichte und Katechismus und dadurch das Verständnis der Heilswahrheiten zum Eigentum zu machen. Werfen wir einen Blick hinein in das amerikanische Kirchentum, so wird uns dasselbe mit Evidenz beweisen, daß nur die Gemeindeschule einen Kirchenkörper lebensfähig zu erhalten vermag. Die Amerikaner sammeln ihre Jugend in

*) Dasselbe wäre bei den Pastoren auch zu fürchten, deren Besoldung ihrer Bildung gegenüber in noch viel größerem Mißverhältnisse steht; auch sind schon öfters Pastoren Anerbietungen darauf bezüglich gemacht, aber, so viel ich weiß, fast immer ausgeschlagen worden, was von den Lehrern nicht gesagt werden kann.

der Sonntagsschule und wir wollen dieser Institution weder den Segen noch den Erfolg absprechen; aber der Erfolg entspricht nicht den Anforderungen, die das Herrenwort an die Kirche stellt: Weide meine Lämmer! Die Jugend geht darum auch den amerikanischen Kirchen zum größten Teil verloren; meist ist es doch so, daß der Vater, wir wollen annehmen, zu den Baptisten, die Mutter zu den Methodisten gehört; die Kinder besuchen dann die Sonntagsschule, die am meisten ihrem Geschmack entspricht oder die am meisten durch äußere Vorteile zu locken weiß; ein großer Teil der Kinder ist nicht getauft; von der Jugend werden am meisten die Abendgottesdienste besucht, wo man Unterhaltung oder Bekanntschaften sucht; innerlich bleiben die meisten der Kirche fremd und fern, viele schließen sich thatsächlich keiner Kirche an oder verlieren sich vielleicht in der Heilsarmee. — Ähnliche Zustände würden auch bei uns die unausbleibliche Folge sein, würden wir englische Gemeinden ohne Gemeindeschulen gründen; ist für unsere Jugend die englische Sprache die Muttersprache geworden, dann muß sie eben in dieser Sprache einen gründlichen Unterricht in bibl. Geschichte, Katechismus und Kirchenlied erhalten, wie wir es jetzt für unsere Jugend in deutscher Sprache fordern. Ich sehe die Gründung englischer Gemeinden nur dann für möglich und segensreich an, wenn wir mit den Gemeindeschulen beginnen. Auch innerhalb des amerikanischen Kirchentums werden schon jetzt Stimmen laut, die die Notwendigkeit der Gemeindeschulen betonen; wenn dieselben noch nicht zur Geltung kommen, weil die hergebrachte Gewohnheit oder innere Streitigkeiten wie mit Bleigewichten die angeregte Bewegung hemmt, so wird doch, vielleicht in nicht allzuferner Zeit, wenn sich die Resultate der religionslosen Erziehung in der Freischule in dem Heidentume offenbaren werden, das man sich selbst zur Geißel auferzogen hat, dieser Geist der Pietätslosigkeit und des grenzenlosesten Materialismus, den Dienern der Kirche auch im amerikanischen Lager die Augen öffnen, daß sie im Geiste Christi sich der Jugend annehmen und Gemeindeschulen gründen.

Aus Vorstehendem nun sollte klar hervorgehen, daß alle Einwände gegen die Errichtung eines besonderen Lehrerseminars nichtig und hinfällig sind, denn haben wir keine deutschen Lehrer mehr nötig, so brauchen wir um so mehr englische, die dann auch nur in dieser Sprache zu unterrichten haben.

Eine größere Gefahr droht unseren Gememeindeschulen durch die nativistischen Schulgesetze. Einige Staaten haben damit den Anfang gemacht, andere werden nachfolgen; die als unsere Feinde uns bekämpfen, werden getrieben durch einen versteckten gemeinsamen Feind, und der heißt Rom! Rom will die Freischule als Volksschule unter seine Herrschaft bringen, sucht die Kontrolle darüber in seine Hände zu spielen und wir wissen, diesem Feinde ist jedes Mittel recht, das seinem Zwecke dient. Bisher haben die Deutschen allein Front gemacht gegen diese neue Vergewaltigung Roms; könnten wir die Amerikaner überzeugen, daß auch sie in Gefahr sind, von Rom geknechtet zu werden, gelänge es, ihnen die Augen zu öffnen und sie über die Gefahr aufzuklären, dann wäre unserer Sache bedeutend genützt. Laßt uns Bundes-

genossen suchen und den Feind einträchtig bekämpfen, zersplittern wir unsere Kräfte nicht durch allerlei thörichtes Gezänk im eigenen Lager, während der Feind unsere Schwächen auskundschaftet; seien wir wachsam; wirken wir, so lange es Tag ist; werden wir nicht müde, für das Reich Jesu Christi zu kämpfen, zu wachen, zu beten, und lassen wir ja nicht unsere Jugend, die Hoffnung künftiger Zeiten, aus den Augen; bilden wir dieselbe gründlich in den Heilswahrheiten unserer evang. Kirche, stählen wir dieselbe durch gründliche Kenntnis von bibl. Geschichte, Katechismus, Kirchengeschichte und Kirchenlied, damit sie tüchtig werde, die bösen Geister, besonders Roms, zu prüfen. In Chicago sollen bereits die meisten Lehrer der Freischule Schüler der Jesuiten sein und dieses Beispiel allein sollte uns die Augen öffnen über die nahende Gefahr. Sind uns jetzt, wo es noch Zeit ist, die Opfer zu groß, die Zeit nicht gut gewählt, die Sache zu bedenklich, so werden wir, während wir mit Bedenklichkeiten rechten, zu spät inne werden, daß der Feind uns umzingelt hat und kein Ausweg, keine Hilfe vor einer schmählichen Gefangenschaft rettet.

Obige Zeilen sollten nur zur Anregung dienen; sollte darum eine fähige Hand obigen Gedanken weiter auszuführen und gründlicher zu beleuchten willens sein, so würde sich Verfasser dieses herzlich freuen. Es ist eine der wichtigsten Fragen, die auf der Tagesordnung stehen, lasset uns nicht müde werden treu zu arbeiten, denn unser Werk hat seinen Lohn! —

Zur Schulsache. (Die andere Seite.)

Im Anschluß an das Eingesandt des Herrn Pastor P. E. Menzel.

(Theologische Zeitschrift No. 8, Seite 240 ff.)

(Von Lehrer A. Breitenbach.)

(Schluß.)

Was der Herr Referent weiter anführt über und aus der Arbeit des Special-Schulkomitees, „General-Synodal-Protokoll von 1889 pag. 88," in bezug dessen auf unsere heutigen Schulen und deren Verhältnisse zu den Herren Pastoren, möchten wir denn doch Herrn Pastor Jud Kredit dafür geben, wenn er sagt: „Die Bibel ist kein Kodex, der für alle möglichen Fälle nur aufgeschlagen und citiert zu werden braucht." Auch scheint die diesbezügliche Ansicht des Herrn Pastor M. Habecker (siehe seine Arbeit in der Juli-Nummer der Theol. Zeitsch.) vieles für sich zu haben. Der Vergleich, „die Schule als emancipierte Tochter der Mutter-Kirche" zu betrachten zu wollen, hinkt denn doch erheblich. Die Schule ist ihrer Verfassung nach nur zum kleinsten Teile kirchliches Institut; sie ist eine Gemeinde-Anstalt, wie auch die Kirche. Die Gemeinde hat beide errichtet und erhält auch beide.

Wie der Herr Referent den Widerspruch, ausgesprochen und niedergelegt auf Seite 243 ad 2 und 2a, daß er, der Lehrer der Gemeindeschule nämlich, als Gemeindelehrer der unbedingte Untergebene des Herrn Pastors, und dann wiederum als Lehrer in seinem Reiche, dem Schulsaale, den Kindern gegen-

über selbst als unumschränkter Alleinherrscher dastehen soll, der keine Appellation an eine höhere Instanz als möglich und zulässig anerkennen dürfe, wie dieser Dualismus, wie dieses Problem der Schulweisheit zu lösen sei, ist uns ein Rätsel, dessen richtige Lösung — Trugschlüsse ausgeschlossen — wir mit Vergnügen dem Herrn Referenten überlassen. „Doppelt genäht, hält besser."

Die amtliche Stellung, welche der Herr Referent so freundlich ist, uns anzuweisen, ich meine, dem Herrn Pastor gegenüber, auch bezüglich der Synodal- (und Synodal-Schul-) Ordnung, erinnert etwas sehr stark an das preußische Regiment unter von Mühler und Stiehl," nur mit dem merklichen Unterschiede, daß auch zu deren Zeiten ein armes Schulmeisterlein Recht bekam und in etwa geschätzt wurde, wenn der Hochdruck von Oben herab denn doch ab und zu zu stark wurde. „Von Rechtswegen."

Die Evang. Synode von Nord-Amerika hat keine exekutive Gewalt noch Macht ihren Gemeinden gegenüber. Die Synodal-Statuten sagen ganz klar und deutlich: „Der Distrikt und die Synode als solche mischt sich nicht in die inneren Angelegenheiten der Gemeinden (es sei denn, daß eine Gemeinde es im besonderen Falle wünscht), es sei denn, daß der Bekenntnis-Paragraph in Betracht kommt." Ist die evang. Gemeindeschule und die Stellung ihres Lehrers in derselben, auch zum Gemeindepastor keine rein innere Angelegenheit der resp. Gemeinde? (Unsere Gemeinde- und Schulordnung hat nach der Seite hin für uns gültige, aber auch zugleich zufriedenstellende Normen festgesetzt.) Summa summarum: „Worte sind schön," sagte der Fuchs, „aber ins Dorf gehe ich nicht."

Sub: 3. „Die Schule nach ihrer religiös-geistlichen Seite und nach ihrer irdisch-weltlichen Seite ist auf den Distrikt-Konferenzen durch die Herren Pastoren und die Gemeinde-Delegaten vertreten." Was wollen und sollen nun noch die Schulmeister dazwischen, was und wen sollen denn die noch vertreten? so fragt der Herr Referent. Wie es mit dieser Vertretung steht und zu halten ist, hat unseres Wissens der Herr Referent des Lehrer-Vereins schon genügend klare Antwort gegeben. Wir möchten nur noch fragen, seit wie lange ist diese Art der Vertretung Gebrauch in Synodal-Versammlungen? Eine solche Art von Vertretung kannte die Evang. Kirche bislang noch nicht. Uns möge gelten: „Hilf dir selber, so hilft dir Gott."

„Die Evang. Synode von Nord-Amerika," sagt der Herr Referent, „besteht aus Pastoren und Gemeinden." Das ist genug. Warum denn nun noch in aller Welt einen tiers ètat, das corpus praeceptorum, die Allerweltswisser, die Schulmeister, diese Revolutionäre, als dritten Körper dazwischen schieben? So fragt der Herr Referent ganz naiv, ängstlich. Ein gutes Leumundszeugnis stellt er dem armen Schulmeisterlein aus, wenn er sagt: „Der "esprit de corps" fehlt ihnen, den Lehrern, bekanntlich nicht. Möglich wäre es aber dennoch, daß dieser Ausspruch nur ein Echo dessen wäre, was die Lehrer am 13. Apr. cur. aus dem Munde eines Amtsbruders des Referenten hier hören mußten, wenn der sagt: „Warum verlangen die Herren Lehrer so konsequent volles Stimmrecht in allen Sachen? Sind

die **Herren** durch die Macht ihrer Rede und die Schärfe ihrer Feder nicht imstande, ihre Zuhörer und Leser zu ihren Ansichten zu bekehren? Wenn dann beschlossen wird, was sie wollen und wünschen, ohne ihre Stimme, ist das nicht besser und mehr wert, als persönliches Stimmrecht?" „Wo, und auf welcher Seite, so fragen wir billig, ist Hohn und Spott?!"

Der Herr Referent führt auf Seite 244 ad 3 erster Teil aus, nur ja keine Lehrer, weder mit noch ohne Stimmrecht in den Verband der Evang. Synode von Nord-Amerika aufgenommen. Und gleich hinterher sagt er: „Es ist wünschenswert, ja notwendig, daß jede Distr.-Schulbehörde einen Lehrer als vollberechtigtes Glied in ihrem Schoße habe, der von dem Lehrer-Verein aus der Zahl der im Distrikte wirkenden Lehrer zu bestimmen ist. Dieser eine soll auch von der Distr.-Synode amtlich zugezogen werden etc. Ebenso soll es auch bei der General-Schulbehörde und General-Synode gehalten werden." Ergo: „Im großen und ganzen nur ja keine Schulmeister, denn mit denen in corpore ist schlecht Kirschen essen." Im einzelnen aber ist er unumgänglich nötig, aber ja nur einen für jeden Distrikt. Mit dem einen werden wir schon fertig, wenn nicht, dann entzieht ihm der Distr.-Präses einfach das Wort, indem er sagt: „Das gehört nicht zur Sache!" Warum aber denn nur einen? Darum, daß wenn die Sache trotz des „einen" dennoch schief gehen sollte, wir einen Sündenbock haben, der die Schuld tragen muß. „Widersprüche, Inkonsequenzen und kein Ende!"

Aus den ganzen Ausführungen des Herrn Referenten geht hervor: „Laßt das corpus praeceptorum aus dem Verbande unser Evang. Synode heraus, sonst — Warum? Die Furcht, die Schulmeister könnten im gegebenen Falle sich mit den Gemeinde-Delegaten verbinden und gegen die Pastoren Front machen. „Jakob, als er nach Haran floh, fürchtete sich nicht, schlief auf einem Stein als Kopfkissen, wohl weil er wußte und des sicher war, daß der Herr sein Gott sei." Warum wollen die Herren Pastoren, die doch ihrer gerechten Sache so sicher sind, sich vor ihren Lehrern fürchten? Wir denken, man sollte denn doch keine Gespenster sehen, wo gar keine sind."

Nur noch eine kurze Bemerkung.

Seite 244 unter c verlangt der Herr Referent, daß die Beamten des Evang. Lehrer-Vereins von Nord-Amerika sich aller Beteiligung an Synodal-Funktionen, als da sind Besetzung evang. Gemeindeschulen u. s. w., enthalten." — Wo und wann geschieht denn das? Wohl geht ein Synodal-Beschluß dahin: „Die vom Proseminar abgehenden Lehrer-Zöglinge sind dem jeweiligen Präses des Evang. Lehrer-Vereins von Nord-Amerika zu überweisen, der ihnen ihre Stelle anzuweisen hat." Hatte noch im Jahre 1886 volle Giltigkeit und Kraft. Dieser Beschluß besteht auch heute noch zu Recht, denn die ehrw. General-Synode hat ihn bis dato noch nicht aufgehoben. Seit dem Jahre 1887 hat man dem Präses des Evang. Lehrer-Vereins von Nord-Amerika nicht einmal mehr amtliche Anzeige erstattet, wer von den Zöglingen des Proseminars sein Examen bestanden und ins Lehramt entlassen worden sei. Man hat die Beamten nicht

wissen lassen, wo die jungen Leute ihr erstes Arbeitsfeld gefunden haben. Nun ja, so wird ein gut Teil der gefaßten Beschlüsse der ehrw. General-Synode ausgeführt, resp. nicht ausgeführt; und heute spricht man noch von synodalen Funktionen der Beamten des Lehrer-Vereins!"

Man wird das doch keinem Lehrer, am wenigsten dem Präses des Evang. Lehrer-Vereins verwehren wollen, daß, wenn er um einen für diese oder jene Stelle passenden Lehrer gefragt wird, einen oder den andern zu empfehlen oder nicht empfehlen. Es wird wohl kein Verbrechen sein, einem stellenlosen Lehrer eine solche zu verschaffen, wenn man Gelegenheit hat. „Dadurch wird der General-Synode nicht ins Handwerk gepfuscht."

Über die Anträge des Lehrer-Vereins, die Eingliederung der Lehrer in die Synode betreffend, und die „gemodelten Ansichten" des Herrn Referenten kann man ohne weiteres stillschweigend hinweggehen. Die Glieder des Evang. Lehrer-Vereins haben als Männer, denen der esprit de corps noch keineswegs abhanden gekommen ist, ihre Anträge gestellt; sie blieben „ungemodelt" stehen, vertrauend darauf, daß die „Einsichtigen, Vorurteilsfreien, und „nach Recht nnd Gerechtigkeit handelnden Glieder einer ehrw. General-Synode uns, den Lehrern, volle Gerechtigkeit auch in diesem Stück würden widerfahren lassen. Wir alle sind der frohen Zuversicht, daß die ehrw. General-Synode keine solchen Lehrer in ihren Verband gliedlich aufnehmen will und je wird, wie sie uns der Herr Referent S. 243, Zeile 7 u. ff als Muster eines evang. Gemeindelehrers zeichnet, sondern Männer, die sich nicht scheuen, eines freien Bürgers würdig, ihre Ansichten frei, offen und ehrlich auszusprechen und zu vertreten.

Wer vorgiebt, für das Wohl und Gedeihen unserer evang. Gemeindeschulen zu arbeiten, der lasse das Gezänk um des Kaisers Bart, ereifere sich nicht darüber, wer der Größte, und welcher der nächstfolgende auf der Stufenleiter der Großen ist, sondern lege alsobald Hand ans Werk und arbeite, denn wer viel schwätzt, thut wenig."

Möge bald die Zeit kommen, in der sich bezüglich Pastoren, Lehrer, Gemeinden, Distrikte und Synode das Wort des Dichters verwirkliche: „Drum laßt uns sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen noch Gefahr," denn — "Where there is a will, there is a way also!"

Die Zukunft der Religion.

(Aus der Allgem. Deutschen Lehrerzeitung.)

(Fortsetzung.)

Es giebt Gottesgelehrte, welche nichts besseres glauben thun zu können, als zu lehren: das Sittliche, welches in einer Religionsgestalt enthalten ist, ist das einzige Wertvolle in der Religion überhaupt, ist das Höhere, während das Religiöse das Niedere ist; ist die eigentliche Frucht am Baume des Lebens, während jenes nur die Blüte ist. Wie die Blüte verfliegt, wenn die Frucht gereift ist, so muß das Religiöse aufgehen in das Sittliche, und weil der Staat der natürliche

Träger und Hüter der sittlichen Ideen und Prinzipien ist, so muß auch die Kirche als Vertreterin des Religiösen je länger je mehr im Staate auf-, resp. untergehen. So wenig Recht das Religiöse weder an sich, noch als Grundlage des Sittlichen hat, so wenig Recht der Existenz hat auch darum das Institut, welches als spezifische Vertreterin des ersteren allein gelten will.

Was sollen wir zu solchen Anschauungen sagen? — Wir antworten: Alle Religionen beruhen auf sittlichen Anschauungen und haben sittliche Tendenz, und welche Förderung darum die sittliche Entwicklung der religiösen verdankt, ist neuerdings von einem Manne gründlich nachgewiesen worden, dem die peinlichste Objektivität in allen seinen wissenschaftlichen Forschungen als höchste Norm gilt, der aber besonders in religiösen Fragen als ein völlig unparteiischer Zeuge gelten kann, durch den berühmten Physiologen Wundt in seiner schon genannten Ethik, vergl. besonders Kap. II., S. 33 ff. Weiter, die christliche Religion ist eine ethisch gerichtete durch und durch. Die im Christentum niedergelegten und offenbarten sittlichen Anschauungen sind von einer Fülle, einer Tiefe, einer Größe und Erhabenheit, daß man getrost sagen kann: sie sind bisher von der menschlichen Forschung nicht erreicht worden, sie werden niemals übertroffen werden. Was auch noch für alle Zukunft an sittlichen Grundsätzen gefunden und entdeckt werden wird, das wird sich als in und mit dem Christentum gegeben und gefordert erweisen. Wer aber deshalb meinen wollte, in jeder Religion, auch in der christlichen, sei nur das Ethische wertvoll, alles andere könne und müsse als wertlose Hülle vermißt und weggeworfen werden, die Religion sei nichts als eine unvollkommene Hülle oder Erscheinung des Sittlichen, der versteht überhaupt nichts von Religion und hat kein Recht, hier mitzusprechen. Die Wahrheit, welche oft verkannt worden ist, aber um der Sache willen nicht verkannt werden sollte, ist, daß die Religion die mächtigste Stütze des Sittlichen ist, aus sittlichem Bedürfnisse entstanden ist, die tiefsten sittlichen Bedürfnisse befriedigt, die mächtigsten Anregungen zu sittlicher Bewährung giebt, daß sie aber an sich, abgesehen von diesem allen eine unvergängliche Bedeutung, einen unersetzlichen Wert für die Menschheit, wie für den einzelnen Menschen hat und um ihrer selbst willen derselben nicht verloren gehen darf, wenn diese sich nicht selbst, d. h. ihr höchstes und bestes Selbst, verlieren will. Denn ist diesem Selbst ureigentümlich das Streben, sich einem Besseren, Höheren, Unbekannten aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben, und ist dieses Streben dasjenige, was allein dieses Selbst in seinem tiefsten Wesen wahrhaft befriedigen kann, wie unzählige der Besten unseres Geschlechts es in allen Zungen und Zeiten bezeugen, und ist es die Religion, der Glaube, die Frömmigkeit allein, welche dieses Streben weckt, nährt und wahrhaft befriedigt, so ist damit hinlänglich bewiesen, daß diese an sich ein Gut ist, welches nicht preisgegeben werden kann, ohne daß der Mensch, die Menschheit sich zugleich selbst preisgiebt, und daß der den schwersten Frevel gegen sich wie gegen sein Geschlecht begeht, der darauf ausgeht oder dazu beiträgt, diese Preisgebung zu bewirken, weil er es eben mit verschuldet, daß das höchste Streben der Menschheit vereitelt und

diese dadurch auf Bahnen getrieben wird, an deren Ende zuletzt nichts liegt als das Verderben. Denn das steht zweifellos fest, ohne die Religion würde diese Gesamtheit und in ihr der einzelne in der Einseitigkeit untergehen, die das rein natürliche Leben mit sich bringt, in der Sinnlichkeit, im Streben nach dem Eitlen und Nichtigen, nach dem Irdischen und Vergänglichen. Denn die Religion ist es zuhöchst und zuletzt allein, welche das Denken und Streben des Menschen über das Individuelle in das Universelle, über das Sinnliche zu einem Übersinnlichen, über das Nichtige und Eitle zu einem absolut Wertvollen, über das Vergängliche und Irdische zu einem Unvergänglichen und Himmlischen erhebt und darum dem innersten Triebe seines Wesens, seinem Gemüte, seinen hehrsten Vorstellungen, heiligsten Gefühlen und erhabensten Bestrebungen die einzige Befriedigung gewährt. Die Religion ist die Wurzel wie die Krone der Ideen und Ideale; denn religiös sind, sagen wir mit Wundt a. a. O. S. 41, alle diejenigen Vorstellungen und Gefühle, die auf ein ideales, den Wünschen und Forderungen des menschlichen Gemüts vollkommen entprechendes Dasein sich beziehen. In der Erfahrung kommt es höchstens zu entfernten Annäherungen an ein solches Ideal, deshalb muß es stets das Ziel der Zukunft und zwar einer über Raum und Zeit erhabenen Zukunft bleiben, und die Religion ist die einzige Macht des Lebens, welche uns über diese Schranken menschlicher Erkenntnis und Daseins erhebt. Selbst Kunst und Wissenschaft, die höchsten Lebensmächte des Daseins nach der Religion, führen uns bloß an die Grenzen dieser Schranken und geben uns bloß Ahnungen über das jenseits liegende Gebiet. Wenn sie mehr geben, müssen sie es von der Religion entlehnen und beweisen damit ihre Abhängigkeit von derselben, wie das Recht und die Notwendigkeit ihrer Existenz.

Religion, Kunst und Wissenschaft bezeichnen in Summa die höchsten Lebensbethätigungen der Menschheit, die Gesamtheit ihrer idealsten Interessen, wie die Stufen ihrer Lebensentwicklung in dem Streben nach Befriedigung derselben. Die Religion ist die erste, uranfänglichste, allgemeinste, vollkommenste dieser Stufen; darum ist sie auch unentbehrlich für diese Lebensentwicklung. Wie es falsch ist, anzunehmen, daß die Religion je durch die Moral ersetzt werden könnte, da sie nichts als eine Stütze oder Vorstufe derselben sei und darum weggeworfen werden könnte oder müßte, wenn sie morsch geworden sei, und wenn diese soweit in sich selbst gegründet, so selbständig sich fühle, daß sie derselben nicht mehr bedürfe, so ist es nicht minder eine fundamentale Verkennung realer, unbestreitbarer Thatsachen, wenn man meinen wollte, Kunst und Wissenschaft, oder beides zusammen könnten je an Stelle der Religion treten und diese überflüssig machen. So gewiß jede dieser beiden ihr gutes Recht in der Entwicklung der Menschheit gehabt hat und für alle Zeiten haben wird gegenüber und neben der andern, so gewiß gilt dieses auch von der erstgenannten. Kunst und Wissenschaft haben der Religion die wichtigsten Dienste geleistet, aber umgekehrt haben sie auch die mächtigsten Impulse von ihr empfangen, und nie wird der Kultus dieser beiden, werde er noch so allgemein und vollkommen, den religiösen ersetzen können. Im Gegenteil.

Hat jede dieser Stufen eine unverlierbare selbständige Geltung in der jeweiligen Entwicklungsstufe des Geschlechts, und die eine kann und soll wohl durch die andere gefördert, so darf sie nimmermehr durch die andere absorbiert werden, am wenigsten die erste durch die beiden andern. Meisterhaft hat dieses Wechselverhältnis der drei Lebenserscheinungen in der Geschichte der Menschheit, zugleich ihre selbständige Berechtigung und zugleich die fundamentale, einzigartige, unvergängliche Bedeutung der Religion für dieselbe Wundt a. a. O. S. 521 ff. nachgewiesen, und seine Ausführungen müssen um so schwerer wiegen, je weniger ihm theologische Voreingenommenheit vorgeworfen werden kann, je kühler er in seinen Schriften allem Transcendenten gegenübersteht, je mehr er ausschließlich nach seinem objektiv wissenschaftlichen Wissen und Gewissen urteilt.

Auf Grund derselben kann er es nur merkwürdig finden, daß man zuweilen — wir müssen leider sagen: sehr oft — die eine jener drei Grundgestaltungen der höheren geistigen Menschheitsentwicklung, nämlich die der Religion, als eine ansieht, die allmählich verschwinden muß, indem man jene Stufe geistigen Interesses, welche ausschließlich in religiösen Bethätigungen des Geistes ihre Befriedigung findet, für eine dem Ab- und Aussterben verfallene hält, wogegen Kunst und Wissenschaft ganz an die leer gewordene Stelle einrücken. Der große Forscher hebt dagegen hervor: Es mag ununtersucht bleiben, ob hierbei nicht der Kunst ihre wertvollsten Wirkungen abhanden kämen, — denn zweifelsohne feiere dieselbe in dem Ausdruck religiöser Ideen ihre höchsten Triumphe; es mag auch unerörtert bleiben die noch viel zweifelhaftere Frage, ob eine allgemeine Kunst- und Wissenschaftsbildung, wie sie hier vorausgesetzt wird, möglich wäre, und ob der „ideale Zustand," den man dabei vor Augen hat, im Effekt nicht darauf hinausführte, daß er dem geistig Reichen jedenfalls zu dem, was er schon besitzt, nichts hinzufügt, dem geistig Armen aber alles nimmt, was er hat, — auch diese traurigen Folgen müßten ertragen werden, wenn sie einmal unvermeidlich wären. Was diese Anschauungen in ihrer vollen Nichtigkeit zeigen, sind nicht die daraus folgenden verhängnisvollen Konsequenzen — nach diesen kann die Wissenschaft nicht fragen und darnach ihr Urteil ummodeln —, sondern vielmehr die Thatsache, daß die Meinung, die Religion sei eine primitive, durch die Wissenschaft und Kunst zu verdrängende Anschauungsform der menschlichen Geistesentwicklung, ein Wahn, ein Grundirrtum ist, der nur aus psychologischer und kulturgeschichtlicher Ignoranz erklärt werden kann.

So gewiß der Mensch nie und nirgends ohne religiöse Vorstellungen und Gefühle existiert hat, so gewiß wird er es auch nie, mag er in der Kultur soweit fortschreiten wie er will. Solange der Mensch Mensch bleibt, d. h. das geistig körperliche Wesen, das er stets gewesen und immer mehr geworden ist, wird er religiös denken, fühlen und wollen. Daß er je ohne Religion existieren werde, ist eine Annahme, deren Wahrscheinlichkeit mit der Wahrscheinlichkeit einer fundamentalen Änderung oder Verkehrung der menschlichen Natur steht und fällt. Die Behauptung gewisser Ethnographen und Kultur-

historiker, daß es je religionslose Völker gegeben habe und noch gebe, ist darum ebenso haltlos, als die andere, in welcher sich andere Vertreter vermeintlicher Wissenschaft gefallen, daß die Zeit sicher kommen werde oder jetzt schon da sei, in welcher Religionslosigkeit als das einzig Menschenwürdige erkannt und erstrebt werden müsse. So gewiß die menschliche Natur sich ihrem Wesen nach gleich geblieben ist und immer gleich bleiben wird, wogegen keinen Widerspruch die Thatsache bildet, daß sich dieses Wesen im Laufe der Zeit immer weiter entfaltet, und die Menschheit sich dessen immer tiefer bewußt wird, so gewiß wird Religion auch ein unentbehrliches Bedürfnis derselben bleiben, und diejenigen, welche davon nichts in ihrem Gemüte empfinden, werden stets zu den verschwindenden Ausnahmen gehören. So gewiß aber Ausnahmen überall die Regel nicht aufheben, sondern nur bestätigen, so gewiß werden auch diese die allgemeine Norm nicht umstoßen, sondern nur bestätigen und die immer neu erwachende mächtige Reaktion gegen alle Versuche, die Religion als eine Illusion nachzuweisen, wird bekunden, wie tief und mächtig der religiöse Sinn und das religiöse Bedürfnis im innersten Wesen des Menschen begründet ist.

Denn mag man als Ersatz für die Religion und den Glauben suchen und nennen, was man will, eine vorurteilsfreie Prüfung wird stets zu dem Urteil kommen, daß ein solcher nicht gefunden werden kann, und daß darum der Verzicht auf die Religion eine ungeheure, unausfüllbare Lücke in der menschlichen Entwicklung eröffnet. Wenn Materialisten, Sozialdemokraten und ähnliche Geistesverwandte als diesen Ersatz den sinnlichen Besitz und Genuß, den rohesten Kultus des Fleisches und Staubes nennen, so brauchen wir darüber kein Wort zu verlieren, wie unzulänglich ein solcher ist, so ungezählte Millionen theoretisch und praktisch mit diesem Ersatz sich als hinreichend zufrieden geben. Wir haben das gute Vertrauen zum besseren Teile der Menschheit, daß es dahin nie kommen wird, daß — um mit E. v. Hartmann zu reden — Fressen, Saufen und Sichbegatten als die höchsten und einzigen Zwecke des menschlichen Daseins erfaßt und erstrebt werden. Bedenklicher und gefährlicher sind die Anschauungen, nach denen die Religion durch die immer vollkommenere und allgemeinere Entfaltung und Pflege der Kunst und Wissenschaft entbehrlich werden würde, wie es z. B. David Strauß und die vielen bewußten oder unbewußten Anhänger seines „neuen Glaubens" thun, für welche bekanntlich die Erkenntnis der naturwissenschaftlichen Forschungen und der Kultus der Klassiker, namentlich in Poesie und Musik, einen hinlänglichen Ersatz alles religiösen Kultus gewähren. Mag die Gemeinde derer, welche zu diesem Glaubensbekenntnis schwören, namentlich in sogenannten gebildeten Kreisen gar viele Anhänger zählen, — wir halten uns auf Grund psychologischer, historischer, ethischer Erkenntnis, abgesehen von unserem religiösen Gewissen und von der nicht geringer wiegenden Rücksicht auf das Heil des Geschlechts, ebenso tief berechtigt, wie heilig verpflichtet, zu erklären, daß dieser Standpunkt ein nicht minder haltloser und darum bedenklicher ist als jener. Es sollte von diesen gebildeten Verächtern der Religion, von diesen feinen,

leiblich und vielleicht auch geistig reichen und darum satten Leuten, welche für sich, im Vollbewußtsein und im Vollgenuß ihres wissenschaftlichen und künstlerischen Reichtums, glauben auf die Religion verzichten zu können oder zu müssen, nicht vergessen werden, daß es neben ihnen ungezählte Millionen giebt, welche gegen sie arm sind, und welche darum in dem, was sie hochmütig und selbstgenug wegwerfen, ihren einzigen Halt und ihren einzigen Trost finden, und daß es darum eine heilige Pflicht der Liebe wäre, durch ihr Vorbild in Wort und That, den Glauben nicht zu zerstören, sondern erhalten zu helfen. Es sollte aber noch weniger vergessen werden, daß auch ihnen das schöne Wort des religiösen Rückert gilt:

„Wie eines Königs Prachtgewand, nicht Gold und Purpurdecken
Nicht lindern kann der Wunden Brand — was hilft's, sie zu verstecken?
So kann auch Kunst und Wissenschaft dem Menschen nicht erteilen
Den Balsam, der allein hat Kraft, das kranke Herz zu heilen!"

für welches das andere Wort desselben Dichters die schönste Ergänzung bildet:

„Wenn ihr aus den Glauben reißet, wisset, wes ihr euch befleißet,
Glauben ist ein Herzbedarf, keine Lücke füllt Unglaube,
Wuchern wird der Aberglaube, wo man weg den Glauben warf!"

Denn Aberglaube ist wie so manches, auf welches unsere Gebildeten und Reichen als Beweise besonderer Geisteshöhe pochen, auch die Annahme, als könnte der Glaube je durch Erkenntnis und geistigen Genuß oder durch Wissenschaft und Kunst ersetzt und überwunden werden, weil dieses ein Wahn ist, welcher sowohl den psychologischen, wie den geschichtlichen Thatsachen widerspricht. Aberglaube ist auch die Annahme, als ob der Glaube bloß eine vorübergehende Phase, eine einst überwundene und notwendig zu überwindende Stufe der menschlichen Entwicklung sei, und daß sich die übrigen Stufen zu dieser ähnlich verhalten, wie die Frucht zur Blüte, welche ja auch zwar die notwendige Vorstufe und Vorbedingung derselben ist, aber doch mit der Reife der ersteren aufhört zu sein; oder wie der Schmetterling zur Raupe, aus deren Auflösung allein jener zum Dasein gelangt. Solche Vorstellungen widersprechen sowohl den geschichtlichen Thatsachen, als dem im Wesen der drei genannten Hauptentwicklungsstufen liegenden Verhältnis derselben zu einander und besonders der zwei letzten zu der ersten.

Kehren wir noch einmal zur Betrachtung dieses Verhältnisses zurück, so ist in Religion, Kunst und Wissenschaft alles zusammengefaßt, was man als höhere und höchste Geistesinteressen der Menschheit bezeichnen kann. Die Religion bildet die erste und allgemeinste Sphäre derselben. In ihr treten zuerst an den Menschen die Vorstellungen und Fragen heran, die ihn über den beschränkten Gesichtskreis seines sinnlichen Daseins und Strebens hinausführen, und für alle ohne Ausnahme, für arm und reich, vornehm und gering, wissend und unwissend — und das ist ihr höchster Vorzug vor den beiden andern immer gewesen und wird es stets bleiben, — bildet sie den Stamm, an welchem diese Interessen ihren Halt finden. Die Gestalt der Religion hat gewechselt, ihr Wesen ist überall und immer, auch unter den dürftigsten Formen verborgen, dieselbe: daß sie nämlich den Menschen an die Schranken

seines inividuellen Wissens und Vermögens, an seine physische, wie sittliche Ohnmacht und damit an seine Abhängigkeit von, an seine Zugehörigkeit zu einer höheren Macht gemahnt und ihm die Wahrheit predigt, daß er für sich allein nichts ist, daß in dieser Erde nicht sein eigentliches Ziel liegt, und daß er darum streben muß, dieser höheren Macht gewiß zu werden, mit ihr in Gemeinschaft zu kommen, daß, wie die letzten Gründe, so auch die letzten Zwecke seines Daseins, wie dieses Daseins überhaupt verborgen sind, und daß es darum seine Aufgabe ist, in diesem endlichen Sein unendlichen Zwecken zu dienen und ihre Verwirklichung erreichen zu helfen. Das aber ist es, worüber auch die Wissenschaft nicht hinaus kann, das ist, streng genommen, das Endresultat ihrer Untersuchungen. Wenn die Religion hier ergänzt, was die Wissenschaft nicht zu leisten vermag, wenn sie zum allgemeinen Bewußtsein bringt, was die Wissenschaft nur wenigen Auserwählten und auch diesen nur sehr unvollkommen vermitteln kann, liegt darin nicht das gute Recht ihrer Mission für alle Zeiten begründet? Denn wenn die Empfindung des Schönen, welche die Kunst gewährt, und noch mehr die Erkenntnis des Wahren, welche die Wissenschaft vermittelt, und damit die sittliche Bildung, welche aus beiden entspringt, stets nur das Teil weniger bleiben wird, —wenn auch manche, z. B. die Sozialdemokraten, wähnen, daß durch die Veränderung der jetzigen Kultur- und sozialen Verhältnisse, durch Freimachen der großen Massen von dem Joche körperlicher Arbeit und durch bessere körperliche wie geistige Züchtigung, nach und nach wenigstens, analog der Entwicklung der Menschheit durch natürliche Zuchtwahl u. s. w. nach Darwinischen Ansichten, eine ganz andere Rasse sich bilden wird, eine Rasse, welcher das Schöne und das Wahre und damit auch das Gute wesentlich und natürlich sein wird, — so ist d a s der hohe Vorzug der Religion, und namentlich der christlichen, daß sie das Schöne, Wahre und Gute nach ihrer Wesenheit in einer Gestalt darbietet, in welcher es von allen, auch den geistig Ärmsten, erfaßt werden kann und in ihr alles Dreies so eng untereinander verbunden und die zwei ersten auf das letzte so unmittelbar bezogen erscheinen, daß sie zu allen Zeiten als die mächtigste Förderin des Sittlichen in allen Kreisen sich bewährt hat und immer beweisen wird. Und darf namentlich nicht übersehen werden, wie zweifelhaft der Einfluß ist, welchen die rein natürliche Empfindung des Schönen und wissenschaftliche Erkenntnis des Wahren erfahrungsgemäß auf das Wollen des Guten ausüben, da beides nur gar zu leicht zum Selbstzweck wird, so steht fest, daß die religiöse Empfindung des Schönen und die religiöse Erkenntnis der göttlichen Wahrheit in engster Beziehung zum Wollen des Guten stehen, die unmittelbarsten Wirkungen auf dasselbe ausüben, weil in der Religion das absolut Schöne und Wahre zugleich als das absolut Gute betrachtet wird. Kunst und Wissenschaft können deshalb wohl als Hillfsmittel für die Förderung der Erkenntnis des Guten gelten, nimmermehr aber als unbedingte und ausschließliche Mittel für die Vollbringung, Verwirklichung des Guten und damit als Ersatzmittel für die Religion. Die Religion ist die erste und ursprünglichste Stufe, auf welcher die höheren und höchsten In-

teressen der Menschheit zum Bewußtsein und Ausdruck kommen, sie wird auch die höchste und letzte sein, und jene beiden werden, wie bisher, mittelbar oder unmittelbar, wenn sie im rechten Geiste gepflegt werden, nur dazu beitragen, dies klar zu machen und zu befördern.

Mit tiefster Berechtigung hebt darum Wundt a. a. O. nachdrücklichst hervor: Wenn Religion, Kunst und Wissenschaft in der allgemeinen Entwicklung des geistlichen Lebens die drei Stufen bezeichnen, in denen der einzelne wie die Völker succesiv mit den geistigen Interessen in Berührung treten, so darf das keineswegs in dem Sinne genommen werden, daß die frühere Stufe verschwände, wenn die nächste zu ihr hinzutritt oder ihre vollkommenere Ausbildung erreicht. Wie die Wissenschaft nie die Kunst ersetzen kann und umgekehrt, so auch diese beiden nie die Religion. Im Gegenteil lehrt die Kulturgeschichte eindringlich, daß nicht nur die folgende Stufe jedesmal reiche Anregung aus der vorhergehenden schöpft, sondern daß sie auch ihrerseits wieder meist fördernd und lenkend auf sie zurückwirkt, dadurch den allgemeinen vorgeschriebenen Entwicklungsprozeß ermöglicht und in der rechten Bahn erhält und jede Stufe damit die fortdauernde Berechtigung, ja Notwendigkeit ihrer Existenz beweist. So ist die Kunst aus dem religiösen Kultus hervorgegangen, und fortan fließen ihr aus dieser Quelle die erhabensten Motive zu. Wenn sich manche, sogar solche, welche als Kunstkenner gelten wollen, zu der Meinung versteigen, die Religion habe für die Kunst nicht nur nichts gethan, sondern sie sogar in ihrer Entfaltung gehindert, so weiß man angesichts der Dome, welche die Welt bewundert, der Meisterwerke eines Raphael, Holbein, Murillo, Lucas Cranach u. s. w. einerseits, eines Palestrina, Händel, Bach, Mozart, Beethoven, Mendelssohn u. s. w. andererseits, zu geschweigen der Erzeugnisse weltlicher und geistlicher Poesie in allen Zungen und unter allen Völkern, nicht, was man von solchem Kunstverständnis halten soll. Nicht vergessen darf und soll auch werden, wie darum gerade die Kunst veredelnd, läuternd, fördernd und erhaltend auf die religiöse Entwicklung zurückgewirkt hat. Was Baukunst, Musik und Poesie zu allen Zeiten der Religion geleistet haben, dessen muß ebenso dankbar gedacht werden, als was jene dieser verdanken an erfolgreicher Anregung, idealer Erhebung und Verklärung. Nicht minder stehen Wissenschaft und Religion in innigster Wechselwirkung. Wenn auf der einen Seite nicht verkannt werden darf, welche wohlthätigende, fördernde und reinigende Wirkungen die Religion der Wissenschaft verdankt — namentlich die deutsche Theologie ist ein fortgehehendes, leuchtendes Zeugnis dafür —, so wurzelt die Wissenschaft nicht bloß in religiösem Boden, sondern wird auch fort und fort von ihr mittelbar oder unmittelbar beeinflußt. Die ganze Denkweise der neuen Metaphysik, z. B. von Descartes an, ist von der theologischen Spekulation getragen. Man mag diese Einflüsse von manchen Seiten nur als hemmende uud darum verwerfliche bezeichnen — die Impulse, welche die Wissenschaft von dem größten Ereignis auf der Wende der neuern Zeit, von der Reformation, einer durch und durch religiösen That, empfangen hat, sind ebenso gewaltig, wie segensreich gewesen. Sie hat sich für dieselbe

als eine That der Befreiung, Befruchtung, Reinigung bewiesen, wie für alle Gebiete des menschlichen Lebens, und wenn heutzutage die Wissenschaft von der Religion, die Theologie keine andere Aufgabe hätte, als gegen die Resulate einer Wissenschaft, welche prinzipiell darauf ausgeht, die Berechtigung der religiösen Forderungen und Anschauungen zu verneinen, so wäre damit ihre Existenz hinreichend gerechtfertigt. Dies gilt namentlich von einer Wissenschaft, von der Ethik. Wissen wir sehr gut, daß eine gute Zahl von Vertretern derselben nur in der bewußten Loslösung von allen religiösen Motiven das Mittel sehen, dieselbe wirklich fest zu begründen und zu ihrer vollen Entfaltung zu bringen, so nicht minder, daß jede tiefere Auffassung der ethischen Probleme unwillkürlich zu der Behandlung religiöser drängt, und daß bisher alle Versuche, die ethischen Fragen ohne Berücksichtigung religiöser Anschauungen genügend zu beantworten, völlig gescheitert sind. Darum zeugt es von Wundts tiefem historischen wie kritischen Blick, wie von seiner großen Objektivität, wenn er auf Grund umfassendster kulturhistorischer wie psychologischer Untersuchungen erklärt: die Ethik, will sie nicht an einzelnen äußeren Erscheinungsformen des Sittlichen kleben bleiben, sondern den letzten und dauernden Quellen nachgehen, muß als die unvergänglichste, allen individuellen und sozialen Bestrebungen selbst wieder die Richtung gebende Triebkraft des sittlichen Lebens den Trieb nach einem Ideal anerkennen, zu welchem die durch die sittliche Handlung geschaffene Wirklichkeit hinstrebt, ohne es jemals erreichen zu können. Damit wird das Ideal zu einem transcendenten und doch in den sittlichen Trieben selbst überall dem menschlichen Geist immanenten, in der Entwicklung des sittlichen Geistes seiner Erfüllung in unbegrenztem Fortschritte sich annähernden. Ist es aber zweifellos die Religion, welche dies transcendente Ideal der Sittlichkeit uns vorhält und verbürgt, so erhellt daraus unwiderleglich die Unentbehrlichkeit derselben für die höchsten Interessen des menschlichen Geistes, und diese Thatsache ist es, welche ihr einen unvergänglichen Wert für das menschliche Geschlecht sicherte, selbst wenn man darauf verzichten müßte, ihr ihren Wert an sich zu belassen.

Diese sozialdemokratische Ethik freilich, welche träumt, daß das Böse, das etwa in der Welt sei, nur in den verkehrten bestehenden Verhältnissen seinen letzten Grund habe und ganz von selbst verschwinden werde, wenn diese von Grund aus verbessert seien, und von Pflichten und Tugenden nur soweit weiß, als sie das äußere, sinnliche Wohl der Gesamtheit und dadurch des einzelnen fördern; welche prinzipiell alles Übersinnliche verneint, und zwar Ideale ausschließlich für sich in Anspruch nimmt, wie Liebknecht in einer Reichstagsrede in einer der letzten Sitzungen der letzten Periode ausdrücklich erklärte, aber unter Idealen nichts als rein zeitliche Zustände versteht, in denen der Mensch zum vollkommenen ungestörten Genusse seines vergänglichen Daseins gelangt, denn: „Ich ich bin ein Mensch, also muß ich genießen, wie jeder andere!“ — Darin faßte ein anderer Führer gelegentlich des bekannten 1. Mai '90 die Glaubens- und Sittenlehre der Sozialdemokratie zusammen — diese Ethik in ihrer Hohlheit, Oberflächlichkeit und Frivolität wird mit man-

chen anderen ähnlich gerichteten Strömungen nicht zugestehen können und wollen, daß die Religion gerade um der ethischen Wissenschaft wie Praxis willen für alle Zeiten unentbehrlich sei für die menschliche Entwicklung. Wer aber das Gute wie sein Gegenteil etwas tiefer aufzufassen vermag als sie; wer die letzten Gründe des Daseins etwas tiefer sucht und die letzten Zwecke desselben etwas höher stellt; wer dazu Wissen genug besitzt, um zu erkennen, wie wenig die Wissenschaft vermag, uns über dieses beides einen genügenden Aufschluß zu geben, und Demut genug, um zu erkennen, daß wir hier immer auf Glauben und Ahnen angewiesen bleiben, und daß die Religion es ist, welche als unmittelbare Geistesoffenbarung dieses Glauben und Ahnen in uns besiegelt, und daß die Menschheit ohne dasselbe um ihre höchsten Güter betrogen wäre — der wird sich hüten, der Religion ihre Bedeutung für das Leben der Menschheit überhaupt, wie für ihr sittliches insbesondere rauben zu helfen, er wird es vielmehr als seine heiligste Pflicht erachten, mit allen Kräften dazu beizutragen, daß sie dem Geschlechte niemals verloren gehe.

Deshalb haben auch die Edelsten und Besten der Menschheit die Religion als das Palladium derselben verherrlicht und verteidigt und, nur gemeine, niedrige Seelen haben ihre Freude darin finden können, dieses Palladium zu verhöhnen und zu besudeln. Besonders das deutsche Volk darf in den größten und besten seiner Söhne mit Stolz und Freude Hüter und Beschützer der Heiligtümer der Menschheit sehen. Wir schweigen von Luther, dem größten Deutschen, der je gelebt. Sein ganzes Denken und Streben war ein siegreicher Kampf für die Religion. Weil er aber Theologe war, könnte er für einen parteiischen Zeugen gelten, und viele meinen ja in der That, Luther wäre noch viel größer geworden, hätte darum noch viel mehr für die Welt schaffen können, wenn er nicht Theologe gewesen wäre. Aber sehen wir uns nach solchen um, die völlig frei von dem nach vieler Meinung bedenklichen und gefährlichen Sauerteig der Schriftgelehrten waren, und die deshalb als zweifelhafte Zeugen nicht zurückgewiesen werden können, so fehlt es wahrlich an ihnen nicht, und aus der großen Schar führen wir nun folgende an.

Am Himmel Deutschlands glänzt in unvergänglichem Glanze das Dreigestirn Lessing, Schiller, Goethe. Mit Stolz nennen wir sie Deutschlands Söhne, mit Bewunderung schauen die Fremden auf sie und erkennen Geister, in deren Werken, das, was menschlich wahrhaft groß und schön ist, zum Ausdruck gekommen, Geister, durch deren bahnbrechendes Wirken eine neue Zeit über unser Geschlecht herbeigeführt worden ist. Die Zeit, in welcher sie lebten, war eine Epoche nicht bloß politischer, sondern auch religiöser Auflösung. Aber wie sie das Größte geleistet haben, um unser Volk wieder zum Bewußtsein seiner politischen Größe und Macht zu bringen, indem sie eminent nationale Dichter waren, obgleich sie international schienen, so haben sie auch die mächtigsten Zeugnisse abgelegt für die unvergleichliche Bedeutung des Glaubens für die Menschheit, obgleich sie keine religiösen Dichter waren, ja vielmehr geradezu von vielen um ihrer Stellung zur Kirche und zum kirchlichen Bekenntnisse willen als Feinde und Verächter der Religion

teils himmelhoch erhoben, teils geschmäht und geächtet worden sind. Mindestens gelten sie als willkommene Zeugen jenes religiösen Indifferentismus, dessen Losung heißt: „Ich habe keine Religion — aus Religion!“ als Vertreter jenes Pantheismus, welchem das All und Alles, darum aber im Grunde genommen Nichts Gott, und umgekehrt Gott Nichts ist, und der nur eine besondere Abart des Aber- und Unglaubens ist.

Daß diese drei nicht Christen waren, welche auf jede Silbe dessen schwören, was im Laufe der Zeit als christlich und notwendig für den Glauben gefordert worden ist, daß sie vielmehr zum Teil eine sehr freie Stellung zum Christentum einnehmen, ist zweifellos. Um einzelner Behauptungen und Aussprüche willen zu behaupten, sie seien keine Christen, oder wohl gar, sie seien Propheten der Gottlosigkeit, des Atheismus, der Religionslosigkeit gewesen, wäre ebenso thöricht und frivol, als wenn man behaupten wollte, wie in der That geschehen ist, sie seien wegen ihres Kosmopolitismus keine Deutschen gewesen. In allen ihren Schriften finden wir vielmehr Zeugnisse für die Religion im allgemeinen und die christliche insbesondere, Zeugnisse über ihr Wesen, ihre Notwendigkeit, ihre Erhabenheit, ihren Wert für das menschliche Geschlecht, die um so wertvoller sind, je freier sonst die Stellung ist, welche diese Männer, wie zu allen Verhältnissen, so auch zur Kirche einnehmen, und je weniger sie sonst aus dem einen Hehl machen, was ihnen im Glauben halt- und wertlos erscheint.

Lessing, der streitbare Gegner des orthodoxen Hamburger Hauptpastors Götze, der geistvolle Verfasser des Nathan, ist den meisten nur bekannt als der Mann, der durch seine schneidende Kritik die lutherische Orthodoxie auflöste und durch die berühmte Erzählung von den drei Ringen alle offenbarte Religion als Täuschung und Selbstbetrug nachwies. Daß aber der Dichter des Nathan dagegen, für einen Freigeist, geschweige denn für einen Atheisten nud Materialisten gehalten zu werden, wiederholt feierlich protestiert hat; daß er einen Wieland scharf tadelte, weil er die Religion bloß als eine erhabene Moral gelehrt wissen wollte; daß er vor einem Shaftesbury warnt als vor einem der feinsten, aber darum desto gefährlicheren Feinde der Religion; daß ihm die damals übliche Verquickung von Gottesgelahrtheit und Weltweisheit nicht bloß unerquicklich, sondern geradezu widerlich war; daß ihn die hochmütigen Angriffe auf das Christentum tief innerlich geradezu empörten; daß er dagegen sich auflehnt, die Evangelien peinlicher zu kritisieren als Livius, Dionysius, Polybius, Tacitus, und gegen die Mißhandlung von Schrift und Vernunft von heiligem Unwillen erfüllt wird; daß er sich mit gutem Rechte rühmt, mehr als eine Kleinigkeit geschrieben zu haben, in welcher nicht allein die christliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern im besten Lichte gezeigt, sondern auch die lutherische Religion insbesondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge verteidigt habe; daß er fest an eine weise und liebende Erziehung der Menschheit durch die Gottheit glaubt und das Christentum als die höchste Stufe, wie als das herrlichste Mittel derselben betrachtet — das alles sollte trotz Antigötze und Nathan nicht vergessen werden,

und man würde dann über ihn anders urteilen, als man gewöhnlich thut; man würde von ihm lernen können, die Religion nicht hochmütig und selbstgefällig zu verachten, sondern demütig als das höchste Gut der Menschheit zu verehren.

Wenden wir uns zu Schiller, so ist sein Distichon bekannt, in welchem er „seinen Glauben" offenbart: „Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst. — Und warum keine? — Aus Religion." Es hat nicht an denen gefehlt, welche gegen ihn den Vorwurf nicht bloß der Unchristlichkeit, sondern der Religionslosigkeit erhoben haben, und welche aus Gedichten, wie die „Götter Griechenlands" u. a. glauben schließen zu können, daß er mit seinem ganzen Dichten und Denken ein Heide gewesen. Die einen nehmen daraus Ursache, ihn zu verdammen; die andern gestehen es mit tiefem Bedauern zu; die dritten weisen darauf hin, um ihn mit Stolz als einen der Ihren zu reklamieren — einen Propheten des Unglaubens, der konsequent mit allem religiösen Wahn gebrochen hat! (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die Oekumenische Konferenz der Methodisten hat in Washington, D. C., vom 7—20 Oktober stattgefunden. Neunundzwanzig verschiedene Kirchengemeinschaften aus allen Teilen der Erde hatten ihre Abgeordneten gesandt. Die Zahl derselben betrug 481. Das Programm war ein ungemein umfangreiches. Zwei bis drei Sitzungen fanden täglich statt. In jeder derselben wurde ein Referat verlesen, an das sich dann noch zwei oder drei Ansprachen anschlossen. Die Unionsideen, welche bei manchen Anlässen mit großem Beifall aufgenommen wurden, sind aber Ideen geblieben; nur drei Zweige des Methodismus erklärten sich für eine organische Union. Da dieselben aber aus Afrikanern bestehen, so ist an einen durchschlagenden Einfluß dieser Anträge nicht zu denken. Die Zersplitterung, welche der Methodismus mit den andern Zweigen des Protestantismus gemein hat, kommt namentlich bei den Missionsbestrebungen desselben unter Heiden und Christen in widerwärtiger Weise zum Vorschein, so daß sogar einer der Redner den Ausspruch that: „Wenn eine Methodistenkirche in einem kleinen Ort eine Gemeinde gegründet hat und eine andere Methodistenkirche sich daselbst einzunisten versucht, so braucht der Teufel in persona diesen Ort nicht zu besuchen."

In Bezug auf das Verhältnis zur heiligen Schrift traten zwei verschiedene Ansichten zu Tage. Die eine, welche sich gegen die „Kritik" nicht verschließt, und die andere, welche sich unbedingt dagegen wehrt. Bei der bisherigen geschichtlichen Entwicklung des Methodismus ist aber schwerlich ein so langwieriger und erbitterter Kampf auf diesem Gebiet zu befürchten, wie es z. B. in den Theologenschulen Deutschlands der Fall ist.

Auf alle Fälle aber haben die Leiter dieser Konferenz es verstanden, die Sache imposant zu gestalten und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Sogar der Präsident der Vereinigten Staaten und verschiedene Glieder seines Kabinets fanden sich am 17. Okt. in der Versammlung ein und derselbe hielt eine Ansprache, von der der Apologete sagt: „Die Rede machte einen höchst günstigen Eindruck und wird sicherlich dazu beitragen, sowohl das Ansehen des Präsidenten, wie die Bedeutung der Konzerenz zu erhöhen.

Der Zeitungsstreit, welcher mit den Wirren der evangelischen Gemeinschaft verbunden ist, wird im Augenblick etwas weniger energisch geführt, weil die beiden Generalkonferenzen in Indianapolis und in Philadelphia tagen. Die Laienkonvention, welche in Philadelphia zusammentrat, machte der in Indianapolis versammelten Laienkonvention den Vorschlag, die Sache einem Schiedsgericht zu unterbreiten. Derselbe wurde mit der schon früher gebrauchten Begründung abgewiesen, daß eine solche Lösung der Streitfragen nicht mit der Disciplin der Kirche übereinstimme. (Ob die Fortfüh-

rung des Streites wohl von der Disciplin der evangelischen Gemeinschaft gefordert wird?) Ehe anderweitige Schritte gethan werden konnten, hatte sich die Laienkonvention in Indianapolis vertagt. Namentlich will Escher von keinem Ausgleich mit der Minoritätspartei etwas wissen, „weil das,“ wie er sagt, „Verrat wäre gegen das ewige Recht, gegen die Wahrheit und Gott.“ So schlimm wird es wohl nun nicht sein, sintemal Bischof Escher weder der Inhaber ewiger Rechte, noch der alleinige Interpret der Wahrheit, noch der vicarius dei auf Erden ist.

Beide Konferenzen haben Bischöfe, Redakteure der Zeitschriften der Evang. Ge- Gemeinschaft und Verwalter des Buchgeschäfts gewählt. Die Escherkonferenz hat freilich alle diese Dinge in Besitz und die Minoritätskonferenz wird sich mit Hilfe der Gerichte in den Besitz des Ganzen zu setzen suchen. Bis diese Prozesse alle Instanzen bei Gericht durchlaufen haben, werden sicher einige Jahre vergehen, wenn man nicht vorher zu Verstand kommt und sich friedlich miteinander abfindet.

Dr. Briggs soll nun von dem New Yorker Presbyterium in Anklagezustand versetzt werden. Eine Zeitung berichtet darüber unter Hinweis darauf, daß er bereits 17 Jahre Professor am Union-Seminar in New York gewesen ist, und sagt dann sehr bezeichnend: „Langsam bildete sich eine Opposition, die eine regelrechte Anklage gegen ihn erhob. Wer der eigentliche Führer ist, weiß man nicht.“ — Die Verhandlung über die Anklage soll am 4. November stattfinden. Damit wird die Sache wohl anfangen, wann und wie sie endet, ist freilich noch nicht erkennbar, da Dr. Briggs eine starke Partei auf seiner Seite hat. Ist doch selbst der Beschluß, eine Anklage zu erheben, mit der knappen Majorität von zwei Stimmen (64 gegen 62) durchgegangen.

Die Ausstellung des Trierer Rockes hat am 4. Oktober ihr Ende erreicht, trotzdem der Papst dieselbe bis zum 20. Oktober erlaubt hatte. Die Zahl der Pilger soll etwa 1,900,000 betragen haben, gegen 1,100,000 des Jahres 1844 und gegen acht Millionen, auf welche von seiten der Veranstalter des ganzen Schauspieles gerechnet worden sein soll. Wunderheilungen sollen acht geschehen sein, die aber klugerweise noch geheim gehalten werden sollten, bis sie offiziell festgestellt seien. Gewiß eine recht mäßige Anzahl, besonders wenn man bedenkt, daß jeden Tag eine Prozession von Kranken an dem Rock vorbeizog, von denen sicher eine große Anzahl nicht nach der Regel handelten: Hilft's nicht, so schadt's nicht, sondern wirkliche Heilung erwarteten. Der Trierer Rock ist demnach als Heilmittel und als Heilsmittel von sehr zweifelhaftem Wert.

Auch in anderer Beziehung hat man sich mit dem Trierer Rock verrechnet. Zunächst waren es die Bewohner von Trier selbst, welchen die Wallfahrt nicht den gehofften Geldgewinn gebracht hat. Am besten ist in dieser Hinsicht der heilige Vater und die Trierer Domkirche gefahren. Der erstere hat wenigstens für einen Teil dessen, was ihm seine Finanzbeamten „verspekuliert“ haben, Ersatz erhalten, und der „arme reparaturbedürftige“ Trierer Dom kann einige Tausende, vielleicht einige Hunderttausende verwenden, um seinen vorher schon nicht kleinen Grundbesitz zu vermehren.

Hatte man in nicht römischen Kreisen darauf gerechnet, es möchten sich vielleicht unter den „gebildeten Katholiken“ Stimmen gegen den Unfug erheben, so ist auch diese Erwartung getäuscht worden. Ein gut Teil der Gebildeten erscheinen nur deswegen als solche, weil sie nicht sagen, was sie denken. Diese werden natürlich auch in solchem Falle schweigen, und die andern hat man seit 1844 gründlich zum Schweigen gebracht. Leute, welche der päpstlichen Unfehlbarkeit sich unterwerfen, werden sicher auch nicht gegen den Trierer Rock reden. So ist denn diese „geistliche“ Ausstellung gerade so vorüber gegangen wie jede andere; sie gehört einmal mit in den Geschäftsbetrieb der römischen Kirche hinein. Wenn die Ware nur mit der Versicherung ihrer Echtheit an den Mann zu bringen ist, so muß dieselbe als selbstverständliches Mittel zum Zweck dienen, ohne daß man sich dabei allzu große Gewissensbisse macht. Genau so handelt man mit den angeblichen alten Röcken Christi, und wenn man auch nicht so viel verdient hat, als man erwartete; bezahlt hat sich der Handel doch für den Bischof und den Papst.

Deshalb sind auch alle Einwände gegen die Echtheit der Reliquie und die Vorstellungen, welche den Bischöfen gemacht wurden, unbeachtet geblieben. Den letzteren

liegt an der Frage, ob der Rock echt oder unecht sei, ebensoviel, als seiner Zeit den Priestern und Tempelältesten an der Frage lag: Woher war die Taufe Johannis? Das einzige, was sie noch ernst nehmen, sind ihre politischen und pekuniären Bestrebungen.

Eine der besten, aber bei römischen Bischöfen nicht angebrachten Schriften über den heil. Rock ist der offene Brief des altkatholischen Pfarrers Schirmer von Düsseldorf. Derselbe weist im Eingang darauf hin, daß in Trier einst der Sonnenkultus bestanden hat, dessen Fortsetzung der Rockkultus ist. Es wird sodann bemerkt, daß Diepenbrock im Jahre 1845 schrieb, „er hätte die Trierer Wallfahrt lieber unterlassen gesehen; es wäre ein würdigerer, wesentlicherer Anlaß zu solcher Manifestation zu wünschen, als diese Reliquie, deren Echtheit zweifelhaft, wenigstens nie historisch zu erweisen ist. Den Gewinn davon zieht doch nur der Unglaube."

Sodann wird darauf aufmerksam gemacht, wie der Geldgewinn bei diesen Wallfahrten eine wesentliche Rolle spielt, wie „seit anderthalb Jahrtausenden das Bestreben der Klerisei dahin geht, das Vermögen aus dem lebendigen Verkehr in die tote Hand zu bringen. „Lassen sie," heißt es dann weiterhin, „das Geld in der lebendigen Hand des Volkes, es ist da sehr nötig."

Weiterhin wird die Behauptug, daß die Wallfahrten die Sittlichkeit befördern, beleuchtet und zwar durch Citate von Worten anerkannt rechtgläubiger Katholiken. „Nicht das giebt Lob, daß man zu Jerusalem gewesen ist, sondern daß man dort gut gelebt hat" (Hieronymus). „Die viel wallfahrten, werden selten heilig" (Thomas von Kempis). „Nicht zu Rom oder sonst irgendwo, sondern im Herzen suche das Gute. Im Innern entsteht es, im Herzen nur findest du es. Frommen Seelen, die Christum lieben, sind Wallfahrten nicht anzuraten, sondern abzuraten, denn sie bringen den Geist von sich ab, zerstreuen und verderben ihn durch so manche sich darbietende Anlässe. Die Ablaßtaxe bewirkt bei den meisten nur Kühnheit im Sündigen. Wer um des Ablasses willen etwas Gutes thut, was er ohne Ablaß um Gottes willen nicht thun würde, der erreicht weniger, als wenn er es allein um Gottes willen gethan hätte. Unverstand ist es, um gewisser körperlicher Nöten willen das Gelübde einer Wallfahrt zu machen. Gott müssen wir zuerst und in aller Not anrufen, ihm das Gelübde besseren Wandels darbringen. Ein Rest des Heidentums ist die Sitte, für diese oder jene Dinge diesen oder jenen Heiligen anzurufen" (Nikolaus von Cusa). Besonders auffallend ist ein Hirtenbrief des Erzbischofs von Salzburg aus dem Jahre 1782. Dort heißt es:

„Eure Pflicht ist es, zur Abstellung des ärgerlichen Unwesens, welches zur Betrübtheit des aufgeklärten Religionsfreundes bei großem Zulaufe des durch Ablaßverkündigungen zusammengelockten Volkes so häufig vorkommt, dasselbe rein und ohne alle Nebenabsichten darüber zu belehren, wenn die weit Entfernten ganze, oft mehrere Tage dahin schlendern, die zu Berufs- und Nahrungsgeschäften unentbehrliche und kostbare Zeit zum Nachteile ihres Hauswesens und ihrer Angehörigen, ihrer Dienstherrschaften und des Gemeinwesens verschwenden, des Nachts in vermischten Haufen beiderlei Geschlechtes, entweder auf einer Streu beisammen liegen, oder in Winkel sich verkriechen; wenn sie darauf den Beichtstuhl im Gedränge eher bestürmen, als reumütig suchen; wenn sie sich die erforderliche Ruhe des Geistes und Gewissens unmöglich machen, unter so viel Zerstreuungen ihre Ablaßgebete dahersagen; nun aber, um sich einen guten Tag anzuthun, den Zechhäusern zueilen, sich da, leider häufig, berauschen, auf den Straßen durch Schreien und Lärmen Skandal geben, und dann nach Hause kommen und des eingebrachten Ablasses noch lange sich rühmen." So der Hirtenbrief.

„Besser wäre es, wenn die Wallfahrten nie entstanden wären!" (Sailer.)

Schließlich appelliert der Verfasser des Schriftstückes an etwas, was bei Bischof Korum sicher nicht vorhanden ist, an den deutschen Patriotismus der römischen Bischöfe, der dieselben abhalten sollte, dem deutschen Volke römisches Heidentum statt Christentum einzupflanzen.

Geholfen hat der offene Brief natürlich nichts, denn solchen Gründen darf ein römischer Bischof überhaupt nicht zugänglich sein, am allerwenigsten, wenn sie von einem Altkatholiken geltend gemacht werden.

Der Evang. Bund hat seine diesjährige Generalversammlung (die fünfte) in Kassel abgehalten. Unter den Gästen befand sich auch der Generalvikar der Altkatholiken, Dr. Weber, aus Bonn. Zunächst handelte es sich um Mittel der Ausdehnung des evang. Bundes. Dazu sollen Parochialvereine dienen. Allgemeines Interesse hatte der Vortrag von Dr. Haupt über das Thema: Wie hat sich protestantische Charakterfestigkeit gerade in unseren Tagen zu bewähren? Die Antwort war eine dreifache. 1) Selbständigkeit des Urteilens und Handelns. Man solle nicht einzelne Vorkämpfer allein kämpfen lassen. Jeder von uns soll sich verantwortlich fühlen für das Ganze, soll jedes Unrecht, das unserer Kirche geschieht, empfinden und dagegen Protest erheben, nicht mit kühlem Achselzucken die Dinge gehen lassen. 2) Mehr Glaube an die Macht der evangelischen Wahrheit! Keine Anleihen beim Romanismus! Die straffe Organisation, der äußere Glanz, die reichen Mittel, die Einheit der Lehre, wie sie drüben besteht, soll uns nicht erstrebenswert scheinen, wenigstens soll man nicht das Gedeihen unserer Kirche davon abhängig machen. Das alles hat die Kirche der ersten Zeit nicht gehabt, wohl aber Glauben an die Macht des Evangeliums. Der natürliche Mensch rechnet nur mit sichtbaren Potenzen, aber hüten wir uns vor diesem römischen Sauerteig! 3) Gegenüber scheinbaren Mißerfolgen verfalle man nicht dem Pessimismus, welcher, wenn auch begreiflich, doch eine Verleugnung der Grundlage unserer Kirche ist. Der Glaube, der auf das Unsichtbare sieht, ist das charakteristische Merkmal des Protestantismus. Im Reiche Gottes sind die Niederlagen geradezu der Weg zum Siege. So gilt es auch heute, gegenüber allem scheinbaren Niedergang unserer Kirche die freudige Siegeszuversicht zu bewahren. Die Zeichen der Zeit weisen auf Sturm. In der größten Not wird die jetzt verkannte evangelische Kirche sich als Anker und Stab bewähren. Mit unserer Macht ist nichts gethan, aber eine feste Burg ist unser Gott. Zion — halte aus?

In Beziehung auf das kirchliche Leben suchte man das Bewußtsein der Pflicht, sich am kirchlichen Leben aktiv zu beteiligen, zu wecken, und in Beziehung auf das konfessionelle Verhalten wurde davon abgemahnt, den römischen Ansprüchen irgendwelche Huldigungen entgegenzubringen.

In betreff des Jugendunterrichtes wurde namentlich auf die Bedeutung der Reformationsgeschichte und ihren Zusammenhang mit der allgemeinen politischen und nationalen Entwicklung hingewiesen

Gegen die Zulassung der Redemptoristen, welche, in Bayern wenigstens, an Stelle der Jesuiten, die noch nicht zurückkehren dürfen, treten sollen, wurde protestiert. Daß endlich auch die Trierer Ausstellung beleuchtet wurde, ist eigentlich selbstverständlich. Dieselbe ist ja, wie das päpstliche Schreiben an Bischof Korum deutlich merken läßt, zur Feier des im Kulturkampfe errungenen Erfolges veranstaltet worden und kann darum wohl als ein der evangelischen Bevölkerung Deutschlands gegebenes Ärgernis bezeichnet werden.

Bemerkenswert ist, daß das Mißtrauen, das dem evangelischen Bund von manchen Seiten entgegen gebracht wurde, im Schwinden begriffen ist. So äußert sich z. B. anläßlich des Berichtes über die diesjährige Generalversammlung die Deutsche Evang. Kirchenzeitung in folgenden Worten; „Die Erkenntnis, daß eine Besserung unserer religiös-sozialen Zustände nur durch ein Zusammenwirken aller Wohlgesinnten herbeigeführt werden kann, bricht sich immer mehr Bahn. Wie auf dem evangelisch-sozialen Kongreß sich zu diesem Zwecke alle wohlmeinenden Richtungen die Hand gereicht haben, so ist auch auf dem Gebiete des Evangelischen Bundes ein ähnlicher Zusammenschluß erfolgt. Es ist dies eine höchst erfreuliche Erscheinung, denn wir sind überzeugt, daß der Evangelische Bund, welcher sich die Aufgabe stellt, den religiösen Sinn des Volkes zu stärken und der Gleichgültigkeit, die den höchsten Lebensinteressen gegenüber weit verbreitet ist, zu wehren, so imstande sein wird, mit allen Schichten des evangelischen Volkes in Fühlung zu treten und überall Segen auszustreuen."

Im Osten von Deutschland hat sowohl die Generalkonferenz der deutschen Katholiken, wie die Generalversammlung des Gustav-Adolf-Vereins stattgefunden; diese in Görlitz, jene in Danzig. Während die Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins we-

sentlich denselben Charakter trug wie früher, so war die Katholikenversammlung dadurch bemerkenswert, daß Windthorst fehlte, und daß gegenüber den deutschfeindlichen Äußerungen des Organs der Kurie die patriotische Gesinnung, welche den Katholikentag beseele, in einer Weise betont wurde, wie es unter Windthorst wohl nicht geschehen wäre. Im übrigen hielt man sich an das stehende Programm: soziale Frage, Schulfrage, Papstfrage. Betreff der letzteren wurde der Wunsch ausgesprochen, „es möge die unnatürliche und unerträgliche Lage, worin der heil. Stuhl sich gegenwärtig befinde, zum Gegenstand der Beratungen eines internationalen katholischen Kongresses gemacht werden."

Eine schlaue Weise, den Namen „evangelisch" in Mißkredit zu bringen, wendet ein amerikanischer Mitarbeiter der Allg. Evang. Luth. Kirchenztg. an. Er bringt nämlich in einer Arbeit über die geistliche Versorgung der deutschen Einwanderung folgenden Abschnitt: „Aber es giebt auch noch eine ganze Anzahl frei und alleinstehender Pastoren und Gemeinden, die sich keiner Synode anschließen wollen. Nicht wenige, um nicht zu sagen die meisten derselben, wollen sich eben keiner Aufsicht und Ordnung unterwerfen, so lax auch die Zügel hier nur gehandhabt werden können. Die s. g. „wilden" Gemeinden sind denn aus liberaleren Elementen zusammengesetzt, die zwar eine Art kirchlicher Verbindung aufrecht zu erhalten wünschen, aber sonst mit Bekenntnis, Buße, Glauben, Evangelium und ernster Anwendung des Christentums auf das praktische Leben nicht geplagt sein wollen. Man läßt durch den Geistlichen kopulieren, taufen, konfirmieren und begraben, auch Sonntagschule und Kirche halten für Kinder, Frauen und Greise; damit ist aber auch alle Gerechtigkeit mehr als erfüllt. Solche Gemeinden zeichnen sich meist schon durch ihren Namen aus. Mann nennt sich natürlich „evangelisch." Das arme, unverstandene und mißhandelte Beiwort muß als Aushängeschild und Lockspeise dienen, zumal auch für die harmlosen Einwanderer, welche von der Staatskirche her noch nicht so gerüstet sind, die mannigfaltigen Geister hierzulande zu prüfen, und leicht die falsche Überschrift für bare Münze nehmen. Sonst aber nennt man sich auch mit Vorliebe „protestantisch," allerdings in unbewußter, aber bezeichnender Selbstironie, da man gegen Gottes heiliges Wort und Ordnung protestiert; oder wohl gar noch volltönender „evangelisch-protestantisch." Derartige Gemeinden sind nicht sehr difficil bei Berufung eines Predigers; wenn er nur sonst mundfertig, nett und umgänglich ist, so kommt es auf Bekenntnis, Lehrstellung, Antecedentien 2c. nicht so besonders an. Hauptsache ist, daß sich sein „Engagement" nicht zu teuer stellt. Er wird möglichst billig aufs Jahr "gemietet" und sein „Lohn" dann von Jahr zu Jahr aufs neue fixiert, je nachdem man mit ihm zufrieden ist. Es läßt sich denken, was für Leute einen solchen Ruf annehmen; es mangelt aber nicht an solchen, die es thun. Mehr und mehr jedoch gehören solche Zustände zu den Ausnahmen, und derartige Gemeinden und Pastoren nehmen schließlich, und zwar nicht nur beim kirchlichen Publikum, wenig beneidenswerte Sonderstellungen ein."

Da in dem ganzen Artikel mit keiner Silbe erwähnt wird, daß es auch eine evangelische Synode giebt, so bekommt der Leser den Eindruck, als seien alle evangelischen Gemeinden und Pastoren zu den „wilden" zu rechnen. Besser kann man es wohl nicht machen; „evangelisch" ist das aber sicherlich nicht, vielleicht, nach der Anschauung des Schreibers, lutherisch. Luther selbst würde es wohl anders genannt haben.

Aus den Ostseeprovinzen wird von einem Laien geschrieben: Die Bäume in Wald und Gärten haben ihr grünes Laub behalten, obgleich es Herbst ist, und die Stürme und der viele Regen auf sie herabgefallen und geschüttelt hat. An dem Lebensbaum unserer teuren Kirche rütteln und schütteln andere Stürme; man legt die verderbliche Axt an seinen Stamm und untergräbt seine Wurzeln, und wenn auch ein Ast nach dem andern abgehauen wird, er steht doch noch und treibt neue, junge, frische Zweige, neues Leben, neue Kräfte, aus dem Lebensquell, aus der Liebe unseres Gottes und seines Wortes. Wir sind in unseren treuen Pastoren reich gesegnet, treue Diener Gottes und Zeugen seines teuren Evangeliums. Obgleich von dem Gouverneur angestellte besoldete Spione sonntäglich in unseren Kirchen lauern und horchen, ob sie nicht in der Predigt

Anlaß zu Klagen, Verklagen und Verdächtigungen finden: unsere Prediger reden mit Furchtlosigkeit, unerschrocken zu ihrer Gemeinde, sie warnend vor falscher Lehre und zur Treue an ihrem Bekenntnis sie ermahnend. Jüngst hörte ich eine Bibelstunde über Ps. 44; der Pastor nannte offen und frei die Bedrückungen, die Drangsale unserer Kirche; die Gemeinde war aufgeregt, bange, ja wir zitterten alle; der allmächtige Gott wolle ihn schützen, seine Sache ist es. In Livland sind viele unbesetzte Pfarreien, ein Jammer; beten Sie für uns, für unsere Kirche; wir sind eines Glaubens, eines Bekenntnisses. In dem schönen Liede: „Betgemeinde heil'ge dich," heißt es im dritten Verse: „Kann ein einiges Gebet einer gläub'gen Seele, wenn's zum Herzen Gottes geht, seines Zwecks nicht fehlen: was wird's thun, wenn sie nun alle vor ihn treten und zusammen beten."

Palästina wird fortgesetzt von Juden überflutet. Jedes Lloydschiff führt 200 bis 300 Juden mit sich. Nun ist es zwar den Barkenführern in Kaifa verboten, Juden ans Land zu führen. Diese suchen aber einfach andere Häfen auf und wandern zu Fuß ein. Die türkische Regierung hat nun, um dem Strom zu wehren, verfügt, daß alle seit 1885 nach Palästina eingewanderten Juden ausgewiesen werden, selbst wenn sie inzwischen türkische Unterthanen geworden sind; inländische Juden, die sich seit jenem Zeitpunkt an einem andern Orte niedergelassen haben, als wo sie eingeschrieben sind sollen an ihren Wohnort zurückgebracht werden. Eine weitere Verordnung verbietet den Beamten, irgendwelche Liegenschaften auf Juden einzuschreiben. Aus zwei von Juden angekauften Dörfern sollen sie wieder entfernt werden.

Ueber den Ursprung der Marienerscheinungen in Lourdes werden in den „Deutsch-Evang. Blättern" Dinge mitgeteilt, die in das Gebiet des Pikanten hineinreichen. Univ.-Bibliothekar Dr. Geiger in Tübingen bringt für die in französischen vornehmen Kreisen vielfach verbreitete Ansicht, daß das Rendezvous einer Dame mit einem Offizier in der Höhle, die beim Nahen von Schritten sich mit gespreiztem Kleide vor ihn stellte, um ihn zu verbergen, den Anlaß zu dem ganzen Handel gegeben habe, einen beachtenswerten Belastungszeugen bei, nämlich einen der ultramontanen Geschichtsschreiber von Lourdes, G. B. de Lagreze, der in seiner „Geschichte von Lourdes" (4 Auflage, S. 281) des Gerüchtes als eines „albernen" Erwähnung thut, aber auch zugesteht, daß es „eine ganz bekannte Dame war, deren Namen man offen nannte." Freilich, schließt Lagreze, diese Dame sei viel zu bekannt in Lourdes, als daß sie von der Bernadette, der kleinen Seherin, nicht hätte erkannt werden sollen. Nun aber steht fest, daß die Bernadette ihre Jugend nicht im Elternhause verlebt hatte, sondern erst kurz vor den „Erscheinungen" zurückgekehrt war, mithin sehr wohl die bekannte Dame nicht gekannt haben mag, nicht zu gedenken der erregbaren Phantasie, welche sich im Dunkel der Grotte leicht irreführen ließ. Thatsache ist, daß man in Lourdes unmittelbar nach den „Erscheinungen" allgemein jene stadtbekannte Dame als unfreiwillige Urheberin nannte. Es wäre bei solcher Sachlage auch die lange Zeit sehr ablehnende Haltung der Geistlichkeit gegen die Anerkennung der wunderbaren Erscheinungen erklärt. Denn in der That: eine stadtbekannte „Dame" von äußerst zweifelhaftem Rufe, als welche jene bezeichnet wird, für die „Immakulata" gehalten — eine schneidendere Ironie kann es nicht geben.

In kirchlichen Kreisen Ungarns erregt die mit päpstlicher Erlaubnis erfolgte Wiederaufnahme eines vor 15 Jahren konvertierten röm.-katholischen Pfarrers unter die Priester der Diöcese Gran nicht geringes Aufsehen. Der Betreffende trat im Jahre 1876 aus dem Verbande der römisch-katholischen Geistlichkeit, wurde lutherisch, heiratete und gründete eine Familie; 15 Jahre lebte er mit seiner Gattin und hat einen zwölfjährigen Sohn. Nun verläßt er seine Familie, kehrt in den Schoß der römisch-katholischen Kirche zurück und wird binnen kurzem wieder Priester sein. Die päpstliche Dispensation ist in Gran bereits eingetroffen. In dieser spricht der Papst seinen lieben bekehrten Sohn Michael J. Z. von seinen Sünden los und setzt ihn in seine früheren Rechte ein. Dieser legt demnächst das Glaubensbekenntnis, die Abschwörung der Häresie ab, hält die vorgeschriebene Buße, und nach einiger Zeit wird er wieder Messe lesen.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

19. Jahrg. Dezember 1891. Nro. 12.

Der Federkrieg zwischen Katholiken und Protestanten vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges.

Von Dr. R. Weitbrecht.

(Aus den Deutsch-Evangelischen Blättern.)

(Schluß.)

In unserer jetzigen Zeit allerdings könnte man verlangen, daß beide Teile das, was dem andern heilig ist, wenn es der Sache nach auch noch so scharf angegriffen wird, doch in schonenter Form angreifen. Es mag in diesem Stück auch auf unserer Seite vereinzelt gefehlt werden; bei den Ultramontanen wird auf der ganzen Linie aufs schnödeste gesündigt. Was ein Honef am Ende des 19. Jahrhunderts über Luthers Tod geschrieben hat, ist verhältnismäßig viel roher und unwürdiger, als was Fischart am Ende des 16. irgendwo gegen die römische Kirche vorgebracht hat. Und auch die „wissenschaftliche" Polemik der Ultramontanen ist nicht besser. Das soll eine kleine Blütenlese aus den Werken eines hochgestellten katholischen Geistlichen, eines „wissenschaftlichen" Polemikers, des Passauer Domkapitulars Röhm beweisen, — man mag danach den Abstand bemessen zwischen der katholischen Polemik und der evangelischen eines Hase, Tschakert u. A.

Die evangelischen Pfarrer sind „dumme Prädikanten," „dümmste," auch „allerdümmste Prädikanten"; „Diener am Wort sind ja zum Denken unfähig"; „ernstes Studium ist ihnen im Grund der Seele verhaßt"; sie sind "rohe" und „roheste" Leute, „belügen und betrügen das arme Volk in der gemeinsten Weise," sie setzen dem Volke am Tage des Herrn „zur Erbarmung dumme Lügen" vor. Im Konfirmandenunterricht werden die Kinder fähig gemacht, das allerdümmste Zeug ruhig hinzunehmen, ja Kinder werden „zur lutherischen Narrheit konfirmiert!" Neander macht sich roher Entstellung der Wahrheit schuldig, Martensen hat albernes Zeug geschrieben, in Kapffs Kommunionbuch steht Unsinn und Blödsinn. Tschackert schrieb entsetzlich dumme Sätze. Zöckler könnte das Schreiben dem dümmsten und rohesten Prädikanten überlassen. Frau macht entsetzlich dumme Bemerkungen, Kübel schreibt unverständiges Gerede und unsinniges Zeug. Luthers Lehren natürlich sind dumm, blödsinnig und närrisch, ja entsetzlich roh und gemein; er ist ein gemeiner Betrüger und hat in der dümmsten und niederträchtigsten Weise gelo-

gen; dazu war Luther ein elender Feigling und besaß eine an Lächerlichkeit grenzende Besorgnis um sein Leben. Melanchthon machte sich der dümmsten und blödsinnigsten Lügen schuldig, die er entweder aus rasender Dummheit oder bodenloser Schlechtigkeit niederschrieb u. s. w.*).

Ich glaube, es ist unnötig, noch weitere Beweise dafür zu geben, wie nahe das Passau des 19. Jahrhunderts dem Ingolstadt des 16. liegt. Selbst Janssen kann den Konrad Vetter nicht weißwaschen und sucht bei ihm wie bei andern alles auf das schlechte Beispiel der bösen protestantischen „Prädikanten" zurückzuführen. Was dieser Domkapitular heut schreibt, ist dem, was jener Konrad Vetter gesündigt hat, mindestens gleich — bei welchen protestantischen Prädikanten hat aber Röhm sein Schimpfen gelernt? Ich fürchte, fürchte sehr, er ist beim Wiener „Hanswurst" in die Schule gegangen. Jedenfalls ist er nahe daran, ihn zu erreicheu — Röhm und Brunner, par nobile fratrum!

Wir können auf eine nähere Darstellung der beiden Fischartschen Satiren hier nicht eingehen. Es sei nur kurz angedeutet, welchen Inhalt sie haben: Das Jesuitenhütlein ist durchaus nicht eine „ziemlich frostige Allegorie" (wie Gödeke sagt), sondern voll echt poetischen Lebens: wie da der Teufel, um seine Herrschaft wieder zu befestigen, die er durch Christum verloren hat, die verschiedenen Mützen für Mönche, Bischöfe und Päpste fertigt, und als diese nicht auszureichen schienen, zuletzt den vierhörnigen Jesuitenhut — das wird zwar mit Derbheit und großer Bitterkeit, aber äußerst lebendig vor unseren Augen vorübergeführt. Auf Einzelnheiten einzugehen, hatte Fischart keinen Grund — das leichte Gerüst der Satire hätte das auch nicht ertragen, — es genügte ihm, wenn die Leute seinen Schlußversen über die Jesuiten beistimmten:

Seht, also habt ihr lieben Leut, den Ursprung alles Übels heut.
Und wer ein solches nicht glauben will, der wird's bald fühlen nur zu viel.

Anders steht es mit dem Prosawerk, der „Bienenkorb." Hier werden die römischen Lehren und Einrichtungen der Reihe nach vorgenommen und zwar stets mit der äußerst wirksamen Einkleidung, daß ihr Recht von einem Katholiken gegen die bösen Ketzer vertheidigt und aus der Bibel bewiesen wird.

Nie ist die jämmerliche Schriftverdrehung der katholischen Kirche, nie sind die gequälten Versuche der katholischen Wissenschaft, was aus der Bibel nicht herausgelesen werden kann, in dieselbe hineinzulesen, mit siegreicherem Spott und vernichtenderer Beweisführung zurückgewiesen worden, als hier. Daß Fischart sich hiebei wörtlich an die größten Lehrer der Kirche und ihre Aussprüche hält, macht die Sache noch eindrucksvoller. So führt er in dem 10. Kapitel des anderen Stückes „Beweisung der sieben römischen Weihen oder die römischen Meßbienen und Klosterhummeln aus den Blumen der heiligen

*) Das Nähere über diesen edlen Kämpen lese man in der eben ihm gewordenen vortrefflichen Abfertigung: Offenes Sendschreiben eines „dummen Prädikanten" u. s. w. Leipzig, Buchh. d. ev. Bundes 1891.

Schrift und den Exempeln Christi," wo er nach Janssen die sieben Weihen „beschimpft," einfach die haarsträubenden Bibel-Auslegungen des W. Durandus in Rationale divinorum officiorum und des Petrus Lombardus in den Sentenzen an. Im anderen Stück, 3. Kapitel: „Beweisung, daß der Name und die Zeremonie der Meß aus der Schrift gefischet seien," schreibt er, um wenigstens ein kurzes Beispiel seiner Art zu geben, wie folgt:

„So viel dann den Namen der Meß betrifft, hat derselbige zweifelsohne auch sein Fundament aus der Schrift. Wiewohl sie in den Meinungen zusammenstimmen, als wenn zum Wetter läutet. Denn es ist nicht sehr lang, daß etliche namhafte Doktores in der sorbonnischen Schul zu Paris beschlossen haben, aus demjenigen so zu Ende der Briefe Pauli allezeit stehet, von wannen der Brief gesandt ist, welches zu Latein lautet Missa est daß Paulus damit anzeige, wo man des Sonntags Meß soll hören. Heißt das nicht wohl einkehrt? Sankt Julian bestell uns die Herberg! Zu diesem kam noch ein anderer Magister noster, welche sagte, daß dort bei dem Evangelisten Johanne der Apostel ein Meßbuch gehabt, und von der Meß geredet habe, als er zu Petro seinem Bruder sprach, daß er den verheißenen Messiam oder den Gesalbten, Christum, gefunden habe. Und das lautet in gemeinen lateinischer Übersetzung also: Invenimus Messiam quod dicitur Christus. Dies legt der sorbonnische Rabbi also aus: Wir haben die Meß gefunden, die Christus gethan hat. Heißt das nicht wohl genießt? Gott helf euch! Wer darf nunmehr sagen, daß die Meß nicht in der Schrift gegründet stande! Aber dieweil die Ketzer sogar nasweis sein wollen und alle Sprachen verstehen und sie spottweis sagen möchten, daß Messias kein Meß, sondern Messiam, das ist der Gesalbte bedeute, so bringet Petrus Lombardus, der Sententienschreiber, noch eine andere Meinung auf die Bahn, daß nämlich dieser Name Messia so viel heiße als Sendung, dieweil alle Gäng ein Engel am Himmel gesandt wird, den Leib des Herrn zu konsekrieren, von welchem es der Pfaff empfange und alsdann seinem konsekrierten Gott fortan nach Himmel schickt, wenn er diese Worte in der Meß spricht: Omnipotens Deus, jube haec perferri per manus sancti angeli tui, in sublime altare tuum u. s. w."

Als eine Satire auf den Jesuitenorden werden vielfach auch die berühmten Monita secreta aufgefaßt. Krebs nennt sie die bedeutendste Satire gegen den Jesuitenorden, wenn sie nämlich eine Satire sind; läßt aber die Frage offen, ob sie es sind. Einfluß auf ihre Zeit hat diese Satire jedenfalls so gut wie nicht gehabt, noch weniger wie es scheint als Fischarts Jesuitenhütlein. Insofern könnte es auch keine bedeutende Satire sein; denn gerade bei den Satiren ist ein Maßstab ihrer Bedeutung, in wie weit sie auf ihre Zeit wirkten. Scheinen sie uns auch noch so bedeutend, verpufften sie aber ohne Wirkung auf ihre Zeit, so haben sie ihren Zweck verfehlt.

Von den Monita secreta wäre es überdem noch nachzuweisen, daß sie eine Satire sind. Ich kann natürlich hier nicht in diesen Streit eintreten und will nur mit wenigen Worten die Sache skizzieren; denn die Monita

secreta werfen ihre Schatten auch in unsere Zeit herein. Ein neuer Herausgeber derselben (H. J. Gräber) erklärt sie entschieden für echt; auch in diesen Blättern sind sie von einem Mitarbeiter als echt behandelt worden, worüber der Jesuit Hoensbroech (a. a. O. S. 33) ein großes Geschrei erhebt, auch die Flugschrift des sächs. Landesvereins des Ev. Bundes Nr. 5: Sollen sie wiederkommen? benutzt sie. Nun glaube ich allerdings, daß wir gut thun, unseren Gegnern durch Benutzung dieser Monita keine Waffe in die Hand zu geben, auch die nicht, welche Hoensbroech schwingt: über die Monita verhältnismäßig viel zu reden, um dann wohl aus Raummangel die Moral der Jesuiten desto kürzer abmachen zu können. Man hat es ja in der That nicht nötig, bei Aufzeigung der jesuitischen Moral und der ihr entsprechenden Praxis sich auf ein Buch zu berufen, dessen Echtheit mindestens zweifelhaft ist. Es wird sich von dieser Monita weder erweisen lassen, daß sie echt sind, noch daß sie Satire sind *). Letzteres glaube ich nicht. Eine entfernte Ähnlichkeit hat ja auch die Art des Bienenkorbes, indem er die römischen Argumente möglichst plump, wenn auch im ganzen richtig, angeblich von einem Ketzerfeind in der Form des Wir oder „unsere heilige Kirche" vortragen läßt. Dies wäre hier auch anzunehmen, wenn es sich um eine Satire handeln würde: es wäre eine möglichst plumpe Zusammenstellung und teilweise Verallgemeinerung jesuitischer Grundsätze, die als Instruktion für Ordensglieder einem Jesuitenoberen in den Mund gelegt werden. Allein die Satire wäre für jene Zeit viel zu fein, viel zu wenig gepfeffert, so daß der Verfasser sich keinerlei Wirkung davon hätte versprechen können. Die Satire hat in ihrer ganzen Art und Haltung so gut wie nichts gemein mit den mir sonst bekannten Satiren aus jener Zeit. Daraus, daß die Monita keine Satire sind, folgt aber natürlich noch nicht, daß sie echt sind. Ich beschränke mich hier indessen darauf, auf den Widerspruch hinzuweisen, der zwischen der Angabe Hoensbroechs (S. 32) besteht, wonach bei Aufhebung des Ordens in allen seinen Häusern „auch nicht der geringste Hinweis, nicht die versteckteste Andeutung auf die Monita secreta" gefunden wurde, während Charles Souvestre, der Herausgeber der Monita 1880, folgendes berichtet †): „Der Text, welchen wir hier veröffentlichen, ist nicht nur mit der lateinischen Handschrift verglichen, welche aus der Nachlassenschaft des Paters Brothier, des letzten

*) Dies gegen Janssen V 532 und Hoensbroech, die beide mit Berufung auf Huber (Jesuitenorden 1873) sie für eine Satire erklären. Der sonst natürlich nicht als Autorität geltende „Mann voll bitterer Abneigung gegen die Gesellschaft Jesu" ist also hier, wie der Protestant Gieseler und der bei Hoensbroech (S. 28) gesperrt gedruckte, demnach für diesen Fall als besonders bedeutsam anerkannten Döllinger eine Autorität — das ist ja immer die Praxis gegenüber Protestanten und „Akatholiken." Das Urteil Hubers in seiner späteren Untersuchung (1883) lautet aber doch nicht so bestimmt, wenn er die Monita für die Arbeit eines Exjesuiten hält, der einzelne Mißbräuche und Vorkommnisse — also doch Vorkommnisse — verallgemeinert, um den Orden dadurch moralisch zu vernichten (s. Krebs a. a. O. S. 73 und 200). Auch ein Kenner und unparteiischer Beurteiler wie Reusch erklärt die Monita für unecht und für eine Satire des 1611 aus dem Jesuitenorden entlassenen Hieronymus Zaorowsky.

†) Gräber: Die geheimen Vorschriften u. s. w. Barmen o. J. S. 11.

Bibliothekars der Jesuiten von Paris vor der Revolution, herrührt, sondern er stimmt auch genau überein mit der Ausgabe von Paderborn von 1661 und endlich auch mit der vollkommen authentischen Handschrift, welche sich in den Archiven des Königreichs Belgien findet, im Justizpalast zu Brüssel. Als die Jesuiten 1773 unterdrückt wurden, besaß dieser Orden in den Niederlanden außer verschiedenen wichtigen Besitzungen eine Lehranstalt in Roermonde, einer Stadt in der holländischen Provinz Limburg. Es wurde von der Regierung damals eine Kommission errichtet, um bei der Liquidation die Güter der Gesellschaft zu bewachen. Der Rat Juytgers wurde besonders zu Roermonde angestellt, um das Inventarium aufzunehmen. Aber da man Argwohn hatte, daß man aus Gefälligkeit gegen die ehrwürdigen Väter gewisse Stücke zu verheimlichen suchen würde, empfing er von der Kommission den förmlichen Befehl, unmittelbar und ohne Ausnahme alle Papiere zu expedieren. Man fand unter diesen das Manuskript der geheimen Instruktionen."

Ich bin natürlich hier nicht imstande, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der beiderseitigen Angaben zu prüfen; wir werden diese Prüfung ja von Janssen zu erwarten haben, der verspricht, in einem späteren Bande auf die Monita zurückzukommen. Hier nur noch die geschichtliche Notiz, daß die Monita 1612, als „Monita privata Societatis Jesu" in der Diöcese Krakau erschienen und daß sie, nachdem die Nachforschungen nach dem Verfasser zu keinem Ergebnis geführt hatten, von der römischen Inquisition und dem Administrator der Diöcese verdammt wurden. Im Jahre 1618 erschien eine Widerlegung von Gretser; aber erst 1633, als sie der Konvertit Scioppius unter dem Namen Monita secreta in eines seiner Werke aufgenommen hatte, haben sie großes Aufsehen erregt (nach Krebs a. a. O. S. 200 f.). Und heute noch sind die Monita das bekannteste Buch aus jener Zeit und werden viel genannt. Vielleicht wäre es besser, sie würden weniger genannt, und es würden dafür andere, unzweifelhaft echte jesuitische Schriften dem evangelischen und katholischen Volke mehr vor Augen geführt, um ihnen dieselben gründlich zu öffnen.

Noch wäre ein interessantes Gebiet der konfessionellen Polemik zu erwähnen: die Fliegenden Blätter, die in unserem wie im vorgehenden Zeitraum massenweis unter dem Volke verbreitet wurden. Meistens Einblattdrucke: ein Bild, häufig sehr scharf satirisch, darunter oder darum Verse, auch diese oft satirisch und polemisch. Sie gaben dem gemeinen Mann Kunde von dem, was in der Welt vorging, auch von den Kämpfen in der Geisteswelt, und nahmen lebhaft Partei für und wider. Daß es an kräftigen Ausfällen gegen Jesuiten, Calvinisten, Päpste und gegen Luther nicht fehlte, ist selbstverständlich. Merkwürdig ist, daß der Ton der meisten dieser fürs Volk bestimmten Fliegenden Blätter, wenigstens so weit ich sie habe einsehen können*), ein viel anständigerer ist, als in den Streitschriften der Gelehrten und Gebildeten.

*) Ein Band mit 341 solchen Blättern auf der Ulmer Stadtbibliothek. Aus diesem und einem zweiten, seitdem von Ulm nach Straßburg verirrten, veröffentlicht J. Scheible 88 Stücke: „Die Fliegenden Blätter des 16. und 17. Jahrhunderts u. s. w." Stuttgart 1850.

Ich muß mir versagen, näher auf diese sehr interessante Litteratur einzugehen, und will dieses ganze unerquickliche, aber jedenfalls nicht uninteressante Kapitel von der konfessionellen Polemik schließen mit einem solchen Flugblatt, das fast wehmütig zu lesen nnd zu sehen ist. Es stammt aus dem Schlusse unseres Zeitraumes (1619), als schon die Waffen zu entscheiden begannen, ohne daß freilich ihr Geräusch den Lärm der Polemik zum Verstummen gebracht hätte. Auf dem Bilde sieht man links Luther, Papst und Calvin sich mit einander raufen, rechts kniet die Einfalt in Gestalt eines Hirten unter seinen Schafen im Gebet, und darunter steht: Der Herr ist mein Hirte mir wird nichts mangeln. Ps. 23. Das Lied selbst ist betitelt: Geistlicher Raufhandel; die liebe, fromme Einfalt, durch einen armen Schafhirten vorgebildet, sagt und klagt:

> Ach, Herr Gott, ein elends Wesen, wir können weder schreiben noch lesen,
> Sein ungelehrt, einfältig Leut, verstehen nicht den großen Streit,
> So alle Lehrer täglich treiben in dem Predigen und Schreiben,
> Werden im Glauben nur verwirrt, mancher gar epikurisch wird,
> Oder lebt so hinein in Tag, daß er gar nichts mehr glauben mag.

Das Gedicht schildert dann, wie sich zuerst Luther und der Papst in die Haare geraten seien:

> Das Raufen währt eine kurze Frist, da mengt sich drein der Calvinist,
> Fiel Papst und Luther in die Haar, darauf der Zank noch viel ärger war,
> Dann Papst und Luther wiederum sich rauften mit Calvin, all um
> Schwer Artikel, ohn Maß und End.

Die Hauptstreitpunkte werden nun mit bemerkenswerter Objektivität aufgezählt und zum Schluß wird geklagt, daß der gemeine Laie irr und toll werde.

> Weiß nicht, wem Teil er glauben soll;
> Und ist leider zu vermuten, es möcht sich noch eine Lehr ausbruten.

Den „Beschluß" macht ein Vers, mit welchem auch wir schließen wollen:

> Herr Jesu, schau du selbst darein, wie uneins die drei Männer sein.
> Komm doch zu deiner Kirch behend und bring solch Zanken zu ein'm End!

Ein Versuch zur Deutung des Gleichnisses vom „reichen Manne und vom armen Lazarus." Luc. 16, 19—31.

Von P. Th. Tanner.

In einer Predigt über den reichen Mann und den armen Lazarus sagt Dr. Luther: Es ist nicht vonnöten darüber zu disputieren, ob's eine Historie sei oder ein Gleichnis, denn weil Christus die beiden Personen nennt, ihr Leben und ihr Urteil nach ihrem Tode, so glauben wir billig, es sei also ergangen. Dieses ist freilich eine etwas summarische Weise, den Inhalt dieses Abschnittes als geschichtliche Wahrheit hinzustellen; nichtsdestoweniger halten wir uns für berechtigt, die gegenseitige Erklärung abzugeben: Weil in

diesem Abschnitt nicht der Herr es ist, welcher die Seinen in seine Arme sammelt, sondern Abraham sie aufnimmt in seinen Schoß, und weil nicht der Herr als Richter erscheint, sondern wiederum Abraham, welcher auch das Urteil über den Reichen und Armen begründet, nicht nach den Werken oder dem Glauben der betreffenden Personen, sondern auf Grund des von ihnen empfangenen Guten oder Bösen, so halten wir billig, „es sei nicht also ergangen,“ d. h. das Ganze sei ein Gleichnis. — In diesem Sinne betrachtet, finden wir auch, daß es ein Kunstwerk ist, wie ein ähnliches in seiner Gattung wohl so bald nicht gefunden werden mag; die Lehre aber, welche in diesem Gleichnisse enthalten ist, ist eine so außerordentliche, daß sie in würdigem Verhältnisse steht zu der wunderbaren Form, welche sie umschließt. Goldene Frucht in silberner Schale.

Es ist selbstverständlich, daß Jesus, der von sich sagt: Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel, seine Gleichnisse in erster Linie an Israel richtet, und das in einer solchen Fassung, daß Israel sie verstehen und auf sich anwenden konnte. Es ist deshalb klar, daß seine Gleichnisse nur dann ihren vollen Segen für uns entfalten können, wenn wir die Bedeutung verstehen, welche sie für das Volk Israel haben. Die Hauptfrage, wie bei jedem Gleichnis, so auch bei diesem, ist daher die Frage: Was will der Herr damit sagen, welcher Lehrinhalt ist in dieser Form enthalten?

Offenbar handelt dieses Gleichnis von der sogenannten Gnadenwahl, deren Gegenstand Israel im alten Bunde war, und von der Verstoßung Israels im neuen Bunde. Es handelt von der Dahingabe der Heiden zur Zeit des alten Bundes, und ihrer Annahme im neuen Bunde. Die Tendenz aber des Gleichnisses ist zu zeigen, daß beides, Gnade und (sogenannte) Ungnade in der Hand Gottes Mittel sind, zu retten, was verloren ist. Die Ungnade aber, zeitliche Verstoßung und Züchtigung, erscheint als der eigentliche Weg zur Annahme des Heils.

Der reiche Mann im Gleichnis ist — Israel — Abraham selbst, der Repräsentant des ganzen Volks, bezeugt es, daß Israel sein Gutes empfangen hatte. Dem Volke Israel war gegeben der Bund, die Offenbarung, Moses und die Propheten. Israel allein unter allen Völkern kleidete sich in Purpur — königliches Zeichen — und köstliche Leinwand — priesterliches Zeichen — denn Israel war berufen zu sein „Gottes königliches Priestertum auf Erden.“ Unter allen Völkern auf Erden besaß Israel allein alle Bedingungen zu einem Leben in „Herrlichkeit und Freude“ — war doch Israel der Erbe des Segens Abrahams. In Israel wohnte Gott; ihm ward gegeben Licht und Recht und Wahrheit, ihm galten Gottes Zusicherungen und die Verheißung. Durch Wunder und Zeichen führte Gott sein Volk und leitete und beschützte es und half ihm sichtbarlich aus aller Not. Israel fühlte sich auch als Volk Gottes auserwählt, geliebt, gesegnet, und Israels Sänger sangen deshalb: Wo ist so ein herrliches Volk, zu dem die Götter also sich nahe thun?! und: Wohl dem Volke, des der Herr sein Gott ist; das Volk, das er zum Erben erwählet hat. — Auch der maßlose Dünkel, in dem Israel sich gefiel, die Ver-

achtung, mit der es alle andern Völker behandelte, die Gleichgültigkeit gegen die von Gott Verstoßenen (gegen den Elenden, der unter die Mörder gefallen war) sind Beweise, daß Israel seines Reichtums sich bewußt war, und andern gegenüber sich gerne kleidete in Purpur und köstliche Leinwand, in sein königliches Priestertum, dagegen aber nichts hatte, was der Herr an ihm hätte rühmen können. Kurz, aber unübertrefflich ist die Schilderung des „reichen Mannes."

Das Gleiche ist der Fall mit Lazarus. Dieser Mann voller „Schwären," d. h. voll Sünde und Gebrechen, ist die Heidenwelt. Für ihr Elend gab es keinen Helfer, für ihre Krankheit keinen Arzt. Wohl hatte die Heidenwelt auch ihre Religionen, ihre Priester und Opfer und Werke und Zauberer, um durch ihre Hülfe frei zu werden von der Sünde oder dem Zorn der Götter, aber nur „Hunde" nennt sie alle der Herr, Hunde, die wohl die Schwären „lecken" aber nicht heilen können. Nur Israel, nur der reiche Mann besaß den rechten Arzt. Ich bin der Herr dein Arzt, spricht der Herr, und dieser Arzt will Israel nicht nur heilen, sondern ihm auch den Tisch decken mit gesunden Speisen, dem Worte Gottes. Lazarus aber lag vor der Thüre des Reichen und begehrte sich zu sättigen von den Brosamen, die von des Reichen Tische fielen. Dabei mag man sich wohl erinnern der Worte des samaritischen Weibleins: „Ja, Herr, aber die Hündlein essen von den Brosamen, die von ihrer Herren Tische fallen. Heute erkennen wir in den Religionsbüchern der Araber und Perser und Hindus und Chinesen, in der Philosophie der Ägypter, der Griechen und Römer Brosamen vom Tische Israels, Brosamen aus dem Worte Gottes; Brosamen, welche jene Völker insoweit sättigten, daß sie nicht ganz verkamen und in die tiefsten Tiefen des Heidentums sanken, wie es jenen Völkern erging, die, ganz losgelöst von jeder göttlichen Wahrheit, vor uns stehen als Fetischdiener und Kannibalen.

Welchen Einfluß haben nun diese verschiedenen Geschicke auf Israel und die Heiden ausgeübt? d. h., was hat die Gnade Gottes, die Erwählung, bei Israel bewirkt, was die sogenannte Ungnade bei den Heiden? Der reiche Mann ist satt geworden, und als der Heiland kam, da nahm er ihn nicht auf. Die Heidenwelt aber hat gehungert und gesucht, und als der Herr kam, erschienen die Weisen aus dem Morgenlande, ihn anzubeten.

Es begab sich aber, daß der reiche Mann starb und ward begraben, und der Arme starb auch und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schoß. Diese Dinge bedeuten etwas, und zwar etwas anderes als Tod und Begräbnis, sonst wäre das Gleichnis kein Gleichnis. Sie bedeuten die Verwerfung Israels und die Annahme der Heiden von seiten Gottes. Gnade erscheint jetzt als Ungnade, und die Ungnade verändert sich in Gnade. Jesus braucht hier das Bild, welches Hesekiel 37 schon auf Israel anwendet, das Bild von Tod und Grab. — Es kam ein Tag, an welchem der alte Bund zu Ende ging, der Tempel Israels zerbrochen wurde und Israel aus dem Lande der Lebendigen, aus dem Lande der Verheißung hinweg getrieben, zerstreut wurde unter alle Völker der Erde. —

Seit jener Zeit ist's vorbei mit Israels „Purpur und köstlicher Leinwand,“ mit ihrer „Herrlichkeit und Freude.“ Verloren ist der Tempel und das Priestertum und die Opfer; abgeräumt ist der Tisch, einst so reichlich gedeckt. Zu Israel reden keine Propheten mehr und an Stelle der göttlichen Offenbarung alten Testaments ist Menschenwerk getreten, der Talmud. Obschon Israel noch vorhanden ist, so ist es doch nicht mehr da als ein Volk, denn es besitzt keine Heimat, kein Haupt, keine Regierung, keine Selbständigkeit. Israel lebt und ist doch tot, ist begraben unter den Nationen der Erde, begraben in Ansehung seiner politischen, gesellschaftlichen, ja auch religiösen Verhältnisse. Wohl besitzt Israel noch eine Religion und das alte Gesetz, aber es kann in keiner Weise den Forderungen seines gesetzlichen Gottesdienstes genügen, weil ihm dazu alle Bedingungen fehlen, vor allem Jerusalem und der Tempel und das Priestertum. Israel, der reiche Mann, ist gestorben, seine Gebeine sind zerstreut, wie Hesekiel spricht: 37, 11. Diese Gebeine sind das ganze Haus Israel. Siehe jetzt sprechen sie: Unsere Gebeine sind verdorret und unsere Hoffnung ist verloren, und ist aus mit uns. Der reiche Mann ist in der „Hölle,“ d. h. in der Verstoßung.

Stellt man sich die eigentliche Hölle, den Ort der Verdammten, vor als einen Ort, wo Gott durch irgend welche Mittel die Unseligen quält und peinigt, aus Rache über ihren Ungehorsam und Unglauben, so möchte unser Gleichnis freilich hinken. Weil Gott aber selbst nicht grimmig, nicht rachsüchtig ist und nie jemanden quälen wird, auch seine Feinde nicht, so kann die Höllenqual nichts anders sein, als das Hinweggethanwerden von seinem Angesicht, das Bleibenmüssen in der äußersten Finsternis. Die Höllenqual des reichen Mannes, Israels, d. h. sein Geschiedensein von Gott und seiner Gemeinschaft, seine Verwerfung ist eben ein Gleichnis jener Höllenqualen, welche resultieren werden aus dem vollkommenen Fehlen aller Bedingungen zum Leben, zur Ruhe, Freude, Frieden. Diese Qual ist ein Zustand sich selbstbewußter Wesen, welchen alles fehlt, was gut ist und wahr und schön und angenehm. Ein Geschiedensein von Gott und von allem, was göttlich ist, in ewiger Finsternis ohne Licht und Wärme. Doch dies ist nur die eine Seite der Qual, die andere kommt aus dem Bewußtsein: Ich hätte es anders haben können, wenn ich gewollt hätte, und besteht in unseliger Reue, in maßlosem Zorn gegen sich selbst — ein Wurm, der nicht stirbt — und in einer bitteren Feindschaft gegen Gott — ein Feuer, das nicht verlöscht. Den einen Teil dieser Höllenqual hat ja Christus selbst in jener bangen Stunde am Kreuz erduldet, als kein Strahl göttlichen Lichtes, göttlichen Erbarmens, göttlicher Gnade ihn traf, in jener Stunde der Macht der Finsternis, da er, von Menschen verworfen und von Gott verlassen, als ein Verfluchter am Kreuze hing. Der deutlichste Beweis aber für die vollkommenste Sündlosigkeit Jesu ist das Fehlen der andern Seite der Höllenqual, ist, daß in jener Stunde absoluter Finsternis an ihm kein Zeichen der Feindschaft, des Zornes, der Auflehnung gegen Gott sich gezeigt, nicht als die bange Frage: Mein Gott, warum hast

du mich verlassen. Das ist Christi größter Sieg und die vollkommenste Offenbarung seiner absoluten Reinheit vor seiner Auferstehung. Der reinste Mensch würde in solchem Falle, wenn alles Göttliche ihm genommen wird, ein Feind und Lästerer Gottes, das beweist Hiob, der Gerechtesten einer, dessen Leben geschont werden mußte.

Vom Reichen heißt es nun: Und da er in der Hölle und in der Qual war. — Im Vorbild ist Israel nicht nur tot, sondern in der Hölle, d. h., es ist von Gottes Angesicht und von der Geneinschaft mit Gott verstoßen, und alle Gaben und Güter, welche Israel einst besaß, sind ihm genommen. Zerstoßen, geschändet, verachtet, verhöhnt, lebt Israel seit bald 2,000 Jahren von Gott verlassen, unter den Nationen der Erde zerstreut. Voll Trauer gedenkt es der alten Zeiten, da es als der „reiche Mann herrlich und in Freuden lebte" im Lande der Verheißung unter dem Schutze und Segen des Allmächtigen. Das ist alles vorbei. Die Bedingungen zu Ruhe, Friede, Freude fehlen Israel gänzlich, und sein Rufen und Schreien findet bisjetzt keine Antwort.

Anders gestaltet sich die Sache für Lazarum. Er starb auch und war getragen von den Engeln in Abrahams Schoß. Lazarus ist die Heidenwelt, und Abrahams Schoß, nicht, wie so unbegründeter Weise angenommen wird, das Paradies oder gar das Himmelreich, sondern es ist der Ort, wo Gläubige geboren werden, wo der Segen Gottes ruht, wo des Ewigen Verheißungen sind; es ist der neue Bund, die christliche Kirche auf Erden. Vom Himmel wissen wir, aus der heiligen Schrift, daß dort die Gerechten den Herrn schauen werden von Angesicht zu Angesicht, daß dort kein Stückwerk mehr sein wird, sondern vollkommene Seligkeit. Abrahams Schoß aber ist der Ort, wo die Gläubigen nur getröstet werden, wo die Heiden das Gute empfangen, das ihnen einst fehlte, aber Israel zu teil wurde; es ist der Ort, wo dem Abraham Kinder geboren werden, d. h. Gläubige, deren Glaube ihnen selbst zum Gottestroste wird auf Erden, das Vorbild für die einstige Seligkeit im Himmel., gerade wie die Verstoßung Israels ein Vorbild ist für die einstige Qual in der Verdammnis.

Eben um jene Zeit, da der reiche Mann starb und Israel anfing begraben zu werden, eben um jene Zeit zogen aus die Boten Gottes, die Apostel, die „Engel des Herrn," und fingen an, den Lazarus zu tragen in Abrahams Schoß. Die Heidenwelt fing an sich zu bekehren zu dem, an welchen Abraham glaubte und den er im Glauben schon sah, das ist der Christ Gottes, der Heiland der Welt. Hier wird der einst so arme Lazarus nun getröstet. Von vollkommener Seligkeit ist keine Rede und kann es auch nicht sein, denn in der Kirche Christi ist eben alles noch Stückwerk. Aber die Heidenwelt, welche Gott suchte und nicht fand, nach Heil trachtete auf verkehrtem Wege und Unheil erntete, wird nun getröstet durch Christum, in welchem sie den Vater findet, Vergebung der Sünden und Leben und Seligkeit. Den Ort, aus welchem Israel hinausgeworfen wurde, haben die Heiden eingenommen, den Bund Gottes mit Abraham in Christo.

Von Abrahams Schoß ist zu unterscheiden der „Vater Abraham," welchen der reiche Mann in der Hölle anruft, und welcher ihm auch antwortet. Hier ist Abraham die Personifizierung des alten Bundes, welchen Israel noch nicht vergessen hat. Bis auf den heutigen Tag betrachtet sich Israel als des Bundes Kinder und ruft d i e s e n B u n d a n, hält dem Herrn den Bund vor, in welchem Gott Israel einst erwählet und diesem Volke die Verheißungen gab. Aber wie zu den Zeiten des alten Bundes die Erwartungen und Hoffnungen Israels fleischliche waren, so ist auch das Gebet des reichen Mannes in der Hölle — Israels in der Zerstreuung — ein fleischliches. Der reiche Mann bittet nicht um Erlösung aus der Qual, auf Grund der Vergebung der Sünden, sondern um Linderung der Qual durch eine Gunst, welche ihm durch Vermittlung Lazari zu teil werden soll. So will auch Israel nicht eine Erlösung aus Sünde, Tod und Hölle, sondern seine Bitte ist eine fleischliche. Es begehrt nur einen Tropfen Wassers, es bittet um die Wiedergewinnung Jerusalems und seines Tempels aus der Hand der Türken und zwar durch die christlichen Mächte. Darauf hin hat Israel schon lange gearbeitet, und auf die Erfüllung dieses Lieblingswunsches schon lange gehofft. Die Sehnsucht der Juden aller Jahrhunderte seit ihrer Zerstreuung ist immer gerichtet gewesen auf das Land, welches der Herr dem Abraham, Isaak und Jakob verheißen hatte, und bis auf den heutigen Tag ist Israel der Meinung, daß, wenn es nur wieder seine gesetzlichen Gottesdienste an dem Ort, davon der Herr gesagt hat: Hier soll mein Name genannt sein, halten könnte, in Jerusalem, so würde die Herrlichkeit Israels wieder hergestellt sein. Nicht die Gnade Gottes in Christo will Israel, sondern die Wiederherstellung des alten Bundes nach Israels Begriffen. Nicht Christum ruft es an als den, in welchem Gottes Verheißungen Ja und Amen sind, sondern Abraham, den Inhaber der Verheißungen des alten Bundes. Darum wird aber Israel auch keine göttliche Antwort zu teil. Abraham antwortet dem reichen Manne in der Hölle, nicht Gott selbst. Der Bund selbst sagt es dem Volke Israel: Zwischen uns ist eine große Kluft. Wir sind geschieden. Ihr seid aus dem Bunde ausgetreten, und hinausgethan, dafür ist Lazarus an eure Stelle gesetzt worden. Ihr habt kein Recht mehr zu fordern, denn ihr seid des Bundes Kinder nicht mehr, sintemal ihr selbst den Bund gebrochen habt durch Unglauben und Verwerfung eures Gottes. Den Tropfen Wassers, den ihr begehrt, soll Lazarus euch nicht darreichen, auch wenn er wollte, denn bis der Heiden Zeit erfüllet ist, soll Jerusalem auch getreten bleiben von den Heiden, und mit eurer Hoffnung auf einen neuen Tempel und der Erfüllung des gesetzlichen Gottesdienstes, des ceremonialen Gesetzes ist es aus für immer. Euer Gutes habt ihr ja gehabt. Gottes Güte hat euch nicht zur Buße geleitet. Jetzt versucht es der Herr mit Bösem, o b d i e Z ü c h t i g u n g n i c h t b e w i r k e, was das G u t e n i c h t v e r m o c h t. Lazarus ist durch sein Elend zur Buße und zum Glauben getrieben worden und nun wird er getröstet.

Wer sind nun aber die fünf Brüder, um welcher willen der reiche Mann

bittet? Es scheint, als ob der Herr neben Abraham und dem reichen Manne noch fünf Brüder nenne, um durch die Zahl sieben die Gesamtheit des Volkes Israel anzudeuten, zugleich aber, um eine charakteristische Zeichnung Israels zu liefern und Anlaß zu der endgültigen Antwort Abrahams zu finden. Es giebt kein Volk der Erde, bei welchem das einzelne Individuum so zurücktritt, dagegen die Gesamtheit des Volkes so in den Vordergrund tritt, als dies beim Volke Israels der Fall ist. Wo immer ein Israelite betet, da betet er für sein Volk. Nicht die Leiden der Verstoßung, die der Einzelne zu tragen hat, nicht die Schmach, welche dem einzelnen Juden als Juden zugefügt wird, beklagt und beweint er, sondern es tritt bei allen Juden vielmehr die Klage über den Verlust der Herrlichkeit Israels, die Trauer über des ganzen Volkes Elend in den Vordergrund. So war es, als Jeremias seine Klagelieder sang und Daniel um seines Volkes Sünde willen sich demütigte. Daß Paulus um seiner Brüder willen wünschte verbannt zu sein, kennzeichnet ihn als echten Israeliten, und auch das Gebet des reichen Mannes für seine Brüder drückt ihm unverkennbar den Stempel des Judentums auf. Weit mehr, als es bei Christen der Fall ist, sorgt der fromme Jude für seines Volkes Sünde und für eines Volkes Heil. Dieses wird jedem Beobachter auffallen, der oft mit frommen Leuten aus dem Volke Israel zu verkehren Gelegenheit hat. Die Bitte des reichen Mannes für seine Brüder ist daher eine feine Zeichnung des jüdischen Charakters und giebt Anlaß zu der Antwort:

Sie haben Moses und die Propheten. Israel hat noch, trotz seiner Verstoßung, Moses und die Propheten. Ihnen gelten noch die Verheißungen. Der Messias ist ihnen noch erreichbar und mit ihm die Erlösung durch sein Blut, die Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. Aber auch hier ist es nicht Lazarus, ist es nicht die christliche Theologie, welche dem Volke Israel zur Hülfe gesandt wird, durch welche sie bekehrt werden sollen. Laß sie dieselben hören, nämlich Moses und die Propheten. Es scheint auch also zu sein, als ob die christliche Mission an Israel ohne Erfolg arbeite. Wohl werden je und dann einige wenige zum Glauben an Christum bekehrt und verschwinden dann in kurzer Zeit in der Christenheit, d. h. sie verlieren mit der Zeit ihren jüdischen Charakter und gehen dem Judenvolke als solchem verloren. So soll es aber nicht sein. Israel darf nicht aufgehen und verschwinden unter den christlichen Völkern, sie dürfen keine christlichen Deutsche, Franzosen, Amerikaner werden, sie müssen Juden bleiben, bis sie einst als Ganzes, als ein Volk durch ihre eigenen Schriften, durch Mosen und die Propheten erkennen lernen den, von welchem Moses und die Propheten geweissagt haben. Und wenn sie als ganzes Volk rufen werden: Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn, dann werden sie auch wieder angenommen werden als ein Volk, um zu bleiben des Herrn Volk in alle Ewigkeit. Auch Wunder und Zeichen sollen ihnen nicht gegeben werden, denn auch das größte aller Wunder, die Auferstehung Christi von den Toten, hat Israel nicht zum Glauben gebracht, gerade so, wie im Gleichnis Abraham es vorher gesagt hat. Aber Mosen und die Propheten werden sie doch einmal hören und verstehn. Dann wird ge-

schehen, was der Prophet vorausverkündigte, Hesekiel 37, 13: Ihr sollt erfahren, daß Ich der Herr bin, wenn ich eure Gräber aufgethan und euch, mein Volk, aus denselben heraufgebracht habe; und ich will meinen Geist in euch geben, daß ihr wieder leben sollt; und ich will euch in euer Land setzen und sollt erfahren, daß ich der Herr es geredet und auch gethan habe, — und weiter Vers 21 ff.: Ich will die Kinder Israel holen aus den Heiden, dahin sie gezogen sind, und will sie allenthalben sammeln, und will sie wieder in ihr Land bringen, und will ein einiges Volk aus ihnen machen, und sollen mein Volk sein, und Ich will ihr Gott sein. Und ich will mit ihnen einen Bund des Friedens machen, das soll ein ewiger Bund sein mit ihnen.

Wenn nun diese Auffassung des Gleichnisses richtig ist, so erschließt uns der Herr damit eine ganze Reihe herrlicher Wahrheiten. Ein eigentümlich Licht verbreitet sich über die Frage der Prädestination. Dies Wort: Die Ersten werden die Letzten sein und die Letzten werden die Ersten sein, verliert seine Bitterkeit, die theologische Auffassung der Gnadenwahl ihre Schroffheit. Da heißt es: Gott will, daß allen geholfen werde und alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen; da heißt es: Alle sind berufen, Juden und Heiden, aber nacheinander. Juden und Heiden will der Herr selig machen und braucht bei beiden zu diesem Zwecke Gnade und Ungnade, bei beiden sind es aber die Züchtigungen, welche zur Annahme des Heiles führen. Von einer Vorherbestimmung zur Verdammnis, von einer Verstoßung aus Ungnade zum ewigen Gericht ist auch nicht eine Spur in diesem Gleichnis zu finden, wohl aber bleibt der Satz in seiner ganzen Entschiedenheit stehen: Wer glaubt, wird selig, wer nicht glaubt, verdammt. Wer die Gnade Gotttes von sich stößt, bietet sich dieselbe an als Herrlichkeit oder Trübsal, als Reichtum oder Armut, den wird der Herr beim Endgericht auch von sich stoßen mit den Worten: Du, (nicht ich) hast nicht gewollt.

Die Zukunft der Religion.

(Aus der Allgem. Deutschen Lehrerzeitung.)

(Schluß.)

Darf man auch den religiösen Stand eines Menschen nie einseitig nach einzelnen Äußerungen beurteilen, sondern muß man ihn nach seiner gesamten Geistesrichtung und Gemütsart auffassen, so können nur diejenigen in dem volkstümlichsten Dichter unseres Volkes einen Vertreter freigeisterischer Religionslosigkeit oder mindestens religiösen Indifferentismus sehen, welche die edle Denkungsart, den idealen, allem Gemeinen und Niedrigen abholden Sinn, das starke sittliche Wollen verkennen, welche sein ganzes Leben und Schaffen verklärend durchdringen. Schiller war ein durch und durch idealer Charakter. Durch nichts wird sein innerstes Wesen schöner und treffender bezeichnet, als durch das Wort seines großen Freundes: „Und hinter ihm im wesenlosen Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine!“ Und weil er sein lebenlang der erbittertste

Feind alles Gemeinen, Niedrigen, bloß Sinnlichen und der glühendste Kämpfer für das Hohe, Erhabene, Geistige, Ideale war, darum war es ihm geradezu unmöglich, zu jener gemeinen Gesinnung herabzusinken, welche das Sinnliche, Wirkliche als das allein Wertvolle und damit das Hoffen und Glauben an ein Übersinnliches, über der gemeinen Wirklichkeit Liegendes — und das ist doch im tiefsten Grunde Religion — als einen thörichten Wahn erklären. Mag man darum sagen können, daß er, von idealen Anschauungen wie über alle Lebensverhältnisse, so auch über die Religion erfüllt, der realen Gestalt, wie sie ihm in der Kirche seiner Zeit entgegentrat, kühl gegenüberstand, daß ihm die Wertschätzung des historischen Christentums in der empirischen Erscheinung der Gegenwart ferner lag als einem Goethe, der überhaupt mehr Blick für die realen Verhältnisse des Lebens hatte — das kann niemand sagen, der ihn kennt, daß er gegen die Religion als solche indifferent, geschweige denn feindlich gewesen sei. War es ihm unmöglich, die tiefen Wahrheiten des Christentums so real zu erfassen, wie z. B. ein Shakespeare in seinen Dichtungen, weil er über den realen Gestalten des Daseins gern in ideale Höhen sich erhob, und weil dem gegenüber — das sollte man zu seiner Entschuldigung nie übersehen — das Christentum so traurig verunstaltet war, daß es in der That schwer war, seinen göttlichen Kern zu erkennen —, so finden wir in seinen Werken Beweise von religiösem Sinn, Zeugnisse für den unvergleichlichen Wert der Religion, welche es geradezu als Frevel erscheinen lassen, ihn zu einem Propheten des Unglaubens machen zu wollen. Schillers ganzes Wesen und Charakter, sein Leben wie seine Schöpfungen zeugen von idealem Schwung, einer kindlichen Demut, einem sittlichen Ernste, einem selbstlosen edlen Streben, daß wir in ihm, wenn nicht einen bewußten, so einen unbewußten Zeugen für Christi Wahrheit erkennen und verehren müssen, und wenn seine Splitterrichter von rechts wie von links nur einen kleinen Teil dieser Eigenschaften von ihm hätten, so würde ihr Urteil und vielleicht auch ihr Leben anders geartet sein! Was ein so objektiver Kritiker der Schillerschen Muse wie Vilmar nur im Hinblick auf eine kleine Zahl seiner Gedichte — Lied von der Glocke, der Spaziergang, das Glück, der Genius und das Ideal und das Leben — urteilt: weit über sich selbst hinaus, weit über den Anschauungskreis seiner ganzen Zeit hinaus, weit hinaus in Regionen, die Schiller, der Mensch, niemals geschaut hat, erhebt sich hier Schiller, der Dichter, das alte Wort großartig und fast rührend erfüllend, daß der Dichter ein Weissager ist und vom göttlichen Geiste getrieben — das gilt mehr oder weniger von allen seinen Dichtungen — in ihnen offenbart sich eine Fülle nicht bloß allgemein religiöser, sondern spezifisch christlicher Ideen, die beweisen, daß er mehr vom Geiste Christi hatte als mancher, der sich absichtlich damit brüstet. Schon als Jüngling fühlt er sich berufen, in seinen „Räubern,“ wie gegen alles Gemeine, Laster- und Schurkenhafte, so auch namentlich gegen die frevelhafte Gesinnung feierlich zu protestieren, welche darin ihren höchsten Ruhm und ihre einzige Kraft sieht, wie die bürgerlichen Gesetze, so auch Moral und Religion hochmütig zu verhöhnen und mit Füßen

zu treten. In der Vorrede zu diesem seinem Erstlingswerke bezeichnet er es als den großen Geschmack seiner Zeit, seinen Witz auf Kosten der Religion spielen zu lassen, daß man beinahe für kein Genie mehr passiert, wenn man nicht seinen gottlosen Satyr auf ihren heiligsten Wahrheiten sich herumtummeln läßt, aber zugleich spricht er die Hoffnung aus, der Religion und damit der wahren Moral keine gemeine Rache verschafft zu haben, indem er diese mutwilligen Schrift- und Gottesverächter in der Person seiner schändlichsten Räuber dem Abscheu der Welt überliefere. In der That hat er namentlich in seinem Franz die Hohlheit und das Elend des Unglaubens und der Gottlosigkeit in einer Weise gezeichnet, die jeden im Tiefinnersten erschüttern muß, der menschlich fühlen kann, und in dem Pastor Moser einen Apologeten der heiligsten Wahrheiten der Religion, wie ihn kein Theologe besser hervorbringen kann. Und was der Jüngling als heilige Pflicht in seinem Herzen fühlte, hat der Mann nicht vergessen und verleugnet. Ist er dem Ideal überhaupt treu geblieben bis zuletzt, so hat er es namentlich für seine Aufgabe gehalten, die Ideale der Religion und der mit ihr auf das engste verbundenen Sittlichkeit in den Herzen der Menschen zu erwecken und zu erhalten. Gott zu sehen in seinen Werken, das ist ihm geistige Gesundheit: „Ist das Auge gesund, so begegnet es auch außen dem Schöpfer, ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt," und Gott zu fühlen in seiner Brust, ist ihm Religion: „Soll er dein Eigentum sein, fühle den Gott, den du denkst." Der Glaube an den ewigen Gott und an die Tugend ist ihm ebenso unbedingt notwendig für den Menschen, wie der an die persönliche Freiheit — „dem Menschen ist aller Wert geraubt, wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt!" Wahn ist ihm vieles im Leben und Streben der Menschen, aber „die Hoffnung, sie ist kein leerer Wahn, erzeugt im Gehirne der Thoren; im Herzen kündet es laut sich an, zu was Besserem sind wir geboren, und was die innere Stimme spricht, das täuschet die hoffende Seele nicht," und dem Wahn sich entreißen und himmlischen Glauben, himmlische Hoffnung auf das, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, fest bewahren, das ist ihm die höchste Aufgabe des Menschenlebens. Und wer so singen kann von einer heiligen göttlichen Weltordnung wie er in seinen Balladen „Der Taucher," „Der Gang zum Eisenhammer" und „Die Kraniche des Ibykus," und in seinem reifsten Drama „Wallenstein;" wer den Fluch der Schuld so tief erfassen kann, wie er in seinem „Verschleierten Bild zu Sais," in seiner „Braut von Messina," besonders in dem Schlußworte: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld;" wer so wie er die Notwendigkeit der Demut hervorheben kann in seinem „Kampf mit dem Drachen," und so von der Liebe reden kann, wie er in seinen „philosophischen Briefen" (Bd. 10, S. 285 f.); wer endlich so wie er von den höchsten und letzten Geheimnissen des Christentums zeugen kann in dem „Liede von der Glocke": „Noch köstlicheren Samen bergen wir trauernd in der Erde Schoß und hoffen, daß er aus den Särgen erblühen soll zu schönerem Los" — in dem kann nur die traurigste Ignoranz oder der böswilligste Trotz einen Vertreter des Unglaubens, einen Feind der

Religion sehen. Wer Schiller recht zu lesen versteht, der wird in ihm den beredtesten Verteidiger wie alles Edlen und Hohen, so auch des Höchsten finden, was die Menschheit besitzt, und kann von ihm lernen, was echt religiöser Sinn sei. Mann kann deshalb nur unterschreiben, was Lange in seiner „Geschichte des Materialismus" (2. Auflage, 1875, Bd. II. S. 548) bemerkt: „Schiller steht dem traditionellen Glauben des Christentums näher, als die aufgeklärte Dogmatik, welche den Gottesbegriff festhält und die Erlösungslehre als irrationell fahren läßt. Seine philosophischen Dichtungen sind mehr als bloße Erzeugnisse des spekulativen Naturtriebes; sie sind Ausströmungen einer wahrhaft religiösen Erhebung des Gemüts zu den reinen und ungetrübten Quellen alles dessen, was der Mensch je als göttlich und überirdisch verehrt hat!"

Und endlich Goethe — wie viel ist über seine Stellung zur Religion überhaupt und zum Christentum insbesondere und damit für und wider ihn geschrieben worden! Wie viele Blößen bieten sein Leben, wie seine Schriften scheinbar denen, welche ihm allen religiösen Sinn absprechen und ihn zu einem reinen Genuß- und Sinnen- und Naturmenschen stempeln wollen! Da erinnert man an sein Bekenntnis: „Ich bete den Gott an, der eine solche Produktionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionste Teil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, so daß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen, — das ist mein Gott!" (Eckermann, Gespräche mit Goethe, 3. Aufl. II. S. 191 ff.), und an seine Begeisterung für Spinoza, der es ihm mit seiner Ethik ebenso angethan hatte wie vor ihm Lessing; an die Zweifel über Gottes Vorsehung, die angesichts der Zerstörung Lissabons schon in dem Knaben erwachten; an die bekannten Verse:

„Vieles kann ich ertragen, die meisten beschwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Mut, wie es Gott mir gebeut;
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider,
Vier: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und †;"

und an sein Geständnis, daß er mit einem wahrhaft julianischen Haß gegen das Christentum im Herzen aus Rom zurückgekehrt sei. Man erinnert weiter an sein anfangs so inniges, dann kühles, zuletzt aber feindseliges Verhalten gegen Lavater und Herder, an so manches Wort, aus dem nicht bloß die kälteste Gleichgültigkeit gegen die Religion Christi, ja gegen alles Religiöse, Übersinnliche überhaupt, sondern sogar Feindschaft, Bitterkeit, frivoler Sinn, Spott und Hohn des Heiligen hervorleuchten; namentlich daran, daß er sich selbst ohne Scheu als einen alten Heiden bezeichnet und als ein Weltkind, das auch denkt aus der Wahrheit zu sein, aber aus derjenigen der fünf Sinne, und daß er wichtige Glaubenssätze des Evangeliums geradezu für Lästerungen des großen Gottes und seiner Offenbarung in der Natur erklärt.

Und doch — würde man Goethe nur nach solchen einseitigen Äußerungen und nur nach seinem Reden und Verhalten in einzelnen Perioden seines Lebens beurteilen, so würde man ein sehr schiefes Bild von ihm gewinnen.

Wenn er selbst von sich sagt, daß er als „Weltkind auch eine Seite hatte, die nach dem Himmlischen deute," so finden wir dies ganz und voll in seinen Schriften, wie in seinem Leben bestätigt. So frei er selbst zu der Religion, ihren Urkunden, Wahrheiten und äußeren Erscheinungen stand, und so schnell und leicht er zu gewissen Zeiten darüber urteilte, so zahlreich und bedeutsam sind die Zeugnisse, die da bekunden, daß Goethe zu groß und zu tief angelegt war, um das Größte und Teuerste, was die Menschheit je gehabt, ohne weiteres für sich gänzlich preiszugeben und dazu beizutragen, daß es anderen geraubt werde. Fest steht seine Ehrfurcht vor der heiligen Schrift, und tief innerlich erregte ihn zum heiligen Zorn die niedrige und oberflächliche Art seiner Zeit, die Wahrheiten derselben nach Willkür zu drehen und zu deuteln. Wahre Keulenschläge versetzt er einem Bahrdt wegen seiner pietätslosen, hochmütigen Angriffe auf die heiligen Lehren der Schrift, bezeichnet es als geradezu ekelhaft anzusehen, wenn uns ein solcher elender Skribent Aufklärung geben will über das, was nötig und unnötig sei zu glauben, und als freche Dreistigkeit, wenn er die sonderbarsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit, worunter gewiß die Opfer gehören, und von deren Entstehung der scharfsinnigste Geist nichts zu lallen vermag, wenn er nicht einen positiven Befehl Gottes annehmen will, als menschliche Erfindungen ansieht. Wie er bekennt, für seine Person die heilige Schrift lieb und wert zu haben, weil er ihr allein seine sittliche Bildung schuldig sei, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles sich bei ihm tief eingedrückt hatte und auf die eine oder die andere Weise in seinem Denken und Streben wirksam gewesen, weshalb ihm auch die ungerechten, spöttischen und verdrehenden Angriffe auf dieselben mißfielen, so ist sein schönes Urteil bekannt: „Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer schöner wird, je mehr man sie versteht, d. h. je mehr man sie einsieht und anschaut, daß jedes Wort, daß wir allgemein auffassen und im besonderen auf uns anwenden, nach gewissen Umständen, nach Zeit- und Ortsverhältnissen einen eigenen, besonderen, unmittelbar individuellen Bezug gehabt hat; jene große Verehrung, welche der Bibel von vielen Völkern und Geschlechtern wird, verdankt sie ihrem inneren Wert. Sie ist nicht etwa ein Volksbuch, sondern das Buch der Völker." Weil sie die Schicksale eines Volkes zum Symbol aller übrigen aufstellt, die Geschichte desselben an die Entstehung der Welt anknüpft und bis in die entferntesten Regionen der äußersten Ewigkeit hinausführt; deshalb ist die Bibel ein ewig wirksames Buch, weil, solange die Welt steht, niemand auftreten und sagen wird: Ich verstehe es im ganzen und verstehe es im einzelnen; und so dürfte Buch für Buch das Buch aller Bücher darthun, daß es uns deshalb gegeben sei, damit wir uns daran wie an einer zweiten Welt versuchen, uns daran verirren, aufklären und ausbilden mögen." Nicht minder bekannt sind seine Urteile der Ehrfurcht vor der christlichen Religion. Wohl schreibt er noch elf Tage vor seinem Tode an Eckermann: „Es giebt zwei Standpunkte, von welchen aus bliblische Dinge zu betrachten sind; es giebt den Standpunkt einer Art Urreligion, den der reinen Natur und Vernunft, welcher göttlicher

Abkunft; dieser wird ewig derselbe bleiben und wird dauern und gelten, so lange gottbegabte Wesen vorhanden; doch ist er nur für Auserwählte und viel zu hoch und edel, um allgemein zu werden. Sodann giebt es den Standpunkt der Kirche, welcher mehr menschlicher Art. Er ist gebrechlich, wandelbar und im Wandel begriffen; doch auch er wird in ewiger Umwandlung dauern, so lange schwache, menschliche Wesen sein werden. Das Licht ungetrübter, göttlicher Offenbarung ist viel zu rein und glänzend, als daß es den armen, gar schwachen Menschen gemäß und erträglich wäre; die Kirche aber tritt als wohlthätige Vermittlerin ein, um zu dämpfen und zu ermäßigen, damit allen geholfen und damit vielen geholfen werde." Aber wenn er selbst damit die Thatsache einer göttlichen Offenbarung anerkennt, wie die dauernde Notwendigkeit derselben, das religiöse Bedürfnis der Menschheit, das nie erlöschen wird, zu befriedigen — welche Ehrfurcht und Hochachtung vor dem Evangelium Christi spricht sich ausdrücklich aus in seinem Bekenntnis: „Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über alle Philosophie erhaben und bedarf von ihr keine Stütze!" Und in dem andern: „Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit; wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. — Mag darum die geistige Kultur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will — über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien leuchtet, wird er nicht hinauskommen!" Und sehen wir namentlich in sein reifestes Werk hinein, d a s Werk, an welchem er nicht bloß sein ganzes langes Leben hindurch gearbeitet, sondern in welchem er auch sein innerstes Streben und Leben, Denken und Empfinden offenbart hat, durch welches hindurch wir gleichsam den innersten Pulsschlag seines geheimsten Wesens belauschen können, in seinen Faust: — ist diese titanische Dichtung, eine der tiefsten und genialsten, die es überhaupt giebt, nicht von religiösen Gedanken und Gefühlen getragen, ist nicht der Anfang, wie das Ende im tiefsten Grunde aus dem Born christlicher Wahrheit geschöpft und darum ein großartiges, bewußtes oder unbewußtes Zeugnis für dieselbe? Sind es nicht die tiefsten Geheimnisse aller Religion, der christlichen insbesondere, Sünde und Gnade, Verirrung und Versöhnung, Verlorensein und Rettung, Friedelosigkeit ohne Gott und Frieden in Gott, welche uns hier enthüllt werden? Wohl klagt Faust, daß er nicht bloß Medizin, Juristerei, Philosophie, sondern leider auch Theologie studiert, ohne Befriedigung zu finden — der traurige Zustand der Theologie jener Zeit läßt die Klage nur allzuberechtigt erscheinen. Der Wert der Religion selbst wird in der Dich-

tung nicht nur nicht angezweifelt oder angegriffen, sondern geradezu in das schönste Licht gesetzt. Der einzige schöne, großartig angelegte Prolog enthält nicht bloß durchaus religiöse, tiefchristliche Ideen, sondern ist seiner Idee nach sogar einem biblischen Buche (Hiob) entnommen. Der wunderbare Anfang ist durch die Grundthatsache des christlichen Glaubens, durch die Auferstehung Christi motiviert: der Klang der Osterglocken, welche das Leben des Herrn verkünden, wecken den dem Tode der Verzweiflung über die Vergeblichkeit seines bisherigen Strebens nach wahrer Befriedigung Verfallenen zu neuem Leben. Gretchen, die Heldin des Stückes, die zarteste, duftigste Mädchengestalt, die je gezeichnet worden ist, ist das lieblichste Bild zartester, kindlichster Frömmigkeit. Und diese Frömmigkeit wird nicht verhöhnt, sondern mit heiliger Scheu betrachtet. Es ist, als habe der Dichter an dieser Jungfrau sein eigenes Wort illustrieren wollen: „Wer Gott ahnet, der ist hoch zu halten; denn er wird nie im Schlechten walten." Wir finden in ihr jene kindliche, natürliche Frömmigkeit verkörpert, welche mit kindlicher Unschuld innig gepaart, die Mutter und die Schwester derselben zugleich ist, und mit ihr wieder jene heilige Scheu vor dem Guten und Hohen, jener fast instinktive Widerwille gegen das Böse und Gemeine, welche vereint so recht das höchste Gut des Menschen, weil die tiefste Quelle seines wahren Friedens bilden. Weil Gretchen dieses alles besitzt, möchte sie auch den Geliebten im Besitze dieser beglückenden Güter wissen. Darum die Frage: „Nun sag', wie hast du's mit der Religion?" und zugleich die Klage: „Du bist ein herzlich guter Mann; allein ich glaub', du hältst nicht viel davon." Und als er ausweichend bekennt, zwar zu ehren, was andere haben, und niemand rauben zu wollen, worin er die Befriedigung seines Glaubens findet, wenn er auch selbst darauf verzichten muß, da rückt sie mit der entscheidenden Frage heraus: „Glaubst du an Gott?" Und als er darauf die Antwort giebt, aus welcher sie mit feinem Takt heraushört, daß er nicht glaube, da entgegnet er: „Mißhör' mich nicht, du holdes Angesicht! Wer darf ihn nennen? Und wer bekennen: ich glaub' ihn; wer empfinden und sich unterwinden zu sagen: ich glaub ihn nicht?" u. s. w., da legt er jenes Glaubensbekenntnis ab, welches der Dichter selbst von Spinoza gelernt und welches man als sein ureigenstes bezeichnen kann, und welches die Geliebte auf das Trefflichste mit den Worten beleuchtet: „Das ist alles recht schön und gut; ungefähr sagt das der Pfarrer auch, nur mit ein bißchen andern Worten." Aber als er nun offen heraussagt, daß er ein Recht zu haben wähnt, nach seinen Gedanken umzudenken, was andere glauben, und in seiner Sprache zu bekennen, was andere nachbeten, da hält sie ihm offen und entschieden vor, daß er nicht die rechte Stellung hat: „Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen, steht aber doch immer schief darum — denn du hast kein Christentum!" Und als er fühlen läßt, wie schmerzlich ihn dieser Vorwurf berührt, da erklärt sie ihm ausdrücklich und offen, woran sie erkennt, daß es ihm an der rechten Stellung zu Gott fehle: „Es thut mir lang' schon weh, daß ich dich in der Gesellschaft seh', — der Mensch, den du da bei dir hast, ist mir in tiefer, innrer Seele verhaßt; es

hat mir in meinem Leben nichts so einen Stich gegeben, als des Menschen widrig Gesicht. — Seine Gegenwart bewegt mir das Blut; ich bin sonst allen Menschen gut, aber wie ich mich sehne, dich zu schauen, hab' ich vor dem Menschen ein heimlich Grauen und halt' ihn für einen Schelm dazu! Gott verzeih' mir's, wenn ich ihm unrecht thu'!" Faust sucht den Verdacht zu zerstreuen, sich zu rechtfertigen; aber er fühlt doch selbst, daß sie recht hat, daß ihre Frömmigkeit ihr das rechte Urteil auf die Lippen giebt, und ruft aus: „Du ahnungsvoller Engel du!" Wer diese herrliche Scene mit wahrem Verständnis liest, muß bekennen, daß nirgends und nie schöner, inniger ausgesprochen ist, was wahre, kindliche Frömmigkeit und kindlicher, fester Glaube für einen Wert hat, und wie sicher und klar durch sie das sittliche Urteil des Menschen wird; wie beides einander fordert und fördert zugleich, wie viel der entbehrt, der beides entbehren muß, und wie frevelhaft es darum wäre, dazu beizutragen, daß dem einzelnen Menschen, wie der Menschheit beides verloren gehe. Der Menschheit, wie dem einzelnen Menschen geht mit der Religion auch das wahre sittliche Urteil, wie der sittliche Halt verloren; denn sie allein bietet den tiefsten Grund, wie das höchste Ziel der Sittlichkeit. Das erfährt auch Gretchen. Heinrich opfert sie, die kindliche Unschuld, seiner Sinnlichkeit. Als er sie vom Wahnsinn geblendet im Kerker wiederfindet, empfindet er die ungeheure Schuld, die er auf sich geladen, und sie muß ihm zurufen: „Heinrich, mir graut's vor dir!" Aber hier am Schlusse der Tragödie zeigt sich nun wieder das tief religiöse Motiv derselben. Mephisto ruft über das Opfer, zu dessen Verderben er so eifrig mitgeholfen nach Teufels Art, die bloß auf Verderben ausgeht: „Sie ist gerichtet!" Eine Stimme von oben tröstet: „Sie ist gerettet!" Und was am Ende des ersten Teils nur angedeutet wird, — der herrliche Ausgang des zweiten zeigt es im schönsten Lichte. Durch Sturm und Drang, durch rastloses Streben und Schaffen in diesem Leben und für seine Zwecke gelangt Faust zu einem höheren. Nicht die eigene Kraft ist es und die eigene Weisheit, die ihm dazu verhilft, sondern zuhöchst die rettende, ewige Liebe:

> „Gerettet ist das edle Glied der Geisterwelt vom Bösen;
> Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen;
> Und hat an ihm die Liebe gar von oben teilgenommen,
> Begegnet ihm die selige Schar mit herzlichem Willkommen."

Die durch Buße und Fürbitte gerettete Seele derjenigen, welche ihn einst geliebt, begrüßt ihn mit Freuden als den durch Irrtum zur Wahrheit, durch Dunkel zur himmlischen Klarheit hindurch gedrungenen. Die Tragödie klingt in dem Chorus mysticus erhaben aus:

> „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis;
> Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis,
> Das Unbeschreibliche, hier ist es gethan,
> Das ewig Weibliche zieht uns hinan!"

Das Diesseits findet sein Ziel erst im Jenseits, das Zeitliche im Ewigen, das Vergängliche im Unvergänglichen, das Menschliche im Göttlichen, das Irdische im Ewigen — das ist die Grundtendenz des Faust, das ist der

Grundinhalt der Religion, — kann demnach jemand zweifeln, ob Goethe ein Zeuge für die Notwendigkeit und den Wert des Glaubens ist oder gegen dieselben? Und wenn er hier nichts gezeigt hätte als die Thatsache, welche Leere, welche Nichtigkeit im Leben uns entgegengähnt, wenn wir nichts suchen und finden als irdisch sinnliche Güter, Ehren, Genüsse, Erkenntnisse, — wir glauben wenigstens andeutungsweise gezeigt zu haben, daß mehr darin enthalten ist — so wäre das schon Beweis genug für die Notwendigkeit des Glaubens und für die Thorheit oder Frivolität derjenigen, deren Losung lautet: „Weg mit dem Glauben an das Jenseits, es lebe das Diesseits!"

Wir könnten noch mehr gewichtige Zeugen dafür anführen, namentlich aus dem Gebiete der Poesie; einen Tasso, einen Milton, einen Dante, einen Calderon, einen Klopstock, einen Herder, von vielen kleineren zu geschweigen; sogar einen Voltaire, der zwar oft als ein Atheist bezeichnet wird, der aber ausdrücklich dagegen protestiert, es zu sein, und den Glauben an Gott als eine Notwendigkeit für das menschliche Geschlecht bezeichnet; selbst einen Heine, der sich zwar selbst fälschlich beruhigt: „Gott hab' ich und die Kleine im Liede gehalten reine," denn reinlich ist H. in Bezug auf göttliche und irdische Dinge durchaus nicht gewesen — der aber doch in seinem „Romanzero" in geradezu rührenden Worten bekennt, zurückgekehrt zu sein zu dem lebendigen persönlichen Gott, nachdem er jahrelang bei den Hegelianern wie der verlorene Sohn in der Fremde die Schweine gehütet. Vor allem könnten wir an Shakespeare, dem größten Dramatiker nach Sophokles, dem feinsten Kenner des menschlichen Herzens und seiner Bedürfnisse, nachweisen, wie notwendig nach seiner Meinung dem Menschen und der Menschheit der Glaube an die Gottheit und ihr Walten sowohl an sich selbst, als um der sittlichen Konsequenzen willen ist — mit Recht rühmt Ulrici von ihm: Shakespeares Größe vor allen anderen Dichtern besteht in der großen Reinheit und Klarheit, Bestimmtheit und Vollständigkeit, mit der die christliche Weltanschauung in seinen Dramen sich darstellt, sie besteht besonders darin, daß überall die beiden Faktoren des menschlichen Lebens und der Weltgeschichte: Gottes Leitung und die menschliche Freiheit, die Objektivität und Subjektivität des geistigen Lebens in ihrer vollen Berechtigung, in ihrer innigsten gegenseitigen Durchdringung in wahrhaft organischer Zusammen- und Wechselwirkung hervortreten, ebenso die allgemeine Sündhaftigkeit, Gottes heilige Gerechtigkeit und die Notwendigkeit der göttlichen Gnade — aber es würde das zu weit führen, es mögen darum nur diese Andeutungen genügen. Wir glauben, sie werden denen genügen, welche für die Beurteilung dieser vorliegenden Frage die Objektivität und den guten Willen haben, welche zur rechten Beurteilung notwendig sind. Wo beides fehlt, werden auch die klarsten, triftigsten Beweise nicht hinreichen. Es handelt sich hier um Prinzipien und zwar um die höchsten und letzten, und da entscheidet bekanntlich zuletzt nicht die kalte Logik, sondern Wille und Gefühl, nach denen man fähig ist, Thatsachen, welche im menschlichen Bewußtsein und damit auch in der menschlichen Einzel- wie Gesamtentwicklung zweifellos gegeben sind, als berechtigt anzuerkennen oder nicht.

Es gilt hier das Wort La Bruyères: „Alle Musik ist nicht erhaben genug, um Gottes Lob auszudrücken und im Heiligtum zu ertönen; alle Philosophie spricht nicht würdig genug von Gott, seiner Macht, dem Grunde seines Wirkens und seiner Mysterien; je scharfsinniger und idealer die Philosophie ist, desto übler und unnützer ist sie, um Dinge zu erklären, die von den Menschen nur einen geraden Sinn verlangen, um bis auf einen gewissen Punkt verstanden zu werden, jenseits dessen sie unerklärlich sind." Wir aber bemerken dazu: Je sinnlicher, cynischer, frivoler, roher, egoistischer und damit beschränkter eine Philosophie ist, desto unwürdiger ist sie, hier mitzureden, desto verwerflicher ist sie, weil sie eben diesen geraden Sinn verwirrt und vernichtet, und es versucht, die Menschheit auf schiefe und verkehrte und damit verderbliche Bahnen zu bringen. Daß solche Philosophie nie das letzte Wort behalten wird, kann nicht zweifelhaft sein; daß sie bei der großen, urteilslosen, nur niedrigen Trieben gehorchenden Menge stets Beifall finden wird, ist nicht minder zweifelhaft. Versucht es aber diese Philosophie des rohesten Egoismus und der frivolsten Sinnlichkeit gerade jetzt, rechnend auf die niedrigsten Triebe einer leidenschaftlich tief erregten Menge, die Palladien der Menschheit anzutasten und ihr womöglich zu rauben, so ist es heilige Pflicht jedes, der geraden Sinn genug hat, beizutragen, daß sie in ihrer Hohlheit und Verderblichkeit erkannt und verurteilt werde! Neben den eigentlichen Dienern der Religion, den Priestern und Predigern, und neben den edelsten Geistern, den Priestern der Kunst und Wissenschaft, sind es in christlichen Zeiten und Landen von jeher vor allem — das sollte nie verkannt und vergessen werden! — die Lehrer gewesen, die solches als ihren hehren Beruf erkannt und erfüllt haben. Möchten diese Andeutungen dazu beitragen, das Bewußtsein der heiligen und hohen Pflicht dazu namentlich in unserer Zeit in ihnen neu zu erwecken und zu befestigen!

Mit diesem Wunsch schließen wir.

Wir legen den Griffel der Kritik aus der Hand, so können wir auch mit Lange, dem schon zitierten Historiker und Verfechter des Materialismus, S. 561 des II. Bds. seines genannten Werkes, sagen, in dem Augenblick, in welchem die soziale Frage die Welt bewegt, eine Frage, auf deren weitem Gebiet alle revolutionären Elemente der Wissenschaft, der Religion und der Politik ihren Kampfplatz für eine große Entscheidungsschlacht gefunden zu haben scheinen. Sei es, daß diese Schlacht ein unblutiger Kampf der Geister bleibt, sei es, daß sie einem Erdbeben gleich die Ruinen einer vergangenen Weltperiode donnernd in den Staub wirft und Millionen unter den Trümmern begräbt — gewiß wird die neue Zeit nicht siegen, es sei denn, daß unter dem Banner einer großen Idee, die den Egoismus hinwegfegt und menschliche Vollkommenheit in menschlicher Genossenschaft als neues Ziel an die Stelle der rastlosen Arbeit setzt, die allein den persönlichen Vorteil ins Auge faßt. Das meinen wir auch. Wenn er aber endlich hinzufügt: Wohl würde es die bevorstehenden Kämpfe mildern, wenn die Einsicht in die Natur menschlicher Entwicklung und geschichtlicher Prozesse sich der leitenden Geister allgemeiner

bemächtigte, und zwar auf der einen Seite die Hoffnung nicht glaubt aufgeben zu müssen, daß in ferner Zukunft die größten Wandlungen sich vollziehen werden, ohne daß die Menschheit durch Brand und Blut befleckt wird, auf der andern aber resigniert bekennen muß, daß die Aussicht dazu gering sei, weil die blinde Leidenschaft der Parteien im Zunehmen sei, und der rücksichtslose Kampf der Interessen sich mehr und mehr vor dem Einfluß theoretischer Untersuchungen verschließe — so sagen wir dazu: Ganz recht; nicht eine dürre Theorie, am allerwenigsten die des Materialismus, wird die blinden Leidenschaften dämpfen können, mit welchen der rücksichtslose Kampf geführt wird gegen alles Bestehende, wird den Ruin aufhalten können, den man erstrebt, sondern die Erkenntnis, daß die Menschheit ohne die Religion und ihre Ideale nicht bestehen kann, daß die menschliche Entwicklung ohne sie in nichts zerfließen müßte, daß die Geschichte ein einziges großes Zeugnis ablegt gegen die Bestrebungen, die Religion aufzuheben, daß in der christlichen Religion die große Idee gegeben ist, die den Egoismus hinwegfegen und menschliche Vollkommenheit in menschlicher Genossenschaft als einziges Ziel an die Stelle jenes irdischen, selbstischen, sinnlichen Jagens setzt, in dem der natürliche Mensch nur den Zweck seines Daseins sucht und auch der Mensch, welcher der sozialdemokratischen Doktrin als Ideal vorschwebt, und daß es deshalb nur darauf ankommt, diese gegebene Idee realisieren zu helfen. Stehen die Verfechter dieser Doktrin auf rein materialistischem Standpunkt, und glauben sie, von diesem aus einen siegreichen Kampf gegen die Religion führen zu können, einen Kampf, der jetzt in der That begonnen, indem jüngst die Losung ausgegeben ist, in Massen aus der Kirche auszutreten, so mögen sie hören, daß selbst ein so eifriger Vertreter dieser Weltanschauung wie Lange bekennen muß: Die Ideen der Religion sind unvergänglich; wer will eine Messe von Palestrina widerlegen oder wer will die Madonna Raphaels des Irrtums zeihen? Das Gloria in excelsis bleibt eine weltgeschichtliche Macht und wird schallen durch die Jahrhunderte, so lange noch der Nerv eines Menschen unter dem Schauer des Erhabenen erzittern kann. Und jene einfachen Grundgedanken der Erlösung des vereinzelten Menschen durch die Hingabe des Eigenwillens an den Willen, der das Ganze lenkt; jene Bilder von Tod und Auferstehung, die das Ergreifendste und Höchste, was die Menschenbrust durchbebt, aussprechen, wo keine Poesie mehr fähig ist, die Fülle des Herzens mit kühlen Worten darzustellen; jene Lehren endlich, die uns befehlen, mit dem Hungrigen das Brot zu brechen und dem Armen die frohe Botschaft zu verkünden — sie werden, wenn **je** einmal, **nie** für immer schwinden, um einer Gesellschaft Platz zu machen, die ihr Ziel erreicht hat, wenn sie ihrem Verstand eine bessere Polizei verdankt und ihrem Scharfsinn die Befriedigung immer neuer Bedürfnisse durch immer neue Erfindungen! — —

Kirchliche Rundschau.

Der Prozeß gegen Dr. Briggs ist wenigstens in erster Instanz zu einem unerwartet schnellen Abschluß gekommen. Briggs wurde, nachdem er seine Verteidigungsrede beendet hatte, unter allgemeinem Applaus, einstimmig freigesprochen. Er war allerdings nicht auf jener vielbesprochenen Rede stehen geblieben, sondern hatte seine Aufstellungen in einer Weise modifiziert und erklärt, daß es schwer zu sagen ist, wie man ihm — wenn man nicht gerade nach dem Muster der Inquisition verfahren will — ferner beikommen kann. Er erkärte nämlich, daß es ihm niemals eingefallen sei, die Vernunft und die Kirchenlehre der Bibel gleich zu stellen. Wie er sich über die jenseitige Bekehrungsmöglichkeit ausgesprochen hat, wird nicht berichtet. Man sollte nun meinen, daß die Sache zu Ende wäre. Wahrscheinlich waren die Personen, welche über den Fall zu richten hatten, auch der Ansicht, denn viel mehr als ein Zurückziehen unhaltbarer Positionen kann man gerichtlicherweise doch nicht verlangen. Nicht so die Gegner; sie wollen appellieren und einen Streit, der, wenn er erst einmal größere Dimensionen angenommen hat, sicher unheilvoll wirken wird, fortsetzen. Ob sie dabei nur „das Heil der Kirche" im Auge haben?

Der Andover Lehrstreit (siehe Theol. Ztsch. 1887 Seite 26, und 1890 Seite 124) ist auch wieder einmal zu einem Ende gekommen, indem das Obergericht des Staates Massachusetts, allerdings auf Grund technischer Fragen, sich für Prof. Egbert Smyth und seine Partei erklärt hat. Endgültig ist also die Sache noch nicht entschieden; wenn die Gegenpartei will, so kann sie natürlich die Sache noch einmal von vorn anfangen. Vielleicht, daß sie sich mit dem Gedanken beruhigt, gethan zu haben, was sie konnte.

Der Streit in der Evangelischen Gemeinschaft ist nun, nachdem die beiden Generalkonferenzen sich vertagt haben, in einem Umfang begonnen worden, daß es eine helle Freude und ein wahrer Segen — an Geld — für — Escher & Co. ist — wir meinen nicht den Bischof, sondern seinen Sohn, den Advokaten.

Die Begründungen, mit welchen der gebotene Ausgleich zurückgewiesen wurde, sind zu interessant, als daß wir sie übergehen könnten. Selbst der Apologete, der bisher sich gehütet hat, es irgendwie mit Escher & Baumann zu verderben, und dessen Hauptredakteur sogar ungebeten einem Richter, vor dem ein Klagefall anhängig war, ein zu Gunsten der Escherpartei lautendes Gutachten zustellte, wird etwas stutzig und läßt es dahingestellt, mit welchem Recht der gebotene Ausgleich zurückgewiesen worden sei. Folgendes ist der Wortlaut der Begründung:

„1. Es liegt weder Recht noch Bedürfnis zu einem solchen Ausgleich vor.

2. Wäre unsererseits ein Unrecht begangen worden, so erforderte dies nur den Nachweis, um es nach der klaren Ordnung Gottes zu berichtigen; denn zwischen Recht und Unrecht ausgleichen zu wollen, das wäre Verrat und Sünde.

3. Wäre es ein trauriges Schwachheitszeugnis, welches ihre Existenzberechtigung in Frage stellte, wenn die Evang. Gemeinschaft, mit einer so klaren und trefflichen Kirchenordnung, ihre inneren Angelegenheiten durch ein auswärtiges, mit ihren Verhältnissen unbekanntes Schiedsgericht schlichten lassen müßte.

4. Wenn jedes Mitglied dem bei seiner Aufnahme und jeder Prediger dem bei seiner Ordination abgelegten Gelübde treulich nachkommt, so muß jeder Anlaß zu einem solchen Ausgleich von selbst wegfallen.

5. Muß es jedem unparteiischen Beobachter im allgemeinen und den Gliedern unserer Kirche im besonderen einleuchten, daß solange jene Abtrünnigen mit aufgehobenen Empörungswaffen die Kirche und deren Bischöfe, Beamten, Behörden und Anstalten in ihren Aufruhrschriften zu bekämpfen und sogar vor den Gerichten zu verfolgen fortfahren, jedes Vergleichsanerbieten den Stempel der Heuchelei und Hinterlist auf der Stirn trägt und wie lästerlicher Hohn klingt, welcher keine weitere Beachtung verdient, und zu dessen Betreibung sich auch keine Kommission von wohlwollenden, christlichen Männern bei näherer Einsichtnahme in die Verhältnisse herbeilassen wird."

Wenn im Jahre 1869 die Protestanten an die Veranstalter des Vatikanums das Anerbieten eines Ausgleichs geschickt hätten, so wäre wohl jenes Konzil nicht imstande gewesen, anmaßender und übermütiger zu antworten. Ein Unrecht ist seitens der Escher- und Baumannpartei selbstverständlich gar nicht begangen worden. „Wäre Unrecht begangen worden" — man macht noch nicht förmlich Anspruch auf Sündlosigkeit oder Unfehlbarkeit,— so erforderte dies nur den Nachweis, dann würde es gut gemacht. Also, wenn je gefehlt worden sein könnte, so kann es nur aus Unwissenheit geschehen sein. Wirklich! Wenn das so sein sollte, dann sind die Persönlichkeiten der Escherkonferenz so sündlos wie Eva vor dem Falle. Da sie aber noch über bedeutend mehr Erfahrung verfügen als die Stammmutter des Menschengeschlechts, so ist's natürlich kein Wunder, daß sie von allem, was die Dubsleute vorbringen, sich nicht im allermindesten beeinflussen, geschweige denn auf den Gedanken bringen lassen, es möchte doch vielleicht etwas auf ihrer Seite mit unterlaufen sein, das unrecht wäre.

Was den fünften Grund betrifft, so haben wir allerdings Erfahrung genug und sind außerdem noch gründlich darüber beschulmeistert worden, um ganz genau zu wissen, daß nur der von einer Partei als unparteiisch anerkannt werden kann, der alles, was diese Partei thut oder thun will, recht und gut heißt. Nichtsdestoweniger aber müssen wir sagen, daß angesichts der Thatsachen des ganzen Streites, wie sie auf unanfechtbare Weise bezeugt sind, dieser Satz ein Meisterwerk der — wir wollen uns unparteiisch ausdrücken — Darstellungskunst ist. Und wenn man sich sogar, wie neuerdings berichtewird, auch der Gelder zu bemächtigen sucht, welche die Minorität für ihre Leute gesamt melt hat, und wenn von Escher & Co. eine ganze Anzahl gerichtlicher Proceduren gegen die Anhänger von Dubs eingeleitet werden, so ist es „für jeden unparteiischen Beobachter im allgemeinen" vollkommen einleuchtend, daß Escher und Baumann von Dubs und seinen Anhängern noch immerfort verfolgt werden. Man weiß nur noch nicht recht, wen man am meisten bemitleiden soll, die harmlosen ultramontanen Schafe Leos XIII., oder die geduldigen Lämmer Eschers und Baumanns.

Die Gegenpartei wartet zur Erkärung der Unversöhnlichkeit mit einer merkwürdigen Statistik auf, die zeigt, daß selbst bei der Partei wiederum eine starke Opposition wenigstens bei den Wahlen vorhanden war, indem die Gewählten mit Majoritäten von nur 1 bis 9 Stimmen ihre Ämter erlangten. Wären nun infolge eines Ausgleichs etwa 9—10 Mann der Minorität in die Generalkonferenz hereingekommen, so wären die Wahlen sicherlich anders ausgefallen. Dubs wäre vielleicht nicht wieder Bischof geworden, aber Escher und Baumann sicher nicht.

Bis der Streit zu Ende ist, wird wahrscheinlich von den Dingen, um die man sich streitet, nicht allzuviel mehr vorhanden sein. Sollte die Minorität vor Gericht den Sieg davon tragen, so würde allerdings sich an Escher und Baumann das Sprichwort bewähren: Hochmut kommt vor dem Fall; aber Escher & Co. haben dann verdient, was Escher und Baumann verloren haben. Die Minorität erobert nur noch Ruinen und die Alten lassen ihr Gut den Jungen.

„Die Frage betreffs der Rettung der Welt ist heute zu einer einfachen Geldfrage reduziert worden," war ein Wort Bischof Fowler's, worüber Mancher stutzte. Er erklärte es aber mit dem Zusatz: „Wir haben die Bibel, die Presse, die Dampfschiffe, eine offene Heidenwelt, die Theologie, die Gelehrsamkeit, die allgemeine Bildung, die persönliche Heilserfahrung und völlig geweihte Männer und Frauen. Alles, was uns fehlt, ist: dem Herrn geweihtes Geld!"

So berichtet der Apologete. Merkwürdig, daß die Welt aus Geldmangel verloren gehen soll. Da könnte eigentlich nur noch der ungerechte Mammon helfen. Die Welt ist schon mehr wie einmal in Not gewesen. Ob ihr wohl je mit Geld geholfen wurde? Wir wissen uns keines derartigen Falles zu erinnern. Dagegen hatten Jesus und seine Jünger eine ganze Anzahl dieser Dinge nicht und auch kein Geld und dennoch hat sich nur bei einem die Sache zu einer einfachen Geldfrage reduziert und das war Judas.

Zudem scheint es uns als habe Bischof Fowler in der langen Reihe etwas ausge-

lassen, was weder Christus noch Paulus vergessen haben. Christus sagt den Zwölfen weder etwas von der Bibel (sie war noch nicht fertig), noch sagt er, ihr habt die Presse u. s. w., nicht einmal auf ihre persönliche Heilserfahrung oder ihre völlige Weihe, die sie damals noch nicht hatten, verweist er sie, sondern er sagt: Siehe ich sende euch. Und Paulus schreibt an die Korinther: Christus hat mich gesandt, das Evangelium zu predigen. Bei wem das wirklich Thatsache — nicht bloße Einbildung oder trügerische Vorspiegelung ist,—bei dem wird es gehen, wie mit dem Reiche Gottes: es wird ihm alles andere zufallen; freilich nicht nach seinen eigenen Erwartungen, sondern nach göttlichem Ermessen.

Übrigens scheint es der Methodistenkirche doch nicht ganz an Geld zu fehlen. Das am 11. November versammelte Missionskomite der amerikanischen bischöflichen Methodistenkirche hatte über eine Summe von $1,228,888 04 zu verfügen. Das ist ja in dieser Richtung schon etwas. Vielleicht kommt es noch dahin, daß die Kirche das bedeutendste Finanzinstitut der Welt wird. Ist ja schon einmal dagewesen. Ob wohl dann diesmal das Millennium anbrechen wird?

In den aus Berlin kommenden kirchlichen Blättern sind es drei Dinge, die im Vordergrund stehen: die kirchlichen Wahlen, die Bewegung gegen die Trunksucht und die durch den kaiserlichen Erlaß hervorgerufene Besprechung der Prostitution.

Was das erste betrifft so haben die Positiven diesmal einen schwachen Wahlsieg zu verzeichnen, der auch ihre Gegner noch keineswegs entmutigt hat. Außerdem wird bei einer so schwachen Majorität an der Berliner Stadtsynode ein vorsichtiges Vorgehen geboten sein, wenn man nicht durch einen überstürzenden Parteieifer einen Rückschlag herbeiführen will.

Was die beiden andern Punkte betrifft, so zeigt sich — soweit die Sache ernstlich angefaßt wird, eine große Unsicherheit in betreff dessen, was man will und eine ebenso große Unklarheit in betreff dessen, was man kann. Daß man den Trunk und die Prostitution nicht ohne weiteres durch legislatorische Akte und Polizeimaßregeln vernichten kann, tritt als allgemeine Ansicht zu Tage. Ebenso allgemein ist die Ansicht, daß es so nicht fortgehen könne. Da aber teilen sich die Wege. Die einen wollen den Strom nur eindämmen, aber nachdem er reguliert ist, weiter fließen lassen; die andern suchen die Quellen zu verstopfen, aus denen sich der Strom sammelt, und ein Teil will den Strom an der Mündung verstopfen in der Hoffnung, daß die Quellen wegen Mangel an Abfluß versiegen müßten. Diese letzteren sind allerdings nicht so zahlreich vertreten wie etwa hierzulande, aber sie haben einen gewaltigen Bundesgenossen wie hier auch — diejenigen, welchen es bei der Sache überhaupt nicht ernst ist, die aber der Form und ihrer Stellung wegen mitmachen müssen wie die Pharisäer und Sadducäer bei der Taufe Johannis. Diese sind mit äußerlichen Maßregeln leicht zur Hand, weil sie gut genug sehen, daß man sich erstens dadurch den Schein des Eifers erwerben kann und zweitens, daß die Sache, nachdem sie sich in die neuen Verhältnisse hineingepaßt hat, dieselbe bleibt und endlich, daß es auf diese Weise am billigsten d. h. am mühelosesten abgeht. Gesetze passieren kostet ja nicht viel und die Polizei hat man zu ihrer Ausführung schon so wie so; wozu also sich die Sache unnötig erschweren oder verwickeln. So ist es vielfach hierzulande, wo der Trunk verhindert und die Prostitution bestraft wird, wo man aber nicht sagen kann, daß beides ausgerottet sei. Der Staat befindet sich eben hier auf einem Grenzgebiete seiner Macht, wo er nur bekämpfend und niederhaltend wirken kann. Eine Heilung dieser Übel kann nur durch persönliche sittliche Lebenserneuerung der Einzelnen kommen, die durch äußere Mächte begünstigt und gefördert, aber nicht erzwungen werden kann.

Auch in Paris sollen Sittlichkeitsgesetze den Kammern vorgelegt werden. Dort erwartet man, gestützt auf den Sinn der Franzosen für äußern Anstand, eine Annahme derselben ohne Debatte. Es ist das wirklich bezeichnend.

Ein Beispiel römischer Anmaßung wird aus Genf berichtet. Die Behörden des Kantons und der Stadt lassen die Langseite des Frieses am alten Arsenal mit Wandmalereien schmücken, welche Episoden aus der Geschichte Genfs darstellen. Ein Teil

derselben ist jetzt vollendet und enthüllt. Man sieht Calvin, Farel und Viret neben Lévrier und Berthélier dargestellt. Das Werk von Herrn Gustav von Beaumont wird allgemein gelobt, sowohl von den Historikern, wie von den Künstlern, die es bisher gesehen haben. Nur der „Kurier von Genf" bezeigt sich mißvergnügt über die Arbeit und hat einen kaum glaublichen Brief gebracht, in welchem es wörtlich heißt: „Diese Scenen wieder darstellen, heißt die Wahrheit, das Recht, den Glauben der katholisch gebliebenen Genfer beleidigen, deren Väter nicht aufgehört haben, den Bischöfen von Genf während der drei Jahrhunderte des Calvinismus, von 1535 bis 1815, zu gehorchen. Das sind die wahren, die alten Genfer, die Stammväter des neuen Geschlechts, die zu zweien Malen, 1535 und 1875, Armut, Bedrückung und Gefängnis erwählten statt der Abschwörung ihres Glaubens. Das sind die Helden, die großen Gestalten, welche es verdienen, der Nachwelt dargestellt zu werden. Aber die Gemälde, welche jetzt zu sehen sind, werden dazu beitragen, die Geschichte zu fälschen; sie bilden ein Werk, welches weder national, noch genfisch ist, sondern calvinistisch, und wir protestieren gegen dieselben." — Um den Korrespondenten des Kuriers zu befriedigen, müßte also der Staat Genf aus seiner Geschichte, wie ein unheilvolles und beschmutztes Blatt, das ganze Werk der calvinischen Reformation ausstreichen und dagegen erklären, daß es von 1535 bis 1815 in Genf von wahren Patrioten nur die heimlichen Katholiken gegeben habe!

Litterarisches.

Die christliche Glaubenslehre, von A. Hülster.

Zweite Auflage. Preis: $2.50; für Pastoren: $2.00 baar.

Da der Verfasser früher Lehrer der systematischen Theologie an dem Predigerseminar oder, wie es offiziell heißt, am biblischen Institut der Evangelischen Gemeinschaft in Naperville, Ills., war, so ist es selbstverständlich, daß sein Werk den Standpunkt des Methodismus vertritt. Die Anlage des ganzen Werkes ist sehr ausgebreitet. Trotzdem die Geschichte der dogmatischen Entwicklung, sowie die Schriftlehre nicht besonders berücksichtigt sind, so umfaßt das Werk dennoch etwa 600 Seiten. Der dogmatische Stoff ist vollständig und selbständig durchgearbeitet, ohne daß von seinem herkömmlichen Bestande etwas beseitigt oder etwas zu demselben hinzugefügt worden wäre. Der Methodismus ist überhaupt ursprünglich dem kirchlichen Dogma weder neubildend, noch bekämpfend gegenüber gestanden. Er hat dasselbe meist genommen, wie er es fand, und verwendet, wie er es brauchte. Er ist weder ängstlich um seine eigene Orthodoxie besorgt, noch empfindlich der kirchlichen Orthodoxie gegenüber gewesen. Das prägt sich auch in dem vor uns liegenden Buche aus.

Der Ausgangspunkt der Darstellung ist die christliche Glaubensgewißheit. Von da aus wird dann der Stoff geteilt in die Lehre von Gott, die Lehre von der Welt, die Lehre vom Bösen und die Lehre vom Heil. Dieser letztere Teil ist natürlich der umfangreichste, er nimmt denn auch in der Darstellung etwa 100 Seiten mehr ein, als die drei andern Teile zusammengenommen. Er gliedert sich in die „Heilserwirkung, „Heilszueignung" und „Heilsvollendung."

Die Ausführung gestaltet sich dann derart, daß in jedem der 91 Paragraphen ein — auch durch besonderen Druck hervorgehobener — Lehrsatz vorangestellt ist, dessen einzelne Punkte, soweit es nötig ist, näher erläutert und bewiesen werden.

Auf das Einzelne können wir natürlich bei dem uns zu Gebote stehenden Raum nicht eingehen. Nur über die Anlagen im Ganzen und ihre Folgen für die Ausführung möge etwas bemerkt werden. Wenn die Glaubensgewißheit zum Ausgangspunkt eines dogmatischen Systems gemacht wird, so ist das ein Punkt, der von verschiedenen Seiten geltend gemacht wird. So ziemlich alle Kirchengemeinschaften versichern, daß man nur auf ihrem Grunde die notwendige Glaubensgewißheit finden könne; während dieselben Wahrheiten zwar anderswo auch zu finden sein mögen, aber der völligen Gewißheit ermangeln. Eine von dieser Grundlage ausgehende Dogmatik

wird also ganz von selbst kirchlich sein und zwar im Sinn und Geist derjenigen Kirchengemeinschaft, die den überwiegenden Einfluß auf den Verfasser ausgeübt hat. Das ist denn auch bei dem vorliegenden Werke der Fall und der Verfasser spricht es in der Vorrede unumwunden aus, daß er sich mit vollster Überzeugung zu dem Glaubensbewußtsein des Methodismus bekenne. Außerdem läßt die Glaubensgewißheit das persönliche Moment unverkürzt zu seinem Rechte kommen und hält dabei doch das Urteil in Beziehung auf solche Sätze der tradionellen christlichen Lehre, welche sich infolge irgendwelcher Umstände oder Zustände keiner rückhaltlosen Anerkennung erfreuen, in Schranken und hält zurück von Spekulationen, bei welchen die Sicherheit des Bekenntnisses gefährdet werden könnte. So wird z. B über die Lehre vom Teufel (die sonst eines der Lieblingsobjekte der Spekulation und einer der Hauptanstöße der Kritik zu sein pflegt) einfach gesagt, daß sie die Bedeutung anderer Lehren nicht beanspruchen könne. Das Millennium, sowie die Möglichkeit einer Bekehrung nach dem Tode werden mit der gleichen Vorsicht behandelt, die nur das Gewisse gelten lassen will, im übrigen aber eine Entscheidung weder für nützlich, noch für notwendig hält. So werden auch die spezifisch methodistischen Sätze keineswegs auf die Spitze getrieben, sondern in einer Weise festgehalten, die den Widerspruch möglichst wenig herausfordert, weil alles Gewagte möglichst vermieden ist. Selbst das unfehlbare Papsttum genießt den Vorteil dieses Standpunktes. Es heißt da: „Andererseits scheint das Unfehlbarkeitsdogma von 1870 auf Zuspitzung antichristlicher Gelüste hinzudeuten. Allein die römische Kirche hält immer noch fest an den Grundwahrheiten des Christentums, und der Papst will nur der sichtbare Stellvertreter des unsichtbaren Christus sein. Anspruch auf Unfehlbarkeit macht er allerdings, aber nur zu Nutz und Frommen christlicher Lehre und christlichen Lebens. Eine Aufblähung zu vorgeblicher Gottgleichheit würde der gewisse Sturz irgend eines Papstes sein, denn dazu ist gesunder Sinn in der römischen Kirche noch hinreichend vorhanden. Also hier finden wir weder die antichristliche Macht, noch den Antichrist. Allein die Vorbedingungen zu beiden sind dennoch allein in der römischen Kirche gegeben. Aber die Zeit ist aller menschlichen Berechnung nach noch ferne und die Art und Weise, wie der innere Abfall vom Christentum sich vollziehen und der einheitliche Bund mit der Staatsmacht geschlossen werden wird, unmöglich voraus bestimmbar."

Reservierter kann man sich angesichts der letzten zwanzig Jahre päpstlicher Politik gewiß nicht aussprechen. Dieselbe Zurückhaltung zeigt sich z. B. auch in der spezifisch methodistischen Lehre von der völligen Heiligung. Dieselbe wird als etwas hingestellt, worüber kein Zweifel sein kann. Auf der andern Seite wird die Thatsache fortdauernder Unvollkommenheit auch nicht bestritten; ebenso wird zugegeben, daß die Erbsünde sich auch durch die Geheiligten fortpflanze. Alle diese drei Punkte sind gewiß. Der erste durch die methodistische Kirchenlehre, deren Kirchenordnung als Beleg citiert wird, der letzte durch die allgemeine Kirchenlehre und der zweite Punkt als Thatsache. Zwischen diesen sich widerstreitenden Gewißheiten muß nun ein Ausgleich gefunden werden, sonst verlieren sie ihre Gewißheit. In Beziehung auf die Erbsünde wird der Ausgleich darin gefunden, daß die Natur an der Heiligung nicht Teil hat. „Wie geläutert die Frömmigkeit und wie rein das Herz auch sein mag," heißt es, „die sündliche Naturtendenz bleibt und die verderbte Naturmacht der Gattung erweist sich größer als die geheiligte freie Personmacht des Individuums, so daß das Gattungsverderben auch durch den Geheiligten fortgepflanzt wird. Natürlicherweise hängt damit zusammen, daß auch die Schwächungen der menschlichen Natur bleiben in Geist, Seele und Leib und nicht aufgehoben werden . . . . . . Daher mag auch der Geheiligte manches thun, was den Anschein des Verkehrten, ja Sündlichen hat und deshalb als ein (gewöhnlicher) Sünder betrachtet werden, und doch kein solcher, sondern ein gottgefälliger heiliger Christ sein. . . . . Auf die Gesinnung kommt es daher an und nicht auf die Vollkommenheit äußeren Vollbringens, denn wollte Gott auf dieser bestehen, so würde er bei den im jetzigen Weltbestand unverlierbaren oben angedeuteten Schwächen Unmögliches fordern, und die christliche Vollkommenheit wäre eine Chimäre. Diese wird nur so gefordert, wie sie in den jetzigen Weltverhältnissen möglich ist."

Auf diese Weise werden alle drei Punkte miteinander ausgeglichen und damit gesichert. — Es würde zu weit führen, wenn wir noch auf andere Punkte, wie etwa die Inspiration und das christologische Problem, eingehen wollten. Überall zeigt sich dasselbe Bestreben, das Sichere festzuhalten und alles Gewagte, liege es nach rechts oder links, zu vermeiden. So ist das ganze Werk kirchlich; es lehrt uns, was die Kirche lehrt in methodistischer Ausprägung.

Bei dieser Grundlage und dieser Methode ist in der Entwicklung allerdings so wenig eine Überstürzung zu befürchten, daß man manchmal wünscht, der Verfasser wäre etwas weniger vorsichtig gewesen. Über der Gewißheit steht die Wahrheit; und während jene zurückhält und vorsichtig macht, so erweist sich diese als eine vorwärts treibende und richtende Macht. Wohl muß die Wahrheit, die in sich selbst unbeweglich ist, im Menschen zu Gewißheit werden, wenn sie für ihn von praktischem Lebenswert sein soll; aber diese Gewißheit muß sich auch anderseits wieder als Wahrheit erweisen, und nur soviel als sich als Wahrheit erweisen läßt, hat Bestand und darf Bestand haben. Ebenso aber wird das, dessen Wahrheit sich erweist, eben damit zu dem Bestande, dessen man gewiß ist, hinzugefügt und bildet einen Gewinn, der den scheinbaren Verlust, den man durch Aufgeben von Dingen erleidet, die trotz ihrer traditionellen Gewißheit ihre Wahrheit nicht erweisen können, weit überwiegt.

So lange ein Wachstum in der Erkenntnis stattfindet, werden an diesem Baume immer wieder alte Blätter abfallen und neue Früchte reifen. Der Geist der Wahrheit leitet immer mehr in die Wahrheit

Wir wollen dem Verfasser des vorliegenden Buches damit nicht insinuieren, daß er das nicht gewußt hat oder wieder vergessen hätte. Aber wir dürfen doch auch nicht verschweigen, daß wir gewünscht hätten, es wäre das etwas stärker in seinem Werke hervor getreten. Wir wollen indes mit dem Verfasser darüber nicht rechten. So lange sich die Gaben des Geistes zum gemeinsamen Nutzen erweisen, sind sie wohl angewandt, wenn sie auch nicht bei allen gleich sind.

Die Inspiration der heiligen Schrift und ihre Bestreiter.

Eine biblisch-dogmengeschichtliche Studie von W. Rohnert, P.

Unter dem vorstehenden Titel ein wirklich historisches Werk zu suchen, wäre Irrtum. Die Absicht des Verfassers, der vielfach in den Wegen der Missourisynode einhergeht, ist dem „angehenden unerfahrenen Theologen" angesichts des Dissensus der heutigen — auch der gläubigen — Theologen „zum festen und gewissen Glauben an die Göttlichkeit der heiligen Schrift" zu verhelfen, damit er imstande sei „den Betrübten, Angefochtenen und Sterbenden Trost zu spenden."

Das Mittel dazu ist dem Verfasser die Wiederherstellung der Inspirationstheorie des 17. Jahrhunderts. Der Untergang dieser Theorie erscheint ihm als „das Werk des alten bösen Feindes, der das heilige und gewisse Gotteswort profan und ungewiß machen will." Der alte Kirchenglaube zerbröckelt immer mehr. „Denn, wo das Fundament weicht, da hat auch das von ihm getragene Gebäude keinen Halt mehr."

Wir verdenkens dem Verfasser natürlich nicht, wenn er das Fundament seines alten Kirchenglaubens wieder herstellen und befestigen will. Um Gewißheit ist's ihm dabei vor allem zu thun, um absolute Zweifellosigkeit. Es ist nun freilich richtig, daß die Wahrheit in sich zweifellos gewiß ist; aber es ist ebenso richtig, daß eine zweifellose Gewißheit nicht notwendig mit der Wahrheit identisch ist. Zudem wird niemand durch den alten Kirchenglauben selig, sondern durch den noch viel älteren Glauben an Gott und Christum, der keineswegs die Inspirationstheorie des 17. Jahrhunderts zur unentbehrlichen Grundlage hat.

Was das Buch selbst betrifft, so geht es von dem Satz aus, daß „die heil. Schrift nicht bloß Offenbarungsurkunde, sondern die Offenbarung Gottes selbst ist." Es wird also der γραφή auch das zugeschrieben, was nur vom λόγος gilt. Es ist genau dieselbe Idee, die sich in der talmudischen Lehre von der Tora findet. Konsequenterweise müßten

natürlich alle Prädikate, die dem ewigen Logos oder Christo beigelegt werden, auch auf die Schrift übertragen werden. Das wird nun freilich nicht durchgeführt, sondern es wird das Verhältnis von Schrift und Offenbarung auf etwa vier und „der Bibelkanon“ auf elf Seiten absolviert, wobei der Verfasser noch Zeit und Raum findet, die „märchenhafte Sage“ von den 72 Übersetzern der LXX anzuführen, und zu behaupten, daß Aleph, Jod und Vav „drei in den Text gesetzte Vokalzeichen“ seien, und daß „der Text des hebräischen Kanon völlig rein und unverändert geblieben sei.“

Wir wollens gerne glauben, daß der geehrte Verfasser „bei amtlicher Überlastung“ nicht Zeit fand, sich mit all den Kleinigkeiten bekannt zu machen, auf Grund deren allein ein richtiges Urteil über die Buchstaben Aleph, Jod und Vav und die Textgestalt des hebräischen Kanon gebildet werden kann.

Eigentümlich ist nun die von Seite 17 an beginnende Ausführung. Es werden nämlich einfach die Kategorien der Dogmatiker des 17. Jahrhunderts auf die Schrift selber, auf die Citate der alten Kirchenlehrer und auf Luther angewandt, und dann darzuthun versucht wird; 1. daß die heil. Schrift selber schon jene Theorie enthalte; 2. daß die alte Kirche, 3. daß Luther sie gehabt habe, und 4. wird diese Theorie noch dreimal breit und ausführlich durch Citate aus Chemnitz, Gerhard und Quenstedt wiedergegeben. Dieselbe Theorie findet sich also sechsmal, und wenn diese Wiederholung die Theorie begründen könnte, so würde sie sicher dadurch gefestigt werden!

Eins dürfen wir aber nicht übersehen, die ganze Theorie gilt nicht einmal vom griechischen und hebräischen Urtext, sondern nur von den Originalhandschriften. Das wird begreiflicherweise nicht ausführlich dargethan, sondern Seite 56 und 67 nur gelegentlich bemerkt: „Die Urschrift der Schrift, ihr Original ist gewißlich fehlerfrei gewesen.“ Auf die angeblich müßige Frage, warum Gott nicht besser darüber gewacht habe, daß die biblischen Kodices ganz übereinstimmend lauteten, wird die gefährliche Antwort gegeben: „Das hat Gott so zugelassen, damit die Schriftgelehrten, welche zum Himmelreich gelehrt sind, Fleiß anwenden möchten, den Gedanken Gottes nachzuforschen und mit allen Hilfsmitteln das Gold von den Schlacken zu scheiden.“ Das ist ganz genau der Weg, auf dem diese Inspirationstheorie ihrem Ende entgegengegangen ist.

Den Schluß des Buches bildet ein Massengericht, das über alle Theologen seit der der Zeit des Pietismus ergeht, „nur etwa Stier, Rudelbach, Hengstenberg, Vilmar, Kliefoth und wenige andere ausgenommen.“ Da geht es nun dem Reinen, wie dem Unreinen, dem, der opfert, wie dem, der nicht opfert. Rationalisten und Supranaturalisten, Unions- und Konfessionstheologen, Gläubige und Kritiker werden verdammt, weil sie nicht eine unveränderte und unverbesserte Auflage der Inspirationstheorie des 17. Jahrhunderts haben erscheinen lassen. Wie in der Unterwelt sind sie da versammelt. Michaelis, Semler und Töllner; Schleiermacher, Twesten, Nitzsch und Marheinecke; de Wette, Hase und Hupfeld; Strauß und Schenkel; Baur und Beyschlag; Tholuck, Müller und Rothe; Dorner und Lange, samt Olshausen, Beck und Martensen; Thomasius und Philippi; Hofmann und Kahnis; Delitzsch und Luthardt; Kurtz, Volk und Harnack; ja selbst Dieckhoff zusammen mit Grau, Frank und Ritschl; sie alle werden einfach citiert, auch wohl durch zwischengesetzte Ausrufungszeichen Kahnis sogar durch den Ausruf: „Eine schöne Bibel das!“ verhöhnt und ohne Widerlegung verdammt.

Einem solchen Verfahren gegenüber kann man nur sagen: Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet, verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet.

Aber messen wir den Verfasser mit seinem eigenen Maße. Wenn ein Pastor, den Betrübten, Angefochtenen und Sterbenden Trost aus dem Wort Gottes spenden will, bringt er weder seine hebräische Bibel, noch sein griechisches Neues Testament mit, (außer wenn er ein Mann von sehr großer Taktlosigkeit ist) noch viel weniger die nach Rohnert allein irrtumsfreien Originalexemplare der Propheten und Apostel, sondern eine Übersetzung der Bibel, in welcher manches fehlerhaft übersetzt und irrtümlich aufgefaßt ist. Wer giebt ihm nun das Recht, eine mangelhafte Übersetzung als das untrügliche Gotteswort auszugeben? Muß er nicht, wenn er ehrlich sein will, es frei heraus-

sagen, daß nur die Originalschriften der Bibel irrtumsfrei gewesen sind, daß die Abschriften und Übersetzungen nicht inspiriert seien, und daß der wahrheitsuchende Bibelleser nur die Übersetzung einer sicher nicht ganz fehlerlosen Abschrift derselben vor sich habe, und daß er sich auf diese Übersetzung nur soweit verlassen könne,. als sie richtig sei, und leider wisse der Pastor infolge seiner Kenntnis des Urtextes, daß Fehler darin seien. Und wenn der Pastor den Urtext nicht verstehen und auch die Übersetzungsfehler nicht bessern kann und ehrlich genug ist, das einzugestehen, welche Gewißheit, und welchen Trost im Leben und Sterben kann er da spenden? Muß er da nicht auf Grund seiner Inspirationstheorie, die ihm nach Rohnert Glaubenssache sein muß, schweigen? Wenn es in solchem Fall nicht in Wahrheit heißen kann: ich glaube darum rede ich, dann kann eine Theorie, die den mangelnden Glauben ersetzen soll, höchstens den Schein, aber nicht das Wesen des Glaubens hervorbringen; einen Schein der zum Selbstbetrug und zur Heuchelei verführt.

Wer dagegen in Moses, den Propheten und Aposteln die Herrlichkeit des fleischgewordenen Wortes, wenn auch nur wie in einem Spiegel, geschaut hat, in wem sich das Evangelium als eine Gotteskraft bewiesen hat, für den bedarf es keiner Inspirationstheorie um Gottes Wort als solches zu erkennen und anzuerkennen. Da heißt es dann auch: Was wir gesehen und gehört haben, das verkündigen wir euch; nicht: was wir auf Grund einer Inspirationstheorie annehmen müssen.

Wundern müssen wir uns nur, daß ein mit Amtsgeschäften überlasteter Pastor ein solches Buch schreibt. Wäre er Professor der Theologie, so müßte er von Amtswegen eine Inspirationstheorie haben, um sie lehren zu können. Wenn einer nun da eine Theorie darlegt, die wenigstens in der Vergangenheit einmal gegolten hat, anstatt eine zu ersinnen, die niemals gelten kann, so ist das ein Zeichen löblicher Bescheidenheit und heilsamer Selbsterkenntnis.

Wenn aber ein mit Amtsgeschäften überlasteter Pastor zu solchen Dingen greift, anstatt auf Grund seiner Beobachtung, die er doch während seiner Amtsthätigkeit sicherlich gemacht hat, die Wahrheit des göttlichen Wortes aus seiner Wirksamkeit zu erweisen, so ist das etwas befremdlich. Wo sich das Schriftwort als Hammer und Feuer, als befruchtender Regen und lebendiger Same, als göttliche Kraft, Weisheit und Wahrheit bewährt hat, da bildet die Erfahrung und Beachtung solcher Thatsachen eine festere Grundlage als eine Theorie, die eben nur noch der Geschichte angehört.

Denkwürdigkeiten aus der Neuen Welt.

1. Band. — Von W. Fotsch.

Ein interessantes Buch, das in anziehender Weise die Entdeckung Amerikas, sowie die Eroberungszüge der spanischen Abenteurer in Mexiko und Peru schildert.

Von Krippe und Kreuz zum Thron.

Charakterzüge aus dem Leben Jesu, sowie der vier Hauptapostel. Von W. Fotsch.

Wenn man die beiden vorstehenden Bücher liest, so merkt man nur am Titel, daß sie von einem Verfasser herrühren. Die Idee des letzten Buches, das Leben Jesu und der vier Hauptapostel zum Gebrauch „für Bibelstunden" zu bearbeiten, ist gut, aber nicht so leicht auszuführen.

Der Verfasser hat mit viel Fleiß und Eifer, aber mit sehr wenig Urteil alles mögliche zusammengetragen und durcheinander gemengt, so daß erstlich ermüdende Wiederholungen derselben Gedanken, ja beinahe wörtliche Wiederholungen einzelner Abschnitte nicht fehlen. Da gehen nun geograpische, geschichtliche und naturwissenschaftliche Stücke, Bibelverse, Citate aus Klassikern alter und neuer Zeit, exegetische, grammatische Erläuterungen, griechische Worte und lateinische Verse, christliche Legenden und rabbinische Fabeln nebeneinander her, ohne daß sie sich zu stören scheinen. Es werden phantastische Sagen, grundlose Vermutungen und unzweifelhafte historische Thatsachen oft zu einem

Bilde zusammengesetzt; und wenn der Leser nicht vermöge seiner sonstigen Kenntnisse die Sache zu beurteilen imstande ist, so weiß er nicht, was er vor sich hat. So wird z. B. Nicephorus, Lentulus und Delitzsch nebeneinander citiert, um die leibliche Gestalt Christi zu veranschaulichen, aber kein Wort davon gesagt, daß diese Phantasiebilder, die nicht über das 14. Jahrhundert zurückreichen, absolut keinen Wert haben. Vielmehr wird bei einem ähnlichen Phantasiebild der Gestalt des Paulus der Leser nochmals versichert, daß Christus auch klein, „nur sieben Spannen hoch," gewesen sein soll. Ähnliche Behauptungen kommen noch mehr vor. So wird von Jakobus, des Herrn Bruder, gesagt, daß er ein Nasiräer von priesterlicher Herkunft und aus Davidischem Geschlecht gewesen sei. Wie konnte das möglich sein? Er konnte ja keinen zwei Stämmen zugleich angehören. Von der Ehebrecherin wird gesagt, sie sei „eine Frau aus dem niederen Volk" gewesen. Woher weiß man das? Ferner: „Die Sadducäer werfen den Pharisäern vor, daß sie den Text im Talmud zu ihren Gunsten verfälschten." Daß die Sadducäer verschwunden waren, ehe der Talmud geschrieben wurde, ist nicht beachtet worden Auch wird behauptet, es seien infolge der Tempelreinigung jene Vorschriften über levitische Reinhaltung des Tempels erlassen worden, wie sie der Talmud hat. Bei der Reise Jesu nach Jerusalem findet sich folgende Schilderung: „Langsam kommen sie von Gilead herab, überschreiten den Jabbok und sehen zum letztenmale den Ort, wo Johannes seine Mission beschloß; und grinsend stierten sie die finstern Mauern der Feste Machärus an. Mahnend zeigte Nebos Haupt himmelwärts, wo Johannes von seinen Jüngern bestattet wurde."— Woher weiß man das?

Der Satzbau, wie die Wortbildungen sind oft von einer Nachlässigkeit, die man einem Schüler nicht verzeihen würde. So wird von den „entferntesten Frontiren" des römischen Reiches geredet. Die Sätze werden nicht citiert oder angeführt, sondern „quotiert" Eine Zeit lang wird Jesus nur als der „junge Galiläer" oder der „junge Nazarener" bezeichnet, dann ebenso stehend als „der Reeseprediger." Die Heilungswunder werden „Wunderkuren" genannt. "Opus Operatum" wird als „überzähliches gutes Werk" wiedergegeben. Es wird ganz ruhig von „Paulus als Student," an einer andern Stelle von dem „apostolischen Kleeblatt, dann von der „Kirchenbehörde" geredet, die „aus Priestern, Kanonisten und Judenpredigern" bestanden habe. An einer Stelle heißt es: „Wiederum hatte er, wie üblich, mehr von der Nacht im Gebet als mit Wachen zugebracht." — „Die Taubenverkäufer hieß er ihr Gefieder von hinnen nehmen und hinausgehen." — Die Schultradition wird (von Jesu) als alter Schund verworfen." — „Im geheimen ließen die Priester und Rabbinen die Regeln etwas los." — „Die Krallen des herzlosen Fürsten" [als ob er wirklich Krallen gehabt hätte]. — „Der Esel galt als ein Bild des Friedens." Von Joseph wird gesagt: „Gestorben ist er, weil er in den Evangelien nicht weiter vorkommt." Bei einem Zusatz zum Bericht über die Abendmahlsfeier findet sich der Ausspruch: „Die Gährung beginnt, da der Zucker alkoholisch wird und dann trunken macht und oft ehebrecherisch wirkt." — „Einige der hitzigsten Hohenpriester" [als ob die Hohenpriester dutzendweise vorhanden gewesen wären]. — „Die Regeln der Natur kommen von Gott, die theokratischen Regeln von Menschen."— Von Paulus wird gesagt: „Seine Worte sind göttliches Dynamit." —

Ebenso ist mit den Druckfehlern fein säuberlich verfahren worden, d. h. man hat sie in zu großer Anzahl stehen lassen. Der Schreiber dieses hat schon manche Korrektur gelesen und ist darum in dieser Hinsicht auch nicht ohne Sünde, aber so viel Druckfehler hat er nicht leicht in einem sonst typographisch gut ausgestatteten Werke gefunden. „Isebell" — „Kubiten" — „Intolleranz" und „Confussion." — „Das Mina" (viermal). — „Hayax Legomen" und „Hayax-Legomena." Wir könnten die Liste noch verlängern, wollen aber abbrechen. Der Gegenstand des Buches hätte sicher eine bessere und sorgfältigere Behandlung, eine reinere Ausscheidung alles Fabulösen und Phantastischen und vielfach eine würdigere Darstellung verdient als die, welche ihm zu teil geworden ist.